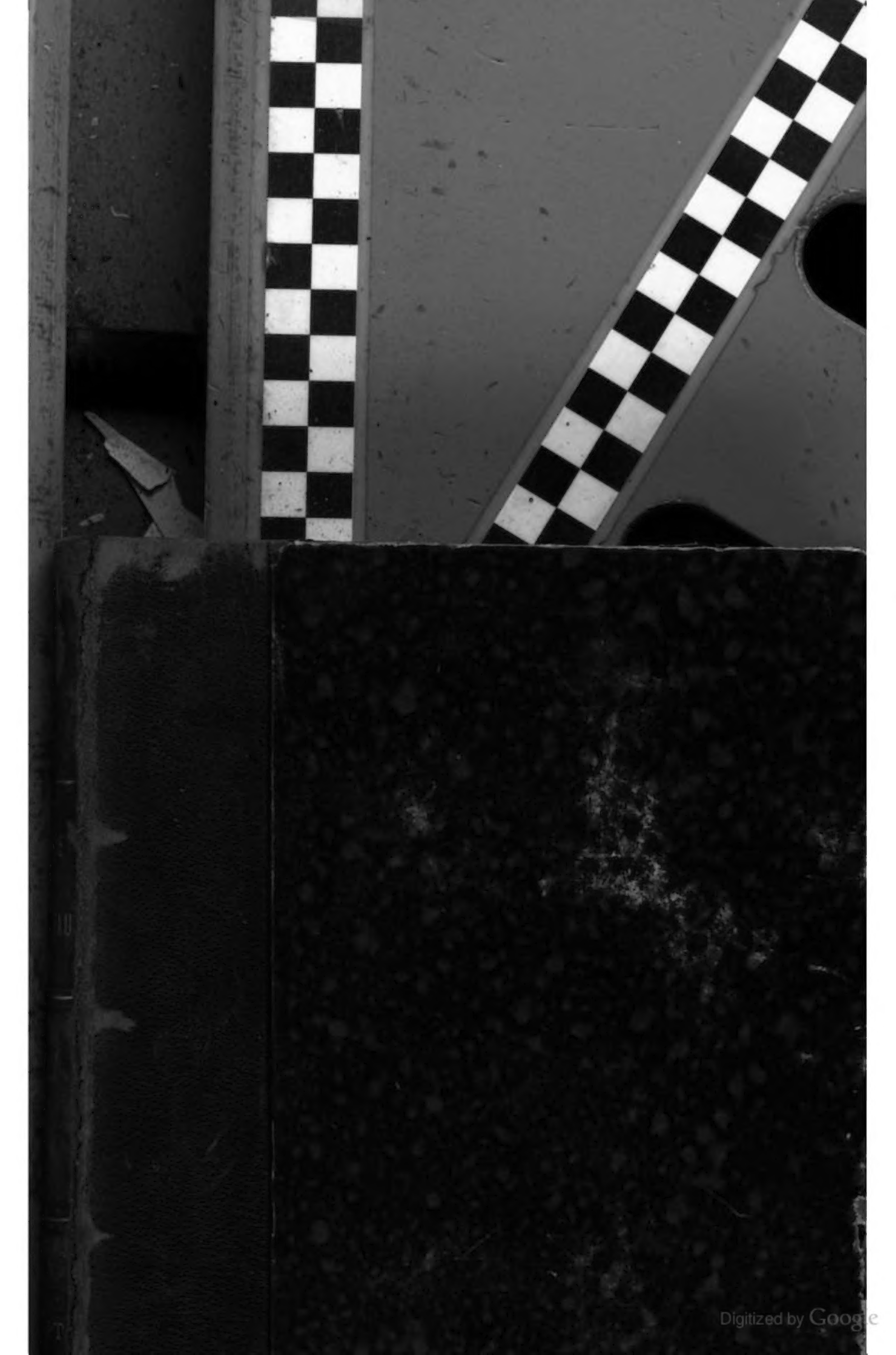
image
not
available

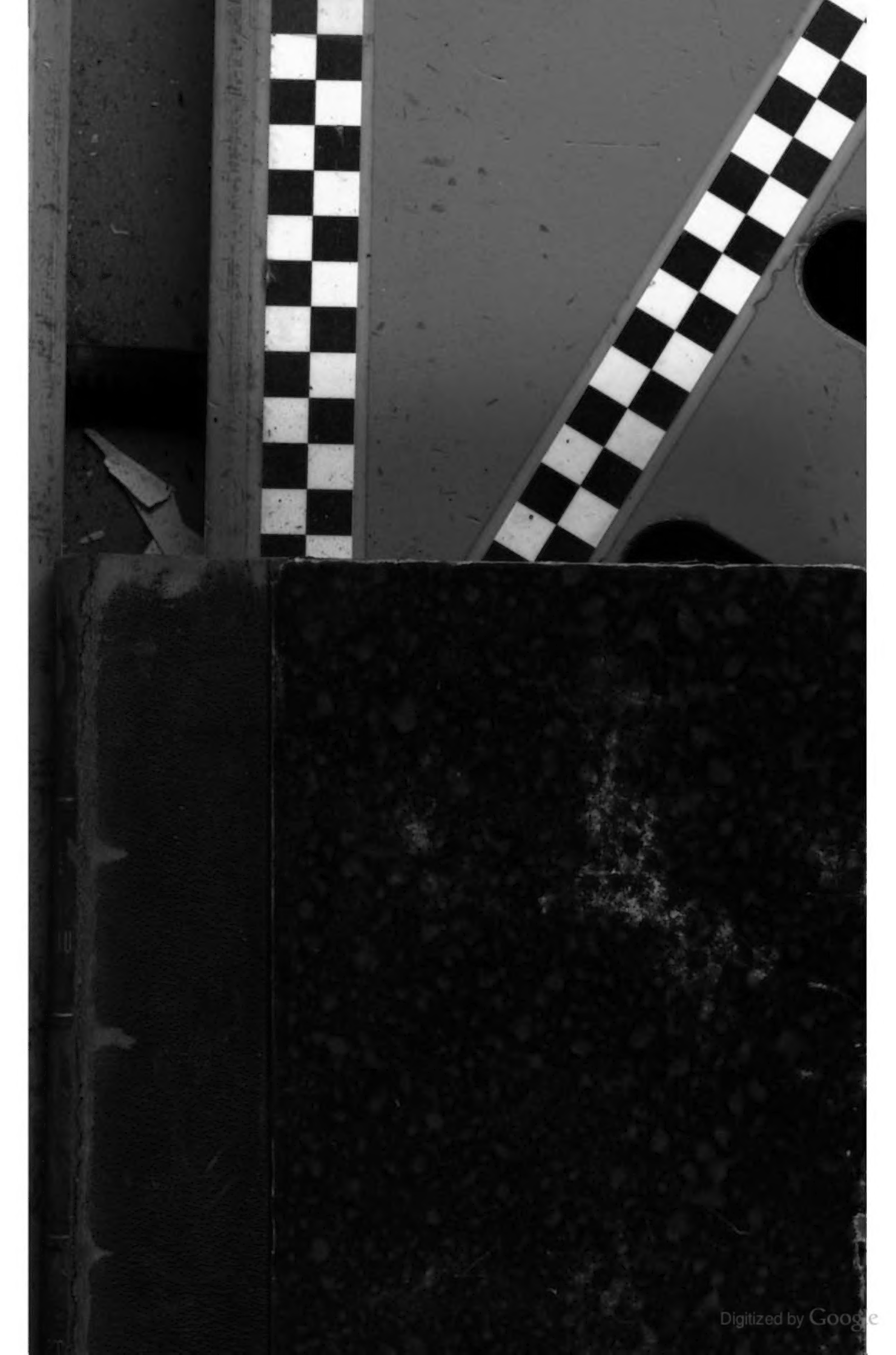


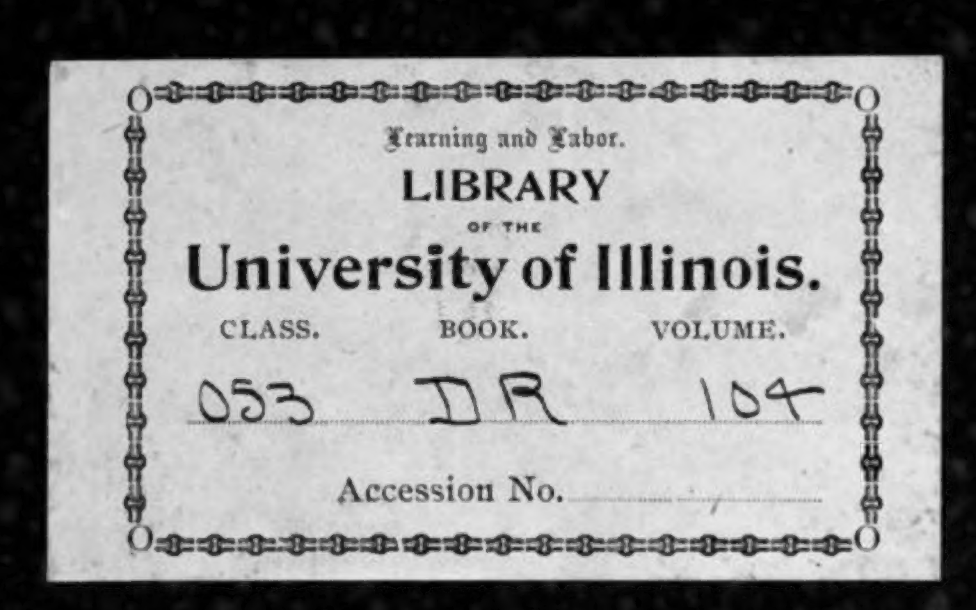












Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CIV.

(Juli — August — September 1900.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. C. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Weltevreden**, Niederl. Ostindien, G. Kolff & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- und Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.



Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertundvierten Bande (Juli — September 1900.)

(Fortsetzung umstehend.)

Die verfluchte Stelle.

Novelle aus dem Kaukasus

von

Ilse Frapan.

In einem Lande, wo die hundertblättrige Rose ihre Heimath hat, wo in üppigen Wäldern der Edelfasan lockt, wo edle Menschenbilder seit uralter Zeit auf gesegnetem Boden schreiten, liegt eine nackte, gelbe, sonnendurchglühte, winddurchrauschte Wüste.

An drei Seiten um die Wüste zieht sich das Land der Granaten und der Feigen, der Maulbeerbäume und der Palmen, an der vierten Seite stürmt ein ungastliches Meer gegen den öden Strand.

Und mitten in dieser Wüste, die kein Wesen ernähren kann, weder Pflanze noch Thier, noch Mensch — denn ihr Boden ist vergiftet, ihre Luft ist verpestet, ihr Wasser tödtlich — mitten in dieser menschenfeindlichen Einöde liegt eine verfluchte Stelle, und auf dieser Stelle steht eine Stadt.

Ist sie wirklich verflucht, die Stelle, wo die Stadt steht?

Viele von denen, die dort wohnen und herrschen, meinen, es sei eine bevorzugte Stelle, denn ihre Augen sind blind geworden vom endlosen Ziffernlesen. Sie sehen nicht mehr, daß diese Stelle verflucht ist.

Dieselbe Sonne, die in dem umgebenden Fruchtlande die Keime so voll und strotzend aus der Furche treibt, all ihre wohlthätige Kraft über das Fruchtland ausgießt — auf diese Stelle hat sie seit Jahrmillionen mit tödtender Energie heruntergebrannt, und in flüchtigen Schöpfungen, die sie eben so schnell vernichtete, sich der Erde gegeben, damit sie die zeugende und vernichtende Kraft der Sonne festhalte.

Es wollte die gewaltige Spenderin des Lebens ihrem Schützling, der Erde, ein Gut vererben für seine alten Tage, einen Schatz für die armen Zeiten, die kommen müssen, eine Wärme für den Winter, auf den kein Frühling mehr folgt.

Und die Sonne zeugte und versengte, zeugte und verbrannte, zeugte und verkohlte, zeugte und destillirte hier an dieser Stelle und schuf so den unter-

irdischen Schatz für die künftigen Zeiten, und unter ihrer rastlos wirkenden Kraft verschwand die Blüthe, die den Augenblick schmückt, die vergängliche süße Frucht, der flatternde Vogel. Um die Zukunft zu sichern, mußte die Gegenwart an dieser Stätte dürr, reizlos, trostlos sein.

Sind die armen Zeiten schon erschienen? Sind die alten Tage der Erde schon gekommen?

Die hier angehäufte Energie der Sonne begann durch alle Dürre, durch alle Reizlosigkeit, durch alle Trostlosigkeit des Augenblicksbildes hindurch plötzlich auszustrahlen. Der Schatz in der Tiefe erhob sich und fing an zu glühen. Und geheimnißvoll und unheimlich begann er auf andere Energien zu wirken und sie unwiderstehlich auf diese dürre, reizlose, trostlose Stelle hinzuziehen.

Einem Drachen im Märchen, einem fürchterlichen Fabelwesen gleich, das mit tausend Schlangenarmen um sich greift, griff die hier begrabene Kraft, als sei sie der Einsargung müde, über in die Leben und Schicksale der winzigen Zwergenergien, der menschlichen Energien, riß sie an sich, versammelte sie hier, fesselte sie hier, sog sie aus, machte sie zu Knechten und ließ die Knechte neue Knechte werben und wieder neue und wieder neue, indem sie die aufgespeicherte Energie der Sonne umsetzte in eine andere Energie — in die Energie des Geldes.

So kam der Fluch.

Die wimmelnden Zwergenergien, die sich hier versammelt hatten, wie die Ephemeren sich um die Straßenlaterne sammeln, taumelten wild durcheinander; eine erstickte, erdrückte hundert andere. Einige waren zuletzt obenauf. Sie bauten die Stadt in ihrem hitzigen, aufs Höchste gesteigerten Lebensfieber, die Stadt, über der der Fluch des Geldes liegt.

Wie ein gefräßiger Rachen ist die Stadt und die Vorstadt. Er klafft ewig offen, ewig dürstend. Und nur junges Blut kann ihm den Durst kühlen. Was zaudert ihr, junge Opfer?

Frühling ist's, bald werden die Rosen blühen, schon blühen auf den Felsen die Nelken.

Aber Tigran geht fort.

Die duftende Krone des Nußbaums ist voll und lockig; an seinem Stamm die starke Rebe steht in üppigen, saftigen, jungen Blättern.

Aber Tigran geht fort.

Die Winterhürden sind schon fast verlassen; von jungen Lämmern wimmelt es im Dorf und von meckernden Kitzlein.

Aber Tigran geht fort.

Unter dem Schatten der Maulbeerbäume tönt die Hirtenflöte, es ertönt das Lachen der erdbeersuchenden Mädchen; das lange Gras an der Quelle ist zerknickt vom Fuße der Tanzenden.

Aber Tigran geht fort.

Seine Mutter Ankin weint, es weint Nargiß, seine Geliebte, auch Tigran weint.

Aber Tigran geht fort.

Ankin hat Wolle gesponnen und hat sie gefärbt mit dem Safte der Kräuter in weichen und glänzenden, unvergänglichen Farben und hat den Reisesack gewoben, den Doppelsack, den Tigran auf der Schulter tragen wird. Mit Thränen hat sie die Fäden in den Rahmen gespannt. Gewoben hat sie und dabei geweint.

Denn Tigran ist ihr jüngster und liebster Sohn.

Nargiß hat heimlich der Mutter seine Wolle abgeschmeichelt; die Mutter hat das schönste Muster abgesehen, das es im Dorfe gibt — ein persisches Palmblattmuster, bunt auf rothem Grunde. Strümpfe hat sie gewoben und dabei geweint.

Denn Tigran ist ihr Geliebter.

Wer hat sanftere Augen als Tigran?

Wer hat schwärzere Locken als Tigran?

Wer hat schlankere Glieder als Tigran?

Wer trägt den Nacken stolzer als Tigran?

Wer bläst so schön die lange Hirtenflöte, abends, wenn nach heißem Sommertage ein kühles Windchen weht auf dem Chalabshügel? Tigran! Tigran! Wie kann man Augen haben für einen Andern als Tigran?

Aber Tigran geht fort, und Nargiß weint.

Wohin denn geht Tigran?

Ist nicht ringsum Fülle der Blüthen und süßes Wasser und süße Früchte, und im Joch gehen mächtige Büffel, und im Walde lockt der Truthahn?

Wohin denn geht Tigran?

Will er ein Land finden, das schöner ist als dieses überschwänglich gesegnete fruchtreiche Land am Abhang der Berge?

Ach nein, nichts Schöneres geht er zu suchen.

Will er liebere Freunde, theurere Menschen, treuere Seelen finden?

Ach nein, nichts Lieberes, Theureres, Treueres gibt es für Tigran als seine Mutter und seine Geliebte.

Will er auf kühne Jagd, auf kecke Abenteuer ausziehen?

Ach nein, die Feuersteinflinte läßt er zurück, nimmt nur den Wanderknittel mit der Keulenkrücke, den Schultersack mit Wäsche und Kleid, süße Kuchen von der Mutter als Wanderzehrung, saure Milch als kühles Wanderlabsal, das ihm die Mutter bereitet.

Wohin geht er?

Er geht an einen Ort, wo kein Baum grünt, wo kein Grashalm sprießt, wo kein Hase über die Ebene springt, wo keine klare, süße Quelle sprudelt, wo kein Vogel pfeift, — wo nur der Meerwind heult, wo aus der Erde unheimlich loderndes Feuer bricht, wo augenblendender, kehleausdörrender Staub fliegt, wo die Erde aus eisernen Mäulern erstickende Dämpfe haucht, wo die Erde schwarzes, übelriechendes Fett in ihren Adern birgt, aus gurgelnden Brunnen hervorspeit, in haushohen Strahlen emporspritzt.

Wo der heiße Sand leblos, lebenertödtend, — wo die heiße Luft schlecht zu athmen, wo das trübe Wasser bitter zu trinken ist, — dahin geht Tigran.

Wo der Tag keine Freudigkeit und die Nacht keine Ruhe kennt, wo es vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen rasselt, zischt, hämmert, dröhnt, klirrt, schnauft, brüllt — dahin geht Tigran.

Wo die Erde nicht die sichere sanfte Mutter, sondern ein trügerisches, rastloses, unheimliches Etwas ist, in dem der unachtsame Fuß versinkt ohne Rückkehr und Rettung, — dahin geht Tigran.

Wo die Sonne, durch keinen Schatten gemildert, auf durchfetteten Flugsand herniederbrennt, wo Sonne und Mond vom fliegenden Sandstaub verfinstert sind, — dahin geht Tigran.

Warum denn geht er?

Sehnt er sich aus dem Paradies in die Hölle?

Seine Mutter Ankin weint, es weint Nargiß, seine Geliebte, es weinen die Freunde und Gespielen.

Warum denn geht er?

Nein, er sehnt sich nicht nach dem Unbekannten. Nein, er malt es sich nicht schön, das Land, wo der schwarze Riese herrscht, obwohl er seine Schrecknisse nicht kennt. Nein, er möchte hier bleiben in seinem Heimathdorf am Berge, wo bald die Maulbeeren reifen, und wo er frei ist, zu gehen, wohin er mag.

Aber — —

Es ist Kunde gekommen, eine seltsame Kunde.

Der Simon, Tigran's Kamerad, hat seiner Mutter zwanzig Rubel heimgeschickt; der Simon ist vor zwei Monaten fortgegangen.

Aber die erste Kunde kam nicht von Simon, Simon hatte sie vom Ambarzum aus dem Nachbardorf. Ambarzum war der Erste aus dieser Gegend, der fortging aus seinen Bergen nach dem Ort, wo das übelriechende Gold aus der Erde spritzt.

Vor dreiviertel Jahren ist Ambarzum fortgegangen, und viermal schon hat er zwanzig Rubel heimgeschickt.

Und nun ist er zurückgekehrt, um Tigran mit fortzunehmen.

Warum nicht gehen, Tigran?

Geld! Geld! zwanzig Rubel! Ein Vermögen in Asaij. Wenn Einer das ganze Jahr als Knecht bei einem Bauern dient, gibt man ihm fünfzig, sechzig Rubel, Tigran aber wird nach zwei Monaten zwanzig Rubel an die Mutter schicken.

Simon's Mutter kauft Schafe, Schweine kauft sie; eh' das Jahr um ist — plötzlich wird Simon's Mutter eine reiche Frau sein.

Warum nur Simon's Mutter? Warum nicht auch die Mutter des Tigran, die fünf Söhne hat? fünf schlanke, bärtige, starke junge Bursche, gewandt zu jeder Arbeit? Geh, Tigran!

Ankin weinte, aber sie rüstete den Sohn aus für die Reise.

Tigran weinte, aber er rüstete seine Gedanken für den Abschied. Er wird Geld verdienen und heimschicken, und es wird sich ansammeln, und dann wird er zurückkehren und Verlobung feiern mit Nargiß.

Nargiß weinte, aber wer fragte nach Nargiß' Meinung! Und vielleicht, — ist er nicht schön, der silberne Gürtel, den man für Geld kaufen kann? Vielleicht wird Tigran ihr zur Verlobung einen solchen Gürtel bringen ....

Auf den Felsen blühen die Nelken, die Rosen knospen im Thal, — lebe wohl, Afaij, mein Heimathdorf, lebewohl Mutter, meine Vertraute, lebe wohl, Nargiß, heimlich Geliebte, lebt wohl, meine Gespielen!

Früh, früh, eh' die Sonne kommt, die feurige, junge Frühlingssonne, hat Tigran Abschied genommen. Einen Tag muß er wandern, bergab, bergauf und wieder bergab und weit durch die Steppe, einen ganzen Tag, bis er den schwarzen Riesen erreicht, der feuerauswerfend, mit lauten Schritten seiner ehernen Füße durch die Länder rennt. Nur von weiter Ferne hat er ihn gesehen, aber da war er zusammengeschrumpft wie eine graue ungefährliche Schlange.

Noch dämmert der Morgen kaum. Es ist kühl und thauig. Sie wandern hinaus, Tigran mit Ambarzum, aber nicht allein, noch sind die Brüder, die Gespielen mit ihnen.

Schwer sind Tigran's Augen von Thränen, die er schamvoll verbirgt. Die Dunkelheit ist ihm willkommen. Nichts sprechen kann er. Alles ist schon gesprochen. Vor seinen Blicken sind immer die Augen seiner Mutter, die voller Thränen stehen.

Aber lebhaft plaudern die beiden Blinden, seine Onkel, die ihm auch das Geleit geben. Für sie ist's gleich, ob Tag oder Nacht ist, immer gleich dunkel. Aber ihr Sinn ist fröhlich. Und ihr Herz schwillt vor Stolz über den Neffen, der nun in die Stadt gehen und Geld verdienen wird. Sie gingen auch, sagen sie, wenn sie nur könnten. Aber sie müssen hier bleiben, wo sie jeden Fels kennen, wo sie aus der ganzen Herde, die am Brunnen trinkt, ihren Büffel heraus kennen und am Horn wegziehen, wo sie pflügen und im Walde Holz aufladen, wie die Sehenden.

Tigran hört sie plaudern. Sein Herz zittert vor dem Unbekannten, und leise regt die Neugier sich. Viel wird er sehen, was die Anderen nicht sehen; die Wunder der Stadt wird er sehen. Und Geld wird er verdienen.

Die neue schwarze Lammfellmütze engt ihm die Stirn. Wacker hat ihn die Mutter ausgerüstet; der schwarze Faltenrock hat eine neue silberumflochtene Schnur, die um den Hals und am Vorstoß hinläuft. Grün, roth und blau sind die neuen um die schwarzen Hosen geschnürten Gamaschen. Er blickt auf seine Füße und lächelt freudig. Gestern in der Abenddämmerung brachte Nargiß' Mutter diese neuen Sandalen mit den zierlich aufgekrümmten Spitzen, diese bunten Socken, in denen seine Zehen stecken. Die Geliebte hat ihm Glück auf den Weg wünschen wollen, er fühlt es.

Ohne Pfad, steil hinab zwischen Felszacken und Dickicht. Die Nacht kommt ihnen aus dem Thal entgegen, wo die Winterhürden stehen.

Bis dorthin begleiteten sie die Freunde. Sie trugen ihnen ihr Gepäck, sie wollten ihnen noch etwas Liebes thun, dem Ambarzum und vor Allem dem jungen Tigran. Aber Tigran fühlte die Liebe nicht mehr, er fühlte nur den Abschied. Mechanisch that er Schritt um Schritt, Sprung um Sprung. Ihm

war wie einem Verurtheilten. Der helle, langgestreckte Stall hob sich dämmrig aus den Bäumen, und da war die Stimme der versteckten Quelle, wo er Nargiß zum letzten Mal gesehen. Eine volle schwarze Traube hielt sie in der Hand, und ihre Augen waren schwärzer als die Beeren der Traube. Und den ganzen Tag hatte Tigran vor sich hin gesummt:

Die weiße Taube pickt die süße Traube,
Wer Trauben kennt, verschmäht die schwarzen nicht.
Es fürchtet sich der Jäger vor der Taube,
Weiß ist die Taube, schwarz ist mein Gesicht.

Tigran erwacht aus seinem Traum, der letzte Abschied ist da.

Vorwärts nun, allein mit Ambarzum. Tigran rückte sich den Sack, den ihm sein Freund getragen, selber auf Brust und Schulter zurecht, faßte den Stab fester und eilte Ambarzum voraus mit starken Schritten. Einem mächtigen Büffel mit ungewöhnlich weit geschwungenen Hörnern, der an einer Eiche angebunden war, strich er verloren über den Nacken, er kannte ihn, er hatte ihn aufgezogen und Schmerzen um ihn gelitten, als ihn die Mutter verkaufte. Auch das Thier schien ihn noch zu kennen. Es murrte gedämpft unter seiner Hand.

Da übermannte ihn der Kummer. Hinter den Eichen warf sich Tigran auf den Boden und weinte. In seinem neunzehnjährigen Herzen war eine unbeschreibliche Verwunderung, eine dumpfe Verzweiflung darüber, daß er ging. Sie kehrten zurück, sie Alle nach Asaij, aber er, — ach wie viele Tage und Nächte sollten vergehen, bis er zurückkehren durfte! Verwirrt sah er sich um. Noch immer hing hier, im Thal, die Nacht in den Zweigen und blickte ihn feindselig an. Ein Schakal winselte. Von den Ställen her antwortete ein Hund.

Als Tigran seinen Gefährten rufen hörte, sprang er auf die Füße, und wortlos wanderten sie über die Thalsohle auf die Kette der Vorhügel zu, die sie überschreiten mußten. Eilig, zugleich mit der auftauchenden Röthe des Morgens, erklommen sie dann den Hügel. Dort sollten sie zum letzten Mal Asaij sehen.

Die Luft war erfüllt vom Gesang unzähliger Vögel, als sie droben waren. Wie selige Geister standen im zarten Frühroth die fernen Berge auf dem lichtgrünen Himmel. Aber Tigran's Blick sog sich fest an der Berghalde gegenüber, wo die Dornenzäune von Asaij schon ununterscheidbar mit dem Dickicht verschwammen. So klein und fern war schon Alles geworden! Nur die fast geleerten hohen Heustöcke ragten überall und bezeichneten genau die Stelle, wo Asaij lag. Welches war der Heustock neben Nargiß' Elternhaus? Tigran strengte seine Augen an. In das Flechtwerk, das die vier Pfosten verband, hatte Tigran manchmal einen besonders schönen Granatapfel, eine Hand voll süßester Pflaumen für Nargiß versteckt, und immer hatte die richtige Hand die Gabe gefunden. Nur die kleine duftende Melone, die er vergangenen Herbst dort für die Geliebte verborgen, war von Nargiß' Großmutter hervorgezogen worden und hatte Nargiß viel Neckereien von den Brüdern eingetragen. Sie schmollte damals eine ganze Woche mit ihm, die schelmische Nargiß.

Ein wenig Rauch stieg auf. Ob er aus der Mutter Hause kam? Kein Haus war zu erkennen; die höhlenartig in den Berg gebauten Häuser mit den flachen, erdbeschütteten Dächern lagen ganz im Grün. Vielleicht war der Rauch aus der Mutter Hause. Sie selber freilich würde heute nichts genießen, heute nicht und morgen nicht und übermorgen nicht, das wußte Tigran. Mit dreitägigem Fasten hoffte die Mutter eine glückliche Reise für ihren Sohn zu erkaufen.

Bewegte sich nicht dort etwas? War es nicht die Mutter, die ihm noch winkte, noch Grüße und Segenswünsche nachschickte? Erkannte sie ihn hier? Tigran wollte die Hand zum Gegengruß erheben, aber sie sank schlaff herab. Endlich winkte er doch, und Ambarzum winkte, und kein Zweifel — die Grüße wurden da drüben erwidert.

Schwer riß Tigran sich los und wendete den Kopf, den Fuß nach der andern Seite. Hinter ihm bleibt das Weizenfeld, wo er geackert, hinter ihm die lustige Tenne, wo er so oft mit den Gespielen auf der gleitenden Dreschplanke gesessen. Mit nickendem Kopfe geht der Ochs, der vorgespannte, im Kreise, und gemächlich, mit der eigenen Körperschwere, die das Brett auf das ausgebreitete Korn preßt, schlägt der Drescher, ohne selber die Arme zu rühren, die reifen Körner aus den vollen Aehren.

Hinter ihm bleibt die Halde, wo er den Fasan, den Truthahn geschossen, hinter ihm der dichte Wald, wo er den Wolf getödtet, den Luchs erlegt. Hinter ihm. Alles hinter ihm.

Und vor ihm Arbeit und Geld verdienen.

Was für Arbeit?

Was kann ein Mann arbeiten außer dem Pflügen und Mähen und Holzschlagen und Häuserbauen und das Vieh besorgen und Brunnen graben? Teppichweben und Früchte und Blumen ziehen, das ist ja für die Weiber.

Grübelnd wanderte Tigran vorwärts. Hinter ihm blieb, was er gekannt, was er verstand. Vor ihm lag, was er nicht kannte, nicht verstand. Brunnen grub man dort, wohin er ging, sagte Ambarzum. Solche Brunnen, wie der Dorfbrunnen? Zwei Menschenlängen tief?

Den ganzen Tag wanderten sie durch die Steppe. Ein schönes Wandern war es. Jetzt, im Frühling, lag die Mughansteppe da in unendlicher Blüthenpracht. Und sie sprachen davon, wie oft sie die Steppe vom Berge aus gesehen, wenn im Spätherbst das braune Röhricht brennt und weite Flächen eine feurige Lohe sind, und sie verfolgten, wie sie jetzt gingen, die sanften grünen Linien, die allerorts über das blühende Grasmeer liefen. Diese Linien bezeichnen die zahllosen Kanäle, die Reste altkaukasischer Bodencultur; an ihren Rändern standen Gras und Blumen üppiger, und darüber flatterte das lichte Laub der Weidenbäume.

Und dunklere Oasen — die türkischen Dörfer mit ihren Zäunen aus gespitzten Holzpfählen und dazwischen geworfene Dornenzweige, ganz wie in den armenischen Dörfern am Berge. Aber hier auf der Ebene konnten sich die Häuschen nicht halb in die Erde verkriechen, frei ragten die flachen Dächer hervor, obwohl niedrig auf dem Boden. Ganz in Wein- und Maulbeergärten ge-

bettet lagen die Häuschen, aber die Maulbeerbäume waren nicht schattige Riesen wie droben am Berge, sondern struppige, nur mannshohe Krüppelgeschöpfe, die ihre zarten Blätter trieben für die gefräßigen Raupen, die die Seide spinnen.

Unter dem Weidenschatten an den Kanälen rasteten die Wandernden ein paar Mal, aßen von dem süßen Brote, den Kuchen, die Tigran's und Ambarzum's Mutter ihnen mitgegeben. Auch weißen Käse und saure Milch hatten sie. Sehr mäßig aß Tigran; mitten im Kauen kam ihm der Gedanke, daß er das nächste Brot nicht aus der Hand der Mutter erhalten werde, daß er es erkaufen müsse durch seine Arbeit. Wenn er nur gewußt hätte, was für eine Arbeit! Die Furcht nahm ihm den Appetit.

Als der Tag sich zu neigen begann, mied Ambarzum, der Erfahrene, die weidenbestandenen Wasserläufe, aus denen Nebel aufstiegen. In der schönen fruchtbaren Ebene lauert ein tückischer Feind, den der armenische Bergbewohner nicht kennt, lauert das Fieber.

Durch das Abenddunkel blinkten Lichter, ein sonderbares Rasseln, das anschwoll und verhallte und wieder anschwoll, ließ sich hören. Die Eisenbahnstation war erreicht.

Ein luftiges Bauwerk ragte thurmartig auf neben dem Stationsgebäude. Auf dem ganzen Wege waren sie an solchen Thürmchen vorübergekommen. Im Hochsommer, wenn die Steppe braun und sonnendürr ist und aus dem Schlamm der Kanäle und der Sümpfe Wolken von Stechmücken aufsteigen, flüchtet sich, wer kann, zur Nachtruhe auf diese Thürme. All das wußte Ambarzum zu erzählen, und Tigran hörte es mit dumpfer Verwunderung.

Und mit Verwunderung und Mißtrauen sah er im schwankenden Laternenschein die langen, langen Reihen unförmlicher Kesselwagen und sah, wie die aneinander gekoppelten auf leichten Anstoß in jenes hallende Rasseln geriethen, das sie von weither gehört. Und dann kam ein pfeifendes Sausen, und Tigran fühlte sich plötzlich an der Schulter gepackt und zurückgerissen. Dicht an ihm vorüber schoß mit glühenden Augen etwas Drohend-Gewaltiges, Dunkles, Unheimlich-Lärmendes — schoß vorüber und ächzte, dröhnte, knarrte, und dann stand vor seinen erschrockenen Augen eine Mauer, da, wo eben noch freies Feld gewesen war. Das war der Riese mit dem Feuerathem. Schrecklicher konnte der im Märchen auch nicht sein. Tigran sprang zurück und bekreuzte sich zitternd.

Aber Ambarzum stieß ihn lachend vor sich her und sprach mit plötzlich auftauchenden, sonderbar aussehenden Leuten in einer fremden, unverständlichen Sprache.

Er trieb ihn ein paar Stufen hinauf, hinein in einen Kasten, so eng, so heiß, so voller fremder Menschen! Dort zog er sich scheu und ängstlich zusammen, und bald versetzte der schaukelnde Gang des Wagens ihn in Schlaf.

Sie fuhren die ganze Nacht.

Wenn der Zug hielt, laute befehlende Worte draußen erschallten, das rasselnde Zuschlagen der Thüren, der durchdringende Pfiff bei der Weiterfahrt ertönte, und schnelle Lichter an ihm vorübersausten, dann erwachte Tigran,

zitterte und sah flehend und fragend nach Ambarzum hinüber. Aber Ambarzum hatte sich ganz zusammengerollt, sein Kopf mit dem kurzen dichten Bart war versteckt, wie das Huhn seinen Kopf unter dem Flügel versteckt; ihn weckte weder der Lärm draußen noch die Stöße des wieder in Gang gerathenden Wagens.

Heller Tag war es, als sie Baku erreichten.

Schon seit einer Stunde war Ambarzum erwacht, aber er war verdrießlich, gähnte und dehnte sich in dem überfüllten Wagen.

Tigran vermochte den Traum nicht von sich zu schütteln. Es war die erste Nacht, die er fern von dem elterlichen Dache zugebracht. Der Lärm, der auf ihn eindrang, als sie den Wagen verließen, das Menschengewühl, die graue Einförmigkeit, all diese fremden Laute — denn auch Ambarzum sprach russisch, um mit seiner Kunst zu prahlen — erschienen dem armen Knaben der freien Berge wie böse Vorspiegelungen feindseliger Geister. Er stand furchtsam, mit zusammengeschnürter Kehle, ließ sich stoßen und drängen und als platzbeengendes Hinderniß schimpfen. Als er aber eine Reihe Männer mit blanken Säbeln an der Seite erblickte, die auf die Leute einschrieen und wild das Gesicht verzerrten, da faßte er nach Ambarzum's Aermel und wollte zurück, er wollte umkehren. Zurück, wenn auch in den schrecklichen Kasten, und fahren, fahren bis in die grüne Steppe und eilig, mit großen weiten Schritten zurück über die Steppe, über die Vorhügel, vorbei an den Winterställen, vorbei an der Quelle und hinauf nach Asaij. Sein Bündel abwerfen, sich ins grüne Gras strecken, süßes Wasser trinken und der Mutter erzählen, wie schrecklich es gewesen dort unten in der großen Stadt!

Ambarzum hörte nicht auf ihn, er riß ihn kopfschüttelnd mit sich fort. Bei den Gastfreunden Ambarzum's, wo sie den Tag zubringen wollten, würde sich Tigran's Beängstigung schon legen. Es ging ja Allen so, die aus den freien Bergen nach Baku kamen.

Aber Tigran erholte sich den ganzen Tag nicht. Seine großen, sanften schwarzen Augen starrten scheu auf Alles. Er konnte nicht schlucken vor Weh, er öffnete kaum die Lippen bei den fremden Leuten, zu denen Ambarzum ihn geführt. Sein Kamerad sprach für ihn, armenisch und russisch, meistens russisch, weil er sich zeigen wollte vor Tigran. Aber Tigran hörte nicht, er wollte nicht einmal hören. Heim wollte er, zurück nach Asaij. Traurig, finster kroch er in den dunkelsten Winkel, damit ihn Niemand beachte. Wider seinen Willen führten sie ihn dann mit hinaus auf die Straße: sie wollten ihm die Stadt zeigen, ihm und Ambarzum, der sich hier schon einmal umgesehen hatte.

Für Tigran war Alles wie ein Wirbel, die grauen Straßen, wo die Leute — und wieviel Leute! — liefen, als würden sie gejagt, der Lärm, der Wind, die Häuserberge zu beiden Seiten, das Wagengerassel, die hohen Kamine, aus denen es schwarz und athemerstickend wehte, der Staub, der in ewiger Bewegung in der Luft herumfuhr und wie Schnee gehäuft an den Treppen und Ecken lag. Betäubung hatte sich auf ihn gelagert, die nur dann ein wenig nachließ, als sie an den Quai hinab kamen und vor sich eine weite graue Ebene erblickten.

Da war das Meer.

Seine müden verweinten Augen hafteten erstaunt darauf. Freilich, als sie dann näher kamen und er die zähen Wellen erkennen konnte, die sich schwer und müde, wie unter einem Druck bewegten, so ganz anders, als die lieblich plätschernde, kristallklare Quelle, die von Asaij hinab zu den Winterhürden ins Thal floß, da überfiel ihn ein noch stärkeres Gefühl des Grauens vor all diesem Häßlichen, Fremden als zuvor. Sogar das Wasser war kein Wasser hier! Unter seiner Oelschicht glitzerte es unheimlich in Regenbogenfarben und war doch grau und undurchsichtig wie etwas Festes. Der Anblick des schmutzigen Strandes, auf dem die ganze Welt ihren Kehricht ausgeschüttet zu haben schien, die schwankenden Schiffe, der Wassergeruch, der Geruch der Fische, des Theers, des Tauwerks, und ein Geruch vor Allem, der alle anderen Gerüche beherrschte — der Geruch des Naphthas, des Petroleums — erregten ihm Uebelkeit.

Er schloß die Augen, ihm war zu Muthe wie einem kleinen verirrten Kinde. Aber sie deuteten nach dem Thurm, dem Leuchtthurm, der durch eine Straße vom Meere getrennt, roth und steil zum staubumwölkten Himmel emporsteigt. Sie wollten dort hinauf, Tigran mußte folgen. Froh seines Wissens erzählte Ambarzum dem zerstreut Hörenden die Sage vom Mädchenthurm, der damals, als er gebaut ward, noch dicht am Meere lag, so daß die Wellen seinen Fuß bespülten.

„Ein Fürst von Baku, ein wilder, gewaltthätiger Chan, hatte hier vor Hunderten von Jahren regiert. Und er hatte eine böse Liebe gefaßt zu seiner eigenen Tochter Leïli. Denn die Tochter war schön. Und der Chan wollte sie zu seinem Weibe machen. Aber sie widerstand ihm. Und als er sie hart bedrängte, da sprach Leïli: ‚Wenn Du mir einen hohen Thurm bauen kannst im Meere, daß Niemand als der Mond den schändlichen Frevel sieht und Niemand als Wind und Wellen den Vater zu der Tochter reden hören, wie er nicht reden darf, dann will ich Dir zu Willen sein, und ich will in den Thurm gehen und dort vor aller Menschen Augen verborgen wohnen als Dein Weib.‘

Da ließ der Chan die geschicktesten Baumeister rufen von weit und breit, und sie bauten den Thurm im Meere und bauten ihn, wie es Leïli gefordert, hoch und unzugänglich, rund nach dem Strande zu, aber scharfkantig hinaus springend in das Meer, als ein Wogenbrecher.

Und als der Thurm gebaut war, ging Leïli, die Tochter des Fürsten, dicht verschleiert, durch die einzige Thür in den Thurm, und diese enge Treppe hinauf, die jetzt wir gehen, und hinter ihr ging der Chan, ihr Vater. Und auf jedem der kleinen Balkone, wo wir jetzt rasten, rastete Leïli ein wenig und blickte traurig durch ihren Schleier hinaus, und neben ihr stand der Chan und versuchte sie zu erkennen hinter dem Schleier mit seinen heißen, gierigen Tigeraugen.

Und als die oberste Plattform erreicht war, dieselbe, die jetzt wir betreten und die damals weit ins Meer hinaus vorsprang, da riß Leïli ihren Schleier ab und ließ ihn hinaus flattern mit dem Seewind, und dann, mit einem kurzen

Schrei, wie ein Seevogel, stürzte sie sich selber hinab in das hoch aufspritzende Meer. So rettete sich Leïli vor ihrem Vater, der nach ihrer Schönheit trachtete. So that Leïli, die Tochter des Chans."

Tigran erröthete tief. Die Geschichte hatte ihn belebt. Und er dachte an Nargiß, und er war sicher, ja — auch Nargiß würde thun wie die Chanstochter Leïli, und sein Herz faßte neuen Muth. Aber er fürchtete, daß man ihm seine Gedanken ansehen könne, darum war ihm die Röthe brennend ins Gesicht gestiegen, und er hatte sich weggekehrt.

Und dann kam der andere Morgen, und Tigran fuhr mit Ambarzum nach Balachani, der Vorstadt von Baku, nach Balachani, ihrer Arbeitsstätte.

Baku ist dem jungen Bergflüchtling als der schrecklichste Ort erschienen, den es auf Erden geben kann. Aber nun sieht er Balachani. Und Balachani ist hundertmal schlimmer.

In Baku ist er nur ein widerwilliger Gast gewesen, hier aber soll er bleiben, bleiben und arbeiten.

Aber ist es nicht ein böser Traum, all dies Fremde, Unheimliche, Unbegreifliche, das um ihn herum ist und das ihm alle Sinne empört?

Warum sieht er keinen einzigen Baum? keinen Halm, keine Blume?

Warum ist die Erde durch eiserne Schienen zerschnitten, kreuz und quer? Warum klaffen überall im Boden die tiefen Wunden, in denen es wie stockendes Blut steht? Warum ist der Himmel so grau? so trüb? so voll von gelbem Dampf? Warum ist die Luft über ihm zerschnitten von Drähten und von Streifen Leders, die laufen und schnarren? Wo sind die Hände, die sie bewegen? Warum liegt es ihm so erstickend auf der Brust in dieser Fremde? Warum werden seine Ohren gequält von einem ewigen Zischen, Stampfen, Rasseln? Was ist es, das all diese fremden, ungeheuerlich aussehenden Dinge, gleich dickbäuchigen Kesseln und zackigen Rädern in schwindlig machender Bewegung erhält? Und wozu bewegen sie sich so unaufhörlich, steigen auf, steigen ab, rollen vorwärts, stehen plötzlich still, rollen rückwärts und stehen wieder?

Diese schmutziggrauen Vögel auf dem Kehrichthaufen — könnten das Hühner sein? Die Stimme des einen klang, wie wenn in Asaij ein Hahn kräht, aber dort glänzen die Hähne in Gold- und Purpurgefieder, hier sehen sie aus wie Alles ringsum, Boden, Häuser, Menschen.

Ach die Menschen! Dort kommt Einer auf sie zu gegangen, schwarz, fettglänzend das ganze Gesicht, die Arme, die Hände; schwarzgrau, fettglänzend das grobe, weite Hemd, die groben, weiten, in die Stiefel gesteckten Hosen, die ein Strick zusammenhält. Und noch so Einer, und noch Einer und wieder Einer. Alle gleich, nur die Größe macht sie verschieden.

Ambarzum ruft Einen an: „Mkrditsch! Du!"

Einer kommt heran und ruft: „Ambarzum!"

Wie kann Ambarzum seinen Freund erkennen, da doch Alle gleich aussehen? Nur die Augen glänzen und die weißen Zähne in den schwarzen Gesichtern.

Tigran erschrickt. Jemand hat seinen Namen gerufen. Er sucht und sucht unter den schwarzen Gesellen, die um sie herum stehen. Er unterscheidet keinen Bekannten.

Da, noch einmal: „Tigran!“

Einer ist heran getreten, hat Tigran mit den schwarzen Händen um den Hals gefaßt, hat ihm mit seinem schmutzigen Bart übers Gesicht gefegt, hat ihn mit heißen, starken Lippen geküßt.

Nun sind seine Augen Tigran ganz nah, — kann dies Simon sein? Der hübsche, eitle Simon, dem alle Mädchen nachsahen, wenn er in Asaij am Festtage erschien?

Tigran beginnt zu reden, eilig, fragend, überstürzt; zum ersten Male, seit er von daheim fort ist, thut er wirklich den Mund auf. Simon — denn es ist Simon — sieht ihm auf den Mund mit vorgestrecktem Kopf. Warum runzelt er die Brauen? Warum schüttelt er den Wollkopf? Warum antwortet er nicht, sondern zeigt auf seine Ohren mit beiden erhobenen Händen? Warum werden seine Augen trübe und fangen an zu fließen, daß weißliche Streifen seine schwarzen Backen überziehen? Tigran will sprechen, weiter erzählen, weiter fragen, aber die Worte kommen nicht bis auf die Lippen.

Sie sind auch schon Alle fort, eine schrille Pfeife hat getönt, da sind sie davon gelaufen. Als Letzter Simon, mit gesenktem Kopf.

Gleich darauf steht Tigran in einer Bude, Ambarzum kauft ein Hemd, ein Beinkleid, rohe Lederstiefel mit Schnürriemen. Die Arbeitskleider für Tigran. Hinter einer Schuppenthür wird er sie anlegen, und morgen wird er sein wie Einer von diesen, die ihn so erschreckt haben. Ebenso schwarz, ebenso beschmiert, ebenso starrend von Erdpech, wie die Anderen.

„Was wird die Mutter sagen, wenn ich so Einer werde! was wird Nargiß sagen! Wie wird sie über mich lachen.“

Tigran ist zur Arbeit gekleidet, seine Habseligkeiten stecken alle im bunten Sack; Sonntags wird er die Kleider von daheim anlegen, sagt Ambarzum. Und der Sack liegt auf einer hölzernen Pritsche in einem Loch ohne Licht, wo noch mehr solcher Pritschen stehen, dicht neben einander, eine lange Reihe. Dort wird er schlafen, unter dem dichten Fliegenschwarm.

Er möchte gleich jetzt schlafen. Todtmüde ist er von all dem Neuen, Schrecklichen, vor Allem von dem brüllenden Lärm, der die ganze Luft anfüllt, wie der Schmutz und der Gestank. Aber Ambarzum läßt ihn nicht, er zieht ihn hinaus durch die Küche.

Die Küche ist eben solch ein Holzschuppen wie die Schlafbaracke, nur enger. Ein Herd ist dort im dicken Petroleumdunst, schwarze Gestalten, die ab und zu laufen; er sieht, daß sie sprechen, aber er hört kein Wort, ist er auch schon taub geworden wie Simon? Oder ist's nur das Brüllen der Maschinen, der nahen und fernen, das die Worte übertäubt? Am Aermel führt ihn der eine der hier Beschäftigten zurück, bietet ihm ein Glas Thee an. Ist's wieder Simon? Vielleicht ist er's, sie sehen Alle so gleich aus in dem Dunstloch hier.

Tigran möchte trinken, der Schweiß steht ihm auf der Stirn, aber wie verbrannt fährt sein Mund zurück. Der Trank ist zu widrig, zu ähnlich der

Luft, die hier rundum ist. Er verdürstet und kann doch nicht trinken. Ach, einen Trunk aus der Quelle von Asaij, in die hohle Hand geschöpft, aus der süßen, gräserumnickten Quelle von Asaij.

Ist das eine Küche, dieses schmutzige Loch mit der zischenden Herdplatte, unter der die rauchende, rußende Naphthaflamme brennt? Vor Tigran steht die trauliche kaminartige Feuerstätte aus seiner Mutter Haus mit den bunten selbstgewobenen Topfhebern, die auf der Bambusstange hängen, mit dem mannshohen thönernen Mehlfaß an der Seite, auf dem in der hölzernen Mulde, unerreichbar für die naschhaften Kinder, das duftende, frisch gebackene Brot liegt. An dem Kamin mit dem Dreifuß, um den die lustigen Flammen spielen, hängt die buntfarbige Hirtentasche mit Salz. In der Nische über dem Dreifuß steht das thönerne Naphthalämpchen und qualmt in den Herbstabend hinaus. Ach, aber die Naphtha von Asaij, die der Händler auf dem Kameel bringt, zusammen mit Salz und Petroleum — die hat ihm nie gewidert!

Lustig war's, wenn der Kameelführer kam mit dem bepackten Thier, und wenn durchs Dorf seine schreiende Stimme schallt: „Heh, ihr Salzkäufer! heh, ihr Naphthakäufer! heh, ihr Petroleumkäufer!"

Wie da Alles herbei gelaufen kommt mit Gefäßen und Geräthen, und unter Lachen und Scherzen und Geschrei und Verwünschungen der Handel anhebt.

Aber um das knieende Kameel sammeln sich die staunenden Kinder und freuen sich und zeigen einander, wie verständig es blinzelt mit seinen Menschenaugen.

Und der Lederschlauch wird geöffnet, und die Naphtha kommt zäh und dunkel herausgeflossen in den zweihenkligen Thonkrug, und der Händler nimmt dafür Korn und Hafer als Zahlung.

„Vorwärts! heh, Tigran!"

Tigran erwacht. Fort, ihr Heimathsbilder; er ist wieder in Balachani. Wieder ist er draußen unter dem verunstalteten, zerschnittenen Himmel, auf der wüsten, zerschnittenen Erde.

Ambarzum führt ihn auf die Arbeitsstätte. Wie ein Wald ohne Aeste steht sie vor ihnen, ein häßlicher Wald von gelben Bretterthürmen, hoch und luftig, mit schrägen Wänden, mit weiten dunklen Thürhöhlen, aus denen verstärktes Getöse, das Klirren von Eisen auf Eisen, kreischendes Wimmern und das Schnaufen von Riesen dringt. Auch zornige, taktmäßig rufende Menschenstimmen.

Unsäglich schmutzig ist's in der Umgebung der Bohrthürme; haushoch liegt die ausgeworfene Erde zwischen den glitzernden Lachen. Viele der schwarzen Gesellen blicken flüchtig auf, wenn Tigran sich an ihnen vorüberdrückt, seine Kleider sind noch nicht vom Naphtha durchdrungen, tragen noch die ursprüngliche gelbgraue Farbe des Hanfleinens, verrathen noch den Neuling. Vorwärts durch Schlamm und Koth.

In einen der Bohrthürme, aus dem besonders hitziger Lärm dringt, hat sich Ambarzum gedrängt und Tigran mitgezogen. Furchtsam bleibt er am Eingang stehen, bereit, zu fliehen, während sein Gefährte auf einen Mann zugegangen ist, der hohe Stiefel trägt; die Hosen sind hinein gesteckt und dazu

hat er noch einen Rock über dem Hemde. Der Mann hat einen breiten Bart und kleine, funkelnde Augen.

Nun schreit er etwas. Er schreit dem Tigran zu, daß er heran kommen solle, Tigran versteht es wohl, obgleich nur aus seinen Bewegungen, denn der Lärm ist zu groß, er verschlingt die Stimmen.

Tigran tritt näher, und der Mann in den Stiefeln wendet seine kleinen, funkelnden Augen auf ihn, und die kleinen, funkelnden Augen wandern an ihm auf und nieder, Ambarzum faßt sogar Tigran bei der Hand und dreht ihn um: „Heh, ein fester Bursch?"

Wie wenn ein Bauer ein Kalb kauft, so mustert der Bohrmeister den neuen Mann. Eine Handbewegung, eine herablassende, stolze. Angenommen!

Freue Dich, Tigran!

Komm denn heran, Du geschickter junger Hirte, Pflüger, Jäger, hier gilt es eine andere Arbeit, in der Du ungeschickt, unzweckmäßig, mühselig Deine ersten Griffe thun sollst. Wenn Du nur fest zugreifst, nur zäh und ausdauernd Deine Eisengabel hältst, dann bist Du zu gebrauchen. Der Köpfe bedarf's hier nicht, nur Muskeln will diese Arbeit, kraftstrotzende junge Glieder.

Mit aufgerissenem Munde starrt Tigran. Mitten in dem Bohrthurm ist eine bretterne Plattform, ganz besetzt mit schwarzen Gestalten. Der schreiende Bohrmeister mit den stolz funkelnden Augen unter ihnen.

Die Plattform deckt einen Schacht; ihre Planken ächzen und knarren unter den vielen Tritten. Und über den schwarzen Leuten hängt, gerade über ihren Köpfen, eine schwarze, schwere, eiserne Keule, oder ist's eine riesige Axt mit scharfer, abwärts gekehrter Schneide?

An einer klirrenden Kette hängt das Ungeheuer, dessen eherner Stiel von den Männern, die oberhalb auf schmalen Leitern und Gerüsten hocken, mit eisernen Haken gehalten, mit wuchtigen Eisengabeln in gerader Richtung abwärts gelenkt wird.

Auch Tigran wird solch ein Werkzeug bekommen, und dann wird sein Tagewerk darin bestehen, mit diesem Geräth in den Händen auf das Eisengestänge zu stieren und es im richtigen Augenblick auch seinerseits anzupacken, zu schieben und gerade hinunter zu leiten, Alles, was in das Loch inmitten der Plattform hinab soll: Schlageisen und Röhrenstücke, immer tiefer hinab in den Schacht, in die Naphthaquelle.

Geheimnißvoll gährt und kocht es in der Tiefe; oben klappert und kreischt die Kette, die bis in den Gipfel des Bohrthurmes reicht, denn das Rad, über das sie läuft, steckt dort oben, halb unsichtbar, zwischen den Deckbalken.

Welche Macht ist es, die das centnerschwere Schlageisen bewegt, auf und ab? Denn Ambarzum hat dem Tigran schon erzählt, daß es ein ewiges Auf- und Abwinden ist, hinab in das Loch, um die Stangen und Röhren tiefer zu stoßen, bis sie in die Naphtha tauchen, ungesehen. Nur der Spiegel des Bohrmeisters leuchtet in die Tiefe.

Unmerklich fast rückt das schwere Geräth empor, oft dauert es länger als einen Tag, bis es droben ist, um dann wieder herab zu fallen. Welche Macht kann solch ein Werkzeug heben? Was bedeutet das Schnaufen und Brüllen und Schüttern dort drüben im Anbau des Bohrthurmes?

Dort steht der Kessel, sagt Ambarzum. Tigran versteht ihn nicht. Ein Kessel? Wozu denn? Welche Speise kocht man dort? Es ist wohl nicht Plow[1]), was dort im Kessel gekocht wird!

Aber schon ist für Tigran die Zeit gekommen, eine Gabel in die Hände zu nehmen und seinen Platz auszufüllen.

Aufgepaßt, Tigran! Von jetzt an bist Du nur noch ein Theil des Maschinenwerks, von jetzt an bist Du nur noch eine Gabel, und was kümmert es die Gabel, was sie verrichtet! Nur festhalten soll sie.

Die Dampfmaschine im Anbau des Bohrthurmes ächzt wie ein schwerathmender, lastenbeschwerter Mensch, pf — — — pf — — — pf — — — pf — — — in langen Zwischenräumen. Sie zieht wie ein Pferd, mit fünfzehnfacher Pferdekraft und pustet dazu pf — — — pf — — — pf — — — pf — — —

Und dann plötzlich, wenn die Stange, von der Kette abgelöst, in das Loch im Boden hinabgleitet, wird die Maschine lustig, übermüthig; leichtsinnig pafft sie in aller Eile: pf — pf — pf — pf — pf —!

Warte du, so leicht machst du dir das Leben? Komm, nimm dein Theil. Her mit dem Haken, leichtfertig pendelnde Kette du, daß wir aufs Neue dir das Schlageisen an die Glieder hängen. Jetzt probire, wie das thut.

Und Ring trifft in Haken, und das Schlageisen senkt sich, senkt sich, wühlt sich ein, um langsam wieder gehoben zu werden; langsam und mühsam geht es von Neuem: pf — — — pf — — — pf — — — pf — — —

In das Bohrloch dringt das Eisen, und Erde, Sand, ätzenden Schlamm, salziges Wasser mit Naphtha untermischt speit das Loch aus. Und all das fließt über die Köpfe der Arbeiter, die sich nicht vom Platze rühren, nicht ausweichen dürfen, all das Fett, das Pech, das beizende Wasser. Ist die Tagschicht fertig, dann greift man wohl nach dem Haufen von Hanffasern im Eck, taucht einen Bausch in ein Naphthagefäß, reinigt damit oberflächlich die Hände und spült mit Petroleum nach.

Tigran sieht es mit Grauen. Bald schon zwingt ihn die Noth, nachzumachen, was er sieht. Eh' ein paar Tage vergehen, starrt sein breites Hemd, die unförmlichen Hosen starren ebenso von Fett und Schmiere wie die der übrigen Arbeiter. Steif sind sie vom Harz und Pech, überklebt mit Schichten von Sand und Staub, schwer und ungelenk, wasserdicht und luftdicht.

Und nun geht es Tag aus, Tag ein auf die gleiche einförmige, quälend schwere Weise. Früh an die Arbeit, die lebensgefährliche, bedrohte, aber die Bedrohung, die Lebensgefahr, von der plumpen Axt des Schlageisens zerschmettert zu werden, wenn sie herunterstürzen oder nur aus der Richtung kommen sollte, wird Gewohnheit und regt nicht mehr auf.

Kommt der Sonntag, dann zieht Tigran seine Dorfkleider an, sitzt mit den Gefährten zusammen und singt, die Backe in die Hand gestützt, klagend vor sich hin:

---

[1]) Reis mit Hammelfleisch oder Geflügel.

Süß ist die süße Quelle von Asaij,
Salzig das salzige Wasser von Balachani,
Süß sind die Gedanken an meine Heimath Asaij,
Aber bitter quält mich das Heimweh in Balachani!

Und die Anderen fallen ein; wie eine endlose Klage schallt es um die Baracken:

Aber bitter quält mich das Heimweh in Balachani.

Ein Trupp unkenntlich schmutziger Hühner trippelt gackernd um sie her, ein unkenntlich schmutziger Sperling bewegt sich auf dem Bretterdach. Tigran sieht die Vögel, er ändert die Weise; nun singt er in demselben sanften Klageton:

Weiß ist der Falke vom Berge geflogen,
Sein Gefieder ward schwarz, sein Auge ward trübe.
Kommt er zurück in sein Nest geflogen,
Niemand empfängt ihn mit Blicken der Liebe.

Aber Ambarzum schüttelt den Kopf zu Tigran's Liedern. Er ist auch betrübt, auch ihm ist es schwer und langweilig, aber er möchte lachen und die Anderen lachen machen. Er schneidet eine Grimasse, deutet auf sein öldurchtränktes Haar, besieht seine fettigen Hände und singt:

Der Tschischlik[1]) schwimmt im Fett,
Und Ambarzum in Naphtha!
Bringt zu dem Fett Granaten,
Und fertig ist der Braten!

Aber Tigran lächelt kaum zum Gelächter der Uebrigen. Er verzieht den Mund und entgegnet schlagfertig:

Wie im Fette schwimmt der Tschischlik,
So schwimmt Ambarzum in Naphtha,
Aber lieblich duftet Tschischlik,
Aber widrig duftet Naphtha!

Und Alles lacht nun über Ambarzum, der betroffen verstummt ist. — —

Heiß und heißer werden die Tage. In der schattenlosen, schutzlosen Wüste glüht die Sonne auf den Sand, daß er die Füße der Arbeiter verbrennt, wenn sie sich je barfuß hinein wagen würden.

Und Tigran gedenkt des Waldes auf dem Berge, er gedenkt des fernen Chalabshügels, und seine Sehnsucht wird zum Liede:

Kühl schattet das Laub
Droben in Asaij —
Ich verschmachte im Staub,
Hier unten in Balachani; —
Rosen stehen voll Duft
Droben in Asaij —
Hier erstickt mich die Luft —
Hier unten in Balachani! —

[1]) Fleischstückchen, die, an Spießen aufgereiht, über Kohlen gebraten werden.

Meine Blume blüht fern
Droben in Asaij —
Ach, mir leuchtet kein Stern
Hier unten in Balachani. —
Lieber gestorben sein
Droben in Asaij,
Als hier leben allein,
Hier unten in Balachani! —

Nicht immer kann man traurig sein. Die jungen Kräfte suchen nach Betäubung ihres Leides.

Man trinkt Branntwein, wie der Herr Verwalter mit den Clubherren Champagner trinkt. Dann schlägt das Heimweh um in blinde Wuth gegen die Arbeitsgefährten: jeden Tag gibt es Streit. Einer verschwindet dann, — wo ist er geblieben?

Auch Unfälle gibt es jeden Tag unter der ungeübten, zusammengelaufenen, einander kaum verstehenden Arbeiterschaft. Verstümmelt sind die Meisten, die Tigran sieht. An den Händen, denen Finger, an den Füßen, denen Zehen fehlen, an Einarmigen und Einäugigen bemerkt er schaudernd die Narben der quälend schweren Arbeit. Ueberall droht Gefahr für den Neuling.

Die versiegten alten Bohrlöcher, die verlassen werden, liegen offen da unter einer unscheinbaren weißlichen Decke. Aber wehe dem Fuß, der auf den hervorquellenden Schlamm geräth. Er versinkt darin, wie das Handwerkszeug versickert im losen, fettigen Sand. Reservoire mit tiefem Boden, Naphthaseen mit Wasser auf dem Grunde, das sich tief eingefressen hat, gähnen nach dem Unvorsichtigen zwischen den Arbeitsstätten, über die man zur Tag- wie zur Nachtschicht in die Bohrthürme gehen muß. Das elektrische Licht kommt doch nicht überall hin. Und in der Müdigkeit — —

Wo ist Mkrditsch geblieben? Niemand weiß etwas von ihm. Er ist verschluckt, verschwunden. Seine Gefährten stehen zusammen und fragen einander. Sie schütteln die Köpfe und gehen dann wieder, wenn der Pfiff ertönt, an ihre saure Arbeit.

Auch Tigran hält die Gabel mit schwermüthig schläfrigen Augen. In seinem Kopfe summt es, und in seinem Ohr klingt es durch all das widerstreitende Getöse hindurch.

Daß ihn das Heimweh heut besonders gepackt, hat wohl der Lesghier Schuld, Hassan, dessen Gabel den Dienst für immer hat versagen wollen. Hassan hat eine Braut daheim. Aber Chatun wird vielleicht einen Anderen nehmen, wenn er so lange mit der Rückkehr zaudert. Das ist dem Lesghier plötzlich eingefallen, und darum hat er seine Gabel hingelegt. Hassan hat von seinem letzten Monatslohn einen silbernen Gürtel für Chatun gekauft; die Frau des Bohrmeisters, eine der wenigen Frauen hier in Balachani, hat ihn in Verwahrung, bis Hassan ihn seiner Braut bringen kann. Aber warum nicht heute bringen oder morgen? Warum warten und immer warten? Und Hassan hat die Gabel hingelegt.

Aber da ist der Bohrmeister aufgefahren, hat völlig empört gerufen: „Was? heimgehen? Fort! Nichts! Ein Schlosser sollst Du werden! Ich mache einen Schlosser aus ihm, und er will weglaufen! Schämst Du Dich nicht? Dreißig Rubel im Monat wirst Du bekommen. Dreißig Rubel! Schäm' Dich!"

Und Hassan schlägt die Augen nieder, er schämt sich wirklich. Dreißig Rubel im Monat! Der Meister sagt dreißig. Nun, er wird noch bleiben, wird dreißig Rubel verdienen, ein paar Monate lang, und dann heimgehen, ein Paar Ochsen kaufen, ein wohlhabender Bauer sein.

Er steht und grollt und will nicht, aber der Bohrmeister sieht schon, daß er doch will. „Weglaufen! Schäm' Dich! Fort an die Arbeit." Und Hassan nimmt mit wildem, haßerfülltem Blick die Arbeit wieder auf. Wenn der Meister es befiehlt — was ist zu thun? — —

Und die Winden kreischen, die Transmissionen schnarren, die Zahnräder schreien, die Dampfmaschinen ächzen, und hinter all dem nahen Lärm immer das Brüllen der Tropffeuerung. Tigran hat jetzt gesehen, wie die ist. In den aufsteigenden Dampf fällt durch einen schmalen Schlitz im Rohr, das darüber hängt, ein Tropfen Naphtha, ein Tropfen und wieder einer und fort und fort ungezählte Tropfen, Tag und Nacht, und der Dampf empfängt den Tropfen und löst jeden auf in unendlich fein zertheilten Staub, der sich dem Dampfe mittheilt und ihn heizt. Und von dem Schlitzzerstäuber treibt die Dampfmaschine, es zischt der Dampf in den Röhren, und die Dampfmaschine treibt die Kurbeln, und die Kurbeln treiben die Zugstange und die Zugstange den langen, schweren Bohrschwengel, und der Bohrschwengel treibt die Kette, und die Kette treibt das Rad oben im Dach des Bohrthurmes zwischen den Deckbalken, und das Rad treibt das andere Ende der Kette, und an dieser hängen abwechselnd das Schlageisen oder die Stangen oder die Stücke von neuen Röhren, die in das Loch eingelassen werden müssen. Ein paar Monate dauert oft diese Vorarbeit, bis die Naphtha gefaßt werden kann, sagt Ambarzum.

Jedes neue Rohrstück wird mit dem vorhergehenden, halb aus dem Boden vorragenden vernietet, und die Hämmer der Schlosser sausen hell klirrend und dumpf dröhnend auf die von den Gabeln festgehaltenen Eisen.

Solch ein Schlosser wird also auch Hassan werden. Und dreißig Rubel im Monat verdienen, und als wohlhabender Mann wird er zurückkehren in den Aul[1]) und Hochzeit halten. Glücklicher Hassan! denkt Tigran.

Aber wo ist denn Hassan? Warum ist er nicht unter den Männern der Nachtschicht, die dem Tigran und seinen Gefährten entgegenkommen? Sie sprechen laut durcheinander trotz ihrer Müdigkeit — — —. Wo ist Hassan geblieben?

Mit gerunzelter Stirn deutet Einer über seine Schulter: „Dort".

„Fortgelaufen?" Tigran's Herz thut einen wilden Freudensprung.

„In der Ambulanz". Der Finstere schlägt mit der linken Hand wie mit einem Hammer auf sein rechtes Handgelenk. Mürrisch geht er weiter.

---

[1]) Bergdorf der Tscherkessen und Lesghier.

Tigran versteht .... Sein Herz wird schwach, seine Kniee zittern ....

Drinnen auf der Plattform zeigt Einer auf die Blutspur. Sie ist schon eingetrocknet, vermengt mit dem schwarzen Fett der Erde.

Abends geht Tigran mit Ambarzum in die Ambulanzbaracke, in die sie den Verunglückten auf der Bahre getragen. Aengstlich betrachtet er den schmalen, fliegendurchsummten Raum mit den zwei Reihen Betten. In jedem Bette liegt ein Verwundeter. Schmutzig und dumpf ist die Krankenbaracke, und wie Gespenster liegen die bleichen, abgemagerten Gestalten in ihren Betten. Für Hassan war kein Raum, man hat ihn auf dem Boden gebettet. Er liegt in schwerem Schlaf, auf den Backen eingetrocknete Thränen; — man hat ihm die rechte Hand abgenommen, sagt die Krankenschwester mit der weißen Schürze. „Sie war nichts mehr nütz".

Tigran besieht seine eigene Hand, öffnet und ballt sie. Nichts mehr nütz! Abgenommen! — —

Der Arzt kommt aus einer kleinen Thür. Er ist blutig und blickt sie strenge an.

„Was habt Ihr hier zu suchen? Fort! hinaus!"

Ambarzum gehorcht eilig, er versteht ja russisch. Aber draußen macht er wieder Halt und zieht den widerwillig folgenden Tigran an ein niederes Fenster. Darinnen steht noch ein Arzt, und auf dem Tische, unter tausend Fliegen, liegt ein nackter Todter. Der Arzt senkt das lange dünne Messer gegen die Brust des Leichnams — — —

Mit einem Schrei springt Tigran zurück. Schändet man sogar die Todten an diesem fürchterlichen Ort?

Die ganze Nacht ist ein böser, marternder Traum. Nie noch hat Tigran an den Tod gedacht. Einmal war er ihm nahe, dort oben in Asaij. Da hatte er sich mitgeschlichen, als der Haufe Dorfleute den Bären verfolgte. Auf einmal dann war er ganz allein, und vor im stand das zottige Ungethüm. Er schoß. Und dann kam ein Schlag, und er fühlte nichts mehr. Erst nach Stunden erwachte er. Da jubelte Alles ihm zu. Er hatte den Bären ins Herz getroffen. Unter der Tatze des todten Thieres hatten sie ihn hervorgezogen. Danach dachte Tigran, der Tod sei ein Bär und nichts gar zu Schlimmes. Er hatte keine unangenehme Erinnerung an damals, nur Stolz und Freude. Wenn Nargiß ihm schmeicheln wollte, dann nannte sie ihn den Bärentödter.

Und hier, an dem verfluchten Ort, lag der Bärentödter auf seiner Holzpritsche und zitterte vor dem Tod, die ganze lange Nacht und bangte nach seiner Mutter, nach seinem Dorfe. Und die Aengste verdichten sich zu Worten, und die Worte reihen sich an einander, und sein beklemmtes Herz klopft den Takt dazu. Und am anderen Tage hat Tigran wieder ein Lied gefunden voll von Leid. Eintönig klingt das Lied:

Bitter ist das Wasser in der Fremde,
Bitter in der Fremde ist das Brot.
Säh' mich meine Mutter in der Fremde,
Meine Mutter weinte sich zu Tod'.

Bitter ist die Arbeit in der Fremde,
Bitter ist der Schlaf in heißer Nacht;
Säh' mich meine Mutter in der Fremde —
Meine Mutter weinte Tag und Nacht.

Bitter ist das Leben in der Fremde,
Bitter in der Fremde ist das Grab, —
Fänd' ein Grab ich in der bittern Fremde —
Meine Mutter folgte mir ins Grab.

Bitter lebt der Jäger in der Fremde,
Weiße Taube flattert frei umher, —
Säh' sie ihren Jäger in der Fremde —
Ihre Augen kennten ihn nicht mehr.

Müßt' ich hier in fremde Erde sinken,
Müßt' ich sterben, unbeweint, vergessen,
Meine Mutter würde Essig trinken,
Meine Mutter würde Steine essen.

Tigran sog ein wenig Trost aus seinen eigenen Worten, aber die Kameraden wurden alle traurig. Schnell kannten sie das Lied, und Abend für Abend tönte es schwermuthvoll und voller Zuversicht in lange gezogener Klage um die Baracken:

Meine Mutter würde Essig trinken,
Meine Mutter würde Steine essen.

Und die Winden kreischen, die Zahnräder schreien, die Transmissionen schnarren, die Commandorufe tönen: „Druck! — Los! — Druck! — Los! —"

„Druck!" und der Transmissionsriemen läßt das Arbeitsrad sausen, das den Bohrapparat aus dem Loche hebt. „Los!" und der Riemen wird auf das lose Rad geschoben und das Schlageisen fällt. Tag für Tag und Nacht für Nacht. Statt Hassan's steht ein Anderer da, sonst ist Alles dasselbe. Immer Getöse, Hast, Spannung und Langeweile zugleich.

Niemals geht der Betrieb glatt, jeden Tag geschieht etwas lästig Hemmendes, Verzögerndes, irgend ein unerwartetes Hinderniß stellt sich ein. Eine Stange bricht, und das ganze Gestänge versinkt in die Tiefe. Ein Sandpfropfen bildet sich, füllt das ganze Loch, hemmt die ganze Arbeit. Heut' ist wieder etwas Besonderes im Bohrthurm Nummer siebenundfünfzig, wo Tigran in Arbeit steht.

Die Röhre sitzt fest in der Tiefe des Loches im Schacht, läßt sich nicht tiefer bringen. Es ist, als ob der Dämon da unten, des ewigen Lärms, der ewigen Belästigungen müde, das ganze Röhrensystem nun einmal festhielte mit ehernen Fäusten und sich's nicht wollte weiter gefallen lassen, dies Wühlen in dem Bauch der Erde.

Ein neues Rohrstück ist aufgenietet worden, nachdem man den gelockerten Boden mit der Erdpumpe aufgeholt, ausgeschöpft, die Müffe[1]), in denen das

[1]) Ringförmige Handhaben, auch Röhrenbündel genannt.

Rohr hängt, sind auseinander geschraubt, um die Röhren hinab lassen zu können. Aber nichts rührt sich, die Röhre sitzt fest. Kein Hebel vermag sie hinab zu senken, Hebel und Hebelwinde — Alles ist schon versucht worden. Unbeweglich straffen sich die Ketten aus dem Gipfel des Bohrthurmes bis in den Schacht, bis zu den Röhren. Rathlos, unthätig, abwartend stehen die Arbeiter auf der Plattform, hocken auf den Gerüsten und Leitern mit ihren Gabeln.

Im Loche rollt und grollt es; der Riese in der Tiefe wettert im Zorn gegen die Zwerge, die auf neue Listen sinnen, damit das endlose Auf- und Niederspiel von Neuem beginne. Geht es nicht tiefer hinab, so muß eben das ganze Röhrensystem wieder aufgeholt werden. Die Ketten müssen an den Müffen befestigt und oben eingehängt werden, mit Gewalt muß man dem Dämon der Tiefe den Raub entreißen.

Aber der Kampf ist gefährlich. Der viele hundert Centner schwere Röhrenapparat, wenn er sich aus der Tiefe loswirkt in seiner ganzen ungefügen Masse — wer weiß, was er mitreißt, was er mit herunter fegt! Wer weiß, ob die Plattform, ob das Gebälk nicht zerbricht wie ein Schneckenhaus, wenn der Riese von unten gegen die Eindringlinge drückt? Wer weiß, ob die straff zum Zerreißen gespannte Kette die vielfache Last trägt, ob ihre Glieder nicht auseinander weichen und im jähen Herumschleudern Alles zerschmettern oder unheilvoll die halb gehobene Last vernichtend wieder hinab stürzen.

Einer ist zum Bohrmeister gelaufen; der Bohrmeister hat noch geschwind seine Pfeife ausgeraucht, — in der Nähe der Arbeitsstätten darf Niemand rauchen — und ist dann gleich gekommen.

Er ist im Maschinenanbau, steht neben dem Maschinisten, commandirt: „Dampf!"

Rührt sich etwas? Geht nicht ein Klirren durch die Glieder der Kette? Im Brettergebälk des Bohrthurmes stöhnt es, ein Unheil verkündendes Knistern und Krachen. Wird die gewaltige Hebekraft des Dampfes Sieger bleiben?

Alles flieht auf einmal. Alles stürzt hinaus aus den weiten Thüren vor dem donnernden Krachen und Knarren, das aus der Tiefe und der Höhe zugleich kommt.

„Druck!"

„Los!"

Was wird nun kommen?

Der Bohrmeister im Maschinenschuppen schreit: „Mehr Dampf! Druck!"

Die Maschine seufzt tief, stöhnt um Erbarmen. Keine Bewegung.

Auch Tigran ist hinaus gelaufen, so gut wie die Uebrigen. Das unheimliche Getöse hat auch ihn erschreckt. Er weiß nicht recht, warum Alle so gespannt und athemlos starren. Aber er starrt auch, er ist neugierig, was denn so Furchtbares vor sich gehen kann da drinnen. Der Arbeiter an der Winde ist da wie immer, der Bohrmeister bei der Maschine spricht heftig — nein, so weit wie die Uebrigen wird Tigran nicht weglaufen. Der Thüröffnung nahe bleibt er stehen, die Plattform, die Kette will er im Auge behalten, will sehen, was geschieht, wenn der Riese da unten seinen Raub wieder hergeben muß.

Und mit angehaltenem Athem und vorgestrecktem Kopf, zwischen Grauen und Genuß der Erwartung, mit geöffneten Lippen, lächelt er.

„Volldampf!“ schreit der Bohrmeister, und da ihm der Maschinist nicht schnell genug ist, springt er selbst an den Dampfregulator und gibt: „Volldampf! Druck!“

Die Maschine brüllt, die Transmissionen gleiten wirkungslos über das Rad und — plötzlich ein ungeheurer Krach und Knall, ein Brechen und Stürzen und Splittern, ein Beben des Bodens, und in dem allen ein menschlicher, schneidender und doch so schwacher Todesschrei, den das Getöse erbarmungslos verschlingt, wie die schwarz emporwirbelnde Staubwolke plötzlich das blendende Tageslicht verschlungen hat.

Ein vielstimmiges Geschrei gellt über den Platz. Keiner wagt den Fuß zu bewegen von der Stelle, auf der er steht, und die doch unter ihm zu wanken scheint. Keiner sieht, was geschehen. Keiner sieht den Anderen, bang in der plötzlichen Nacht stehen sie, wie leblos.

Und überschüttet mit Sand und Staub, mit fast erblindeten Augen, mit fast ertaubtem Gehör, finden sie sich allmählich wieder, finden allmählich, daß das Dunkel sich verzieht, daß die Erde noch steht, daß der Bohrthurm noch steht, daß sie selber noch leben.

Was ist denn geschehen?

Die Röhren sind gehoben, die Kette hat ausgehalten, das Dach nur ist in Trümmer gegangen; das über seine Kraft beschwerte Rad im Gipfel des Bohrthurmes hat die Balken zerschlagen und ist herunter gestürzt. Weiter nichts. Nur Verwüstung. Oder noch etwas? Noch etwas? Dort unter dem einen mit Schleudergewalt aus der Thüröffnung hervor gestürzten Balken, im Staub und Erdpech, liegt eine zerquetschte, blutige Masse, und die Masse hat einen unverletzten menschlichen Kopf, vor dessen weißem, fürchterlichen Sterbeblick der Arbeiter, der ihn gefunden, entsetzt auf die Seite springt. Eben noch stand er ja — beugte sich vor, um zu sehen — lächelte gespannt sein kindlich-schwermüthiges Lächeln, und nun — — —

Wo ist er nun?

Tigran? — —

War das einmal Tigran? — —

Stampfende Hufschläge, Rädergeroll, eine Staubwolke.

Der Wagen hält.

Ah, der Herr Verwalter!

Der Herr Verwalter ist selber ganz erregt. Solch eine Störung im Betrieb! Er hat sogar den einen rothen Glacéhandschuh ausgezogen und deutet mit der Hand, an der der große Brillantring blitzt, nach dem zertrümmerten Dache. „Alles zerschlagen! So, so. Telephoniren Sie sofort, Bohrmeister, die Reparatur soll augenblicklich beginnen. Was sagen Sie? Ein Unglücksfall? Ah — dort? So? Schon gestorben? Schade . . . Nun, besorgen Sie das Nöthige, und vor allen Dingen: telephoniren Sie sofort, sofort!“

Der Herr Verwalter grüßt verbindlich mit der Hand nach der verwüsteten, blutgetränkten Stätte. Er steigt ein. Dann stampfende Hufschläge, Rädergeroll, eine Staubwolke, der Herr Verwalter ist fortgefahren. Die Kartenpartie im Club braucht darum nicht auf lange unterbrochen zu werden.

Beim Bohrmeister in der Stube ist ein Gast, ein seltsamer Gast. Die Frau sitzt da, eingehüllt, vermummt, und noch unter dem Tuche ist ihr Kopf tief gesenkt. Die Hände liegen regungslos im Schoß. Man begrüßt sie, und sie erhebt die Augen nicht, man redet sie an, und sie antwortet nicht, man spricht ihr zu, und sie scheint nicht zu hören, man bietet ihr Speise, und sie ißt nicht.

Ankin ist gekommen, um ihren Sohn zu begraben, aber Tigran lag schon auf dem schmucklosen öden Sandfelde, auf dem die elenden Kreuze und Steine stehen.

Nun sitzt Ankin da wie der wortlose Gram, an dem die ganze bunte Welt vorüber saust, ohne ihn zu berühren. Die Menschen um sie reden — laß sie reden; ihr Sohn wird nimmer wieder sprechen; die Leute um sie essen und trinken — laß sie essen und trinken, ihr Sohn wird niemals wieder Speise und Trank genießen.

Die Nacht kommt, und Alle legen sich schlafen auf den Bänken — laß sie schlafen — Tigran schläft auch und wird nie wieder erwachen. Sie sprechen auch davon, wie Alles geschah, wie auf das letzte Commando „Volldampf" das Krachen erfolgte, das die ganze Arbeiterschaft hinaus trieb, wie Tigran der Thür zu nahe stand, als die Balken brachen, und wie der Balken ihn zu Tode schlug, wie die Axt einen jungen Baum fällt.

Vermummt und regungslos und tief gesenkt die Augen, sitzt die Mutter da. Hört sie? Hört sie nicht? Der Bohrmeister sagt: „Das war ein ehrlicher Bursche, der hätte seine zwanzig Rubel bald verdient. Und im nächsten Jahre dreißig."

Ankin hört und hört nicht. Zwanzig Rubel, dreißig Rubel — — laß sie von Rubeln reden, ihr Sohn wird niemals mehr einen Kopeken brauchen. Seine Jugend ist dahin, sein Arm ist zerschmettert, sein Herz schlägt nicht mehr — was reden sie von zwanzig, dreißig Rubeln!

Sie reden allerlei! Auch von der Versicherung. Jeder Arbeiter des lebensgefährlichen Betriebes ist versichert. Verunglückt er, wird er getödtet, so zahlt man Geld. Der Unternehmer zahlt für das vergossene Blut. Das ist also Blutgeld. Das Blut war an ihn verkauft, als es lebendig noch durch das schnell schlagende Herz floß. Nun, da es plötzlich nicht mehr fließt, zahlt der Blutkäufer eine Entschädigung dafür, daß es in seinem Betriebe aufgehört hat, zu fließen.

Ankin hört und hört nicht. Geld für Blut — — was ist das? Was hilft das Geld dem Todten? Macht das Geld ihren Sohn lebendig? Die Leute in der Stadt schwatzen lauter Unsinn, scheint es ihr. Was für ein Zusammenhang ist zwischen einem getödteten Menschen und einer Summe Geldes?

Und Ankin hüllt sich tiefer in ihre Tücher, senkt ihr Haupt noch tiefer. Sie möchte aufstehen und heim gehen, aber ihre Glieder sind gramgebunden, schon drei Tage sitzt sie als stummer Gast im Hause des Bohrmeisters zu Balachani. Wer hilft ihr nach Haus?

Der Bohrmeister ist inzwischen für ihr Interesse besorgt, wie ein so würdiger Beamter es versteht und wie es ihm zukommt. Als der dritte Tag gekommen ist, am Nachmittage, redet er die stumme Trauernde geradezu an: sie soll mit ihm kommen; ins Contor werden sie gehen, dort wird ihr die Versicherung ausbezahlt werden. Und in ihrer feierlichen, strengen, verhüllten Trauer erhebt sich die Mutter, um dem Bohrmeister zu gehorchen, und ohne eine Ahnung von dem, was zu erleben ihr bevorstand.

~~~

Der Sohn des Bohrmeisters, der Moskauer Student, der einige Stunden vom Hause abwesend war, und dem der stumme Gast das Herz beklemmt hat, das junge Herz, das noch nicht im Naphtha ertränkt, unter einer Schicht schmutziger Goldstücke erdrückt ist — der Sohn des Bohrmeisters kommt in die elterliche Stube, aus der lautes Schwatzen erschallt. Da läuft ihm Jemand entgegen, packt ihn am Arm und ruft: „Da, sieh! sieh, Jwan! die Schere." Und eine hübsche silberglänzende Schere blinkt vor den Augen des Studenten in brauner Frauenhand. „Was ist das? Was soll das heißen?" sagt der junge Mann und sieht sich nach seiner Mutter um, „ich verstehe nicht — —"

„Die Schere! meine Schere! Und hier die Nadeln, sieh! Zum Nähen! Die Fäden! meine Handtücher! komm, komm, sieh — ein ganzer Tisch voll! Alles habe ich gekauft! Alles! Gleich jetzt, auf dem Wege! auf der Straße! im Laden! Alles mein! Auch der Kattun — —"

Der Student starrt sie an, starrt die aufgeregt schwatzende alte Frau an, deren schwarze Augen in kindischer Freude, in greisenhafter Habsucht funkeln. Sie tanzt vor Vergnügen.

Ist es denn möglich? Ist dies Ankin? Dies Gesicht mit seiner strengen, herben Schönheit in seiner Trauer, und nun — der Plunder? die Nadeln, die Schere — die Handtücher — —

„Mutter!" murmelt er und faßt sich an die Stirn, während er entsetzt zurückweicht, „was fehlt ihr?"

Die Mutter tritt zu ihm; sie ist auch entsetzt, empört. „Denke Dir, Jwan, sie soll sieben Rubel geben für ein Grabkreuz, und sie will nicht! Ganz plötzlich ward sie so."

„Sie ist verrückt geworden, Mutter."

„Verrückt? die? o nein, die ist nur zu klug! Sie hat fünfhundert Rubel bekommen und noch zwanzig dazu. So wie sie das Geld sah, war sie ein anderer Mensch. Nun will sie die ganze Welt zusammen kaufen. Kein Gedanke mehr an den todten Sohn! Du hörst es ja, nicht mal sieben Rubel für ein Grabkreuz! Die schlechte Frau!"

Der junge Mann seufzt auf. Und dann plötzlich mit flammender Stirn bricht er aus: „Schlecht? sie? O Mutter, nein! Nicht sie ist schlecht.
~~~

Schlecht sind wir, wie wir sie vergiften! Dies haben wir sie gelehrt, dies haben wir ausgedacht! Dies ist unser System! Wir nehmen ihnen ihre Kräfte, ihre gesunden Glieder, ihr Leben, und wir stehlen ihnen noch das Herz aus der Brust mit unseren Rubeln! Alles vernichtet! zerdrückt! vergiftet durch Eure Rubel! Verfluchte, verfluchte Stelle!"

Ueber Tigran's Grabe weht der lose Flugsand.

Längst ist Ankin in ihr Dorf zurück gegangen, längst sind die fünfhundert Rubel ausgegeben. Ankin hat Ochsen gekauft, hat Schafe, hat Schweine gekauft, sie ist eine reiche Frau in Asaij. Und ihr Glück hat andere Mütter vergiftet! „Geh', Petros, mein Sohn, geh' nach Balachani, geh', Rafael ist auch gegangen und Stepan!"

Längst hält ein anderer Bursch aus den Bergen die Gabel an Tigran's Statt, ebenso stark wie er, ebenso schwarz und beschmiert wie er, ebenso unerfahren wie er, ebenso mit Heimweh im Herzen wie er.

Und Niemand redet mehr von Tigran. Aber wenn es Abend wird, dann ertönt um die Baracken in langgezogener, schwermüthiger Weise das Lied der unerschütterlichen Zuversicht, ohne die der Mensch nicht leben kann, das Lied von der Treue, Tigran's Lied:

Meine Mutter würde Essig trinken,
Meine Mutter würde Steine essen!

Briefe Blücher's aus dem Jahre 1809.

Nebst ergänzenden Actenstücken.

Mitgetheilt
von
Alfred Stern (Zürich).

Im Leben des „alten Blücher“ bildet das Jahr 1809, das die Erhebung Oesterreichs gegen Napoleon sah und die patriotischen Hoffnungen in Norddeutschland entflammte, wie bekannt, ein Capitel von spannendem Interesse. Wie der zürnende Held sich damals in seinem pommerschen Hauptquartier zu Stargard vor Ungeduld verzehrte, die Fesseln der Fremdherrschaft abzuschütteln, ist von seinen Biographen mit kräftigen Farben geschildert worden. Dabei haben ihnen seine eigenen heroischen Worte, die sie seinen Briefen entnehmen konnten, als Hauptquelle gedient. Jedes neue Zeugniß der Art wird sicher als eine erwünschte Bereicherung unserer Kenntniß betrachtet werden. Findet sich ein oder das andere ergänzende Actenstück, so wird man auch dessen Mittheilung nicht missen wollen. Ich war nicht wenig überrascht, als mir an einer Stelle, wo man sie nicht erwarten sollte, bei Forschungen im Londoner Record-Office, mehrere vertrauliche Briefe Blücher's aus jenem denkwürdigen Jahre 1809 in die Hand fielen. Der Actenband des Foreign-Office, in den sie eingebunden sind, enthält noch einige andere, mit ihnen im engsten Zusammenhang stehende Schriftstücke. Auf den ersten Blick erscheint es räthselhaft, wieso diese Blätter sich in das Archiv des Auswärtigen Amtes in London verirrt haben. Indessen kommt man der Lösung des Räthsels näher, wenn man sich der Pläne erinnert, mit denen sich Blücher im Jahre 1809 getragen hat.

Gleich vielen anderen seiner Gesinnungsgenossen erhoffte er eine Mitwirkung Englands bei dem deutschen Befreiungskampf. Vorübergehend dachte er selbst daran, in englische Dienste zu treten, und entsandte im Juni seinen älteren Sohn, den Major Franz von Blücher, um mit den Machthabern in

London zu verhandeln[1]). Dann, als er sich dafür entschied, zu bleiben, war es der Gedanke der Landung eines englischen Corps an der norddeutschen Küste, der in seine kühnen Entwürfe hinein spielte. Der Zögerungen Friedrich Wilhelm's III. überdrüssig, ließ er dem Minister Stadion durch den österreichischen Gesandten in Berlin den Vorschlag zukommen, ohne Wissen des Königs mit seinem Corps in Norddeutschland aufzutreten, wofern er nur der Fortführung des Krieges durch Oesterreich und des Erscheinens einer englischen Truppenmacht auf deutschem Boden sicher sein könne[2]). Als ihm wenig später das falsche Gerücht zukam, die englische Landung von 30000 Mann sei erfolgt, wandte er sich wieder mit feuriger Mahnung an seinen König[3]). Er beschwor diesen, ihn mit einem preußischen Corps „über die Elbe gehen zu lassen" und verbürgte seinen Kopf dafür, daß es ihm gelingen werde, die verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Bei der Absendung dieses Schreibens scheint er von dem Ergebniß der Schlacht bei Wagram noch keine Kenntniß gehabt zu haben. Indessen auch die Kunde von diesem Siege Napoleon's und dem darauf folgenden Waffenstillstande konnte ihn nicht entmuthigen. Im Gegentheil, er hielt an der Zuversicht fest, daß die Kriegspartei in Oesterreich das Uebergewicht behaupten, daß Preußen gemeinsame Sache mit Oesterreich machen oder daß der König ihm zum mindesten freie Hand lassen würde, über die Oder und Elbe vorzubrechen. Er rechnete auf die Unterstützung der patriotischen Comités, die schon seit dem Jahre 1808 bestanden, und deren wichtigstes, das Berliner, vom Grafen Chasot geleitet wurde. Vor Allem aber zählte er immer noch auf die Landung englischer Truppen, die er in der Wesermündung bewerkstelligt zu sehen wünschte.

Inzwischen war Mitte August Gneisenau in London angelangt. Er war, wie er selbst später angab, „für höhere Dienstzwecke scheinbar aus dem Dienst getreten"[4]). Als nächstes Ziel seiner Bestrebungen konnte die Bildung einer preußischen Legion gelten, die unter den Auspicien Englands in Norddeutschland beim Wiederausbruch des Kampfes zu den Waffen greifen sollte. Blücher war sehr zufrieden damit, daß sein Sohn nicht zögerte, Gneisenau, dem erfahrenen Freunde, die Führung aller Angelegenheiten zu übergeben. Indessen blieb der junge Blücher selbst noch einige Zeit in London, bis er sich nach dem Scheitern aller Hoffnungen zur Heimkehr entschloß. Die Briefe, die ihm von Stargard aus zukommen sollten, mußten einen großen Umweg machen. Sie waren an die Adresse eines eingeweihten Agenten der englischen Regierung zu richten, der damals in Deutschland weilte. Dieser beförderte sie auf dem Wege über Helgoland weiter, ohne Zweifel zunächst zur

---

[1]) Vergl. seine Briefe an Götzen vom 14. Juni 1809 und an Gneisenau vom 17. Juni 1809. (Die Datirung in Pertz, Gneisenau I, 499, 517 ist, wie sich aus den Bemerkungen Lehmann's, Scharnhorst II, 279, und Delbrück's, Gneisenau I, 173, 1. Auflage, ergibt, irrig.)

[2]) Arneth, Johann Freiherr von Wessenberg, X. 1898. I, 122.

[3]) Sein bei Pertz, Gneisenau I, 500, abgedruckter Brief ist am 18. Juli geschrieben. S. Lehmann, Scharnhorst II, 297.

[4]) Gneisenau an Hardenberg 2. April 1812. (Mitgetheilt von Max Lehmann in der „Historischen Zeitschrift", Bd. 62, S. 477.)

Behändigung an das Auswärtige Amt in London. Nimmt man nun an, der junge Blücher sei bei der Ankunft der Schriftstücke in London dort bereits nicht mehr zu finden gewesen, so wird auch die Vermuthung gestattet sein, daß man sie am sichersten in den Geheimverließen des Auswärtigen Amtes aufgehoben glaubte. An ihre Entzifferung hat man daselbst schwerlich gedacht. Mit anderen Acten dieser Behörde gelangten sie später in die Gewölbe des Public Record-Office, wo sie bisher vergraben lagen.

Zum Verständniß der folgenden Schriftstücke ist nach dem Gesagten nicht viel hinzuzufügen. Wer die Geheimsprache kennt, deren sich deutsche Patrioten damals bedienen mußten, wird es begreiflich finden, daß nicht alle Anspielungen durchaus klar sind. Dagegen wird ihm die Umwandlung des Namens Blücher in „Poppe" nicht fremd sein[1]).

Auch wird man unschwer herausfinden, daß unter dem „großen Bankier in Kö[nigsberg]" Friedrich Wilhelm III. gemeint ist. Ebenso durchsichtig wird die Erwähnung „der Deutschen Comtoirs" oder des projectirten Abganges „von zwei Frachten über die Oder und in die Weser" erscheinen. Dort handelt es sich um die patriotischen Comités, hier um die Pläne eines Vormarsches Blücher's und einer englischen Landung.

Zwei Namen, die mehrfach in den Stargarder Briefen erwähnt werden, bedürfen jedoch einer genaueren Erläuterung. Es sind die Namen „Kleist" und „Fahle" (abgekürzt „Klei" und „F."). Der Träger des ersten Namens, ein preußischer Officier, Ludwig Kleist (oder von Kleist), war im März des Jahres 1809, mit Empfehlungen Chasot's versehen, in London erschienen und hatte sich beim Minister Canning als „Sendling der Chefs der Insurrection in Norddeutschland" eingeführt. Er hatte dem Minister den Plan eines norddeutschen Aufstandes entwickelt und ihm so viel Vertrauen eingeflößt, daß er sich zur Unterstützung des geplanten Unternehmens mit Waffen, Munition, Stoff für Uniformen und einer Summe von 30000 Pfund Sterling entschloß. Ein englischer Geheimagent, ein Leutnant Maimbourg, hatte Kleist, in Canning's Auftrag, zu näherer Erkundigung nach dem Festlande begleitet. Dieser Maimbourg bediente sich in seiner Correspondenz zu größerer Sicherheit neben anderen Namen auch des Pseudonyms „Fahle". Er kehrte schon im Mai, noch ehe das Schicksal Schill's sich entschieden hatte, nach England zurück, ward aber Anfangs August aufs Neue von Canning nach Deutschland entsandt. Diesmal sprach er zunächst bei Blücher in Stargard vor; man verabredete dort wohl, daß die Correspondenz mit London durch seine Hände gehen sollte.

Schon von Blücher hatte Maimbourg sehr ungünstige Aufschlüsse über Kleist erhalten. In Berlin, wohin er sich nach einem Aufenthalt in Holstein und Mecklenburg begab, wurden sie durch Chasot's Erzählung bestätigt. Kleist hatte Wochen lang über das Ergebniß seiner Londoner Mission geschwiegen. Dann war er, mit dem Majorsrang aus dem preußischen Heere entlassen, nach Oesterreich abgereist, hatte aber von den bis dahin bezogenen englischen Geldern

---

[1]) Vergl. z. B. Pertz, Gneisenau II, 145 ff.

nur 30000 Thaler herausgegeben. Wie Chasot wissen wollte, war die übrig bleibende bedeutende Summe bei einem stark verschuldeten Bekannten Kleist's deponirt. Dieser erklärte, sie liege bei einer Bank auf Zinsen, wich aber weiteren Fragen aus. Als Kleist im September aus dem österreichischen Hauptquartier nach Berlin zurückkehrte, fand eine stürmische Sitzung des dortigen patriotischen Comités statt. Kleist weigerte sich, es anzuerkennen. Die Mitglieder brachen mit ihm. Endlich brachte Maimbourg, im Einverständniß mit Chasot, unter Berufung auf den Willen seiner Regierung ihn dahin, den größten Theil der Gelder herauszugeben. Er behielt nur 25000 Thaler zurück, für die er, wie er sagte, ein Corps in Oesterreich ausrüsten wollte. Der gerettete Fonds wurde vorläufig bei Chasot hinterlegt. Man muß diese abenteuerliche Angelegenheit wenigstens in ihren Hauptzügen kennen, um einige Stellen der folgenden Actenstücke zu verstehen [1]).

Bei ihrem Abdruck ist moderne Schreibweise und Interpunction durchgeführt worden. Nur bei der Wiedergabe der Originalbriefe Blücher's bin ich dem Beispiel Derer gefolgt, die geflissentlich, soweit dies im Druck überhaupt möglich ist, „die Eigenthümlichkeit seines Gänsekiels" nachgeahmt haben [2]).

Blücher an seinen Sohn Franz.

Starg. d. 22ten Septemb. 1809.

Dein [3]) Brieff an F. [4]) ist hir eingegangen, und da er nicht hir ist so habe ich ihm erbrochen und dein Brieff an mich darin gefunden. F. ist mit Gustaff B. von hir nach Tesdorff [5]) gereist um von da sein gescheffte auf Hamb. zu besorgen und gestern erhalte ich von Gustaff die nachricht daß F. seine gescheffte sehr zu Friden beendiget, von Gustaff sein Vater Pferd und wagen gekauft und abgereist ist, vermuthlich nach Berl., ich habe nun gleich an alle unsere bekannten geschriben, daß wo sich F. sehen läßt, man ihm bedeütten möge, daß er eilligst zu mich komm, Chasot hat den abschid, [6]) er ist aber so Schwach daß er noch nicht zu mich komen kan, Kleist ist nicht zu erforschen. Daß ich in ansehung dieses Menschen rigtig geuhrdeillt wirst du durch F. erfahren. Gibs. [7]) Führt bittere klagen über

---

[1]) Ich habe die ganze merkwürdige Sache, vorzüglich auf Grund der in London aufgefundenen Acten, behandelt in einer in der „Historischen Zeitschrift", Band 85, veröffentlichten Arbeit: „Gneisenau's Reise nach London im Jahre 1809 und ihre Vorgeschichte".

[2]) Vergl. die Bemerkungen C. Blasendorff's, Fünfzig Briefe Blücher's („Historische Zeitschrift", 1885, Bd. 54, S. 194).

[3]) Manuscript irrthümlich „Mein".

[4]) Fahle = Maimbourg, s. o. S. 28.

[5]) Dorf in Holstein. — Die Abkürzung „Hamb." bedeutet selbstverständlich „Hamburg". — Wer unter „Gustav B." gemeint ist, weiß ich nicht anzugeben.

[6]) Graf Chasot ward nach Schill's Unternehmen zur Verantwortung gezogen und verlor seine Stelle als Commandant von Berlin.

[7]) Alexander Gibson (Gibsone), der bekannte Freund Gneisenau's (s. Pertz, Gneisenau I, 558 ff., und den Briefwechsel beider Männer in Delbrück's Fortsetzung des Pertz'schen Werkes). Er lebte damals in London und war als vertrauter Mittelsmann zwischen den preußischen Patrioten und der englischen Regierung thätig. Nähere Aufschlüsse s. in der oben Anm. 1 angeführten Arbeit.

ihm, und Chasot wird woll daß selbe lid Singen, sehr guht ist es daß Gneis.[1]) angekomen, und du hast gantz der guhten Sache angemessen gehandelt, daß du ihm alles über geben, er wird gewiß Eiffrig Führ unsern Zweck ahrbeitten, Charnhorst ist ohne hoffnung krank, und treibt kein gescheffte,[2]) daß ist ein übler umstand, gleiche bewandniß hat es mit Graff Goetzen.[3])

nun will ich dich mein Plann in Möglichster kürtze mit teillen, waß man vor niedrige wege eingeschlagen, um den könig verdacht wider mich bey zu bringen ist unbeschreiblich, aber es ist alles vergebens. Ribb.[4]) Schreibt mich der könig habe gesagt Blücher hat bey allen waß er tuht mein Interesse zum grunde er hat recht niemahls werde ich mich da von entfernen, wie groß des monarchen vertrauen nimm darauß ab, daß er seine guarde du corps hir zu mich geschickt daß sie unter mich mit maneuvriren müssen, sie bleiben auch hir, und daß gantze Corps ist noch beisammen ich glaube wihr wollen die Truppen zu samen behalten um zu sehen ob der waffen stillstand besteht, oder die Fehde aufs neue beginnt, ist daß letzte der Fall so gebe ich die hoffnung nicht auf den könig zu bewegen daß er mich mit ein Truppen Corps vorrücken lasse, und über hauppt wihr an der sache Theill nehmen, waß mich in solchen Fall noht wendig brauche ich dich nicht zu sagen, den hisigen dienst werde ich nuhr im aller übellsten Fall verlassen, so ballde ich an den Ströhmen Erscheine werde ich ein ufruff an alle Deutschen ergehen lassen sich in masse zu versameln und ein volck daß uns unterjochen will vom deuttschen Erdboden zu vertillgen,[5]) wer waffen tragen kan und komt nicht soll als ein un Echter Deuttscher betrachtet werden, ich sey bereit mich an Ihre spitze zu stellen, der könig von England und von Preußen wollen unsere unabhängigkeit beschützen, und die allte verfassung soll hergestellt werden, die völlker Ihre alten Fürsten wen sie sellbige zurück wünschen wider erhallten, dieses hoffe ich soll von größter würkung sein, aber es ist nohtwendich daß ein solches unternehmen durch ein bedeuttendes Corps Truppen unterstützt wird. gib die einlage an Gn.[6]) so balde deine umstände es zu lassen komm zurück.

ich schicke dich abschrift von zwei brieven, damit du siehst, wie ich mit dem könig stehe so ballde ich erfahre wie es im Süden aussieht, und ob der tantz beginnt, schicke ich . . .[7]) zum könig und stelle ihm die sache so dringend vor, daß er sich Entschließen muß, im entgegengesetzten Fall köne ich vor nichts bürgen. B.

mein Brieff hat seit dem 22ten September fertig gelegen aber ich wuste kein mojen ihm zu dich zu krigen endlig erhallte ich heutte als d. 4.t octob. von Fahl die nachricht ihm alles zu schicken da er es dann über Hegeland[8]) besorgen wolle auch zugleich eine adresse wie ich über Gottenburg an dich schreiben könne.

---

[1]) Gneisenau.

[2]) Scharnhorst war schon Ende Mai von seiner Krankheit ziemlich genesen, hatte aber zu seiner Erholung einen Landaufenthalt zu Arweiden bei Königsberg genommen.

[3]) Graf Goetzen, Commandant der schlesischen Festungen. Vergl. H. von Wiese, Die Thätigkeit des Grafen von Götzen 1808 und 1809 („Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens", Bd. XXVII. 1893).

[4]) Friedrich W. C. J. Ribbentrop, seit 1808 als Staatsrath an der Spitze des Kriegscommissariates, ein alter Freund Blücher's. Vergl. Allg. Deutsche Biographie XXVIII, 398—402.

[5]) Vergl. die ähnlichen Worte in Blücher's Brief an Götzen 8. October 1809 bei Pertz, Gneisenau I, 553.

[6]) Gneisenau.

[7]) Ein unleserliches Wort.

[8]) Helgoland.

Fahle ist nun überzeugt, daß ich in ansehung Klei — —[1]) richtig geuhrteillt, auch ist es angenehm daß Cha — - -[2]) und Fahl so guht mit Klei — — maneuvrirt haben, und ihn gleichsam gantz abgetakelld, unsre sachen haben sich nicht verschlimert, daß heist in Konig — —[3]) begindt daß wetter besser zu werden, und ich gebe die hoffnung nicht auf, den ersten[4]) [sic] zu bewegen, daß er einen entscheidenden entschluß nimmt, nuhr muß die Fehde mit F. und Ostr. — —[5]) aufs neue beginnen von meiner seitte soll alles geschehen, um unseren ersten vorsteher in bewegung zu bringen.

Graff Goetzen ist besser und schreibt mich einen sehr angenehmen brieff, er glaubt der Friede komme nicht zu stande, und versichert mich er habe solche vorkehrung getroffen daß er gleich durch einen Courir vom beginn der Feindseligkeitten unterrichtet sey, und ich solle so gleich P. Estafette davon benachrigtiget werden, er hat vom könig vollmagt nach bestimmung der umstände die Truppen so gleich zu samen zu ziehen[6]), von Charnh. habe ich uf 2 Brieve keine antwohrt, er soll in der besserung aber doch noch imer sehr schwach sein[7]), die hiesigen Truppen sind auß ein ander, ich habe sie aber so Deslocirt, daß sie gleich zu haben sind.

nun wünschte ich nuhr zu wissen, ob man von da wo du bist, nach Spani — —[8]) oder nach der Wes . . .[9]) schicken wird, ich wünschte das letzte den als dan sollte und müßte an unserer seitte waß Reelles geschehen, Gneis . . . muß nuhr sorge tragen, daß wihr mit allem unterstütz werden ich bleibe blos in den hisigen verhelldnissen weill ich glaube vor daß allgemeine hier am nützligsten würken zu können.

so balt du kanst komm zurück lebenslang dein treuster B. Poppe.

Blücher erwähnt in diesem Schreiben „zwei Briefe", von denen er dem Sohne Copien schicke, damit er sehe, wie der Vater mit dem König stehe (s. o. S. 30). Diese Copien sind gleichfalls im Londoner Archiv vorhanden. Die erste bedarf keines Abdruckes. Es handelt sich um den Brief Blücher's vom 18. Juli 1809, durch den er dem König die Erlaubniß abzuringen gesucht hatte, mit einem Truppencorps über die Elbe zu gehen[10]). Blücher's Biograph Blasendorff schreibt: „Es ist nicht bekannt, was der König darauf geantwortet hat; vielleicht ist ein Bescheid wegen des am 12. Juli abgeschlossenen Waffenstillstandes zu Znaim überhaupt nicht ertheilt worden"[11]). In der That findet sich aber unter den Londoner Acten dieser Bescheid als zweite der erwähnten Copien, wennschon mit zwei irrigen Datumsangaben. Er lautet folgendermaßen:

---

[1]) Kleist, s. o.

[2]) Chasot.

[3]) Königsberg.

[4]) D. h. den König.

[5]) Frankreich und Oesterreich.

[6]) Vergl. Lehmann, Scharnhorst II, 302.

[7]) Vergl. Schwartz, Clausewitz I, 370. Clausewitz an seine Braut 23. September 1809: „Mit dem General geht es, dem Himmel sei Dank, täglich besser, doch wird er sich immer nur langsam herstellen, denn die Krankheit hat ihn sehr erschöpft."

[8]) Spanien.

[9]) Weser.

[10]) S. o. S. 27 Anm. 3.

[11]) Blasendorff, G. L. von Blücher, S. 147. — Wigger geht in seiner Biographie Blücher's auf die Frage nicht ein.

Mein lieber General von Blücher!

Der Inhalt Eures Schreibens vom 18. d. M.[1]) ist Mir ein neuer sehr werther Beweis Eurer treuen Anhänglichkeit an meine Person. Ich danke Euch für dieselbe verbindlichst und weiß Eure Vaterlandsliebe zu schätzen; indessen könnt Ihr auch Mir zutrauen, daß Ich nach den Verhältnissen immer so handeln und urtheilen werde, daß Ihr selbst bei näherer Uebersicht des Ganzen Mir beistimmen würdet. Ueberdies gibt der eingetretene Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Armeen wieder eine veränderte Ansicht der Lage der Dinge.

Ich bin Euer wohlgeneigter König

Königsberg den 25 Juli[2]) 1809. Friedrich Wilhelm.

Auch die „Einlage an Gneisenau", die der junge Blücher diesem abgeben sollte, hat sich mit den übrigen aus Stargard kommenden Schriftstücken in das Londoner Archiv verirrt, ohne in die Hand des Adressaten gelangt zu sein. Daß ein Brief Gneisenau's an Blücher vorangegangen war, ergeben schon die ersten Worte.

Blücher an Gneisenau

Starg. d. 4ten octob. 1809[3])

Ihr Briff hat mich lebhafte Freüde veruhrsacht da si nun die sachen dohrt beahrbeitten so habe ich die gröste hoffnung eines guhten erfollgs, mit den waffen stillstand denke ich geht es zu ende und dan muß man Hand anß werk legen, ich hoffe dan auch den könig zu bewegen daß er ein Ernsthaften entschluß Fast, auß einigen abschriftlig mitkomenden brieven werden sie ersehen, daß es doch so gantz schlim in Kon . .[4]) noch nicht außsieht, daß übellste ist die tödlige krankheit unsers Freundes Scharnh — — mit Götzen ist es der selbe Fall, alle nachrichten die uns jetzt zukomen lauhten guht, aus Spanien, Itahlien und selbst aus Pohlen, den bruch mit R. und S.[5]) helld man gewiß, mögte nuhr Ostreich sich nun wider selbst vertrauen und die Fehde beginnen, dan wollte ich so dringend wie möglich beim HErrn her vor träten, und ich gebe die hoffnung nicht uf ihm zu bewegen, will man von da wo si sind uns helfen würde [sic], daß heist uns mit waffen, amunitzion und G — —[6]) unterstützen so kan und muß die sache gehen, aber man muß die gantze Deütsche nation ufruffen. Die Stimmung innehrt der ströhmen ist guht, wen die Menschen sehen, daß sie Reellen bey stand zu erwahrten haben, die hisigen Truppen sind schön voller lust und guhten willen, es ist bis jetzt noch kein befehll hir daß die Truppen uß ein ander gehen sollen. v. Ribb.[7]) hab ich ein brieff der guht lauhtet, den jungen Madew. der bey mich ist sein vater[8]) freibt man sehe alle Tage nachricht von Ihnen entgegen, den auffendhald des HErn Fahl weiß ich in diesen augenblick nicht, ich habe aber selbst vorkehrung getroffen, daß er balldigst zu mich komen soll, über den HErn v. Klei — — schweige ich si werden da wohl mehr von Ihm erfahren, Chasot hat den abschid, ist aber tödlig krank gewesen.

von gantzem Herrzen der Ihrige B.

---

1) Manuscript irrthümlich „19. d. M.".

2) Manuscript irrthümlich „Juni".

3) Dies Datum ist, wie der Inhalt und die später folgende Bemerkung, der Brief habe „lange fertig gelegen", beweisen, erst nachträglich zugefügt worden.

4) Königsberg.

5) Rußland und Schweden.

6) Geld. — Man darf nicht fragen, warum Blücher, verschmitzt und naiv zugleich, einmal von Andeutungen Gebrauch macht, ein anderes Mal nicht.

7) Ribbentrop, s. S. 30, Anm. 4.

8) Geh. Postrath von Madeweis in Königsberg.

Am Rande: So ballde si ein gewissen menschen da entbehren können, schicken si ihm.

Dieser Brieff hat lange Fertig gelegen, aber ich wuste ihm nicht weg zu krigen, nun endlich habe ich durch Fahl seine besorgung die hoffnung daß er ballde zu ihnen gelangen wird.

Die hisigen Truppen sind uß ein ander, indessen habe ich sie so Deslocirt daß sie gleich zu haben sind.

Graff Götzen schreibt mich gestern er sey völlig besser[1]) er hoffe die feindseligkeitten würden ballde ufs neue beginnen, die österreichische armeeh sey 117000 man sterker als die francoische, von letzter schicke ich ihnen eine Detailliirte nachweisung[2]) die sicher ist ich hege die beste hoffnung daß unser großer Banquier zu Ko — — — sich zur zahlung entschlißt, ich werde alles an wenden um ihm zu vermögen, Scharnhorst ist in voller besserung sie werden nun uberzeügt werden daß ich mich in ansehung des v. Klei — — nicht ge Jhrt Fahl und Chasot haben guht gegen ihm manneuvriert, geben sie mich balld nachricht und machen daß man an der Elbe und Weser ein starkes wohn lager Etablirt ich werde dan tuhn waß daß allgemeine am zu träglichsten ist. B.

Am Rande: die einlagen wo von ich erwehne ligen in den jungen Poppe sein brieff.

Blücher hielt es für nöthig, dem Sohne gegenüber seine Ansicht nochmals zu entwickeln. Indessen bediente er sich einer anderen Hand, derselben, welche die von ihm beigefügten Actenstücke copirte. Man hat es in dem folgenden Brief daher mit einem Dictat zu thun, in dem die „Eigenthümlichkeiten des Gänsekiels" des Alten verschwinden.

Blücher an seinen Sohn Franz 5. October 1809.
(Dictirt, nur die Unterschrift eigenhändig.)[3])

Aus dem Briefe vom 10. August an Herrn Fahle habe ich bereits ersehen, daß es mir vielleicht möglich werden wird, zum Wohl des Deutschen Vaterlandes und des Königs meines Herrn thätig zu sein. Ich füge daher zu meinen bisherigen Aeußerungen noch Folgendes hinzu, wovon nöthigenfalls Gebrauch gemacht werden kann, und bemerke, daß nur eine Reise des Herrn F. und der Mangel einer Adresse meine Antwort bis jetzt verzögert hat.

Im Ganzen genommen bleibe ich bei den von mir gemachten Vorschlägen, welche sich auf eine Landung an der Weser beziehen. Da ich indeß noch die Hoffnung hege und aus allen Kräften dahin arbeiten will, den König zur thätigen Theilnahme auf die eine oder die andere Art zu vermögen, so glaube ich meinen Entschluß, den preußischen Dienst zu verlassen, abändern zu müssen.

Allein wenn ein preußisches Corps von hier aus über die Oder und Elbe gegen die Weser operiren soll, so ist es eine nothwendige Bedingung, daß ein englisches Corps nebst Waffen, und wie ich ein solches weitläufiger geschildert habe[4]), in der Weser lande.

---

[1]) Vergl. Blücher's Brief an Götzen 2. October 1809 bei Pertz, Gneisenau I, 551. Das „gestern" kann sich jedenfalls nur auf den Tag des Empfanges des Götzen'schen Schreibens beziehen.

[2]) Es findet sich bei den Londoner Acten ein Blatt mit der Ueberschrift: „Stand der Französischen Armee am 5. Sept. 1809".

[3]) Aufgeklebt findet sich die Adresse von der Hand des Schreibers: „An den Königl. Major und General-Adjutanten Herrn von Blücher".

[4]) Eine solche „weitläufige Schilderung" fehlt. Vielleicht soll aber nur auf den eigenhändigen Brief vom 22. September (s. o. S. 29 ff.) Bezug genommen werden.

Die dasige Gegend bleibt diejenige, aus welcher man dem Feinde am meisten schaden kann, und aus welcher eine Insurrection am schnellsten und wirkendsten sich in Hannover und Hessen auszubreiten vermag. Dieser Plan muß aber mit einem bedeutenden corps d'armée nachdrücklich unterstützt werden, denn eine fehlgeschlagene Invasion macht das Uebel am Ende unheilbar und das Joch der Sklaverei gewiß. Wenn von Seiten des Königl. Großbritannischen Ministeriums in meine Ideen eingegangen wird, so ist die Landung in der Weser, der verlangte Waffendepot und die Zusicherung sonstiger Bedürfnisse die erste unumgänglich nöthige und fest zu bestimmende Bedingung, die hiesige Lage mag beschaffen sein, wie sie will.

Die hiesigen versammelt gewesenen Truppen sind zwar nicht mehr en corps zusammen. Der größere Theil ist indeß gegen die Oder und Einiges über diesen Fluß dislocirt worden. Auch können sie sich in wenig Tagen wieder versammeln. Aus Schlesien habe ich die Nachricht, daß G . . . n[1]) eine unbedingte Vollmacht erhalten hat, bei Wiederausbruch des Krieges alle nöthigen Veranstaltungen zu treffen. Dies und mehrere Anzeichen bestärken mich in der Hoffnung, den König, meinen Herrn, zu einer entschlossenen Maßregel zu bewegen. Uebrigens dauern unsere Verbindungen fort, wie aus Briefen von Ch . . . t[2]) erhellen wird. Nur wäre es zu wünschen, daß es uns nicht an Mitteln fehlen möchte, sie dauernd zu erhalten, und[3]) dieserhalb die nothwendigen geheimen Veranstaltungen, Sendungen u. s. w. in Thätigkeit und uns in Verbindung mit Süddeutschland erhalten zu können.

Sobald die Nachricht von Aufkündung des Waffenstillstandes eintrifft (welche mir sogleich per Estafette mitgetheilt werden wird), werde ich einen vertrauten Officier zum König senden und dem Monarchen schriftlich und mündlich die Nothwendigkeit dringend vorstellen, zu handeln und den Staat zu retten. Dies Letztere bin ich sodann fest entschlossen zu thun und auszuführen; — allein ich komme noch einmal auf die Gewißheit, die ich haben muß, zurück, ein englisches Corps nebst einem Waffendepot in der Mündung der Weser zu finden. Ist dies unbezweifelt, kann ich darauf fest rechnen: alsdann ist die Ausführung und der glückliche Ausgang keinem Zweifel unterworfen.

Die Idee, uns, im Fall unglücklicher Weise der Frieden zu Stande kommen sollte, mit den braven Oesterreichern, mit einem Chasteller und Hohenzollern zu vereinigen, ist mir sehr recht und angenehm, zumal der Letztere mein Freund ist[4]). Allein wie soll dies geschehen? Stehen diese Männer mit England in Verbindung, so ist es nöthig, uns von dort Weisungen zu verschaffen, damit wir vereint handeln. Auch wünschte ich zu wissen, ob Verbindungen mit den Oesterreichern überhaupt und mit den braven Tirolern in England existiren, und ob diese Letzteren unterstützt werden. Wir müßten alsdann gemeinschaftliche Sache machen, und um dies thun zu können, müßten im Voraus die dazu nöthigen Anstalten getroffen werden. Ich bin also zu obigem Project bereit, nur muß man mir angeben, wie es ausgeführt werden soll, damit Alles nach meinem Plan und von einem Centralpunkt geschieht.

---

[1]) Götzen.

[2]) Chasot.

[3]) Sic! Vielleicht ist zu lesen „um“. Das Mißverständniß konnte beim Dictiren vorkommen.

[4]) J. G. Marquis von Chasteler an der Spitze der österreichischen Truppen bei dem ersten Tiroler Aufstand. — F. F. Xaver Fürst von Hohenzollern-Hechingen bei Aspern und Wagram ausgezeichnet. S. Allg. Deutsche Biographie. Die sonderbare Idee, welche dem alten Blücher „sehr angenehm“ war, stammte, wie ein Brief Maimbourg's an das Auswärtige Amt in London vom 22. September 1809 beweist, von dem Major von Blücher.

Von Gn . . . . . au habe ich einen Brief erhalten,[1]) und ich hoffe auf seine Mitwirkung für die gute Sache, wie derselbe mir dies versprochen hat. Ich wünsche, daß er in der Folge unseren Geschäften vorsteht und uns oft mit Nachricht versieht.

Waldstein ist noch nicht passirt[2]). Es würde übrigens sehr überflüssig sein, ihn von dem Geringsten au fait zu setzen. Nur möchte ich wissen, in was für Verbindungen mit Oesterreich er steht.

Den sichersten Nachrichten zufolge ist dort die Friedenspartei gestürzt, und Niemand zweifelt an Fortsetzung des Krieges. Die österreichische Armee soll 170000 Mann stärker als die französische sein. Die Uneinigkeit zwischen Rußland und Frankreich nimmt allen Nachrichten zufolge zu, und es ist eine baldige Explosion zu vermuthen.

Ch . . . t[3]) ist sehr krank gewesen. Sobald er gesund ist, wird er hierher kommen. Seinen Abschied hat er erhalten, und der Streit mit T.[4]) ist beigelegt.

Uebrigens bemerke ich noch zum Schluß, daß das Kostbarste, die Zeit, verfließt, und daß man eilen muß, wenn etwas geschehen soll, ehe es damit zu spät wird. Es kann dem Großbritannischen Ministerio unmöglich gleichgültig sein, ob Teutschland unterjocht wird oder nicht, denn Englands Nachtheil ist mit dem ersteren zu enge verbunden.

Es scheint mir also unwiderleglich klar zu sein, daß die zu ergreifenden Maßregeln keinen Aufschub leiden. Sie machen ein vielfach zusammengesetztes Ganzes aus, welches einzuleiten der größten Thätigkeit bedarf.

Will man daher meine Pläne annehmen, so ist die baldige Sendung eines Bevollmächtigten nöthig, um mit demselben abschließen zu können.

Noch füge ich hinzu, daß, im Fall es dazu kommt, es mir ungemein angenehm sein würde, alsdann die Generals v. d. Decken, von Linsingen und von Alten[5]), welche ich kenne, bei mir zu sehen.

Wenn es daher die Umstände erlauben, so würde ich das britische Gouvernement im Voraus hierum ersuchen.

Stargard, d. 5. October 1809.

G. v. Blücher.
St., 23. Sept. 1809.

Endlich findet sich noch von derselben Hand, deren der alte Blücher sich bediente, ein unmittelbar an den in London weilenden Major von Blücher gerichteter Brief. Die abgekürzte Unterschrift scheint Brn zu bedeuten. Möglicher Weise war der Schreiber der Leutnant Hans von Brünnow, ein

---

[1]) Gneisenau, s. o. S. 32.

[2]) Graf von Waldstein-Dux, im Juni 1809 von dem Erzherzog Karl und Stadion mit einer Mission nach England betraut. S. „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege". 1841. Zweite Abtheilung. S. 36—47. — Pertz, Gneisenau I, 570. — A. Graf Thürheim, Ludwig Fürst Starhemberg. Graz 1889. S. 218, 226.

[3]) Chasot.

[4]) Ohne Zweifel ist der General von Tauentzien gemeint, der nach Schill's Rückmarsch auch seinen Posten verlor, dann aber wieder eingesetzt wurde. Der bei den Londoner Acten befindliche Brief Maimbourg's an das Auswärtige Amt in London vom 22. September 1809 erwähnt, daß ein Duell zwischen Chasot und Tauentzien bevorzustehen schien.

[5]) J. F. Graf v. d. Decken (1769—1840). — Ernst von Linsingen (1775—1853). — K. A. Graf von Alten (1764—1840). S. über diese drei hannoverschen Generale Allg. Deutsche Biographie; vergl. Gneisenau's abfälliges Urtheil über Decken bei Pertz, Gneisenau I, 570. S. die Berichtigung von Thimme: Die hannoverschen Aufstandspläne 1809 und England (Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen, 1897, S. 349).

Genosse Schill's, der sich und dem Rest des Corps freien Abzug aus Stralsund erzwungen hatte und zu Blücher gelangt war[1]).

Herr F. ist seit dem 19. August verreist, um einige Geschäfte in H.[2]) einzuleiten. Wir erwarten ihn indeß mit jedem Tage zurück. — Mit Verlangen habe ich einer Antwort von Euch entgegengesehen, doch kann ich mir es denken, daß sich nicht alle Umstände unseres Handels beschreiben lassen. Aus dieser Ursache kann auch ich nicht Alles detailliren, sondern muß Euch bitten, meinen Brief zu commentiren, da ich Euch viel zu sagen habe.

Auf Euern Brief vom 10. August erhaltet Ihr ein umständliches Blatt, welches Euer Vater wörtlich so niederzuschreiben gewünscht hat[3]). Ihr werdet daraus ersehen, daß er in alle Zweige des Handels, wie Ihr wünschtet, entrirt, weshalb es gut ist, wenn Ihr das zweite Project, seines Verbleibens hier und der Mitwirkung der deutschen Comptoirs zu Unternehmungen 2c., fleißig bearbeitet. Denn wenn nach diesem Project über die Oder und in die Weser zwei Frachten zugleich abgehen, so ist dies allerdings das Beste. — Die Existenz dieser Speculation ist für Euch genug, weshalb ich gezwungen bin, mir mündlich die Erzählung von ihrer Entstehung 2c. vorzubehalten. Da ich indeß als Buchhalter die Bedürfnisse unseres Handels übersehen kann, so kann ich den Wunsch nicht bergen, daß Ihr erst Alles aufs Beste einleiten und uns eine beständige Communication sichern, dann aber zu uns bald zurückkehren möchtet, freilich immer so, daß unsere Geschäfte mit dem Vorsteher C.[4]) nicht darunter leiden. Dies Jahr scheint freilich ungenutzt vorübergehen zu sollen, da der Transport der Waaren zu Wasser binnen 6 Wochen a dato aufhören möchte[5]). Wenn aber Alles erst fest eingeleitet ist, so kann der Zeitpunkt des Bedarfs nicht fehlen. — Ich hoffe fest, daß das Erstere geschehen wird, da Ihr, mein theurer Freund, die Sache so gut angefangen habt und durch Gn . . . . . u[6]) unterstützt werdet. Dem Letzteren bitte ich meine wahre Ergebenheit zu versichern. Er ist der Mann, sich einen eigenen Weg zu bahnen. Ich warte auf einen Wink des Fatums, um ihm zu folgen. Ihr wißt, daß ich nicht anders handeln kann. Aber Gn. muß ehrlichen Leuten wieder ein Asyl und unserem Handel wieder den alten Flor verschaffen können. — Ch . . . t[7]) ist noch nicht hergestellt, sonst würde er hier sein. Er ist ein discreter Mann, dahingegen der kleine archivarius ein neugieriger Mann und der alte ist [sic!]. — Der neue Ankömmling H . . n ist ganz von demselben Schlage als der Archiv. B . . . .[8]). Bringt uns nur einen Bevollmächtigten, versehen mit allen Mitteln, die uns fehlen, mit, damit eine solide Speculation stattfindet und wir wenigstens etwas unternehmen können. — Eigen ist, daß wir uns in Kl.[9]) nicht geirrt haben und diese Nachrichten aus F.[10]) erhalten. Es kann also Fälle geben, wo es gut ist, wenn man

---

[1]) S. Bärsch, F. von Schill's Zug und Tod, S. 113 ff., 233, 307. (Die Handschrift Brünneck's, des damaligen Adjutanten Blücher's, an den man auch denken könnte, weicht von der vorliegenden ab.)

[2]) Hamburg, s. o. S. 29.

[3]) Gemeint ist Blücher's eigenhändiger Brief vom 22. September.

[4]) Vermuthlich Canning, der englische Minister des Auswärtigen.

[5]) Vergl. die Bemerkung in der Denkschrift Waldstein's vom 16. October 1809 (Lebensbilder aus den Befreiungskriegen. Zweite Abtheilung. S. 42. s. o. S. 35, Anm. 2): „Que dans six semaines les glaces peuvent s'établir aux embouchures de l'Elbe et du Weser, et qu'on ne peut attendre le dégel qu'au commencement de février.“

[6]) Gneisenau.

[7]) Chasot.

[8]) Es bleibt unklar, wer unter diesen Beiden gemeint ist.

[9]) Kleist.

[10]) Unverständliche Anspielung.

seinen eigenen Eingebungen folgt, wie wir am 1. August. — Versehet mich mit Nachrichten unter der Adresse: Herr Constant, worüber ich auch Schr . der in C.[1]) unterrichten werde. Ich überlasse Euch, zu beurtheilen, ob es nöthig ist, wie es mir wenigstens scheint. Denn F.[2]) scheint lieber in Berlin bleiben zu wollen, und dann fehlt uns die Communication, auch um unsere Briefe zu befördern, welches jetzt zum Exempel schon geschehen wäre, wenn er hier wäre. Denn ohne seine Signatur gehen sie langsam und bleiben liegen, wie F. selbst sagt.

D. 5. October.

Bis heute haben wir mit der Absendung unserer Briefe warten müssen, weil uns die Adresse fehlte. Herr F. wollte in drei Wochen wieder kommen, muß aber in Berlin bleiben, um Nachrichten zu erwarten. Ich wünschte, wir wüßten es etwas lange voraus, wenn Ihr von L.[3]) abgehen wolltet, theils um nicht mehr Briefe umsonst alsdann an Euch zu adressiren, theils um Euch nicht Unnöthiges zu fragen. — Sorgt alsdann für eine bleibende Communication. Ich habe sehr viel zu schreiben, sonst würde ich Gn . . . .[4]) schriftlich um die Fortdauer seiner alten freundschaftlichen Gewogenheit bitten. Thut dies in meinem Namen. Den Ausgang mit Kl.[5]) wird Euch Ch . . . t[6]) wohl schreiben. Jetzt ist die Sache abgemacht.

Von G . . tzen aus Gl.[7]) haben wir Nachricht, daß die österreichische Armee sehr gut und 117 000 Mann stärker als die französische ist. Gegen den Frieden soll man sehr gestimmt sein. Go . . . n[8]) hat für Schl.[9]) unbedingte Vollmacht und wird uns den Wiederanfang der Feindseligkeiten sogleich melden. Wir warten mit Schmerzen darauf. Alsdann gehe ich nach K.[10]). Euer Vater wird Euch wohl ein Näheres schreiben. Alles, was ich weiß, kann ich dem Blatt, das durch fremde Hände geht, unmöglich anvertrauen. Deshalb breche ich ab. Ich wünsche nur, daß unsere Unternehmung nicht, wie so viele andere, zu spät kommen möge, ehe das Attentat gegen die Unabhängigkeit der Nationen seiner gänzlichen Ausführung nahe ist. Und weil ich einmal im Wünschen bin, so wünsche ich, daß dies unsere Freunde, die E.[11]), einsehen mögen, ehe es zu spät ist.

Es thut mir leid, daß unsere Briefe so lange liegen geblieben sind. Indeß sind wir daran schuldlos. Schreibt uns bald wieder und nur unter der erbetenen Adresse. Und um Euren Aufenthaltsort zu verbergen, schreibt mir oder Eurer Schwester oder Eurem Vater einmal einen Brief aus O . . . . bg.[12]). Uebrigens wünsche ich, daß die Stelle in dem officiellen Schreiben, wo von den Mitteln, unsere Verbindung zu erhalten, die Rede ist, uns diese Mittel verschaffen möge [sic!], da sie nach ihrer Ausdehnung fehlen. Was Localitäten anbetrifft, so muß ich solche einer mündlichen Mittheilung versparen. Avertirt uns nur, wenn Ihr Alles eingeleitet habt, zu welcher Zeit ungefähr Ihr kommen könnt.

---

[1]) Ohne Zweifel der patriotisch gesinnte Kaufmann Ernst Friedrich Schröder in Colberg. Vergl. Pertz, Gneisenau II, 78. — Boyen, Erinnerungen II, 133. — Ompteda, Politischer Nachlaß I, 457; III, 45.

[2]) Fahle = Maimbourg.

[3]) London.

[4]) Gneisenau.

[5]) Kleist.

[6]) Chasot.

[7]) Götzen aus Glatz.

[8]) Götzen.

[9]) Schlesien.

[10]) Königsberg?

[11]) Engländer.

[12]) Oldenburg?

Und nun, mein theurer Freund, lebt wohl, so wie ich es Euch von ganzer Seele gönne. Bleibt mir gewogen und rechnet darauf, daß ich niemals meine Gesinnungen für Euch ändern werde, denn ich bin unaufhörlich

Euer treuer Freund Brn. [?]

N. S. Soeben erhalte ich Euren Brief vom 10. Juli, ein Beweis, daß ohne Fahle's Adresse die Briefe liegen bleiben. Adieu, mein theurer Freund.

Die Reihe der Actenstücke, die hier aus dem Londoner Archiv mitgetheilt werden, mag mit einem Schreiben des jungen Blücher abschließen, das ohne Zweifel an den Minister des Auswärtigen gerichtet war. Adresse und Datirung fehlen.

Sir,

Wishing to return home by the Tuesdays Mail I have taken the liberty to request a passport from Your Excellency by a letter herewith in the name I assumed on coming to this country and I beg leave to add, that I shall feel greatly obliged, if I can get it on Saturday, as I mean to leave town on Monday.

I yesterday made free to mention to Mr. Hammond[1]), thro' Mr. Gibsone[2]), that I should be happy to carry any letters for Mr. Maimburg and to beg a letter to His Majestys Consul at Gottenburg, Mr. Smith, recommanding me to his assistance in procuring a passage from Ystatt to Colberg, on board a British cruizer. I should esteem it a great favour if you would please direct this to be done, and have the honour to be

Sir Your Excellencys

Most obedient and humble servant

126 Mount Street Blücher.

Berkeley Square Poppe.

Beilage:

Sir,

I do myself the honour to request of Your Excellency to cause a passport to be made out for me to return to Sweden by the Tuesdays mail and have the honour to be Sir Your Excellencys

Most obedient humble servant

126 Mount Street Berkeley Square. Francis Poppe.

Nach einem Schreiben Maimbourg's an das Auswärtige Amt vom 7. November war Franz von Blücher zu Anfang dieses Monats wieder auf deutschem Boden angelangt. Der „Dienstag", an dem er von London, seinem Plane nach, abgereist sein wird, mag der 17. October gewesen sein. Gneisenau blieb noch bis Mitte November und nahm Anstand, sogleich nach Preußen zurückzukehren, um nicht den Verdacht auf sich zu lenken, als habe er sich einer geheimen Mission Friedrich Wilhelms III. unterzogen. Wie Blücher hatte er noch über drei Jahre zu harren, bis die Stunde der Befreiung schlug.

---

1) Unterstaatssecretär des Auswärtigen bis zur Neubildung des englischen Ministeriums unter Perceval.

2) S. o. S. 29, Anm. 7.

Islamitische Reformbestrebungen der letzten hundert Jahre.

Von

J. C. von Eckardt.

Der Islam hat von je den Anspruch erhoben, Weltreligion zu werden und entsagt diesem Anspruche heute weniger denn je. Die politische Gesetzgebung des Islam sollte, dem allerdings in enge Schranken eingeschlossenen Geiste des Stifters nach, universal sein. In seinem auf das Princip der Einheit begründeten Religionssystem verband Mohammed sie so eng mit dem Dogma, daß letzteres seither sowohl die moralischen und ethischen als die politischen und socialen Aspirationen von 260 Millionen Menschen in sich schließt. Jene innige Verquickung der politischen und religiösen Elemente im Schoße des Islam hat die gäng und gebe Vorstellung gefördert von der Sprödigkeit und Reformfeindlichkeit der muslimischen Religion. Fast allgemein ist die Auffassung verbreitet, daß das auf den Grundvesten des Islam errichtete politische System des Absolutismus mit seinem Gefolge von Despotismus und Anarchie unauflöslich mit dem Geiste der Religion selber verknüpft sei, daß man nicht an jenes erstere rühren könne, ohne die letztere hinfällig zu machen. Das Scheitern aller binnen der letzten hundert Jahre angestrebten Versuche, den Islam nach der einen oder anderen Seite hin umzubilden, ist zum Beweise dafür aufgestellt worden, daß sein verwitterter Organismus weder auf religiösem noch politischem Gebiete lebensfähige Keime in sich berge, auch keiner Neugestaltung im Sinne des Fortschritts fähig sei.

Wer immer mit dem Stande der muslimischen Völker unseres Jahrhunderts sich vertraut gemacht hat, der wird diese Auffassung in gewissem Maße gerechtfertigt finden. Eine unverkennbar reactionäre, rückwärts strebende Bewegung hat sich vom Indischen bis zum Atlantischen Ocean der breiten Schichten islamitischer Glaubensbrüder bemächtigt. In dem Streben, die verloren gegangene politische Einheit durch ein moralisches Zusammengehen zu ersetzen, werden die modernen Islamiten von den mystischen Orden und Brüderschaften unterstützt. Ihre Häupter wissen allenthalben ein reges Gemeingefühl

unter den Muslimen anzufachen, schreiben aber auch allerorten Feindseligkeit gegen Europa, europäische Civilisation und modernen Fortschritt als Losungswort auf ihre Fahnen. Wir haben in einer vorhergehenden Studie über „die panislamitische Bewegung“ [1]) gesehen, welches die Mittel sind, deren sich die muslimischen „Khuans“ bedienen, um eine unumschränkte Gewalt auf die Gemüther ihrer Adepten auszuüben; welche großartige sociale Organisation sie zusammenhält und zum Hebel aller antichristlichen Unternehmungen macht. Es genügt also hier, in aller Kürze darauf hinzuweisen, daß die Khuans selbst in religiös-wissenschaftlicher Beziehung vollkommen unfruchtbar geblieben sind, auch weder auf dem Gebiete der Erziehung, der Bodencultur noch dem der Krankenpflege irgend etwas Ersprießliches geleistet haben. Mit der einseitigen Ausbildung der mystisch-ekstatischen Religionsschwärmerei ist das Werk der Brüderschaften abgeschlossen. Nirgends haben die muslimischen Mystiker an einer Wiedergeburt des alten, verknöcherten Glaubens gearbeitet. Wie die islamitische Mystik aus einer Reaction gegen den Druck pharisäischer Schriftausleger entstanden ist, so ist sie auch bis heute dem orthodoxen Islam in seinen Grundzügen vollkommen fremd geblieben, ja zu einer wirklichen Anthropolatrie ausgeartet. Der officiell in der Moschee von Muphti oder Imam verkündete Islam hat blinden Buchstabenglauben an ein „unerschaffenes“ Buch und todtes Formelwesen an die Stelle wahrer Religiosität gesetzt. Die mystische Ekstatik der Brüderschaften, mit ihren in Verwirrung des Denkvermögens gipfelnden Exercitien, konnte, ihrer Natur gemäß, nur Fanatismus und Unduldsamkeit in den Seelen ihrer Anhänger großziehen.

Während Marabuts und Khuans die große Masse der muslimischen Gläubigen mit ihrem Einfluß beherrschen, haben sich mancherorten die höheren Gesellschaftsclassen in den großen islamitischen Centren von jedem religiösen Zwange frei gemacht. Durch die Berührung mit europäischen Civilisationselementen ist ein religiöser Indifferentismus erzeugt worden, der in anderem Sinne von dem Verfall des Islam redet. Auf diese muslimische Freigeisterei blicken hoffnungsvoll alle Die, welche, wie vor sechzig Jahren Döllinger, den Zeitpunkt nah wähnen, „wo Europa dem Orient, aus welchem es das Edelste erhielt, das Capital mit den Zinsen zurück erstatten wird“. Die geringen Erfolge, welche bisher christliche Mission unter Muslimen zu verzeichnen hatte, sollten sie jedoch eines Besseren belehren. Steht doch außer Frage, daß, wenn religiöser Indifferentismus und seichte Aufklärung keineswegs Religion ersetzen können, sie noch weniger günstige Vorbedingungen bilden zur Aufnahme neuer Glaubenselemente; daß eine innere Auflösung des Islam durchaus nicht gleichbedeutend wäre mit bereitwilliger Aufnahme des Christenthums von Seiten der frei gewordenen Muslimen.

Obscurantismus und Indifferentismus — mit diesen Worten lassen sich die beiden großen geistigen Strömungen des modernen Islam in ihren extremsten Spitzen kennzeichnen. Dennoch würde es eine einseitige Auffassung des islamitischen Geisteslebens unserer Tage sein, wollte man nicht auch den

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1899, Bd. IV.

geschehenen Reformversuchen des letzten Jahrhunderts Rechnung tragen. Diese Versuche, welche theils eine Rückbildung, theils eine Neubildung der sittlichen und socialen Principien des Islam anstrebten, sind allerdings gescheitert. Immerhin legen sie Zeugniß dafür ab, daß der Islam nicht nur keineswegs reformunfähig ist, sondern eine überraschende dogmatische Dehnbarkeit besitzt. In kurzen zeitlichen Zwischenräumen haben seine Dogmen verschiedenen, durchaus heterogenen religiös-politischen Bewegungen zur Grundlage dienen können. Sind diese auch verworren, unklar, unreif gewesen und scheinbar ohne Folgen geblieben, so vermindert das nicht ihre Bedeutung. Denn wo das sittlich-religiöse Gefühl noch in der Stille fortwirkt und Massenerhebungen zur Folge hat, darf man da an der ihm inne wohnenden Kraft zweifeln? Und wo einzelne Persönlichkeiten, ihrer Zeit voraneilend, den Versuch wagen, alte Ueberzeugungen neuen Zielen anzupassen, kann man da von der Unmöglichkeit reden, daß die Wiederbelebung verknöcherter Glaubensformen sich einst naturgemäß von innen heraus vollziehen könnte?

Wie in der Natur nichts spontan aufkeimt, so auch im Reiche der Ideen. Die islamitischen Reformbestrebungen dürfen nicht als unvermittelte Aeußerungen willkürlicher Neuerungssucht angesehen werden. Sie knüpfen sich an Fäden, die, in der Vergangenheit ausgelegt, weiter gesponnen worden sind. Um sie also auf ihre wahre Bedeutung hin abzuschätzen, bedarf es eines Rückblicks in die Zeit, wo der Islam zu dem wurde, was er heute ist. Sind doch die religiösen und politischen Reformversuche unserer Zeit bereits im Keime in den Parteikämpfen enthalten, welche von seiner Entstehung an bis ins zwölfte Jahrhundert den orthodoxen Islam in seinen Grundvesten erschütterten.

I.

Das religiös-politische Werk des Propheten: die Vereinigung der bisher freien arabischen Nomadenstämme zu einer Nation im Glauben an einen einigen Gott, ist unter seinen ersten Nachfolgern mehrfach angegriffen worden. Hat sich nicht ohne Kampf die Wandlung des ursprünglich als eine demokratische Wahltheokratie gedachten Khalifats zu einer erblichen aristokratischen Theokratie vollzogen, so ist auch dem von Generation zu Generation sich starrer ausbildenden Dogma das Ringen mit der Vernunft nicht erspart geblieben. Bereits fünfundzwanzig Jahre nach der Hegire haben der eine und der andere dieser Kämpfe begonnen und vier große Reformversuche zur Folge gehabt. Zwei derselben waren kritischer Natur und hatten eine politische Spitze, welche, gegen die Majorität gewandt, die Orthodoxie auf politischem und religiösem Felde befehdete. Sie verkörpern sich in einer demokratischen und einer absolutistischen Religionspartei, deren eine jede ihr politisch-religiöses Ideal zu realisiren trachtete. Die beiden anderen Neuerungsversuche, organischer Art, beschränkten sich anscheinend auf theologisch-philosophisches Gebiet, zielten aber auf nichts weniger als einen neuen Islam ab. In der von ihren führenden Geistern angestrebten höheren Auffassung des Menschen und seiner Beziehung zur Gottheit lag die reiche geistige Saat verborgen, welche der unter ihrem Einfluß stehende Islam während seiner vier ersten Jahrhunderte zur Blüthe

brachte. Von den einen und den anderen jener mit einander ringenden Ideen haben sich Reste hinübergerettet in unsere Zeit.

Die ersten Sectenspaltungen traten in dem großen Bürgerkriege zu Tage, den Ali, der Schwiegersohn des Propheten, gegen Moawijah, den Prätendenten der omejjadischen Partei, zu führen hatte. Zwei Secten sind es vornehmlich, die, einander feindlich gesinnt, dennoch einig im Haß gegen die Omejjaden erscheinen. Während die eine derselben, die schiitische, Ali und seiner Familie eine Verehrung zu Theil werden ließ, die an Abgötterei grenzte, strebte jene, die charedjitische, politisch zur Demokratie, indem sie sich der religiösen Autorität rebellisch gegenüber stellte.

Von den Charedjiten, jener ersten Secte des Islam, ist nur bekannt, daß ihre Anhänger finstere Fanatiker waren, Leute „des Fastens und des Gebetes". Sie entstammten zumeist Beduinenstämmen des gebirgigen Centralarabiens und verwarfen, was das Leben schmückt und ihm Reiz verleiht, das irdische Dasein als ein vergängliches Gut erachtend. Ihrem nach Freiheit dürstenden Sinne gemäß sollte nicht Erblichkeit, sondern Verdienst allein die Würde des Chalifats verleihen, Jeder, ob Sklave oder edel Geborener, zum Herrscher der Gläubigen berufen werden können. Unter dem Dolche eines dieser Sectirer fiel Ali. Obgleich von den omejjadischen Chalifen mit dem Schwerte verfolgt und oftmals geschlagen, bildete die Secte sich immer aufs Neue. Bereits fünfzig Jahre nach dem Tode Ali's wurde von Bassora aus durch flüchtige Charedjiten die Doctrin nach Afrika getragen. Dort, unter den Berberstämmen, fiel ihre Lehre auf günstigen Boden und entflammte die Afrikaner zum Kampfe gegen die bedrückenden omejjadischen Zwingherren. Erst nach langen Kämpfen wurde der Einfluß jener islamischen Demokraten gebrochen. Nur in Oman und Lahrëin, am persischen Meerbusen, in Zanzibar, in Tripolitanien, auf der Insel Dscherba und im südlichen Algerien bewahrten sie treue Anhänger. Es sind dies die Wahbiten-Ibaditen oder Puritaner des Islam, welche ihrem Charakter nach den Namen von Protestanten verdienen. Sie schöpfen aus freier Koranerklärung ihre Gesetze, verwerfen jede Vermittlung zwischen Gott und Menschen, leben schlecht und recht und verdammen Werkheiligkeit und unnütze Pracht. Verfolgung und Leiden haben in ihnen Muth, Hartnäckigkeit und Fleiß groß gezogen. Einer wissenschaftlichen Beleuchtung der noch wenig bekannten Lehren und Schicksale dieser Minorität wird es vorbehalten sein, den mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß nachzuweisen, welchen die noch lebenden Doctrinen der ersten islamitischen Puritaner auf die Wahabiten ausgeübt haben, die Anfang dieses Jahrhunderts in Arabien als Reformatoren eines verderbten Glaubens auftraten. Ein solcher Einfluß gehört in das Reich des Wahrscheinlichen. Einestheils spricht dafür die geistige Regsamkeit der Wahbiten-Ibaditen Afrika's und der nordostarabischen Küstenländer, welche in nur stückweise bekannten Chroniken eine bis ins siebente Jahrhundert hinauf reichende Glaubenstradition eifersüchtig bewahren[1]). Zum Zweiten läßt der Verkehr der centralarabischen Wahabiten nach der Küste Lahrëin und Oman darauf schließen, daß sie von

---

[1]) Masqueray. Chronique d'Abou Zakaria. Alger 1879.

diesen dort gepflegten Doctrinen Kenntniß erhielten. Bis auf unwesentliche Abweichungen sind die Lehren der einen, tausendjährigen der anderen, hundertjährigen Puritanersecte nahezu identisch. Das gebirgige Nedjed war die Heimath der schwärmerischen Seelen gewesen, die, ihrem rauhen, genügsamen Charakter treu, einen reineren und strengeren Islam predigten, als die ersten fremden Einflüsse diesen zu verdunkeln drohten. Kann es Wunder nehmen, daß heute, wo der Islam mit abergläubischen Vorstellungen ausgeschmückt, durch Mißbräuche entstellt ist, ein Religionserneuerer ihm aus der Heimath und dem Stamme der ersten Protestanten erstand?

Abd el Wahab, der Reformator des Islam der neueren Zeit, und der Stifter der wahabitischen Lehre, wurde um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Horeymelah im arabischen Hochlande geboren. Er gehörte dem Stamme der Benu Temim an, aus welchem in dem großen alidischen Bürgerkriege die Fanatiker hervorgegangen waren, die in Kairo und Damaskus die Chalifatsprätendenten mit dem Dolche verfolgt hatten. Es heißt, daß Abd el Wahab mehrere Jahre in Medina studirte und von dort aus den Besuch der orientalischen Hauptstädte Aegyptens und der Türkei sammt ihren Hochschulen unternahm. Was er auf seinen Reisen durch islamitische Länder gesehen, mußte einem von sittlichem Gefühl durchdrungenen Muselman ein Aergerniß sein. Allenthalben waren Verderbtheit und Entartung an die Stelle wahrer Frömmigkeit getreten, überall die Satzungen des alten Glaubens durch fremdartige Zuthaten entstellt worden. Selbst in Mekka unter den Pilgern, zumal denen der türkischen Karawane, machten sich Hochmuth und alle Laster breit. Nur die rein äußerlichen Vorschriften des Islam wurden befolgt. Prachtliebe, Geiz, Habsucht und Ungerechtigkeit herrschten unter Beamten und Richtern. Trunksucht und Ausschweifung waren an der Tagesordnung, die heiligen Städte zu wahren Brutstätten der Sünde geworden. Der Aberglaube hatte an die Stelle des menschlichen und sterblichen Propheten einen Heiligen gesetzt, von dem es hieß, daß er auf dem Rosse des Erzengels Gabriel gen Himmel gefahren sei und dort zur Seite Gottes als Mittler throne. Sein Name wurde im Gebet angerufen, sein Grab in Medina als heiliger Wallfahrtsort besucht. Neben dem Propheten genossen ungezählte Gotterleuchtete nicht minder hohe Verehrung. Derwische, Fakire und Marabuts durchwanderten die muslimischen Länder, heilten und wirkten Wunder und ließen sich von der Menge feiern. Wo die Gebeine solch' eines Wundermannes ruhten, erhoben sich Kuppelgräber, an denen die Gläubigen Opfer und Gebete darbrachten. Von dem Islam Mohammed's besaß die Volksreligion nur noch den Namen.

Durchdrungen davon, daß eine Rückkehr zu dem Glauben der Vorväter geboten sei, faßte Abd el Wahab den Entschluß, die Mißbräuche zu beseitigen und den Islam in seiner ursprünglichen Form wieder herzustellen. Er begab sich ins arabische Hochland zurück, um sein Werk unter den Stammesgenossen zu beginnen. In Eyanah, wohin sich Abd el Wahab zuerst gewandt hatte, war zur Zeit selbst der Koran in Vergessenheit gerathen. Heidnische und sabäische Gebräuche mischten sich mit islamitischen Glaubensresten. Man betete unter einem heiligen Baum oder opferte am Grabe des „Saad", eines städtischen

Heiligen, dessen Reste unter einem Capellenbau vor den Thoren der Stadt ruhten. Lange wartete Abd el Wahab, nach Art des Orientalen, auf den Zeitpunkt, seine Ueberzeugungen kund zu thun. Eines Abends, so sagt man, soll ihm der Mund übergegangen sein von dem, was sein Herz bewegte. Wie er, auf dem Dache sitzend, die Kühle genoß, da hörte er unten auf der Gasse einen Mann, der mit lauter Stimme den Saad anrief, ihm sein verlorenes Kameel wieder zu schaffen. „Was rufst Du nicht lieber den Gott des Saad selber an?" schrie Abd el Wahab dem Suchenden vom Dache mit so mächtiger Stimme zu, daß die Vorübergehenden es mit Staunen vernahmen. Von dem Tage an war die Controverse in die Welt gesetzt und Eyanah, das Bergstädtchen, in zwei Heerlager geschieden. Man blieb Anbeter des Saad oder ward Islamit.

In jenem Ausrufe Ald el Wahab's ist der große Grundgedanke der Reformation enthalten, die nunmehr das centrale Arabien binnen kurzer Jahre dem reinen Islam wieder gewann. Ald el Wahab's erster Jünger war ein gewisser Saud, der angesehenste und reichste Mann eines volkreichen Bergstädtchens. Er ward der eifrigste Vorkämpfer der neuen Lehre, und unter seiner Autorität gruppirten sich die bisher unabhängigen Nomadenstämme des Nedjed, die im Frühling in den Bergen ihre Herden weideten. Er begründete ein Reich und hinterließ eine Hauptstadt, deren Ruinen noch heute von der Macht des ersten Wahabiten-Fürsten zeugen. Saud war ein menschlicher Herrscher, von einer unüberwindlichen Scheu vor Blutvergießen erfüllt. Es erwähnen die Chronisten seiner Zeit nirgends Gemetzel oder Zerstörungen, wie sie die Regierung seines zweiten Sohnes aufzuweisen hat. An seinem Hofe starb, hochbetagt und erblindet, Ald el Wahab, nach einem langen Leben, das Predigt und Bekehrung gewidmet gewesen. Weder er noch sein weltlicher Gönner Saud haben jedoch den Plan gehegt, den des Letzteren Sohn Ald el Aziz verwirklichte: die politische Freiheit Arabiens unter einem die religiöse und weltliche Obergewalt vereinigenden Fürsten wieder herzustellen. Auch an keine Veränderung der islamitischen Lehre hatte der Reformator gedacht. Wie er die Gültigkeit der Tradition anerkannte und nur die später hinzugefügten Glossen verwarf, so achtete er die bewährtesten Lehrer und Theologen des Islam. Sein Ziel war einzig die Abschaffung der Abgötterei, die mit dem Propheten und den Heiligen getrieben wurde und den Monotheismus des Islam zum Polytheismus umgewandelt hatte. Jeder Derwisch oder Bettelbruder war ihm ein Greuel und wird heute noch von seinen Anhängern als ein Sünder betrachtet. Zugleich brach Ald el Wahab mit allen Vorurtheilen der Standesunterschiede. Die Titel eines Fürsten, Vesirs oder Paschas waren hinfort verpönt und von Dienern oder Herren die alleinige Anrede „Bruder" geduldet. Nach altislamischer Sitte mußten die Weiber dicht verschleiert gehen. Sündhaft war der Genuß des Weines und Tabaks, jede Aeußerung des Zorns, jede Freude am Tanz, Flötenspiel oder Gesang. „Denn nur die Opfer einer reinen Seele sind Gott angenehm."

Ald el Wahab hatte den freien Beduinen unter das Joch strenger Satzungen gebeugt. Ihm ward in der Folge das Schicksal aller Reformatoren. Seine Feinde und mehr noch seine Freunde mißverstanden ihn und leiteten



sein berechtigtes Streben in andere Bahnen. Ald el Aziz, der Sohn des ersten Wahabiten, von politischem Ehrgeiz getrieben, zog erobernd gegen Bassora im Norden, Mekka im Süden und vernichtete hier die Truppen des Großscherifs, dort die des Paschas von Bagdad. Die Provinz Oman mit der Hauptstadt Maskat wurde erobert, Kerbela, das Nationalheiligthum der Schiiten, geplündert und zerstört, endlich Mekka selbst genommen. Im Jahre 1803 mußte die muslimische Welt die unerhörte Kunde hören, daß schismatische Beduinen die Einwohner der heiligen Stadt gezwungen, ihren Glauben anzunehmen, daß sie die Heiligthümer und Kuppelgräber zerstört, die türkischen Kramläden niedergeworfen, ja das goldgestickte Kleid vom Standplatze Abraham's weggerissen und den schwarzen Stein in Stücke geschlagen hatten. Trotzdem sie den Nationalfetisch zertrümmerten, erwiesen sie jedoch der Kaaba die größte Ehrfurcht und wahrten überhaupt strenge Mannszucht. So wurden, wohl oder übel, die Mekkaner von pharisäischen Lüstlingen zu Puritanern. Sie mußten regelmäßig beten, ihre seidenen Kleider verstecken und insgeheim rauchen. Haufenweise wurden türkische Pfeifen verbrannt. Kein Tabak durfte verkauft werden. In Dschedda, am Rothen Meere, das kurz zuvor in die Hände der Wahabiten gefallen war, herrschte noch strengeres Regiment. Dort trieben die Gebetsrufer mit Knüppeln die Lässigen und Ungläubigen unter Schlägen zur Moschee.

Die Macht des wahabitischen Islams wurde immer größer. Seine Kriegszüge gegen die Türkei glichen einem Unabhängigkeitskampfe Arabiens gegen die türkischen Bedrücker, einem „Dschihad" oder heiligen Kriege, welchem die Beduinenstämme des Hedjaz und Yemen als einer nationalen Sache sich mit Begeisterung anschlossen. Der Name des Sultans der Osmanen durfte nicht mehr im Gebet genannt werden. Bis nach Syrien hinein, nahe an das Weichbild von Damascus, wagten sich die Horden streitbarer Wahabiten. Die Pforte war ihnen gegenüber machtlos, wie der Schah von Persien es gewesen, als sie das Nationalheiligthum der Perser, die Gräber des Hassan und Hussein, geschändet hatten. Erst nach achtjährigen Kämpfen, um 1813, gelang es von Aegypten aus, Mekka wieder zu gewinnen. Noch fünf Jahre später wurde mit schweren Menschenopfern das wahabitische Heer durch Ibrahim Pascha geschlagen. Dennoch war damit die Kraft der Wahabiten nicht gebrochen. Kaum hatten die türkischen Armeen das Land verlassen, so sammelten sie wieder ihre Kräfte und zogen sich in die uneinnehmbaren Berggegenden Mittelarabiens zurück. Sie beherrschen dieselben heute noch.

Ihren Zweck, den Islam zu reformiren, haben die Wahabiten nicht erreicht. Es ist zuweilen das Werk Ald el Wahab's mit dem eines Luther verglichen worden. Die Betrachtung der den Reformator treibenden Motive legt diesen Vergleich nahe. Es möchte aber fraglich erscheinen, ob dem arabischen Religionserneuerer die wahre Bedeutung und Wesenheit von Glauben und Werken aufgegangen sei. Seine Reformation, welche den islamitischen Glauben zu dem trocknen, verstandeskühlen Theismus des Propheten zurückführte, war im Grunde ein Rückschritt, die Wiederherstellung des koranischen Sittengesetzes und der alten Speise- und Kleidersatzungen ein reactionärer Act gegen-

über allen nicht muslimischen Cultureinflüssen. Die demokratische Richtung Abd el Wahab's verräth den Freiheit und Gleichheit liebenden Beduinen, seine rigoristische Lebensanschauung den rauhen, genügsamen Bergbewohner. Bedeutsam für den islamitischen Protestantismus bleibt es, daß er unter anderen Verhältnissen, wie beispielsweise bei den afrikanischen Puritanern, sich ungleich fruchtbarer entwickeln konnte. Wo in der Abgeschiedenheit des arabischen Hochlandes, der muslimisch Reformirte sich feindlich gegen die übrige Welt verschanzt, ist sein algerisch-tunesischer Glaubensbruder ein wohlangesehenes und nützliches Glied der Gesellschaft, das sich durch Fleiß, Wohlstand und sittliche Ueberlegenheit vor dem orthodoxen Muslimen auszeichnet. Es ist eben jede Manifestation religiösen Gefühls durchdrungen von dem nationalen Geiste des Volkes, aus welchem sie hervor gegangen. Und je nach den ethnisch-nationalen Bedingungen, unter welchen sie sich weiter entwickeln, sind sittlich-religiöse Bewegungen berufen, bald hebende, bald hemmende Culturfactoren zu werden.

Wie auch immer die Auseinandersetzung mit diesem Elemente für den Islam der Zukunft ausfallen wird: Thatsache ist es, daß eine bedeutende Nachwirkung von jener wahabitischen Bewegung sich selbst in den entferntesten Gebieten des Islam fühlbar machte und noch heute fühlbar macht. In erster Linie war es Indien, das von dem Wellenschlage der neuen Ideen berührt und bald überfluthet wurde. Durch die enge Berührung mit fremdartigen religiösen Conceptionen hat auch der indische Islam von seiner ursprünglichen Reinheit eingebüßt. Götzendienerische Riten haben hier und da den wahren Glauben vergraben und zu einem Gemisch heterogener Vorstellungen herabgewürdigt, so daß mancherorten die Islamiten zu einer brahmanistischen Kaste geworden sind. Ihnen erschien im zweiten Decennium des 19. Jahrhunderts der Reformator in der Person Sajid Achmed's. Dieser war keinem vornehmen Stamme entsprossen, wie sein arabischer Vorgänger. Er soll vielmehr seine ersten Mannesjahre als Beutelschneider auf offener Heerstraße verbracht haben. Dort mag ihm, wie einst Paulus auf dem Wege nach Damascus, das Licht der Erkenntniß aufgegangen sein. Er ging nach Delhi zu einem gelehrten Muslimen, die „Sonne Indiens“ benannt, und warf sich mit Eifer auf das Studium der theologischen Wissenschaften. Kaum hatte er durch innere Arbeit das eigene Ich von den Schlacken der Vergangenheit gereinigt, so begann er zu predigen. In mystischen Zwiegesprächen redete er mit den Begründern der großen indischen Glaubensformen und erweckte das eingeschlafene religiöse Gefühl seiner Landsleute durch die Verkündigung des islamitischen Glaubensdogmas von der Einheit Gottes und der Gleichheit aller Menschen. Bald waren seine Predigten mit solchem Beifall aufgenommen, daß die Menge ihm tausendköpfig nachlief, die vornehmen Muselmänner barfuß seinem Palankine folgten. Vier Jahre nach seiner Bekehrung sah sich Sajid Achmed als Haupt eines theokratischen Staates zu Patna, am Ganges, von wo aus er Statthalter ernannte und wie ein Potentat Steuern erhob. Um 1822, im Alter von sechsunddreißig Jahren, unternahm er die Pilgerfahrt nach Mekka, das eben aus wahabitischen Händen befreit worden war. Bisher hatte Sajid

Achmed als unabhängiger Lehrer gewirkt. Nach zweijährigem Aufenthalt in Mekka kehrte er als glühender Wahabit nach Indien heim. Von Bombay wandte er sich predigend nordwärts, zog nach dem heimathlichen Districte von Bareli, immer von einer stürmischen Anhängerschar gefolgt, und erschien um 1824 plötzlich unter den Pathanen, den rauhen Bergbewohnern der Puschaver Grenze. Sie begrüßten ihn mit wildem Beifall, als er den „heiligen Krieg" gegen die Sikhs zu predigen begann. In Massen liefen ihm die Islamiten zu, galt es doch, einen von Gott empfohlenen Beutezug zu unternehmen gegen die reichen und verhaßten Hindus, welche die blühenden Städte des Pendschab bevölkern. Mit dem Raub von Hindumädchen und der Schändung heiliger Thiere begann der „heilige Krieg", zu einer blutigen Jacquerie ausartend, die eigentlich fünfzig Jahre gewährt und der englischen Armee unendliche Opfer gekostet hat. Sechs Jahre später nahmen die Wahabiten Peschavar, von wo aus sie den oberen Indus beherrschten. Von den Jahren 1830 bis 1846 that jeder gute indische Muselmann wenigstens einige Monate lang Dienste im Rebellenheer, mußte er auch zweitausend Meilen weit zu den Insurgenten wandern. Sajid Achmed hatte den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zum Dogma erhoben. Mit dem Tage, wo er ganz Indien als „dar el harb" oder Feindesland bezeichnete, war der Geist des Aufruhrs in der Halbinsel ständig geworden. Von allen Seiten flossen reichliche Geldmittel den wahabitischen Kriegern zu. Jede islamitische Familie Indiens glaubte ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn sie vor der Mahlzeit eine Handvoll Reis für die streitenden Glaubensbrüder bei Seite legte. Ein wohlorganisirtes Recrutirungssystem und eine regelmäßige Verproviantirung unterhielten das zeitweilig bis 60 000 Mann starke Heer der Aufständischen, das, in das Thal des oberen Indus verschanzt, jeder englischen Expedition trotzte. In Sajid Achmed sah der Volksglaube den lang ersehnten Imam-Mahdi, den Religionserneuerer, der gegen den Tod gefeit war. Als er dennoch in einem Scharmützel fiel, trat ein anderer Gotterleuchteter an seine Stelle. Innerhalb dreizehn Jahre — von 1850 bis 1863 — brachen sich sechzehn englische Expeditionen an dem wahabitischen Widerstande. Das Werk Sajid Achmed's war mit solcher Lebenskraft ausgestattet, daß aller Verluste ungeachtet, immer neue Empörungen aufloderten. Als es endlich, um 1868, gelungen war, derselben Herr zu werden, zeigte eine Folge von Hochverrathsprocessen gegen angesehene indische Muslimen, wie weit der wahabitische Einfluß seine Fäden erstreckt hatte. Während eines halben Jahrhunderts hatte unter den Augen der arglosen Regierung eine vollständig organisirte Erhebung aller islamitischen Elemente Indiens bestanden, und ganz unverhohlen hatten alle Doctoren des Islam von Mekka und Indien über die Legitimität der Revolution theologische Discussionen abgehalten. Dieses überraschende Ergebniß hatte eine moralische Niederlage der Wahabiten zur Folge. Dank einer von Seiten der anglo-indischen Regierung geschickt geführten Unterhandlung wurde von Mekkaner Ulemas eine „fettuah" oder ein Decret erlangt, welches ganz Indien als „dar el Islam" bezeichnete und das wahabitische Credo vom heiligen Kriege für häretisch erklärte. Erkaufte Ulemas von Lucknow, Delhi und Calcutta schlossen sich der Proclamation an, Verfolgung

und Bewachung der Sectirer thaten das Uebrige und verhüteten in Verbindung mit dem klugen politischen Act ein Vorgehen aller indischen Muslimen gegen England. Trotzdem bestehen noch heute versprengte Banden von Wahabiten im nordwestlichen Grenzgebirge. Eine wahabitische Colonie soll den Aufstand der Ghilzais, um 1887, gefördert haben. Patna ist ihr Hauptsitz geblieben. Ueberhaupt existiren die Wahabiten im Geheimen durch ganz Indien fort, wo sie seit ihrer politischen Niederlage sich vornehmlich dem apostolischen Wirken ergeben haben. Dies richten sie mit vielem Erfolg gegen die zahlreichen Halb-Islamiten Indiens, welche sie einem reinen Islam wieder gewinnen. In diesem Werke stehen ihnen die Faradschijah's zur Seite. Es ist dies eine Secte mit puritanischen Doctrinen, die vor sechzig Jahren von einem gewissen Scharitullah in Bengalen gestiftet wurde. Den Wanderpredigern der einen und andern ist es gelungen, zahlreiche Islamiten zu ihrem Glauben zurückzuführen, welche seit Hunderten von Jahren ihm so weit entfremdet gewesen, daß sie Schweinefleisch gegessen und zu hinduitischen Idolen gebetet hatten. Ob die Ideen der Wahabiten in anderem Sinne befruchtend gewirkt haben, wird die Zukunft entscheiden. Seit in Indien eine friedliche Reactionspartei aufgeklärter Muslimen ungleich zeitgemäßeren Zielen nachstrebt, dürfte der unduldsame, fortschrittfeindliche Wahabismus einzig zur numerischen Verstärkung des bereits mächtigen islamitischen Lagers beitragen.

Dürftig und trocken in ihren Lehren, retograd in ihren politischen Principien, haben die islamitischen Puritaner in Arabien und Indien die Erwartungen nicht erfüllt, welche an ihr Erscheinen geknüpft worden sind. Aus gleichen Gründen ist eine puritanische Reformation auf dem malayischen Archipel gescheitert. Dort versuchten zu Anfang des Jahrhunderts drei Mekkapilger von Sumatra, den entarteten malayischen Prophetenglauben nach wahabitischen Grundsätzen zu reinigen. Es ist ihnen gelungen, einen fünfzehnjährigen Bürgerkrieg zu entzünden, der viel Menschenleben gekostet und wenig Seelen gerettet hat.

Statt bei diesen äußersten Parteigängern der puritanisch-demokratischen Islamsfraction zu verweilen, wenden wir lieber den Blick nach Persien, wo das absolutistische Princip in seinen letzten Folgerungen wahrgemacht worden ist. Während der letzten fünfzig Jahre haben daselbst tief gehendere Strömungen die Volksseele bewegt und die persisch-islamitische Staatsreligion oder den „Schiismus" von Grund aus umzugestalten gedroht.

II.

Die schiitische Sectenspaltung ist, was ihre Entstehung anlangt, mit der charedjitischen zeitgenössisch. Sie fallen beide in das Chalifat Ali's, der, fromm und demüthig der Lehre des Propheten ergeben, den Anlaß zur Entstehung jener Häresien gegeben hat. Bereits zu seinen Lebzeiten hatte sich in Irak eine Partei gebildet, welche die altasiatische Idee von der Verkörperung Gottes in der Person des Fürsten auf Ali anwandte. Nach seinem Tode fand diese Idee namentlich in Persien Anklang. Der tragische Ausgang Ali's und seiner beiden als Märtyrer gestorbenen Söhne hatte im Islam einen

langen Nachhall gehabt. Durch die orthodoxe Majorität war das Recht auf das Chalifat der Wahl der Gläubigen anheimgestellt worden, doch mit Moawijah, dem Stifter der omejjadischen Dynastie, Erblichkeit der Würde an die Stelle der freien Wahl getreten. Von den Anhängern des ermordeten Ali ward diese regierende Dynastie als illegitim betrachtet, da das Recht auf das Imamat einzig der Nachkommenschaft des Propheten gebührte. Diese Doctrin vereinigte alle Unzufriedenen des großen Reiches, und der Glaube an die göttlichen Rechte Ali's wurde die politische Grundlage des Schiismus. Zumal in den östlichen Ländern des Islam fand diese Anschauung eine starke Verbreitung, hatte doch von je das persische Reich einen günstigen Boden abgegeben für die Idee der göttlichen Incarnation. Sie verlieh fortan dem Islam jener Gebiete ein ihm eigenthümliches Gepräge, indem sie in politischer Beziehung zu einem Absolutismus führte, der dem Geiste des Islam im Grunde fremd ist. Zu den ursprünglich durchweg politischen Bestrebungen der ersten Schiiten kamen bald religiöse Sondervorstellungen. Mohammed hatte sich zwar als letzten und größten Propheten, als „Siegel der Offenbarung" ausgegeben. Mit der Zeit der grausamen Bürgerkriege und dem Verschwinden der legitimen Imame tauchte die Hoffnung auf, daß ein anderer Retter erscheinen und das tausendjährige Reich der Glückseligkeit eröffnen werde. Es war dies nichts Anderes als die Neubelebung der zoroastrischen Vorstellung von der Wiederkehr des Sohnes, der am Ende der Zeiten den Sieg des guten Princips über das böse erfechten sollte. So mischten sich altpersische Vorstellungen, Hoffnungen und Träume des besiegten zoroastrischen Glaubens in den Seelen der Schiiten mit muslimischen Lehrsätzen zu jener seltsamen Ideenverbindung, die noch heute den Grundzug des Schiismus bildet. Aus seinem mit mystischen Schwärmereien ausgeschmückten Dogma erstand vor fünfzig Jahren eine neue Religion, der Babismus. Wir werden in den Lehren des modernen persischen Religionsstifters einerseits Charakterzüge erkennen, welche auf eine Wechselwirkung schließen lassen zwischen den altpersischen Glaubenselementen und den Doctrinen der wahabitischen Puritaner. Noch bedeutsamer wird jedoch für uns die Wahrnehmung sein, daß bei der Vorbereitung eines neuen und höheren sittlichen Standpunktes unter Islamiten des neunzehnten Jahrhunderts auch Ideen Einlaß und Würdigung erfahren haben, die bisher einzig der christlichen Weltanschauung eigen waren.

Am schiitischen Heiligthume Kerbela, am Grabe des Märtyrers Hussein, lebte zu Anfang des Jahrhunderts ein frommer Scheikh mit Namen Achmed. Er war gebürtig aus Ahsa in der Provinz Bahrain am persischen Meerbusen, die zur Zeit von den Wahabiten beherrscht ward. Scheikh Achmed Ahsaï soll einer mystischen Secte angehört und eine Art theosophischer Schule gestiftet haben, deren Anhänger sich Scheichiten nannten und in Persien nach Tausenden zählten. Es heißt von ihm, daß er auf Ali das Wort angewandt habe: „Ich bin der Schöpfer Himmels und der Erden." Er soll gelehrt haben, daß Gott das All erfülle, daß das All von ihm ausgehe und seine Emanation sei. Alle Gotterleuchteten seien Incarnationen der göttlichen Attribute, und stets sei auf Erden ein Mann vorhanden, welcher die leitende Verbindung

bilde zwischen der Welt und dem unsichtbaren Imam. Im Uebrigen scheint seine Secte liberale Tendenzen gepflegt und eine Art von Opposition gebildet zu haben gegen die autokratische Macht des Schah und die Vorherrschaft der Geistlichkeit. Immerhin war sie keine anerkannte Oppositionspartei und nicht schlecht angesehen, weder bei Hofe noch bei der vornehmen Gesellschaft, welche in Persien so gut schwärmerischen Mysticismus mit religiösem Skepticismus zu vereinigen weiß. Aus dem Kreise der Anachoreten von Kerbela ist Bâb, der Religionserneuerer, hervorgegangen. Das tragische Schicksal, die edle Persönlichkeit des schönen, melancholischen Schirazer, der wegen seines gottseligen Lebens zuerst zum Nachfolger Ahsaï's in Kerbela und dann zum geistlichen Führer einer enthusiastischen Menge berufen wurde, heben ihn hoch hervor über seine arabischen und indischen Vorgänger.

In Schiraz, dem Felsenneste mit den engen Gassen, das hohe Mauern und dunkle Cypressen noch düstrer machen, ging zuerst sein Ruhm auf. Hier, in der Heimath, ward er, auf der Rückkehr vom heiligen Grabe zu Kerbela, von der Menge gefeiert, von Gelehrten angehört. Er sagte, er sei „Bâb", das Thor, die Pforte des Wissens, und als solcher verkünde er, daß die Zeit des Friedens und der Glückseligkeit nahe sei. Seine Schönheit, der Schwung seiner Rede, sein sittenreines Leben gewannen ihm alle Herzen. Dennoch blieb er demüthig und ohne politischen Ehrgeiz. Wenn er nicht predigte, floh er die Gesellschaft, irrte außer den Mauern der Stadt in der Einsamkeit, in sanfte Schwärmerei versunken, umher, oder schrieb an seinen Lehrwerken und Commentaren zur Erklärung des Koran. Seine Doctrinen waren in dem einen Axiom enthalten: „Ein Leben nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern nach seinem Geiste." Es bildete den Grundgedanken seiner öffentlichen Reden, verbunden mit dem Gedanken, daß alle bestehenden Traditionen von der Geistlichkeit verfälscht seien. Die Emancipation des geknechteten muslimischen Weibes und ein Verbot der willkürlichen Scheidung pflegte er ferner als erste Vorbedingung für ein glücklicheres Zeitalter zu bezeichnen. In sein großes Werk der Befreiung vom Buchstabenglauben begriff Bâb auch das alte islamitische Speisegesetz ein. „Alles ist rein in der Natur," lehrt er. Doch empfahl er Mäßigkeit als oberste Tugend an und enthielt sich selbst des Genusses von Opium und berauschenden Getränken.

Bald schlugen die Wellen der Volksbegeisterung hoch für den neuen Apostel, und es konnte nicht ausbleiben, daß in den Seelen des unter dem Joch von Despotismus seufzenden Volkes die Sehnsucht sich regte nach nicht bloß geistlicher, sondern auch politischer Freiheit. Ein Schüler des Bâb, Mullah Hassan, ein energischer, bedeutender Mann, unternahm es, die Lehren des Meisters ins politische Gebiet zu lenken, ihnen eine greifbare Bedeutung zu geben. Im Verein mit zahlreichen gleichgesinnten „Muriden" oder Adepten ging er daran, die Massen zu bearbeiten und aus der Resignation aufzustören, in die sie seit Jahrhunderten versunken waren. Ein junges Mädchen aus vornehmer Familie, ihrer Schönheit halber bald „Vollmond der dunklen Nacht", bald „Sonne im Mittag" oder „Augenweide" benannt, trat mit ihnen in Verbindung und ließ sich in die Gesellschaft aufnehmen. Nicht Bitten und

Drohungen der Ihrigen, nicht Verachtung und Spott der Feinde konnten sie zurückhalten. „Kurrat el Ain“ verließ das Elternhaus, und unverschleiert die Lehre des Bâb predigend zog sie durch die Provinzen Persiens.

Um die Zeit, da seine Anhängerzahl also wuchs und zunahm, verließ Bâb in der Stille, einem Flüchtlinge gleich, Schiraz, um in Mekka seinen Pflichten als muslimischer Pilgrim zu genügen. Während seiner Abwesenheit befestigten sich die Stellung und der Ruf Mullah Hassan's in dem Maße, daß die Regierung, durch die fanatische Geistlichkeit von dem Wirken eines Häretikers in Kenntniß gesetzt, einen Eingriff für nöthig hielt. Als Bâb nach beendeter Pilgerfahrt in Bender Buscher landete, wurde er verhaftet und nach Schiraz gebracht, wo man ihn eng bewachte.

Hier in Schiraz, wo das Volk ihm ergeben war und ihn mit Gunstbezeugungen offen überhäufte, soll der neue Prophet aus der bisher beobachteten demüthigen Haltung heraus getreten und den Namen eines „Thores der Wahrheit“ gegen den des „Punktes“ vertauscht haben. Fortan galt er in den Augen der Menge für den Punkt, wo sich die göttliche Essenz hienieden manifestirt habe, für eine Art von incarnirtem Worte oder verkörperter Wahrheit. Seine Schüler nannten ihn „Haz reti A'la“, erhabene Herrlichkeit, und erwiesen ihm Ehrfurcht als einer göttlichen Incarnation. Hiermit beginnt der zweite Abschnitt in dem Leben Bâb's, der hinfort Verfolgung, Schmach und den Märtyrertod erleiden sollte.

Im Jahre 1844 hatte er seine Laufbahn als Volksprediger angetreten. Während der fünf folgenden Jahre wurde er bald hier, bald dort gefangen gesetzt, zweimal auf Häresie hin geprüft, mit der Bastonnade gestraft und endlich in Maku, am Fuße des Ararat, gefangen gesetzt. Ueber die Vorgänge im Schoße der Commission von hohen schiitischen Schriftgelehrten, welcher der fünfzehnjährige Prinz Nasr ed Din präsidirte, und welche berufen worden war, um Bâb der Häresie zu überführen, sind verschiedene Ueberlieferungen erhalten. Nach den Einen soll Bâb mit Ueberzeugung, aber Bescheidenheit geredet und nur hie und da dunkle, geheimnißvolle Worte gebraucht haben. Nach Anderen, gegnerischer Darstellung sei er mit Hochmuth aufgetreten und habe sich als Imam-Mahdi, Herrn der Zeiten und Religionserneuerer, gebärdet. Doch scheint man dieser letzteren Version keinen Glauben beimessen zu dürfen, schon aus dem Grunde, weil der Anspruch auf die Würde eines Mahdi sicher mit dem Tode gestraft worden wäre. Wahrscheinlicher ist es, daß Bâb keiner Ketzerei überführt werden konnte. Eine solche ist in dem elastischen, mit krausen Mischvorstellungen versetzten schiitischen Dogma an sich nur schwer zu erkennen. Wenn man bei Mirza Kasem Beg, seinem Historiographen, liest, wie die dunkle Rede und die volksthümliche Ausdrucksweise des neuen Propheten bei den versammelten Ulema und dem hofmännischen Erzieher des Prinzen nur Hohn und Spott erregten, so wird man eher an die Scene vor Pilatus gemahnt: „Was ist Wahrheit?“

Bâb ertrug sein Schicksal mit Ergebung und Sanftmuth. Auch im Exil in Maku schrieb er an seinem unvollendeten Werke und unterwies die Getreuen, die seine Verbannung theilten.

Im October 1848 starb Mohammed Schah und hinterließ den Thron seinem Sohne Nasr ed Din. Wie stets in Persien regelte die Erbfolge sich trotzdem nicht ohne Schwierigkeit, und in Teheran wie in der Provinz brachen Ruhestörungen aus. Für die Anhänger des Bâb war das kurze Interregnum ein Signal, um gegen die Gefangennahme ihres Meisters zu protestiren. Als der neue Premierminister Mirza Taqi Khan energische Stellung gegen sie nahm, erhoben sie sich im Mazenderân, bauten eine Festung mit Thürmen, Gräben und Wällen und schlossen sich darin ein. Damit hatte der Kampf begonnen, und es brachen an den verschiedensten Punkten des persischen Reiches Empörungen aus, die, mit grausigem Fanatismus in Scene gesetzt, zwei Jahre lang währten. Endlich gelang es der Regierung, ihrer Herr zu werden, und um die Verschwörer in ihrem Haupte zu treffen, wurde Bâb aus der Haft gezogen und am 9. Juli 1850 zu Tebriz öffentlich erschossen. Die erste Kugelsalve aus den Gewehren christlicher commandirter Soldaten hatte ihn nicht berührt und nur seine Stricke gelöst, so daß das erstaunte und tief bewegte Volk ihn frei aus dem Feuer hervorgehen sah. Er mußte unter Säbelhieben und einer zweiten Ladung sterben. So endete Bâb im Alter von sechsunddreißig Jahren, ein Märtyrer, der in seiner Sanftmuth und Milde gegenüber den Feinden, in seiner geheimnißvollen Macht über die Menge einem christlichen Glaubenshelden gleicht.

Mit dem Blutbade von Tebriz war die Kraft des Bâbismus äußerlich gebrochen. Er hüllte sich in tiefes Schweigen und blieb während zweier Jahre unbehelligt. Als aber um 1852 ein durch eine Schar Bâbis versuchtes Attentat gegen die Person des Schah wiederum die Aufmerksamkeit auf diese Sectirer lenkte, war das Todesurtheil der Secte besiegelt. Ein wahres Entsetzen ergriff den Hof und die vornehme Gesellschaft, die sich überall von Verschwörern umgeben wähnte. Eine Vertilgung aller Bâbis ward beschlossen und mit unerhörter Grausamkeit vollzogen. Kurrat el Aïn, die Muridin, war schon seit lange in Teherân in halber Gefangenschaft. Der Schah, dem sie einst vorgeführt worden war, hatte sie mit dem Verse entlassen: „Ich liebe ihre Blicke, bindet sie los und laßt sie gehen.“ Jetzt wurde sie insgeheim unter Folterqualen aus dem Wege geschafft. Alles, was sonst an schuldigen und unschuldigen Anhängern des Bâb in die Hände der Regierung gefallen war, wurde von den höchsten Würdenträgern in Person gemordet, ohne daß ein Einspruch der in Teherân anwesenden europäischen Diplomaten das unerhörte Gemetzel hätte verhindern können.

Ueberall verfolgt und gehetzt, verschwanden die Bâbis von dem Schauplatze öffentlicher Wirksamkeit. Zweien ihrer Häupter, Brüdern vornehmer Abkunft, war es gelungen, auf türkisches Gebiet zu entkommen, wo sie in Bagdad Gastfreundschaft genossen. Später wurden sie nach Constantinopel gebracht, dann in Adrianopel unter Aufsicht gestellt, und endlich, um 1864, auf Anstiften des Schah, von dem Sultan in ferne Verbannung geschickt. Der eine der Brüder, Subh el Ezel, „Morgen der Ewigkeit“, wurde nach Famagusta auf Cypern gebracht, der andere, Beha ed Dei, „Schönheit Gottes“, in Accon internirt. Beide starben hochbetagt, arm und vor der Welt verborgen,

im Exil. Die Partei Beha's, die stärker geblieben, hat sich von der Subh's getrennt. Hinter der Persönlichkeit ihres Führers ist die des Bâb zurückgetreten und zur mythischen Idealgestalt verblaßt, während die Doctrin von seinem Nachfolger Beha zu einem weltbeglückenden Socialismus ausgebildet worden ist. Ein englischer Gelehrter, welcher kurz vor dem Tode Beha's ihn in Accon aufsuchte, hat Ideen und Aussprüche des Greises aufgezeichnet, welche von einer zwar utopistischen, doch durchaus edlen Weltauffassung zeugen. „Bald wird der große Friede kommen. Wir wollen das Beste für die Welt, das Glück für die Nationen. Wir wollen, daß alle Völker nur einen Glauben haben und alle Menschen zu Brüdern werden. Hat dies nicht auch Christus gepredigt?"

Wenn solche Ideen in einem Gemüthe entstanden, das sich an der entartetsten unter den muslimischen Glaubensformen heran gebildet hatte, sollte es da unmöglich sein für den Bekenner des Islam, sich von der gewohnten, leblosen zu würdigerer, lebensvollerer Weltanschauung empor zu arbeiten?

Ueber den Bâbismus ist seit dem Tode der beiden Brüder der Schleier des Geheimnisses gebreitet. Wer heute in Teherân nach den Bâbis fragt, erhält zur Antwort, daß man nichts von ihnen wisse. Persien, dem Absolutismus mehr denn je verfallen, geht seiner Auflösung entgegen. Die mahnende Stimme des Volksgeistes scheint auf immer verstummt. Es sei denn, daß sie nur zeitweilig schweige, und der Tag noch einst anbreche, an dem kommende Geschlechter „den Weg der langen Empörung wandeln, bis sie in ihrem Kreislaufe den Augenblick der gesegneten Wiedergeburt erreichen"[1]).

III.

Theologische oder metaphysische Streitfragen, welche nicht das sociale Schicksal der Menschheit zum Ausgangspunkte machen, ermangeln stets einer festen Basis. Solche, welche zwar von diesem Grundgedanken ausgehen und dennoch weder eine religiöse noch politische Weiterentwicklung mit sich bringen, sind entweder verfrüht oder überhaupt verfehlt. Demnach ergibt sich leichtlich die Tragweite, welche den beiden großen Massenerhebungen beizumessen ist, die den Islam des 19. Jahrhunderts gewaltsam umzugestalten gedroht haben. Der Werth der Principien, welche die muslimischen Religionserneuerer aufstellten, mag zwar nicht zu verkennen sein. Immerhin ist die Reform des Einen in viel zu beschränktem Sinne gefaßt gewesen, um dauernd fortwirken zu können, die des Anderen kaum über ein Gewebe unklarer Schwärmereien hinaus gegangen, welche in einem utopistischen Weltbeglückungstraum gipfelten. Im Grunde neigt der Bâbismus, trotz seiner Berührung mit christlichen Ideen, stark jenen frühesten persisch-islamitischen Häresien zu, die Freisinn mit Aberglauben, religiösen Indifferentismus mit Quietismus verbanden. Es dürfen also die communistischen Bestrebungen eines Beha wie die demokratisch-puritanischen eines Abd el Wahab nur als Symptome dafür aufgefaßt werden, daß im Orient der Wunsch nach besseren socialen Zuständen fortlebt, und daß

[1]) Zend-Avesta. Farvardin Yasht. XVI, 58.



eine Heilung der brennenden Schäden, an welchen die muslimische Gesellschaft krankt, den Vorkämpfern der religiösen Reformen als letzter Zweck vorgeschwebt hat.

Um eine solche wirklich zu erreichen, müssen aber ganz anders wirksame Mittel angewandt werden als die, welche ein Beha oder Abd el Wahab in Vorschlag brachten.

Es ist bekannt, daß, wo der Islam sich festsetzte und noch heute festsitzt, er das Princip des unbedingten Glaubens an die Offenbarung des Koran als unerschütterliche Grundlage aufstellt. Dieses Hängen am sinnlichen Inspirationsbegriff hat allenthalben unter Muslimen die Entwicklung unabhängiger Wissenschaft verhindert. Denn wo man davon ausgeht, daß die Letter eines geoffenbarten Buches das letzte, abschließende Wort Gottes enthalte, da bedeutet in logischer Schlußfolge menschliche Forschung einen Uebergriff in göttliche Rechte. Freie Geistesarbeit bleibt also, wo nicht zur Unfruchtbarkeit verdammt, so doch in enge Fesseln geschlagen. Für die Denkungsweise des Muslimen in Bezug auf europäische Wissenschaft ist ein Brief typisch, welchen der Kadi von Mosul an den englischen Gesandten Layard schrieb, als dieser ihn um Auskunft über Land und Leute befragt hatte: „O mein Freund, o mein Lamm," hieß es darin, „suche nicht das zu wissen, was Dich nicht angeht . . . Nach der Sitte der Männer Deines Volkes hast Du viele Landschaften durchwandert, und doch hast Du das Glück nirgend gefunden. Höre, mein Sohn: es gibt keine Weisheit gleich derjenigen, an Gott zu glauben. Sollten wir danach streben, ihm gleich zu kommen, indem wir suchen, in die Geheimnisse seiner Schöpfung zu dringen? . . . Ich danke Gott, daß ich danach nicht forsche, was ich nicht zu wissen brauche. Du bist in Dingen unterrichtet, die mir gleichgültig sind, und was Du gesehen hast, ich verachte es."

Der geistige Hochmuth, der aus diesen Zeilen spricht, ist dem Durchschnitts-Islamiten aller Länder gemein. Wie er sich im Alleinbesitze der Wahrheit glaubt, wie ihm der geoffenbarte Koran als der Inbegriff göttlicher Weisheit erscheint, so muß er sich naturgemäß allem besseren Wissen gegenüber ablehnend verhalten. Schließt er sich doch in dieser Denkungsweise nur der muslimischen Orthodoxie an. Die Auffassung, daß der Koran eine von Ewigkeit her existirende göttliche Offenbarung sei, stammt aus dem ersten Jahrhundert des Islam, der Zeit der Raubzüge und Bürgerkriege. Ohne ein Dogma zu sein, ist sie traditionelle Ueberzeugungssache für den Muslimen geworden. Aus ihr ist der Glaube an eine Prädestination hervorgegangen, die den Menschen von Ewigkeit her zum Guten oder Bösen bestimmt habe, und diesem Glauben wiederum der in der islamitischen Weltanschauung so stark betonte Fatalismus entsprossen. Gegen diese extreme, alle sittliche Freiheit vernichtende Doctrin erhob sich im zweiten Jahrhundert der Hegire, als Friede die Gemüther auf sich selbst gerichtet hatte, eine revolutionäre Partei. Es war die Partei der Vernunft, welche ihre Rechte gegenüber dem Offenbarungsglauben geltend machte. Wenn auch anscheinend auf theologisch-philosophische Speculationen sich beschränkend, wollten ihre Anhänger dennoch nichts weniger als den

Islam selbst erneuern. Sie wollten seine Dogmen umgestalten, und zwar nach Principien, die, falls sie gesiegt hätten, der muslimischen Welt die Wege des Fortschrittes gebahnt haben würden. Sie kämpften gegen den unheilvollen Fatalismus, für den freien Willen des Menschen. Ja, indem sie die „Unerschaffenheit des Koran leugneten", seine „Erschaffenheit als Dogma aufstellten", unternahmen sie vor tausend Jahren eine Kritik des Koran, die jener ähnelt, welche europäische Gelehrte übten, als sie die Bibel auf ihre historische Wahrheit hin prüften. Durch diese protestantische Richtung und die von ihr ausgegangenen sittlich befreienden Ideen ward die moralische und intellectuelle Entwicklung der Araber vorbereitet. Erst nachdem sie die islamitische Welt aus den Fesseln aufgedrungener Offenbarung befreit hatte, konnte jene muslimische Cultur erblühen, die über Syrien, Bagdad, Cordova nach Europa drang. Kein Wunder, daß zu einer Zeit, wo das Abendland vom christlichen Dogma in enge Schranken gebannt war, auf dem Boden des von den Rationalisten zum reinen Theismus zurückgeführten Islam die freie Forschung gedeihen konnte. Das Licht islamitischer Aufklärung hat ihr, ob Philosophie, Naturwissenschaften oder Mathematik, geleuchtet.

Eine dauernde Herrschaft über die Gemüther ist der muslimischen Denkgläubigkeit nicht beschieden gewesen. Sie war überhaupt stets das Theil einer begünstigten Minorität. Als im elften Jahrhundert unserer Aera der orthodoxe Islam unter den vielen zersetzenden Elementen zu scheitern drohte, verschafften politische Umstände der pietistischen, altgläubischen Partei wiederum die Oberhand. Die Philosophie und freie Forschung waren stets von ihr verfolgt worden, ohne jedoch unterdrückt werden zu können. Der endgültige Sieg der Orthodoxie eröffnete für sie ein Zeitalter der Austilgung mit Feuer und Schwert. Der Islam hatte seine Reformation gehabt. Ihm ward sein Tridentiner Concil. In einem geschickten Compromiß wurde ein Scheinfrieden hergestellt zwischen Vernunft und Glauben. Er besteht noch heute. Was in dem großen Kampfe zwischen Glauben und Wissen die muslimische Scholastik der menschlichen Vernunft an Zugeständnissen gemacht, ist nicht islamitisches Gemeingut geworden. Nach wie vor folgt die Masse blind dem Buchstaben des Koran und wacht mit den Schriftgelehrten eifersüchtig über den traditionellen Glaubensformen. In zehn Jahrhunderten ist an ihnen kaum je gerüttelt worden. In den alten, ausgefahrenen Geleisen hat sich das Denken der Orientalen weiter bewegt.

Inzwischen ist jedoch in dem Leben des Islamiten der höheren Gesellschaftsschicht einiger großer Städte manches anders geworden. In der Berührung mit europäischer Civilisation hat er sich, ob Türke, Aegypter, Inder oder Perser, entschieden modernisirt. Die Tage sind weit, wo ein Mahmud II. sein Porträt in Oel mit den Köpfen einiger neuerungsfeindlicher Doctoren bezahlen mußte. Auch beschwört heute eine christliche Allianz des Padischah keinen Sturm der Erbitterung bei Mollahs, Muftis und Scheikhs herauf wie zur Zeit Sultan Mahmud's, als dieser gegen Mehmet Ali die Hülfe des „absoluten Ostens" in Anspruch nahm. Man braucht nur in die Spalten einer muslimischen Zeitung zu sehen oder die Liste der Bücher zu durchlaufen,

die binnen der letzten Jahrzehnte in Constantinopel, Calcutta, Kairo gedruckt wurden, um sich über den Grad von Liberalismus der Neo-Islamiten zu belehren. Vor Allem schreitet Aegypten, neben der Türkei, auf dem Wege der Bildung fort. Hier sind im Verlaufe der letzten dreißig Jahre Dichter, Schriftsteller, Journalisten erstanden, welche in der Sprache des Koran für Frauenemancipation und andere freiheitliche Ideale kämpfen oder auch die Erzeugnisse europäischer Literatur, von Racine und Goethe bis Paul Féval, ihren Landsleuten mundgerecht machen. Ein Mohammed Abdu, Scheikh Jussef, Kassem Amin, Mustapha Kamel waren vor vierzig Jahren noch undenkbar. Ihr Werk kommt insofern einer Reform gleich, als sie durch dasselbe europäisches Wissen unter ihren Glaubensgenossen zu verbreiten und das Interesse Derselben am Gemeinwohl anzuregen gesucht haben. Seit der Islam eine Presse besitzt, ist ein reges Nationalgefühl in den Muslimen der verschiedenen Weltgegenden erwacht, die sich als Brüder solidarisch verbunden fühlen und für eine gemeinsame Sache kämpfen. Allerdings hat bisher die europäische Bildung nicht überall die Feindseligkeit gegen den Occident zu heben vermocht. Ja, mancher Orten, wie in Marokko, Aegypten, Indien, nimmt diese in dem Maße zu, als abendländische Aufklärung in die Geister eindringt[1]). Man lehnt, mit Berufung auf die große Vergangenheit, eine Bevormundung durch Europa geflissentlich ab, sei es, weil ein wirkliches Verständniß für christliche Cultur überhaupt fehlt, sei es, weil der Islam, wie er ist, als Religion die Gemüther der liberalen Jung-Islamiten vollkommen befriedigt. Den großen Hebel zur Loslösung von der Tyrannei des Dogmatismus hat noch Niemand offen anzulegen gewagt. Unter den Schriften der führenden Geister des modernen Islam ist keine zu nennen, welche den Zweck gehabt hätte, den Koran kritisch zu prüfen, das zeitlich Bedingte aus dem Werke des Propheten auszuscheiden. Die junge Partei beschäftigt sich überhaupt wenig mit religiösen Fragen. Ihr Augenmerk ist auf jene socialen Schäden gerichtet, die dem islamitischen Gesellschaftswesen anhaften. Und hier ist es ihr ein Leichtes gewesen, in der Kritik des Bestehenden die Grenze einzuhalten zwischen dem, was specifisch islamitischer Traditionszwang ist, und dem, was auf altorientalischem Herkommen beruht. Das Buch „Tarrir el Marra“ („Emancipation der Frau“), von Kassem Amin, ist in dieser Beziehung als ein Schritt auf dem Wege der Befreiung anzusehen.

Auf politischem Gebiete hat die Geschichte der Entwicklung des Islam den Neo-Islamiten manche Handhabe geboten, um, ohne sich dem Vorwurf der Häresie auszusetzen, für liberale Freiheiten, gegen Despotismus einstehen zu können. Wie Abd el Wahab in den Doctrinen des frühesten Islam die Grundlage seiner Reform gefunden, so auch die Redacteure der in Kairo gedruckten revolutionären Zeitung „Kanun Essasi“ („Constitution“), welche, auf Koranexegese fußend, eine Lanze für Verfassungswesen zu brechen vermochten. Bietet doch die Geschichte des Chalifats den Vorkämpfern der ver-

———

[1]) Al Moayad. Journal hebdomadaire des intérêts égyptiens. Caire, Mustapha Kamel.

schiedensten politischen Ideale die nöthigen Präcedenzfälle für ein System, das auf Orthodoxie Anspruch erheben kann. Zwischen dem Chalifat Omar's, welch' Letzterer die Nachfolge dahin regelte, daß „der Würdigste durch die Würdigsten" zum Chalifen ernannt werden sollte, und dem erblichen osmanischen Sultanat liegt des Spielraumes genug.

Zu einem wirklich greifbaren Plane sind modern-islamitische Reformbestrebungen allerdings nur einmal gediehen, und zwar unter Midhat Pascha, dessen bedeutende Persönlichkeit bisher kaum nach Verdienst gewürdigt worden ist. Sein Project, den Parlamentarismus an den Ufern des Bosporus einzuführen, hat in Europa mehr Spott als Anerkennung erfahren. Es mag unter den gegebenen Verhältnissen ein todtgeborenes Unternehmen gewesen sein. Jedenfalls ist es mißglückt. Doch liegt in dem Fehlschlag eines Versuches noch kein Grund, seine Bedeutsamkeit zu leugnen. Wenn wir an dieser Stelle Midhat Pascha unter den großen Reformern des modernen Islam nennen, so geschieht es nicht in Bezug auf seine politische Wirksamkeit allein, obgleich diese ebenso den gesammten Islam als die Türkei berührte. Vielmehr soll hier eines Planes religiöser Neugestaltung des Islam gedacht werden, welchen der Führer der jung-türkischen Partei kaum im Kreise seiner Gesinnungsgenossen ausgearbeitet hatte, als auch bereits politische Umstände seinen Sturz herbei führten.

Es ist bekannt, daß während der letzten Regierungsjahre des Sultans Abd el Aziz die jung-türkische Partei, in der Ueberzeugung, daß unter dem theokratischen Régime die Türkei dem Untergang entgegen gehe, das Heil des Staates in einer Säcularisirung der höchsten Gewalt gesucht hatte. Als nach dem kurzen, tragischen Interregnum seines Bruders, Murad V., Sultan Abd el Hamid am 1. September 1876 den Thron bestieg und die Partei Midhat's das Staatsruder ergriff, schien es, als solle sich dieser verwegene Traum verwirklichen. In der That wurde bereits im December desselben Jahres eine Verfassung proclamirt, nach welcher zwar dem Sultan die geistliche Macht eines Chalifen und Imam aller Gläubigen belassen wurde, die politische Gewalt jedoch einem Ministerium anvertraut ward, das unter die Garantie einer gemischten Kammer gestellt war. Diese Constitution, die am 23. December 1876 das Licht der Welt erblickte, sollte schon am 7. Februar 1877 zum todten Buchstaben werden. Sie hat nur zwei und einen halben Monat gelebt, trotzdem aber verdient, nach den Worten eines französischen Diplomaten, „die größte intellectuelle Kraftanstrengung genannt zu werden, deren ein moderner Orientale bisher fähig war".

Das Unternehmen Midhat's, die Türkei vom theokratischen zum bürgerlichen Régime der übrigen europäischen Staaten hinüber zu führen, war an sich eine politische Reform. Von einem Islamiten vollbracht, der gewohnt gewesen, Königthum und Religion als Zwillingsgeschwister zu betrachten, ward sie zur Revolution. Einerseits galt es nicht weniger, als den Türken, Muslimen und Vorkämpfer des rechten Glaubens durch seine politische Gleichstellung mit dem Christen zum „Osmanen" zu machen, ihm das ausschließliche Vorrecht des Siegers und Bedrückers gegenüber dem Besiegten zu nehmen. Zum Anderen

bedeutete die Säcularisirung für den Sultan eine merkliche Verringerung seiner Autorität gegenüber der gesammten muslimischen Welt, welcher er als Imam aller Gläubigen vorzustehen den Anspruch erhebt. Allerdings hätte eine verfassungsmäßige Regierung die größte wirkliche Ursache des Niederganges der Türkei beseitigt, welche in jener unseligen Identification der geistlichen und weltlichen Macht in der Person des Herrschers wurzelt. Allerdings wäre die politische Allianzfähigkeit des osmanischen Reiches wesentlich erhöht worden durch eine politische Umwälzung, welche bezweckte, an die Stelle des mit allen muslimischen Interessen solidarisch verbundenen Sultan-Chalifen den osmanischen Staat mit gemischter Volksvertretung zu setzen. Es bleibt nur die Frage offen, ob die Türkei reif war, diesen Umschwung zu ertragen, so jähen Laufes vom Absolutismus zum Parlamentarismus hinüber zu eilen.

Um so tiefgehende politische und sociale Umwälzungen vorzubereiten, wäre das Häuflein liberaler Osmanen nicht stark genug gewesen. Es galt, sich der Vertreter der religiösen Partei zu versichern, Softas, Ulemas, ja den Scheikh ül Islam selbst für den Plan zu gewinnen. Denn mit weitgehendem Blick hatte Midhat erkannt, daß keine politische Freiheit ohne Geistesfreiheit zu erringen sei, eine religiöse Reform mit der social-politischen Hand in Hand gehen müsse. Der Türke hat kein Wort für Vaterland. Sein Vaterland ist der Islam. Midhat wollte ihm ein Vaterland geben, dessen politische Organisation auf der Höhe der europäischen Civilisation stehe. Sollte der Osmane in die Reihe der europäischen Staatsbürger eintreten, so war es von Nöthen, auch den Islam, seine geistige Heimath, mit der Fackel der Aufklärung zu durchleuchten und in zeitgemäßem Sinne umzugestalten. In Heirullah, dem Scheikh ül Islam, fand Midhat die geeignete Persönlichkeit, um seinen Zielen vorzuarbeiten. Dieser, ein noch jugendlicher, von starkem Ehrgeiz beseelter Mann, hatte bereits Proben seines Scharfsinnes abgegeben, als es gegolten, die Regentschaft Sultan Abd el Hamid's an Stelle seines geistesgeschwächten Bruders mit dem Buchstaben des „Cheri" in Einklang zu bringen. Denn dem Scheikh ül Islam, einem großen Casuisten und überlegenen Legislatoren, steht es zu, über den theologischen Charakter der Regierung zu wachen. Ohne seine „Fettuah" oder Sanction wäre jede Maßregel des Sultans null und nichtig. Seine Machtbefugnisse kommen denen des obersten Gesetzhofes der Vereinigten Staaten gleich, der jedes Gesetz, als der Constitution zuwider, aufheben kann. Mit dem Groß-Scherif von Mekka und dem Hunkiar Mollah von Koniah bildet er den geistlichen Vormundschaftsrath des Padischah.

Heirullah erwies sich in der Folge als ein Koranexeget von ungewöhnlicher Geschicklichkeit, der das heilige Buch nöthigen Falls hätte durch ein Nadelöhr gehen lassen. „Während der zwei kurzen Monate, welche Midhat's Traum andauerte," so schreibt der oben genannte französische Diplomat, „konnte man nun in Constantinopel dem noch nie gesehenen Schauspiel beiwohnen, wie muslimische Schriftgelehrte die Religion des Propheten auf ihre einfachsten Satzungen zurückführten, seine Lehren von allen abergläubischen Vorstellungen läuterten, von allen Vorurtheilen und Fabeln, die sie verdunkelten, und also den Islam auf einige Dogmen beschränkten, die dem ge-

funden Menschenverstande nicht zuwider sind, — die endlich seinen Einfluß auf politisches Gebiet vollkommen ausschlossen. Als Midhat später in der Verbannung in Paris versuchte, seinen dortigen hochgebildeten Freunden den Islam als die rationellste Religion darzustellen, da irrte er sich, sofern er vom traditionellen Islam sprach. In Bezug auf die Aera seiner vorübergehenden Auffassung des Islam war er im Recht. Doch diese hatte nur einen Tag gelebt und wenig Anhänger gehabt"[1]).

Von jenem Neu-Islam des Jungtürkenthums hat sich ein eigenthümliches Document erhalten, das Zeugniß ablegt für das Maß dogmatischer, dem Glauben des Propheten eigener Dehnbarkeit. Es ist dies ein Brief des Scheikh ül Islam, Hassan Heirullah Effendi, an einen deutschen Gelehrten, welcher zum Islam überzutreten den Wunsch geäußert hatte. Dieses Schreiben, von Heirullah im Verein mit Midhat Pascha und seinen Freunden verfaßt, ist seiner Zeit in der türkischen Zeitung „Hakikat" unter dem Datum des 14. December 1876 veröffentlicht worden. Es zerstört einerseits die falsche Vorstellung, nach welcher der Islam eine investirte Geistlichkeit besitzen soll; es zeugt andererseits von der theologischen Dürftigkeit des muslimischen Glaubens. Bedeutsam ist es jedoch durch seinen Geist der Toleranz und den erbrachten Beweis, daß moderner Liberalismus und menschliche Forschung in keiner Hinsicht der Lehre des Koran zuwider sind:

„Die muslimische Religion ist auf zwei Principien gegründet: La ilaha illa Allah, es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed rassul Allah, Mohammed ist sein Prophet. Der erste Satz widerlegt die Polytheisten, der zweite erhebt sich gegen Die, welche die Gottgesandtheit des Propheten leugnen. Die Christen sind keine Polytheisten. Die Verschiedenheit zwischen ihnen und uns liegt im zweiten Satze ... Wir fürchten für unseren Glauben keinerlei kritische Untersuchung. Wir haben keinen Lehrsatz, welcher der positiven Wissenschaft zuwider wäre, kein Glaubensdogma, das nicht so wahr sei wie die elementaren Principien der Mathematik und Geometrie ... Gäbe es ein'n Koranvers oder ein Wort des Propheten, welches der Logik zuwider wäre, so würden wir es nach dem Lichte der Vernunft interpretiren ..."

Die Einheit Gottes, die Prophetie Mohammed's als Glaubenssätze, Gebet, Pilgerfahrt, Fasten und Almosen als gottverdienstliche Handlungen bilden für Heirullah das Wesen des Islam. Ein zweiter Albert der Große, schließt er die islamitischen Glaubenssätze von der Erkennbarkeit durch die Vernunft aus, Wissen und Glauben getheilte Wege zuweisend. Für die Prädestinationslehre, jene Brandfackel des fanatischen Muslimen, hat er kein Wort. Er gedenkt der göttlichen Gnade nur als Heilsinstanz für den reuigen Sünder. Nachdem er kurz gefaßt die hauptsächlichsten Moralprincipien des Islam gegeben, schließt er mit den Worten: „Wir predigen keine Lehre, welche den Axiomen der Wissenschaft und den Interessen der Menschheit entgegen sei. Das höchste Ziel, das wir verfolgen, ist das zeitliche und ewige Heil des Menschen."

---

[1]) Gabriel Charmes. La situation en Turquie. Paris 1881.

Diese kurzen Auszüge aus dem Briefe Heirullah's mögen genügen, um zu dem tröstenden Ergebnisse zu führen, daß in dem Verein freier, vorurtheilsloser Geister auch der Islamit seine Stelle finden kann. Daß es eines seiner höchsten religiösen Häupter selbst gewesen, welches eine solche Stelle beanspruchte, erhöht die Bedeutung einer Thatsache, an welcher nie hätte gezweifelt werden sollen, mögen auch politischer und socialer Niedergang der muslimischen Welt der Entwicklung des freien Gedankens nicht eben günstig sein. Daß es gerade die Türkei war, auf deren Boden sich der erste Versuch einer Ablösung von unheilvollen Vorurtheilen vollzog, ist eine Erscheinung, die volle Aufmerksamkeit verdient. Der türkische Islam hat unter den vier herrschenden Riten stets die liberalste und toleranteste Richtung vertreten. Er verdankt dies der Thatsache, daß sein Stifter, Abu Hanifa, auf der Grundlage der edlen Secte jener Morgiten fußte, welche eine menschenwürdigere Auffassung der Gottheit und Menschenbestimmung aus der Berührung mit morgenländischem Christenthum schöpften. Abu Hanifa, der vor elfhundert Jahren im Bazar von Bagdad bescheiden rohe Seide feilhielt, ist nicht nur ein großer Theologe, sondern auch ein strenger Moralist gewesen. Er hat bei Gelegenheit das Sittengesetz in der Brust des Menschen über das Prophetenwort zu stellen gewagt und seine Ueberzeugungen mit dem Tode bezahlt. In seinen Doctrinen liegt manches Samenkorn verborgen, das sich unter günstigen Umständen fruchtbar weiter entwickeln dürfte.

Wir können diese Ausführungen nicht besser beschließen als mit den Worten eines hochgebildeten und warm fühlenden Islamiten, der sich des demüthigenden, durch Aberglauben und blinden Fanatismus seinen Glaubensbrüdern auferlegten Joches wohl bewußt ist. „Ich kann mich," so schrieb Scheikh Djemmal ed Din[1]) in einem offenen Briefe Renan, „der Hoffnung nicht entschlagen, daß auch die mohammedanische Gesellschaft eines Tages dazu gelangen wird, ihre Fesseln zu brechen, um entschlossen auf der Bahn der Civilisation fortzuschreiten nach dem Beispiel der abendländischen Gesellschaft, für welche der christliche Glaube trotz seiner strengen Gesetze und seiner Intoleranz kein unüberwindliches Hinderniß gewesen ist. Nein, ich kann nicht gestatten, daß diese Hoffnung dem Islam geraubt werde. Ich vertheidige hier nicht die Sache der mohammedanischen Religion, sondern diejenige von mehr als hundert Millionen Menschen, die verurtheilt wären, in der Barbarei und Unwissenheit fortzuleben."

Bisher hat im Schoße des Islam die Partei der Obscuranten den Sieg über die Freunde des Lichts davon getragen. Ob endgültig, wird die Zukunft entscheiden.

---

[1]) Journal des Débats. 1883.

Bibelkenntniß in vorreformatorischer Zeit.

Von

E. von Dobschütz.

„Vor dreißig Jahren," sprach Dr. Martinus, „war die Bibel unbekannt, die Propheten waren ungenannt und gehalten, als wären sie unmöglich zu verstehen. Da ich zwanzig Jahre alt war, hatte ich noch keine gesehen. Ich meinete, es wären kein Evangelia noch Episteln mehr, denn die in den Postillen sind. Endlich fand ich in der Liberei zu Erfurt eine Bibel, die las ich oftmals mit großer Verwunderung D. Staupitzen."

Diese uns in den Tischreden aufbehaltene gelegentliche Aeußerung des Reformators hat die längste Zeit das Urtheil über die Frage, wie weit vor Luther die Bibel bekannt war, ausschließlich bestimmt. Daß während des Mittelalters, vor Allem in der Zeit, die Luther's Auftreten unmittelbar voran ging, die Bibel ein völlig verschütteter Brunnen war, zu dem der Zugang obendrein ängstlich gehütet wurde, das war und ist wohl auch heute noch die herrschende Ansicht. Es fragt sich, ob sie richtig ist. Gewiß soll Luther's reformatorische Großthat, daß er sein Volk mit einer deutschen Bibel in einer noch heutigen Tages classischen, allgemein verständlichen Sprache beschenkte, nicht verkümmert werden: zu laut preisen dies Verdienst wie die Geschichte der Kirche, der christlichen Frömmigkeit, so auch die deutsche Sprachwissenschaft. Aber es gilt, einmal objectiv zu untersuchen, ob die protestantische Polemik wohl daran gethan hat, ein aus der Polemik geborenes Wort in einer freilich sehr nahe liegenden Verallgemeinerung zum Ausgangspunkte ihres Angriffes zu wählen. Das ist ja der Fluch aller Polemik, daß sie einseitig ist, einseitig sein muß — und nur zu nahe liegt die Gefahr, daß sie, in einem Windmühlenkampfe ihre eigene Kraft verzehrend, dem Gegner Blößen darbietet, die bei einiger Vorsicht leicht zu vermeiden gewesen wären. Es ist darum nicht nur die Aufgabe der unparteiischen geschichtlichen Wissenschaft, solche polemischen Behauptungen von hüben und drüben auf ihren Werth, auf ihr objectives Recht zu prüfen, sie thut damit der Polemik selbst einen Dienst, indem sie dieselbe von unfruchtbarer Plänkelei auf die Punkte hinlenkt, wo eine wirkliche Differenz schneidigen Angriff erfordert.



Aber nicht nur um der Polemik willen, um ihrer selbst willen hat die Geschichtswissenschaft ein Interesse an unserer Frage. Wenn anders es richtig ist, daß unsere moderne Cultur aus zwei Wurzeln ihre Kraft gesogen hat, aus der Antike und dem Christenthum, oder sagen wir gleich: der Bibel, so bleibt es eine der wichtigsten Aufgaben, den beiderseitigen Einfluß durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Haben wir diesen als einen stetigen zu betrachten, oder hat ein Wechsel stattgefunden zwischen Zeiten des classischen Humanismus und Perioden eines starken Biblicismus? Hat der Einfluß der Bibel zu Zeiten ganz ausgesetzt oder doch nur unbewußt und unbemerkt sich geltend gemacht? Gab es eine „bibellose" Zeit in der Entwicklung der christlichen Kirche und damit zugleich der christlichen Cultur?

Ich glaube, es läßt sich erweisen, daß der Einfluß, die Kenntniß der Bibel auch in der vorreformatorischen Zeit viel größer war, als wir gemeinhin anzunehmen geneigt sind; daß aber die Art dieses Einflusses eine ganz andere war als in der Folgezeit: Kenntniß der Bibel, aber ohne Erkenntniß ihres wesentlichen Inhaltes.

I.

Man liest aus dem Eingangs citirten Worte Luther's gewöhnlich heraus, daß er erst auf der Universitäts-Bibliothek zu Erfurt eine Bibel zu Gesicht bekam. Das ist ja richtig, aber man kann doch auch sagen: hier fand er eine Bibel. Das Verdienst können wir doch der mittelalterlichen Kirche und insonderheit den hohen Schulen und den Klöstern nicht schmälern, daß sie dies Kleinod durch die Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Immer wieder fanden sich fleißige Hände, welche die unendliche Arbeit besorgten, Wort um Wort, Buchstabe um Buchstabe abzuschreiben. Und mag es bei manchem Mönche eine Strafarbeit gewesen sein, mag Manchen der Gelderwerb angetrieben haben, es gab ihrer auch genug, denen es ein heiliges Werk war, ein Gottesdienst. Zu den etwa viertausend bekannten griechischen Handschriften des Neuen Testamentes kommen reichlich fünftausend lateinische. Nehmen wir zu diesen uns erhaltenen hinzu, wie viele im Laufe der Jahrhunderte zerstört worden sind, so erhalten wir einen Eindruck von der imposanten Arbeit, die das Mittelalter hier aufgewendet hat. Nicht mit den Druckauflagen moderner Schriften, sondern mit den Zahlen, den spärlichen, welche die classische Philologie aufzuweisen hat, wo es sich um die Ueberlieferung der antiken Meisterwerke handelt, muß man die soeben angeführten vergleichen, um zu empfinden, welche Bedeutung die Bibel doch für das Mittelalter gehabt haben muß; und ich betone ausdrücklich: auch für das 15. Jahrhundert, die unmittelbar der Reformation vorausgehende Zeit. Denn eben diesem entstammt die größte Masse der Handschriften, meist gar nicht gebucht, weil man auf diese jungen Texte gar keinen Werth legt, erhalten aber dadurch, daß sie so bald außer Gebrauch gesetzt wurden durch eine Erfindung, welche wie für das gesammte Geistesleben so auch für die Geschichte der Bibel von einzigartiger Bedeutung werden sollte: Gutenberg's Erfindung des Druckes mit beweglichen Typen. Im Dienste der Kirche und der Frömmigkeit stehend hat die junge Buchdruckerkunst eine ihrer vor-



nehmsten Aufgaben in der Verbreitung der Bibel gesehen. Bis zum Jahre 1500 sind circa zweihundert Drucke der lateinischen Bibel nachweisbar, und wenn wir auch nicht für alle eine Auflage von tausend Exemplaren annehmen dürfen, so ergibt sich doch eine stattliche Gesammtzahl.

Aber nicht nur die Erhaltung des Textes ist der mittelalterlichen Kirche als Verdienst anzurechnen. Sie hat auch dessen Studium sich angelegen sein lassen. Auf den hohen Schulen hatte die Heilige Schrift immer einen Gegenstand, ja man darf fast sagen: das Fundament des Studiums gebildet. Um eine möglichst reine Ueberlieferung des Textes zu erzielen, wurden die abweichenden Lesarten gesammelt, sorgfältig abgewogen und die als richtig befundenen in den sogenannten Bibelcorrectorien zur Nachachtung für die Schreiber zusammengestellt. Im 13. Jahrhundert hatten Pariser Doctoren der Theologie die noch heute übliche Capiteleintheilung geschaffen wesentlich zu dem Zwecke leichterer Auffindung der einzelnen Stellen, die dann in den sogenannten Concordanzen alphabetisch geordnet nach Stichworten registrirt wurden. Mächtige Foliobände legen Zeugniß ab von dem Fleiße, mit welchem die Exegeten aus älteren und neueren Autoritäten allen erdenklichen Stoff zur Erklärung der Heiligen Schrift zusammentrugen. Der geordnete Gang des theologischen Studiums verlangte von dem als Magister der Artistenfacultät in die Reihen der Scholaren der Theologie Eintretenden, daß er zunächst in vierjährigem Studium biblische Curse hörte. Dann erst begann das zweijährige Studium der systematischen Theologie auf Grund der Sentenzen des Lombarden. Wiederum hatte nach absolvirtem Studium der neue Baccalaureus erst ein oder zwei Jahre biblische Curse zu halten, ehe er zu den Vorlesungen über die Sentenzen zugelassen wurde, und bei der entscheidenden Doctoratspromotion, die ihn auf den Gipfel akademischer Würden erhob, hatte er den solennen Disputationsact mit einer Lobrede auf die Heilige Schrift zu eröffnen. Allerdings ging das Streben der Meisten darauf, möglichst rasch die Sentenzen als den geeigneten Tummelplatz für ihre dialektischen Künste zu erreichen. Weltcleriker erledigten sich ihrer Aufgabe als Baccalauren meist in zweijährigen cursus extraordinarii s. scripturae. Die cursus ordinarii, die regelmäßigen Vorlesungen, wurden von Baccalauren aus der Zahl der Religiösen zumeist in ihren Klosterräumen gehalten. Denn nur hier in den Orden wurde die Theologie nicht als reine, den gesammten stolzen Bau menschlicher Erkenntniß krönende Wissenschaft betrieben, sondern mit praktischer Abzweckung auf das geistliche Amt, die seelsorgerliche Thätigkeit, und eben dazu brauchte man die Bibel. Luther entsann sich später noch gerne des roth eingebundenen Exemplares der Heiligen Schrift, welches ihm beim Eintritt ins Kloster übergeben worden war.

Aber — wird man einwenden — daß Gelehrte und Mönche sich mit der Bibel befaßten, das ist ja natürlich und gar nicht bestritten; worauf es ankommt, das ist die Bekanntschaft der Laien, des Volkes mit der Heiligen Schrift, und da ist es doch bekannt, daß das Mittelalter die Bibel nur in der dem Volke unzugänglichen lateinischen Sprache kannte und obendrein die Kirche ihr Lesen den Laien ausdrücklich verbot.



Nun — so mochte man etwa noch vor zwanzig Jahren sprechen; heute liegt eine so reiche Geschichte der Bibel in den Nationalsprachen vor uns, daß von einer den Laien ausschließenden alleinigen Benutzung der Vulgata nicht mehr die Rede sein kann. Es gereicht — um dies nicht unerwähnt zu lassen — der protestantischen Theologie zu besonderer Ehre, daß gerade sie an der Beschaffung dieses gewaltigen Materials hervorragend sich betheiligt hat, aus dem ihre Gegner so bequem sich Waffen schmieden können. Man hat nachgerechnet, daß die Bibel in vorreformatorischer Zeit bereits in einige zwanzig Sprachen übersetzt war. Die orientalischen Versionen gehen uns hier nichts an. Aber bei den deutschen, englischen und romanischen dürfen wir wohl einen Augenblick verweilen.

Von den Tagen Kaiser Constantin's an, da der Gothenbischof Ulfila seinem Volke die Bibel in der eigenen Sprache schenkte, die freilich nach nur zweihundertjähriger Dauer mit dem stolzen Volke zu Grunde ging, so daß nur noch spärliche, darum um so kostbarere Fragmente uns Zeugniß ablegen von dieser ältesten germanischen Literatur, zieht sich eine ununterbrochene Reihe von Uebersetzungsversuchen durch die verschiedenen Jahrhunderte des Mittelalters hin. Schon in der Karolinger-Zeit haben fleißige und tüchtige Benedictinermönche des Salzkammergutes, im Stifte Mondsee, das Matthäus-Evangelium, bald nach ihnen Andere in Fulda und St. Gallen eine sogenannte Evangelienharmonie ins Althochdeutsche übersetzt; gleichzeitig erhielten die Angelsachsen das Neue Testament in ihrer Sprache, und im 10. Jahrhundert gab ihnen Aelfric dazu die ersten sechs Bücher des Alten Testaments. Der Beginn des 12. Jahrhunderts brachte den Normannen Südenglands eine französische Psalterübersetzung, der sich bald die anderen Theile der Heiligen Schrift anreihten. Im Süden Frankreichs scheint schon etwas früher mit Verbreitung der Heiligen Schrift unter dem Volke, in der Sprache des Volkes, vorgegangen zu sein. Klagt doch schon im 11. Jahrhundert ein Freund Gregor's VII., Petrus Damiani, daß Bauern und beliebige Leute ohne gelehrte Bildung sich nicht entblödeten, auf Kreuzwegen und, wo es gerade sei, vor Weibern und Hirten über Stellen der Heiligen Schrift zu disputiren. Das Unternehmen des Peter Valdèz von Lyon um 1170, verschiedene Theile der Heiligen Schrift dem Volke zugänglich zu machen, ist weder das erste dieser Art noch steht es in seiner Zeit vereinzelt da.

Aber die eigentliche Blüthezeit nationaler Uebersetzungen war das 13. Jahrhundert, gerade die Periode, in der das Papstthum unter Innocenz III. den Gipfel seiner Macht erreichte. Die Idee des römischen Kaiserthums war in den Staub getreten und damit zugleich die ganze an das classische Alterthum anknüpfende Romantik; stolz erhoben sich die einzelnen Nationalstaaten, Frankreich voran, dann England, während Deutschland, bis dahin Träger des Imperiums, wieder einmal, wie so oft, im Bruderkriege sich zerfleischte: „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“. Frankreich hatte dafür das Studium. Paris war die Weltuniversität. Und hier erhob sich die Wissenschaft zu jener Höhe, die wir, den Geist alter Zeiten verkennend, oft genug nicht würdigen, die aber unsere Bewunderung in nicht geringerem Maße verdient als die gleichzeitigen

Dombauten. Gewiß war die Scholastik eine kirchliche Wissenschaft, kirchlich war das ganze Mittelalter. Aber sehr fein hat Kaufmann in seiner „Geschichte der deutschen Universitäten im Mittelalter" (Bd. I, S. 72 ff.) diese Blüthezeit der Scholastik im Gegensatz zu der vorangehenden Periode klösterlicher Wissenschaft als eine Zeit geschildert, in der ein theilnehmendes Publicum nicht bloß aus geistlichem Stande den Hintergrund für die gelehrten Studien bildete, Publicistik mit den gelehrten Interessen sich verband und vielfach neben dem Latein auf die Volkssprachen zurückgegriffen wurde.

Von hier aus verstehen wir es, daß keineswegs aus den Kreisen kirchenfeindlicher Ketzer, sondern mitten heraus aus dem gelehrten Getriebe der Pariser Universität, „in den Werkstätten ihrer Buchhändler und gewiß mit Beihülfe nicht weniger Docenten", die Heilige Schrift zum ersten Male vollständig in die Landessprache übertragen wurde[1]). In der — freilich allerlei fremdes Gut beimengenden — Bearbeitung des Guyard des Moulins ist diese Uebersetzung zur herrschenden geworden: in zahlreichen Handschriften verbreitet wurde sie 1487—1545 mindestens dreizehnmal in Druck gegeben. Daß daneben eine ganze Reihe anderer Uebersetzungen auftaucht, sei hier nur erwähnt.

Die südfranzösischen Texte, deren wir nicht weniger als vier kennen, wirkten weiter nach dem nordöstlichen Spanien, wo ja die catalanische Literatur ganz unter provençalischem Einflusse stand; ebenso nach Italien und sogar auch nach Deutschland hinüber. Die Beobachtung dieses Zusammenhanges legt die Vermuthung sehr nahe, daß Waldenser Träger der Beziehungen waren. Aber man muß sich wohl hüten, diese zu den ausschließlichen Vertretern der Bibelverbreitung in den Volkssprachen zu machen. Wie sie gelegentlich Uebersetzungen benutzten, welche nicht innerhalb ihres Kreises entstanden waren, so haben neben ihnen fromme Mystiker und eifrige Reformer nach Kräften an der Bibelverbreitung mit gearbeitet.

Die großen religiösen Bewegungen des 14. und 15. Jahrhunderts gaben neuen Anstoß zu Uebersetzungsversuchen. Wiclif glaubte nicht besser wirken zu können als dadurch, daß er eine englische Bibel schuf. Sein Beispiel leitete wohl die Hussiten Böhmens.

Diesen letzten beiden Jahrhunderten vor der Reformation gehören auch die meisten der deutschen Bibelübersetzungen an. Professor Walther in Rostock, der in einem trefflichen Werke „die deutschen Bibelübersetzungen des Mittelalters" zum ersten Male zusammengestellt hat, zählt deren nicht weniger als vierzehn hoch- und fünf niederdeutsche für die ganze Bibel und größere Theile derselben, achtzehn für einzelne Bücher und zweiunddreißig Psalterien! Dabei ist fast jede derselben in mehreren Handschriften vertreten; durch sichere Rückschlüsse auf die verloren gegangenen Vorlagen läßt deren Zahl sich reichlich verdoppeln. Die verbreitetste dieser Uebersetzungen ward bereits 1466 durch Mentel in Straßburg gedruckt. Von der in Vielem gebesserten Ausgabe, welche Antonius Koburger 1483 — in Luther's Geburtsjahr! — zu Nürnberg

[1]) Ed. Reuß (Sam. Berger), Art. „Romanische Bibelübersetzungen", in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Dritte Auflage. Bd. III, S. 128.

in zwei prächtigen Foliobänden druckte, besitzt die Jenaer Universitäts-Bibliothek ein schön erhaltenes Exemplar, ebenso von der 14. Ausgabe, welche 1518 — ein Jahr nach Luther's erstem Auftreten — zu Augsburg erschien. Es ist ein wunderliches Spiel des Zufalles, daß dieselben Typen, die Coburger 1483 verwandte, in den Besitz seines Nachfolgers Peypus übergegangen, noch 1524 dazu dienen mußten, ein Neues Testament in der Uebersetzung Luther's zu drucken.

Doch sehen wir uns diese Uebersetzungen etwas näher an. Selbstverständlich sind sie alle nicht nach dem Urtexte, sondern auf Grund der lateinischen Vulgata gearbeitet — die einzige Ausnahme bildet eine castilianische Uebersetzung des Alten Testaments, welche 1422 im Auftrage eines hohen Kirchenfürsten von christlichen und jüdischen Gelehrten gemeinsam nach dem hebräischen Originaltexte gefertigt wurde. Wie wenig aber diese Uebersetzungen unseren Ansprüchen genügen, dafür nur ein Beispiel! Wie verständlich klingt uns der 110. Psalm in Luther's Deutsch:

Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten,
bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege.
Der Herr wird das Scepter deines Reiches senden aus Zion.
Herrsche unter deinen Feinden.
Nach Deinem Sieg wird dir dein Volk willig opfern, in heiligem Schmuck.
Deine Kinder werden dir geboren wie der Thau aus der Morgenröthe.
Der Herr hat geschworen, und wird ihn nicht gereuen:
Du bist ein Priester ewiglich, nach der Weise Melchisedech's.

Damit vergleiche man den Text in der ersten gedruckten deutschen Bibel:

Der herr sprach zů mei herrn: sitz zů meiner zeswen.
Bis das ich geleg dein veind einen schamel deiner fůß.
Der Herr sendet aus võ syon die růt deiner krafft:
zeherschen in mitzt deiner veinde.
Mit dir ist der anvang an dem tage deiner krafft:
ich gebar dich vor dem liecht von dem leybe in dem scheinen der heilgen.
Der herr schwůr vnd ez reut in nit:
du bist ein pfaff ewiglich nach dem orden melchisedech.

Und das ist noch eine der geschicktesten Uebersetzungen. Die meisten Uebersetzer wissen weder recht mit der lateinischen Vorlage noch mit der deutschen Sprache fertig zu werden. Personennamen wie Tertius und Quartus Röm. 16 übersetzen sie „der Dritt“, „der Viert“, und dann wieder lassen sie andere lateinische Worte unübersetzt im Texte stehen. Es ist noch das Beste, wenn sie, über die Bedeutung unsicher, das lateinische Wort ihrem Uebersetzungsversuche beifügen oder mehrere Verdeutschungen zur Probe neben einander stellen. Sklavisch hängen sie sich meist an die lateinische Wortfolge oder suchen, wie ABC-Schützen, erst das Subject, dann das Prädicat, endlich das Object — in fortlaufender Monotonie. Und wo einmal ein kühner Ansatz sich zeigt, deutsch zu schreiben, wie man eben deutsch sprach, da mangelt es an dem rechten Verständniß des Latein, und wieder kommt Minderwerthiges zu Tage, — ganz zu geschweigen von den unglaublichen Verwirrungen, die bei der handschriftlichen Ueberlieferung einreißen konnten: da verstand z. B. ein Schreiber den Text

seiner Vorlage nicht, ließ eine Lücke, vergaß sie später auszufüllen, und nun schrieb der Nächste das ab, ohne eine Lücke anzudeuten, als sei der Text vollständig; oder es war beim Binden eine Lage an eine falsche Stelle gerathen, die ersten fünf Capitel des Matthäus ans Ende des fünften Buches Mosis, und wieder copirte der folgende Schreiber das sinnlos in dieser Reihenfolge, ohne den Mangel an Zusammenhang überhaupt zu bemerken.

Man empfand diese Mängel: daher die immer erneuten Uebersetzungsversuche, das Bemühen auch der Drucker, ihre Vorlage nach Kräften zu bessern. Wir sehen daran den Eifer, mit dem diese Zeit nach einer guten deutschen Bibel strebte: sie hatte, so dürfen wir mit Walther sagen, eine Uebersetzung wie die Luther'sche verdient.

Aber wie verhielt sich zu alledem die kirchliche Autorität? Ließ sie das ruhig geschehen? Es ist ja wahr, daß viele von diesen Bibeln so prachtvoll ausgestattet, so kostbar waren, daß sie nur zum Prunkstück für den Schatz eines Fürsten bestimmt, aber nicht zur Verbreitung im Volk geeignet erschienen: so mochte man sie gerne dulden. Aber in den Vorreden, die ihrer viele tragen, spricht sich doch unzweideutig der Wunsch der Uebersetzer und Schreiber aus, weiten Kreisen damit zu dienen; da werden Stellen aus den Kirchenvätern zusammen gestellt, die zu fleißigem Lesen der Bibel ermahnen. Und selbst der Einschränkung, daß ja doch nur der des Lesens kundige Gebildete Nutzen davon ziehen könne, beugt der Schreiber der kostbaren Wenzelbibel vor, wenn er in seinen einleitenden Versen sagt:

> Allen gotes kinden. Die sich in trewen lasent vinden.
> Vnd in gleicher sase. Bawen des himels strase.
> Die got von herczen vnd von sinnen. Vnd die heilige schrift minnen.
> Vnd do mit bekümmert wesen. Das sie gerne hörent lesen.
> Oder selber lesen den wil ich. Hie vorlegen früntlich.
> Der besten abentewer hort. Die mein oren ye gehort.
> Ein buch das heißet biblia.

Besonders die Brüder vom gemeinsamen Leben hatten sich das Studium und die Verbreitung der Heiligen Schrift auch in der Volkssprache zur Aufgabe gemacht.

Aber war das nicht ketzerisch? Hatte denn nicht seit Langem die Kirche dem Laien jedes Lesen der Heiligen Schrift, zumal in der Volkssprache, verboten? Hatte nicht schon Innocenz III. das Wort darauf angewandt: „Das Thier, das den Sinai berührt, soll gesteinigt werden?“ Wurde nicht immer wieder eingeschärft, das Verständniß der Heiligen Schrift sei ein so schwieriges, daß ihre Auslegung ganz der Kirche und ihren Lehrern vorbehalten bleiben müsse? Gewiß, Verbote der Bibel in den Volkssprachen, Verbote des Bibellesens für die Laien sind wiederholt erfolgt — wenn auch Manches, was man dafür angesehen hat, nicht so allgemein zu fassen ist —; aber diese Verbote sind, wie so oft, nur als fromme Wünsche der Hierarchie anzusehen. Weit entfernt, daraus auf Unkenntniß der Bibel im Mittelalter zu schließen, werden wir umgekehrt den immer erneuten Verboten zu entnehmen haben, daß die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift im Volke einen der officiellen Kirche

bedrohlich erscheinenden Umfang angenommen hatte. Es sind Zeiten der Gährung, wo gewaltige religiöse Bewegungen in kirchenfeindliche Richtung auszulaufen drohen, wo man versucht, ihnen durch Entziehung der Heiligen Schrift die Quelle abzugraben. Aber wie vergeblich das war, das zeigt uns eben das am meisten genannte Beispiel, die Büchercensur des Bischofs Berthold von Mainz, die er 1485 erließ, und worin auch jede Verbreitung der Bibel in der Volkssprache verboten war. Ein so streng kirchlich gesinnter Drucker wie Grüninger in Straßburg ließ sich dadurch bewegen, die bereits angefangene deutsche Bibel — nicht etwa unvollendet zu lassen, aber vorsichtshalber ohne Nennung seines Namens auszugeben; die Augsburger und Nürnberger druckten flott weiter, als ob darauf ein besonderer Segen der Kirche stünde! Und das waren keineswegs zur Ketzerei hinneigende Männer. Auch Einer, der alles Heil der Kirche von Rom her erwartete, meinte doch zur Besserung wesentlich beitragen zu können, wenn er die Bibel deutsch vervielfältigen und so ihre Kenntniß verbreiten half. Wir finden es mehrfach, daß deutsche Bibeln, theilweise in prachtvoller Ausstattung, als Hochzeitsgeschenk dargeboten werden, wie nach gut protestantischer Sitte noch heutigen Tages bei uns![1])

Die strenge Abschließung gegen die Heilige Schrift, die wir wohl für das Mittelalter, für das 15. Jahrhundert, annehmen, ist erst durch Rückwirkung der Reformation in dem späteren Katholicismus entstanden.

II.

Aber wo es sich handelt um die Bibelkenntniß des Mittelalters, da dürfen wir nicht stehen bleiben bei der Verbreitung der Bibel als solcher in Schrift und Druck. Diese war naturgemäß auf den Clerus und einen kleineren Kreis wohlhabender und besonders religiös angeregter Laien beschränkt. So kostbar war doch noch eine gedruckte Bibel, daß Mancher, statt sie zu kaufen, sie sich lieber abschrieb. Daneben aber gab es hunderterlei Canäle, durch welche der Schriftinhalt in das Volksbewußtsein einströmen konnte.

Von den specifisch kirchlichen dürfen wir hier ganz absehen: wir hörten ja, daß Luther die Kenntniß der sonntäglichen Evangelien und Episteln als selbstverständlich voraussetzt; für ihr Verständniß war durch deutsche Uebersetzungen, die sogenannten Plenarien, gesorgt. Auch Predigten, zu einem guten Theil in der Volkssprache gehalten, dienten ihm.

Ebenso möchte ich die eigentliche Erbauungsliteratur hier übergehen, die zahllosen Meditationen über das Leben Jesu, — eine der berühmteren, von dem Straßburger Karthäuserprior Ludolf von Sachsen, ward bis 1500 vierzehn=

---

[1]) Wie einer der ersten Humanisten Italiens, der als Uebersetzer griechischer Classiker gefeierte Guarino von Verona, als Erzieher am Hofe von Ferrara seinen Schülern, um sie gegen die frivolen Einflüsse antiker Dichtung zu waffnen, eifriges Bibellesen zur Pflicht machte, so hat der viel kirchlichere Humanismus Deutschlands erst recht biblischer Studien sich befleißigt. Die großen Verdienste eines Erasmus, dem wir den ersten Druck des griechischen Neuen Testaments verdanken, sind ja bekannt.

mal lateinisch gedruckt und viermal ins Französische übertragen [1]). — Bald bewegen sich diese Meditationen in der Richtung andächtiger Versenkung in das Leiden des Herrn und alle seine einzelnen Momente, im Sinne Bernhard's von Clairvaux — man denke nur an sein Passionslied „Salve caput cruentatum“, das auch uns noch in Paul Gerhardt's Uebertragung „O Haupt voll Blut und Wunden“ so gewaltig ergreift —; bald suchen sie mit dem heiligen Franz von Assissi das arme Leben Jesu zur Nachahmung hinzustellen: ich erinnere nur an das Buch des Thomas von Kempen „von der Nachfolge Christi“.

Worauf wir in diesem Zusammenhange unser Augenmerk richten müssen, das ist die völlige Durchdringung der gesammten mittelalterlichen Cultur mit kirchlichen und demnach auch biblischen Motiven.

Weltgeschichte war dieser Zeit gleichbedeutend mit biblischer Geschichte und ihrer Fortsetzung in der Kirchengeschichte: so concurriren eigentliche Compendien der biblischen Geschichte (wie die berühmte, das ganze Mittelalter beherrschende „Historia scolastica“ des Pariser Theologen Petrus Comestor) und die zahlreichen, meist davon abhängigen Historienbibeln Deutschlands und Frankreichs — diese vielfach kurzweg unter dem Titel „Bibel“ verbreitet — mit den sogenannten Weltchroniken. Wie jene der biblischen Geschichte einzelne Daten der Profangeschichte sammt den beliebtesten Legenden beifügen, so schöpfen diese die bei Weitem größte Masse ihres Stoffes aus der Bibel.

Von hier nehmen die sämmtlichen Künste des Mittelalters ihre Anregungen und stellen sich so bewußt oder unbewußt in den Dienst der Verbreitung biblischer Kenntnisse.

Seit dem altsächsischen „Heliand“ und Otfried's „Christ“ war im deutschen Volke der Trieb lebendig, sich den Inhalt des Evangeliums in dichterischer Ausgestaltung zu eigen zu machen. Wie wundervoll weiß im 11. Jahrhundert Ezzo in seinem „Gesang von den Wundern Christi“ die ganze Geschichte des Heiles in kurzen, kräftigen Zügen uns vorzuführen! Schon hier bemerken wir, was in den Dichtungen des 13. Jahrhunderts, Heinrich Heßler's „Evangelium Nicodemi“ und „Christi Hort“ von Gundacher von Judenburg, wiederkehrt, daß die Erzählung mit Schöpfung und Sündenfall beginnt, um alsbald auf das Leben Jesu überzugehen: ein Anzeichen zu Grunde liegender tiefsinniger theologischer Speculation. Aber auch die anderen historischen Partien der Schrift fanden poetische Bearbeitung: Genesis, Exodus, Moses, Josua, Judith, Maccabäer, während sogenannte Reimbibeln die ganze biblische Geschichte umspannten.

Wir können nicht glauben, daß solche Dichtungen in der Volkssprache auf den Kreis der klösterlichen Genossen des Verfassers — denn mit wenigen Ausnahmen waren diese allerdings Geistliche und Ordensbrüder — beschränkt blieben: sicherlich sollten sie weiter wirken in mündlichem Vortrag unter dem

[1]) Von der 1493 in Lyon gedruckten französischen Uebersetzung des Lemenand besitzt die Jenenser Universitäts-Bibliothek außer einem gewöhnlichen Exemplar mit interessanten Holzschnitten ein auf Pergament gedrucktes Prachtexemplar aus dem Schatz der Gemahlin Johann Friedrich's, Sibylle von Cleve, mit glänzender Ausmalung. Das Verhältniß dieser zu den vorgedruckten, aber kaum mehr darunter kenntlichen Holzschnitten ist beachtenswerth.



damals noch so hörlustigen Volke. Ja, wir haben in den lateinischen Sprüchen, mit denen ihrer etliche anheben oder schließen, noch ein Anzeichen dafür, daß sie — wenigstens in Oberdeutschland — der kirchlichen Liturgie eingegliedert wurden, um dem Volke die officiellen lateinischen Lectionen zum Verständniß zu bringen.

Zur Dichtung trat die bildende Kunst, mit der gleichen ausgesprochenen Absicht, zu lehren. Das ist ja ein Charakteristicum der mittelalterlichen Malerei, daß sie nicht schildernd ergötzen, sondern erzählend belehren will: „die Bilder sind die Bücher der Ungelehrten", dieser Ausspruch Gregor's des Großen dient ihr zum Leitstern. Die große Freude an der Illustration, welche uns eine so stattliche Zahl prachtvoll ausgemalter Bibelhandschriften geschenkt hat, welche, der Erfindung des Druckes voran eilend, im ungeschickten Schrotblatt sich ein Genüge schaffte, um endlich die gedruckte Bibel mit mehr oder minder gelungenen Holzschnitten auszustatten: sie stammt nicht so sehr aus der Lust am schönen Bilde als aus dem Wunsche nach Verdeutlichung. Was der Leser sonst nur langsam durch mühsame Entzifferung vieler Zeilen und Seiten sich zusammensuchen mußte, das gab ihm mit einem Blicke das voran gestellte Bild. Darum rechtfertigt Sebastian Brant die Beifügung der Holzschnitte zu seinem Buche mit den drastischen Versen:

> Wër jeman, der die gschrifft veracht
> Oder villicht die nit künd lesen,
> Der siecht im molen wol sin wesen
> Vnd findet dar inn, wer er ist.

Der Text bedurfte des Bildes, viel weniger das Bild des Textes: wir finden es vielfach von dessen Begleitung losgelöst und dennoch in derselben Weise wirksam. Eins der merkwürdigsten Beispiele ist die in Handschriften, Blockbüchern und Drucken verbreitete sogenannte „Biblia pauperum", die Armenbibel. Es sind 34—50 Scenen des Lebens Jesu, welche hier, zuweilen in roher Federzeichnung, zuweilen in schöner Malerei, zur Darstellung kommen: jede begleitet von zwei Scenen aus dem Alten Testament und vier Prophetenköpfen: bald nur mit kurzen Sprüchen der Schrift, bald mit ausführlicherer Erklärung versehen. Ein kostbares, bisher, wie es scheint, noch gar nicht beachtetes Exemplar, das sich im Jahre 1462 der Rentmeister des niederbayerischen Amtes Griesbach, Lienhart Smatz, von dem Caplan des benachbarten Karpsham, Wolfgang Wulfmejer, schreiben und ausmalen ließ, besitzt die Jenaer Universitäts-Bibliothek [1]). Wir finden neben der Verkündigung der Geburt Christi: Eva von der Schlange verführt und Gideon's wunderbar bethautes Fell; Christi Geburt wird zusammengestellt mit dem brennenden Dorn-

[1]) Cod. elect. fol. 51b (55 bei Mylius p. 327): „Das Puech ist ein Auszug der alten ee uber dy New ee." Es sind 22 Pergamentblätter größten Folioformates. Die Mitte der Seiten nehmen 41 Bilder in rother, rechteckiger Umrahmung ein. Jedes, in der Mitte quer getheilt, zeigt in der oberen Hälfte die zwei alttestamentlichen, in der Mitte der unteren die neutestamentliche Scene, rechts und links von dieser je zwei Prophetenköpfe. Den breiten Rand füllt deutscher Text aus. Hingewiesen sei auch auf cod. Vat pal. lat. 871 saec. XV.



busch und Aaron's grünendem Stabe; die Kreuzigung findet ihre Vorbilder in Abraham's Opferung Isaak's und der ehernen Schlange Mosis.

Diese Typologie, nach dem Schema von Weissagung und Erfüllung, worin die alte Christenheit die wirksamste Beglaubigung der Offenbarung sah, beherrscht von den ältesten Zeiten her die kirchliche Theologie und findet überall in der mittelalterlichen Kunst ihren Ausdruck: wiederum ein Beweis, daß diese sich mehr an den nachdenkenden Verstand als an die unmittelbare Empfindung wendet. Aber sie wurde auch verstanden: denn diese Art der Symbolik — uns heutigen Tages so fremd, daß sie uns bei dem Oberammergauer Passionsspiele sehr auffällt, wo ja auch jeder Scene der Leidensgeschichte ein lebendes Bild aus dem Alten Testament vorangeht — war den damaligen Menschen geläufig. Und der auffallende Mangel an Erfindungsgabe, der immer dieselben Motive, mit geringen Abänderungen in der Form, von den ältesten Bilderbibeln des sechsten Jahrhunderts bis in die Zeit der Renaissance wiederholen ließ, der dann die Drucker bewog, einfach die Clichés ihrer Vorgänger nachschneiden zu lassen — die drei vorlutherischen Bibeln der Jenaer Bibliothek, die Coburger'sche von 1483, eine Augsburger von 1518 und dazwischen stehend eine niederdeutsche, gedruckt zu Lübeck 1494, weisen fast genau die gleichen Holzschnitte (nach Zeichnungen von Wohlgemuth und Heydenwurff) auf —, machte den stereotypen Gedankeninhalt nur um so eindrucksvoller.

Der herrliche Niello-Altar zu Kloster-Neuburg, die berühmten Wandmalereien des Emmaus-Klosters zu Prag zeigen dieselbe typologische Bilderfolge.

Wie mußte doch die darin niedergelegte biblische Geschichte zum Gemeinbesitz des ganzen Volkes werden, zumal da in dieser mittelalterlichen Zeit mit ihrer Lust an der bildlichen Darstellung und ihrer Genügsamkeit in Bezug auf die künstlerische Ausführung solcher Wandschmuck nicht nur ein Vorrecht stolzer Kathedralen und reicher Stiftskirchen war: kaum eine Dorfkirche scheint desselben ganz entbehrt zu haben!

Aber das Volk hörte nicht bloß, was der Dichter sang, schaute nicht nur, was der Pinsel des Malers an die Wand zauberte, — es nahm selbst thätigen Antheil an der Darstellung der Heilsgeschichte im geistlichen Schauspiel. Darin zeigt sich ja wieder der kirchliche Charakter mittelalterlicher Cultur, daß das Theater jener Zeit ein geistliches war: nicht in dem Sinne, daß Cleriker spielten. Davon war es ausgegangen: Priester und Chorknaben hatten in der Kirche im Wechselgesang die Geschichte der großen Feste dem Volke vorgeführt. Aber schon im 12. Jahrhundert war es in seiner Heimath Frankreich aus der Kirche ausgewandert, hatten Laien an der Darstellung Theil bekommen. Bald waren es Laienbruderschaften, welche sich eigens zu dem Zwecke solcher Aufführungen zusammenfanden und wohl auch durch Königliches Privileg anerkannt wurden; bald übernahm die gesammte Bürgerschaft einer Stadt die Aufgabe: so meist in Deutschland und England, wo wir gelegentlich die einzelnen Scenen nach den Gilden, denen die Darstellung zufiel, bezeichnet finden. Geistlich war das Spiel seinem Inhalte nach; es waren wiederum die schon mehrfach berührten Stoffe der biblischen Geschichte von Adam an bis zum Leben Jesu und insonderheit der Passionsgeschichte. Das Großartigste, nicht

zwar in künstlerischer Hinsicht, aber in Heranziehung biblischen Stoffes, leisteten die sogenannten Collectiv-Mysterien, welche in mehrere Tage währenden Aufführungen die gesammte Heilsgeschichte zur Darstellung brachten. Es erscheint uns unerhört kühn, aber es ist geschehen, daß man Gott selbst auftreten ließ, in einem großen Monolog den Schöpfungsplan darlegend; dann die Engel, Gott preisend, und wiederum Lucifer in seiner Empörung und in seinem Sturz. Dann erst stieg mit der Erschaffung Adam's die Scene auf die Erde herab. Und wie der Beginn so das Ende: der jüngste Tag, das Weltgericht selbst bildete den Abschluß. Dies gewaltige weltgeschichtliche Drama, mit einer uns erschreckenden Realistik dargestellt — sollen doch bei einer Aufführung zu Metz 1437 die Darsteller Christi und des Judas Ischarioth, jener am Kreuze, dieser im Stricke hängend, fast ihren Anstrengungen erlegen sein! — mußte ja die biblische Geschichte den Darstellern wie den Zuschauern in einzigartiger Weise einprägen. Unserer Anschauung von der alten Geschichte fehlt so oft die Lebendigkeit; hier handelten vor den Augen eines begierig lauschenden und eifrig gaffenden Volkes Menschen von Fleisch und Blut, gewiß nicht in streng historischem Costüm, aber gerade in ihrer gewöhnlichen Tracht den Zuschauern zu Gemüthe führend: „Seht, so würde es sich machen, wenn alles das heute geschähe."

Aber auch die Kenntniß des localen Hintergrundes, welche dem Geschichtsbilde erst das rechte Relief gibt, fehlte nicht: die Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande hatten dafür gesorgt, — diese Pilgerfahrten, die, von dem vierten Jahrhundert an immer zunehmend, in den Kreuzzügen zu einer wahren Völkerwanderung des Abendlandes nach dem Orient wurden, die dann im 14. und 15. Jahrhundert mit der Vermehrung des Ablasses neue Nahrung erhielten. Und was war ihr Ziel? Die Stätten, an denen die Geschichte des Heils sich abgespielt hatte: Bethlehem, wo die Krippe gestanden, Golgatha, wo das Kreuz aufgerichtet ward. Jedes einzelne Moment der biblischen Geschichte trat hier dem Pilger in fester Localisirung entgegen: die Abrahamseiche zu Mamre, die Patriarchengräber von Hebron, Rahab's Haus zu Jericho, der Brunnen, den Elisa trinkbar machte, und wiederum am Jordan die Stelle, wo der Herr getauft ward, das Haus in Nazareth, wo er aufwuchs, der Felsen daselbst, von dem man ihn hatte hinabstürzen wollen, die Quelle bei Tiberias, an der er das Volk wunderbar speiste, der Jacobsbrunnen bei Sichem, an dem er mit der Samariterin sprach, der Berg Thabor, auf dem er verklärt ward, gar nicht zu reden von Jerusalem, wo jeder Stein und jeder Winkel von der heiligen Geschichte zu erzählen schien, — gewiß eine gewaltige Bilderbibel! Und waren es auch in Wirklichkeit keineswegs die alten Stätten, welche man mit einer von Jahrhundert zu Jahrhundert zunehmenden Genauigkeit den andächtigen Pilgern als solche wies, man glaubte doch, sie zu schauen, und in der That war es Orient, dieser Orient mit seiner die Jahrtausende überdauernden Gleichförmigkeit. Die Pilger hatten ein Recht, sich die Zeiten Jesu nach solchen Eindrücken vorzustellen; weiß doch unsere heutige Wissenschaft noch kein besseres Verfahren! — Wir dürfen den Einfluß dieser Pilgerfahrten auf das gesammte religiöse wie culturelle Leben des Mittelalters nicht gering an-

schlagen. Die in fernen Landen gewonnenen Eindrücke wirkten in der Heimath fort. Wir besitzen noch zahlreiche Aufzeichnungen von Jerusalempilgern, welche künftigen Pilgern zum Wegweiser, Daheimbleibenden als Ersatz für eigene Anschauung dienen mochten. Und wie viel lebhafter als mit der schwerfälligen Feder mögen die Heimgekehrten in ihrem Kreise von alle dem, was sie erlebt, was sie gesehen hatten, erzählt haben! Ich glaube, es läßt sich beweisen, daß Pilgerberichte einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung des geistlichen Schauspieles geübt haben[1]). Jedenfalls haben sie dazu beigetragen, daß man nun in der Heimath begann, jene heiligen Stätten in den Kalvarienbergen und Stationswegen nachzubilden und so aufs Neue wichtige Theile der biblischen Geschichte dem Volke künstlerisch darzubieten.

Wir müßten uns wundern, wenn nach alledem die biblische Geschichte nicht allgemein im Volke bekannt gewesen wäre.

Daneben schätzte das Mittelalter noch die Weisheitsschriften des Alten Testamentes, wie die Sprüche Salomonis, Jesus Sirach und ähnliche. Sie finden vielfachen Widerklang in den Volksschriften jener Zeit.

Und endlich war es die Offenbarung Johannis, welche mit ihren geheimnißvollen Bildern tiefsinnige Mystiker zu nachdenklicher Speculation rief und fromme Dichter wie Maler zu künstlerischer Ausgestaltung reizte. Es genügt, auf Dürer's bekannte Holzschnitte zur heimlichen Offenbarung hinzuweisen, die Luther werth hielt, sie seinem Neuen Testament beizugeben.

Ein Blick in die damalige Literatur möge die Probe aufs Exempel uns geben!

Sebastian Brant, ein Jurist zu Straßburg, beginnt sein um 1495 gedichtetes „Narrenschiff“:

> All land findt jetz voll heilger geschrifft,
> Vnd was der selen heil antrifft,
> Bibel, der heilgen vätter ler
> Vnd ander der glich bůcher mer,
> In maß, das ich ser wunder hab,
> Das niemant bessert sich dar ab.

Und lesen wir nun sein Werk weiter, so finden wir auf Schritt und Tritt Anspielungen auf theilweise entlegene, wenig bekannte Momente der biblischen Geschichte, Anklänge an die alttestamentliche Spruchweisheit und apokalyptische Gedanken: noch längst nicht alle sind in den neueren Ausgaben angemerkt.

Und wie es hier ist, so anderwärts, mögen wir Ammenhausen's „Schachzabelbuch“ oder Trimberg's „Renner“ aufschlagen oder sonst ein Stück der didaktischen und satirischen Literatur jener Zeit. Wir müssen bekennen: das Mittelalter besaß eine überraschend große, höchst achtungswerthe Bibelkenntniß, die unsere Zeit in vieler Hinsicht beschämen könnte. Bedenken wir, wie viel leichter uns die Kenntniß der Bibel gemacht ist — gibt es doch gegenwärtig schon ein Neues Testament für 10 Pf. zu kaufen — so ist nur um so weniger zu entschuldigen die große Unkenntniß derselben gerade in den gebildeten Kreisen,

---

[1]) Vergl. meine „Christusbilder“ in „Texte und Untersuchungen zur altchristlichen Literatur“. Herausgegeben von v. Gebhardt und Harnack. Neue Folge. Bd III, S. 258 ff. 1899.

wo zuweilen die ganze Literatur nach dem Ursprunge einer zum „geflügelten Worte" gewordenen Redensart durchsucht wird, als deren Quelle jeder bibelfeste Christ sofort die Bibel erkennen müßte. Leser der „Christlichen Welt" werden die bedenklichen Proben kennen, welche der Herausgeber von Zeit zu Zeit zu warnendem Exempel zusammenstellt.

Ja, wir müssen zugeben: die Bibel bildet gegenwärtig nicht mehr so das Fundament all' unseres Wissens und unserer Cultur, wie sie es im Mittelalter war. Wenn wir von Weltgeschichte reden, bildet die Geschichte Israel's nur ein kleines Capitel, die Anfänge des Christenthums einen Paragraphen. Die Künste suchen ihre Motive ganz anderswo, und sie thun recht daran; mit ihren heutigen Idealen könnten sie biblischen Stoffen schwerlich gerecht werden. Die Meisten von uns empfinden die Darstellung solcher auf der Bühne als eine Entweihung.

III.

Eben damit aber ist schon angedeutet, worin nun doch der große Fortschritt liegt, den die Reformation mit ihrer principiell veränderten Stellung zur Heiligen Schrift uns gebracht hat; die Bibel ist geworden, was sie sein soll: eine Quelle des christlichen Glaubens, christlicher Erbauung.

Wir dürfen absehen von den anderen Verdiensten Luther's in Bezug auf die Bibel, davon, daß sie doch erst durch ihn Verbreitung gefunden hat in jedes evangelische Haus, und daß er in seiner Bibelübersetzung sprachschaffend für das deutsche Volk gewirkt hat, weit über den Kreis Derer hinaus, die zu seiner Lehre stehen. Auf jene principielle Frage nur möchte ich unser Augenmerk noch kurz richten.

Wir betonen zunächst die Scheidung von Bibel und Heiligenlegende. Beide haben die mittelalterliche Frömmigkeit gleichmäßig bestimmt. In dieser fanden die Künste noch viel wirkungsvollere Motive. Dichtung, Malerei, Drama bemächtigten sich ihrer, ebenso Predigt und Kirchengesang. Das Gefühl für den Unterschied erlosch je mehr und mehr. Nicht nur in die Historien- und Bilderbibeln, selbst in Bibelhandschriften drangen apokryphe Züge ein und damit neben dem sittlichen Ernst des Heiligen Absurdes und theilweise Burleskes! Haben doch Dichter des 15. Jahrhunderts in einem so ernsten Augenblicke wie der Darstellung Jesu auf dem Leidenswege — um die Zuschauer bei guter Stimmung zu erhalten — eine komische Prügelscene zwischen dem Schmied, der die Nägel besorgen soll, und seinem Weibe eingelegt.

Die ganze biblische Geschichte aber — das ist das Zweite — stand vielmehr unter dem Gesichtspunkt des historischen Wissens als der religiösen Erbauung. Neben ihr stand die moralisirende Spruchweisheit. Die Propheten aber, der Schlüssel zu der Geschichte Israels in ihrer Eigenart, sie fehlten. Luther's Eingangs citirtes Wort, daß sie unbekannt gewesen seien, wird bestätigt durch all' die Historienbibeln, Weltchroniken u. s. w. Und damit fehlte auch der Schlüssel zum rechten Verständniß des Lebens Jesu: denn im Gegensatz zu aller Werkgerechtigkeit und Wundersucht seiner Zeit hat Christus unmittelbar an den Glauben der alten Propheten wieder angeknüpft. In ihrem Geiste hat Paulus das Evangelium vom Glauben an Jesus Christus

verkündet. Das Leben Jesu, betrachtet bloß als eine Kette von Wundern, gleicht silbernen Schalen, aus denen die goldenen Früchte ausgefallen sind. Die Weissagung ist leer, wenn sie des Inhaltes entbehrt, den die Persönlichkeit Jesu Christi ihr gibt. Die ganze Typologie des Mittelalters, so sinnig sie scheinen mag, gibt das rechte Verständniß des Evangeliums und also auch das des Alten Testaments nicht. Es fehlt das wahrhaft prophetische, das eigentlich religiöse Element.

Daß dies dem Mittelalter verschlossen blieb, daran war zum Theil die Art seiner Bibelerklärung schuld — das ist das dritte Moment, worin wir Luther eine principielle Veränderung verdanken. An die Stelle der Theorie von dem mehrfachen Schriftsinn, die es möglich machte, in jedes Schriftwort alle möglichen Gedanken hinein zu legen, die eigentliche Bedeutung aber bei Seite zu schieben, trat nun der einfältig-schlichte Wortsinn, wie ihn die Sprach- und Geschichtskunde uns verstehen lehren. Und damit erst konnten die so lange verkannten Grundgedanken der Heiligen Schrift zu ihrem Rechte kommen. Die Theologie wurde wirklich eine biblische, die Bibel nicht mehr bloß ein Durchgangspunkt zu den Sentenzen: Luther hat Zeitlebens als Doctor der Heiligen Schrift Vorlesungen über die Bibel gehalten.

Und die Frucht davon — oder wir dürfen auch sagen der Antrieb dazu — war ein neues Verständniß des Evangeliums. Die Frömmigkeit des Mittelalters schwankt hin und her zwischen einer Stimmung, der Christus als der Allmächtige, Ewige, seinen Gläubigen in unendliche Fernen entrückte Herr des Himmels erscheint, und einer anderen, der er als der arme Jesus untergeht in der Reihe gleichartiger Heiliger — man denke nur an den „liber conformitatum“ mit dem Nachweis, daß der heilige Franz Jesu in Allem gleich, wo nicht überlegen gewesen sei —; sie schwankt zwischen ängstlicher Scheu und Furcht, die dem Heiligen nicht zu nahen wagt und sich nicht genug thun kann in Bußübungen und guten Werken, und einer unwürdigen Vertraulichkeit, die sich des Abstandes nicht bewußt ist und mit dem Göttlichen umgeht als mit seines Gleichen: zwischen Judaismus und Paganismus!

Bei Luther aber ist es wie einst bei Paulus, der Herr, durch den er der Gnade seines Gottes gewiß, in kindlicher Ehrfurcht und Liebe ihm sich nahen darf. Von diesem Centralpunkte aus erschließt sich erst wie das Verständniß des Evangeliums so das der ganzen Heiligen Schrift.

Wir begreifen es wohl, daß einer seiner Zeitgenossen uns berichtet, wie Luther's Artikel und Bücher, zu Constanz umgetragen, Anfangs Verwunderung brachten, auch Ursach gaben, der Sachen weiter nachzudenken und die biblischen Schriften gründlicher denn vorhin zu lesen.

Nicht fleißiger, wohl aber gründlicher!

Die Reformation ist allerdings Erneuerung des biblischen Christenthums, Wiederentdeckung der Heiligen Schrift.

Das Mittelalter hat Bibelkenntniß in reichem Maße besessen, Bibelerkenntniß aber hat ihm gefehlt.

Luther hat uns mit der besten deutschen Bibel zugleich ihr rechtes Verständniß geschenkt!

Die Pariser Weltausstellung.

Von

A. Schricker.

Es war ein bedeutsamer Moment, als sich am 14. April die Thore des Festsaales und damit in officieller Weise auch die der Weltausstellung 1900 öffneten.

So groß waren die Abmessungen von den Sitzen des Präsidenten, der Minister und Festgäste bis hinüber zu der farbigen Freitreppe, daß die rothgekleideten Ceremoniare und Diener sich in starker Verkleinerung von den hellen Teppichen abhoben.

In der Erinnerung fand sich als Analogie nur eine der großen kirchlichen Veranstaltungen im Dome von St. Peter.

Die Marseillaise erklang, von der Eröffnungshymne Massenet's schlugen aus dem linken Transept einige Tonwellen herüber; die Rede Millerand's beherrschte den Raum, Präsident Loubet wurde freundlich begrüßt.

Welcher Stein mochte den Machthabern von der Seele fallen, als nun unzweifelhaft in die Erscheinung trat, was von den Einen ersehnt und gefordert, von den Andern angezweifelt und bekämpft worden war.

Wiederholen wir uns rasch den Verlauf der Dinge.

In den Motiven zum französischen Gesetzentwurf, betreffend die Ausstellung (Décret du 13 juillet 1892 instituant l'Exposition universelle de 1900) wird berichtet: „In der Stunde, da die Ausstellung von 1889 in voller Apotheose schloß, begegneten sich Aussteller und Besucher instinctiv in dem Gedanken, sich im Jahre 1900 wieder in Paris zu treffen."

Unwiderstehlich wurde dieser Gedanke, der in den ersten Tagen von 1889 Gestalt gewann: den Zwischenraum, der seit vierzig Jahren die Ausstellungen von 1867, 1878, 1885 trennt, nicht weiterhin verstreichen zu lassen.

Wenn dieser Gedanke sich rasch durchsetzte, so geschah dies wohl auch, abgesehen von einer plötzlichen Begeisterung, in der Ueberzeugung, daß eine gelungene Ausstellung ein gutes Unternehmen zu sein pflegt und zwei gute Geschäftsjahre bedeutet.

Die Ausstellung von 1889 hatte der Hauptstadt eine Summe von über eine Milliarde gebracht; die Einnahmen aus den Eisenbahnen nahmen um sieben Millionen zu, die Ausfuhr um 457 Millionen.

So konnte mit der Gewißheit der Annahme am 2. Juli 1892 von dem Abgeordneten Deloncle die Resolution eingebracht werden: „Die Kammer fordert die Regierung auf, eine allgemeine Ausstellung für das Jahr 1900 zu beschließen."

Das betreffende Decret vom 13. Juli 1892 folgte. Als Daten des Beginns und des Schlusses wurden angesetzt 15. April und 15. November.

Die wichtigste Angelegenheit, welche alle anderen überwog, war unzweifelhaft die Platzfrage.

Im September 1893 trat man den dienstlichen Einrichtungen der Ausstellung näher. Eine Art von großem Rath wurde eingesetzt, und Alfred Picard zum General-Commissar der Ausstellung ernannt.

Alfred Picard ist in Straßburg geboren, wo sein Vater Beamter war. Er steht im fünfundfünfzigsten Lebensjahre. 1862 trat er in die polytechnische Schule und zwei Jahre später in die École nationale des ponts et chaussées. Nach Beendigung seiner Studien führte ihn ein Auftrag in den Orient. Nach der Rückkehr wurde er Ingenieur von Metz. Während das französische Gebiet von den deutschen Truppen besetzt war, wurde ihm die Function eines Commandant du génie in Verdun übertragen, in welcher Stellung er den ungeheuren Barackenbau in weniger als zwei Monaten vollendete. Nach dem Fall von Metz nahm Picard Dienst in der Loire-Armee. Später als Ingenieur in Nancy führte er große Bauten in den französischen Ostdepartements aus, Canäle, Stauweiher, Elevatoren. In der gleichen Zeit war er der Controle über den Eisenbahnbetrieb beigegeben und wirkte mit bei der Zuführung von Wasser für die neuen Forts. In die Centralverwaltung gerufen, vertrat er nach und nach eine Reihe der wichtigsten Referate. 1881 zum Staatsrath ernannt, war Picard seit 1885 Präsident der Abtheilung der öffentlichen Arbeiten, des Ackerbaues, des Handels und der Industrie.

Er hat den Grad als Generalinspector erster Classe der „Brücken und Wege" und das Kreuz der Ehrenlegion. Als Präsident der Classe „Eisenbahnen" und der Gruppe „Mechanik" auf der Ausstellung von 1889 wurde er von dem Minister Tirard mit dem Generalbericht über die Ausstellung betraut und veröffentlichte in Ausführung dieses Auftrages zehn Bände, welche als hervorragende Leistung und eine Encyklopädie des Kunstgewerbes und der Industrie bezeichnet werden.

Unter seinen literarischen Arbeiten wird besonders hervorgehoben ein Werk über die Speisung der Canäle, eine Geschichte der französischen Eisenbahnen (6 Bände), eine Abhandlung über Eisenbahnen (4 Bände). Die Monographie über die Ausstellung von 1889, welche Alphand begonnen hatte, vollendete er in pietätvoller Weise. —

Die Ausgaben sind nach einer sorgfältigen Feststellung auf 100 Millionen Francs geschätzt.

Neben den provisorischen Bauten, die nur der Ausstellung dienen, wurden drei monumentale Werke künstlerischen Charakters hergestellt: die Brücke

Alexander III., der große Palast für die Kunst, der kleine Palast für die historische Ausstellung.

Die Eintrittskarte soll in der Regel einen Franc kosten. Das Gesammtergebniß wird auf 60 Millionen veranschlagt. Diese Summe ist bereits aufgebracht durch die geistreiche Einrichtung der Bons, welche Eintrittskarte und zugleich eine Art von Anlagepapier sind.

Das Ergebniß der Zeichnungen übertraf die gewünschte Summe fast um die Hälfte; nahezu 113 Millionen Francs wurden gezeichnet. Auf Straßen und Plätzen, besonders in der Nähe der Ausstellungsgebäude, hört man nichts häufiger als das Wort „ticket“.

Den unendlich mannigfaltigen Vorschlägen gegenüber, bei denen politische, communale, Eisenbahn- und Hausbesitzer-Interessen mitsprachen und sich kreuzten, kam man zu dem Entschluß, der Ausstellung an drei Stellen ihre Stätte anzuweisen, von denen zwei den nicht genug zu schätzenden Vortheil boten, große architektonische Durchsichten zu gewähren, die eine vom Concordienplatz aus über die Brücke Alexander III. mit dem vornehmen Abschluß des Invalidendoms, die andere auf dem Marsfeld mit dem Trocadero neben den großen, in Hufeisenform angeordneten Palästen, eine ganze Stadt exotischer Bauformen umfassend und abschließend mit den Wasserkünsten, einem architektonischen Stück aus „Tausend und Eine Nacht“.

Der entgegengesetzte Theil der Hauptstadt war mit seinen Forderungen nicht zurückgeblieben. Man kam zu dem Entschlusse, eine Anzahl von Abtheilungen, welche geräumigen Platz fordern, nach Vincennes zu verlegen. Dort werden die Vorführungen der Nutzthiere stattfinden. Neben Eisenbahnen, Locomotiven und Locomobilen wird das rasch zur Blüthe gekommene Fahrrad- und Automobilwesen zu einer Sammel-Ausstellung vereint. Bei dem Interesse, das sich allen Zweigen des Sports zuwendet, ist anzunehmen, daß sich die Befürchtungen, dieser Theil der Capitale werde verödet daliegen, nicht bewahrheiten werden.

Die Strecke zwischen der Brücke Alexander III. und der Almabrücke bildet mit ihren beiderseitigen Ufern, dem Quai d'Orsay und dem Cours la Reine, so zu sagen den Mittelpunkt der Ausstellung.

Aeußerlich ist dies dadurch gekennzeichnet, daß sich an dem einen Ende der Pavillon der Stadt Paris, am anderen der Congreßsaal findet, in dessen Räumen — um ein in Paris neuerdings beliebtes Wort zu gebrauchen — die wissenschaftliche „Synthese“ des Ausstellungs-Makrokosmus vor sich gehen soll.

Hier sind auch die Paläste für Garten- und Obstbau, die, mit den Augen Semper's angesehen, wohl das Anmuthigste und Gesündeste der ganzen Ausstellungs-Architektur darstellen, so vollständig deckt sich hier das zur Ausführung verwendete Material mit dem Zwecke, den Kindern Flora's eine Stelle zu schaffen, in der sie geschützt sind und doch den blauen Himmel über sich haben.

Es traf sich glücklich, daß die Wettbewerbe an einem hellen, kühlen Tage beginnen konnten.

Eine Fülle von Schönheit lag vor den Blicken; die sogenannten Gärten Armida's konnten nichts Aehnliches bieten, denn auch der geschickteste Gartenkünstler der Zauberin vermag wenig gegen den Sammeleifer, der das Zarteste und das Auffallendste der Pflanzenwelt für einige Monate in einem Garten an der Seine zu vereinen weiß. Durch eine unglaubliche Mannigfaltigkeit entzückten die Tulpen und Rosen, das Höchste an Farbenpracht gab eine Cactusblüthe (Lucie Gros), und eine rührende Erinnerung an die Kinderzeit stieg herauf, als sich zwischen Felsenbrocken die „Anemone pulsatilla" zeigte, die Osterglocke, wie ein trotziger, pelzbewehrter Bauer unter vornehm gewordenen Geschlechtsgenossen.

Es war eine Freude, zu sehen, wie tüchtig sich auch hier der Deutsche zu halten wußte, so daß ein erster Preis nach Dresden fiel.

Mitten inne zwischen Gärten, Glashäusern und Kiosken findet man die Stelle gallischer Heiterkeit, die Zelte der Bonhommes Guillaume und der Auteurs gais. Hier entfaltet sich an schönen Nachmittagen und Abenden ein Leben und Treiben, das an Wiener Gschnas, den Düsseldorfer Malkasten und die Ulk-Abende der Münchener „Allotria" erinnert, das Alles ins Französische übersetzt. Der Theatervorhang mit den grollend abziehenden Familienhäuptern, indes das Töchterchen betrübt zurückschaut, sodann der gemalte Fries mit den Pariser Typen — drastisch und ein wenig ungezogen — lohnen den Besuch und verführen Den, der zufrieden ist, die Hälfte der Pariser Argots zu verstehen und mit fröhlicher Intuition einer meist sehr einfachen Handlung zu folgen, vielleicht sogar zum Eintritt in das Parterre.

„Vieux Paris" ist als Coulisse am Flußufer ganz ausgezeichnet. Damit ist aber auch seine Bedeutung erschöpft. Das Innere rechtfertigt in keinem Betracht die Erwartungen, mit denen man die Erinnerungen an den „Glöckner von Notredame" belebte. In dieser Richtung sind wir durch unsere historischen Ausstellungen und durch Museen wie das Germanische in Nürnberg und das Königliche in München zu sehr verwöhnt. Auch einige Alterthümer von geringem Werth und drei oder vier als Ritterfrauen verkleidete Pariserinnen machen die Sache nicht bedeutsamer.

Ein Steg führt über den Fluß hinüber zur Hygiene-Ausstellung und zur Armee-Ausstellung, deren historische Costüme auf den gut gebauten Figuren eine große Anziehungskraft üben.

Gehen wir flußaufwärts in die Gartenbau-Ausstellung zurück, so finden wir hier den wirkungsvollsten Blick auf die Reihe der Bauten, denen in ihrer Vereinigung die Bezeichnung „Straße der Nationen" gegeben worden ist. In diesen Häusern, Thürmen und Palästen schuf sich jede Nation gewissermaßen den decorativen Ausdruck ihres Wesens und gab nebenbei in einer Anzahl typischer Erzeugnisse einen Ueberblick über die Hervorbringungen des Landes, einen Cursus der Geographie, wie er wirksamer nicht gedacht werden kann.

Daß auch das beste Programm mißzuverstehen ist, zeigte Monaco, welches eine erschreckende Selbstmordstatistik der Spielhölle vorführt und in einer unbegreiflichen Geschmacksverirrung den blutigen Schädel eines Selbstmörders mit dem Loch im Hirn brachte.

Ziemlich in der Mitte der bunten Reihe ragt „das deutsche Haus" empor, durch seinen spitzen Thurm in hellen Farben leicht erkennbar.

Wie man sich erinnern wird, fand eine Concurrenz von Entwürfen für das Haus statt, in welcher durch einen maßgebenden Willen der Entwurf des Architekten Radke gewählt wurde. Je mehr sich das Bauwerk seiner Vollendung näherte, desto unzweifelhafter wurde der Erfolg, vielleicht gerade dadurch, daß es durch sein ganzes Wesen im denkbar größten Gegensatz steht zur correcten französischen Architektur.

Charakteristisch ist hierfür der Herzenserguß eines Südfranzosen in der „Gironde", auf den die „Allegorien und Symbole in einer Art von apokalyptischer Form" einen großen Eindruck gemacht haben.

„Vergebens," meint er, „martert sich das Gehirn ab, herauszubringen, wo man das schon gesehen habe, denn hier ist das Phantastische, das Unreelle. Diese wilden Krieger in ihrer Rüstung schauen stolz auf die Menge herab, die unter ihnen vorbeiströmt, Frauen nicken vom Söller, großhäuptige Riesen Gambrinus, Falstaff und Gargantua erscheinen; ein grauslicher Zwerg schmiedet Waffen, Meeresungeheuer füllen die Friese; man wird an die Gestalten in den Tympanen der Kirchen und Rathhäuser erinnert, wie man sie in Franken, in Schwaben und über den Waldgebirgen des Harzes findet. Ein Architekt voll von Kühnheit, Genie und Schalkhaftigkeit (plein de hardiesse, d'ingéniosité et de malice) hat diese verschiedenartigen Elemente zusammengesetzt in einem Stil, den man jungdeutsche Renaissance nennen möchte."

Erstaunlich ist, was in diesem Hause Alles Platz gefunden hat. Da ist eine Treppenanlage, die als Concertsaal dient und zufälliger Weise sich einer trefflichen Acustik erfreut, da sind die Arbeitsräume der Beamten, da ist die buchgewerbliche Ausstellung und die Darstellung der Wohlfahrtseinrichtungen im Deutschen Reiche, da ist eine Weinausstellung und ein Restaurant, das täglich bis zum letzten Sitz gefüllt ist.

In den oberen Räumen aber sind die herrlichen Räume echten Materials, in denen die Werke der großen französischen Künstler vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts versammelt sind.

„Kann man" — um die Worte eines trefflichen Kenners anzuführen — „auf edlere Weise zu dem großen Friedenswerk der Weltausstellung beitragen, als indem man Dasjenige vor Augen führt, was das deutsche Volk auf dem Gebiete der Kunst seinem Nachbarvolke verdankt, und die Huldigung in Erinnerung bringt, die der große Friedrich, einer der größten Geister aller Zeiten, der französischen Kunst und Civilisation darbrachte?"

Es ist sicher, es gibt keine edlere Weise. Es ist aber auch eine der schönsten Gaben des Schicksals, daß wir es erleben durften, uns angesichts der Werke der Franzosen nicht mehr gedrückt zu fühlen, sondern mit bescheidenem Stolze behaupten zu dürfen: Was die Anderen können, können wir in unserer Weise auch.

Paris, Juni 1900.

(Weitere Artikel werden folgen.)

Die Berliner Akademie der Wissenschaften, ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtigen Aufgaben.

Von

Wilhelm Dilthey.

Zweiter Artikel.

II. Friedrich der Große und seine Akademie.

1.

Am Abend des 31. Mai 1740, an welchem Friedrich Wilhelm I. gestorben war, verließ der neue König Potsdam, die Seele erfüllt von den letzten Gesprächen mit dem Vater und von dessen heroischem Ende; durch die hereinbrechende Nacht fuhr er seiner Hauptstadt zu. Außerordentliche Erwartungen kamen ihm in seinem Volke entgegen. Jubelnder Zuruf der Bevölkerung begleitete ihn, wie er in seine Residenz einfuhr. Jeder empfand, daß in der Seele dieses Jünglings ein Ideal von menschlicheren und glücklicheren Zuständen seines Volkes lebte, und daß die Milderung des furchtbaren Druckes unter dem harten Soldatenkönig bevorstand. Aber weit über sein Land hinaus richteten sich enthusiastische Erwartungen auf ihn. Alles, was in Europa dem Kreis der neuen Philosophie und Aufklärung angehörte, hatte lange voll Spannung der Zeit entgegen gesehen, in welcher der Freund Voltaire's Humanität, Toleranz und ein goldenes Zeitalter der Literatur in dem halb barbarischen Preußen heraufführen würde. Denn der Enkel von Sophie Charlotte, die einst in dem Park von Liezenburg mit Leibniz philosophirt hatte, lebte in den Ideen der französischen Aufklärung. Es war bekannt, daß er mit Voltaire freundschaftlich correspondirte und als Dichter und Philosoph sich versuchte; nun mochte für das Ideal des aufgeklärten Königthums, welches Voltaire in seiner Henriade aufgestellt hatte, der Tag der Verwirklichung gekommen sein. In dem heiteren Rococosaal des Rheinsberger Schlosses ist ein Deckengemälde von Pesne, das in den Zeiten gemalt ist, in denen dort der geniale Kronprinz mit seinen übermüthigen Freunden Musik und Conversation

machte: es stellt die aufgehende Sonne dar, welche die Nacht vertreibt. Sonnenaufgang schien nun gekommen. In dem ersten Brief Voltaire's an den jungen König begrüßte er ihn als „seinen Heros und Herrn", als „votre majesté ou votre humanité", der „in Kopf und Herzen die Liebe zum Menschengeschlecht trägt". „Die Franzosen sind alle preußisch geworden".

Schon im Jahre des Regierungsantrittes trat der „Anti-Machiavell" hervor, den der Kronprinz in Rheinsberg niedergeschrieben hatte. Hier hat Friedrich das Ideal, das ihn durch seine ganze Regentenarbeit begleitet hat, mit dem Enthusiasmus der Jugend ausgesprochen, in dem Morgen des Lebens, als er noch, von geliebten Freunden umgeben, in dem fröhlichen Wagemuth des Genies alles Höchste nahe glaubte, als die Schriften der Philosophen über den Staat noch nichts von ihrem Glanze für ihn verloren hatten. In dieser Schrift erkannte ein Fürst die philosophischen Grundsätze des Naturrechtes rückhaltlos an. Das Recht des Königs beruht auf einem Vertrag, in welchem ein Volk sich einen Richter, Beschützer und Souverän gewählt hat, damit er die Interessen in Uebereinstimmung mit dem Gemeinwohl bringe. Hieraus entspringt die Verbindlichkeit des Fürsten, „das Wohl des Volkes" und die Gerechtigkeit zu verwirklichen: „weit entfernt, der absolute Herr der Völker zu sein, die unter seiner Herrschaft stehen, ist er nur der erste Diener derselben". Alle Menschen sind gleich. Nur durch ihre Lage in der Gesellschaft sind die Könige unterschieden, und diese Lage verpflichtet sie in besonderem Maße zur Tugend; denn auf diese kann die Vereinigung der Menschen allein gegründet werden. Daher ist der wahre König das Seltenste, was der Natur gelingt, seltener als der große Dichter oder Metaphysiker. Wenn er in selbstthätiger Kraft unablässig handelt und arbeitet, wird er gleichsam die Seele des Staates; in den Händen dieses selbstherrlichen Fürsten sind seine höchsten Beamten nur Werkzeuge — Sätze, welche für den, der zu lesen verstand, darauf hindeuteten, daß Friedrich die Leitung aller Arbeit, die in seinem Staate gethan wurde, auch der für die Bildung seines Volkes, in seiner Hand zu behalten gedachte. Es ist mit Recht hervorgehoben worden, wie der König mit Machiavelli darin übereinstimmt, daß der Staat vor Allem Macht sein muß. Wie er die Aufrechterhaltung desselben durch die Waffen und die äußere Politik als erste Aufgabe ansieht. Wie er, ganz in Uebereinstimmung mit seinem eigenen späteren Verfahren, Angriffskriege als berechtigt anerkennt. Das Interesse des Cirkels der schönen und freien Geister richtete sich doch vor Allem auf diejenigen Stellen in seiner Schrift, in denen er Wohlstand und Glück der Unterthanen, Bildung des Volkes, religiöse Toleranz und die Blüthe der Wissenschaften und Künste als die höchsten Ziele des wahren Königs pries. „Das sicherste Kennzeichen, daß ein Land unter einer weisen und glücklichen Regierung steht, ist die Entstehung der schönen Wissenschaften in ihm: sie sind Blüthen, die nur in einem gesegneten Boden und unter einem glücklichen Himmel gedeihen." Die Zeiten des Perikles, des Augustus und Ludwig's XIV. genießen einen höheren Ruhm bei der Nachwelt durch den Glanz der Kunst, der Literatur und der Wissenschaften als durch die unter diesen Herrschern gewonnenen Siege. Das Höchste ist für den Fürsten, mit der Erfüllung seiner

Staatspflichten selbstthätigen Antheil an der Literatur zu verbinden, wie Lorenzo de'Medici und Marc Aurel gethan haben. Voltaire durfte wohl sagen, daß seit den Tagen des Marc Aurel diese Schrift eines Fürsten nicht ihres Gleichen hatte.

In diesem Zusammenhang von Aufgaben, den er in dem stillen Rheinsberg erwogen hatte, stand ihm die Reorganisation der Akademie in erster Reihe. Er hatte ihrer wiederholt in seinem Briefwechsel mit Voltaire gedacht, ja Diesen ganz von ferne die Aussicht auf den Präsidentenstuhl in der neuen Körperschaft sehen lassen. Schon eine Woche nach dem Antritt seiner Regierung ließ er sich einen Bericht über den Zustand der Societät der Wissenschaften erstatten. Er kannte ihn nur zu gut, diesen kläglichen Zustand, und wußte, daß wenig bleiben konnte, wie es war. Doch beschränkte sich seine Antwort einstweilen auf die Aufhebung jenes furchtbaren Etatstitels „vor die sämmtlichen königlichen Narren" und auf die allgemeine Versicherung, er werde der Societät von seiner Huld und Protection volle Beweise geben. Die Reform selbst vollzog sich nur langsam und schwer. Denn der König ging von einem sehr veränderten Begriff über die Aufgaben seiner Akademie aus.

Große Institutionen, welche sich die Thätigkeit der Menschheit für ihre Zweckzusammenhänge gebildet hat, passen sich mit unverwüstlicher Lebenskraft veränderten Verhältnissen an. Wenn die Einrichtung einer solchen Institution sich unzureichend erwiesen hat, wenn so manches in ihren Zielen der Zeit nicht mehr entspricht: ihre Wurzeln leben fort, die in den Zweckzusammenhang selber hinabreichen; ihre rechtlichen Grundlagen, ihre Geldmittel, die mannigfaltigen Verhältnisse, in welche sie eingreift, sichern ihren Fortbestand. Die Function, welche eine Organisation solcher Art für eine gegebene Lage der Cultur erfüllt hat, wird dann ersetzt durch eine andere, welche den neu entstandenen Bedürfnissen entspricht.

So ist es auch mit der Berliner Akademie gegangen. Wieder wie zu Leibniz' Zeiten ist es eine machtvolle Persönlichkeit, welche ihr Aufgaben stellt. Wohl sollte die neue Akademie wie die von Leibniz dem universalen Fortschritt der Cultur durch die Wissenschaften dienen. Es blieb Friedrich dem Großen immer bewußt, daß Akademien eine über den einzelnen Staat hinaus reichende Function für den Fortschritt der Menschheit haben. Und wie der junge König den Ruhm liebte, sah er in dem Glanz einer Akademie, welche mit der Ludwig's XIV. wetteifern sollte, an und für sich ein erstrebenswerthes Ziel. Aber entscheidend war doch für ihn das Ideal, das er von der Cultur der höheren Stände in seinem Preußen hatte. Aus diesem entsprang erst die Aufgabe, welche er der Akademie setzte.

Sein Volk, das hinter den anderen großen Culturstaaten zurück geblieben, sollte zu milderen Sitten, freierem Denken und schöneren Lebensformen, zu einer erleuchteten, natürlichen Religion und einer socialen Auffassung der sittlichen Pflichten erhoben werden. Auf dies Ziel mußte die staatliche Fürsorge für Wissenschaften und schöne Künste planmäßig gerichtet werden. Ein neues Geschlecht sollte ihn umgeben und den Staat mit ihm regieren, in welchem freie Bildung, Lebensfreude und Schönheitssinn mit ehrlicher Arbeit

und loyaler Pflichterfüllung verbunden wären. Denn Friedrich sah in der englisch-französischen Aufklärung das sichere Facit aller bisherigen Gedankenarbeit. Die Zeit der Dogmen und des positiven Religionsglaubens war ihm vorüber. Die Erfahrungen, die er mit der Umgebung seines Vaters und deren gottesfürchtigen Schleichwegen in den furchtbaren Krisen seiner Jünglingsjahre gemacht, hatten ihn davon überzeugt, daß pietistischer oder orthodoxer Glaube die Menschen weder aufrichtiger noch gütiger machen. Wahrhaft bis in den innersten Kern seiner Natur, wie wenige Menschen es gewesen sind, verlangte er bei den Männern, mit denen er lebte und regierte, keine andere Art von Begründung ihrer Gewissenhaftigkeit und ihrer Treue als die war, auf welcher sein eigenes königliches Pflichtbewußtsein beruhte.

Kein Zug in dieser großen Seele tritt stärker hervor als das Bedürfniß, sich zu geben, wie er war, in souveräner Freiheit zu leben, zu reden und zu schreiben. Niemand in seiner Zeit hat über Könige und Priester mit so verwegener Zunge gespottet als er. Während in Paris die „Philosophen" sich von der Regierung beständig gehemmt und bedroht sahen, eröffnete er den freiesten, ja den frechsten Geistern von Frankreich in seinem Staate eine Freistatt. Auf die Freiheit des Denkens sollte nun auch die Erziehung derer gegründet werden, mit denen er regierte und seine Schlachten schlug. Unerschütterlich vertraute er darauf, daß in den Kräften des Lebens selber, in den Verhältnissen des Menschen zur Gesellschaft, in dem philosophisch geläuterten Begriff der Gottheit und der Pflicht und in der Erhebung des Gemüths durch die Dichtung die einfachen, immer wirksamen und ganz wahrhaftigen Beweggründe pflichtmäßigen Lebens und edler Gesinnung für den Einzelnen und für das politische Ganze gelegen seien. Er lebte im Bewußtsein der moralischen Autonomie des Menschen; die großen Alten, insbesondere die römische Stoa mit ihrer harten Willensstellung, hatten ihn mit diesem stolzen Bewußtsein erfüllt. Aber wie erweiterten ihm doch die Seele zugleich die neuen Ideale der Aufklärung, Gemeinwohl, Humanität und Fortschreiten der Menschheit — an ihnen hat keine Erfahrung über die Voltaire's oder irgend eine andere Art von Menschen ihn irre machen können. Er hatte nun den in seiner Zeit beispiellosen Muth, sich und seinen Staat ohne Rückhalt und ohne Reserve der Macht dessen, was er als wahr erkannte, anzuvertrauen. Auf das freie Denken, wie es in den Wissenschaften, in der Philosophie, in den neuen Schriftstellern wirksam war, wollte er die Bildung zu seinem Dienst gründen: der große König der Aufklärung, wie er in seiner Jugendschrift verheißen hatte.

Für die Verwirklichung dieser Aufgabe mußte ihm die Akademie als das wichtigste Instrument erscheinen, das zu seiner Verfügung war. Denn die Universitäten lagen in den Fesseln ihrer Statuten, der kirchlichen Einschränkungen und der gelehrten Pedanterie. Seine Societät konnte nun diese höchste Funktion nur üben, indem sie die Wissenschaften, die Philosophie und — die Schriftsteller umfaßte. Eine Akademie des sciences et belles lettres, welche in der A u f k l ä r u n g ihr Ziel hatte, dies war der neue Begriff der fridericianischen Societät.

Diesen Intentionen entsprachen die ersten Schritte, die der König nun sehr bald seinen Zusicherungen an die Societät folgen ließ. Es galt vor Allem, die richtigen Männer zu finden. Unter den wissenschaftlichen Celebritäten, an die er sich wandte, lehnten Vaucanson in Paris und s'Gravesande in Leyden ab; aber der größte Mathematiker der Zeit, Euler, wurde gewonnen, und er war von dieser Zeit ab fünfundzwanzig Jahre hindurch gleichsam das Rückgrat der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abtheilung der Akademie. Als Schriftsteller großen Stils war Voltaire im Hintergrund, wenn er auch zur Zeit von der „göttlichen Emilie" sich nicht trennen wollte. Ein sehr schlechter zeitweiliger Ersatz für ihn war der italienische Windbeutel Algarotti, der kam und enttäuschte. Besonderen Werth aber legte der König auf die Berufung des Philosophen Christian Wolff. Er wollte durch sie eine alte Schuld abtragen. Der brutale Haß seines Vaters gegen die neue Philosophie hatte den wirkungskräftigsten unter den deutschen Denkern der Zeit vor nun siebzehn Jahren aus Halle vertrieben. Friedrich dankte seinen Schriften die erste Einführung in die Philosophie des Jahrhunderts und war entschlossen, ihm Genugthuung zu geben. Zugleich aber sollte seine außerordentliche, wenn auch etwas pedantische Lehrgabe für die Akademie benutzt werden. „Denn unsre Akademie muß nicht zur Parade, sondern zur Instruction sein." Daher sollten in ihr „auswärtige geschickte Männer alle Theile der Philosophie dociren, damit Junge von Adel und Andere was Rechtschaffenes lernen könnten". So wäre diese Akademie zugleich eine Art von Universität für die regierende Classe seines Landes geworden. Wolff wollte indes lieber in Halle „professor generis humani", wie er sich selbstbewußt nannte, als ein „académicien" von Berlin sein; zumal, da er bald hören mußte, daß ein Newtonianer, Maupertuis, diese Akademie leiten und daß das Französische ihre officielle Sprache werden sollte. Es war das der erste Fall, in dem man die emporstrebenden Universitäten in Concurrenz mit einer Akademie sah. Dem König gelang sein Vorhaben nicht. Er hatte aber doch ein bestehendes Bedürfniß richtig erfaßt. Dies hat sich darin erwiesen, daß von selber aus der Nothwendigkeit der Sache sich Vorlesungen für die gebildeten Classen in Berlin entwickelt haben, bis dann als das reife Ergebniß der Verhältnisse die Universität entstand.

Dies herrschende Interesse an der nationalen Erziehung und das Streben, für sie die Akademie nützlich zu machen, wurde bei dem König immer stärker, je älter er wurde. Unter diesem Gesichtspunkt war er mit der Bevorzugung der mathematischen Wissenschaften an den großen Akademien Europa's nicht ganz einverstanden. Er wies d'Alembert gegenüber öfter darauf hin, wie in der Erziehung zu den socialen Aufgaben das Hauptziel aller geistigen Arbeit gelegen sei, zu welchem Forscher und Schriftsteller zusammenwirken müßten. Und auch nach seinem Tode machte sein Begriff einer Académie des sciences et belles lettres sich geltend. Es gab einen Moment in den früheren Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's III., vor der Katastrophe des Staates, in welchem der Eintritt Fichte's in die Akademie lebhaft betrieben, mit Schiller über seine Uebersiedelung nach Berlin und seine Verbindung mit

der Societät verhandelt wurde, während Johannes Müller schon ein einflußreiches Mitglied derselben war. In welche Bahnen würde Schiller's imperatorischer Geist die Akademie geführt haben!

2.

Mit diesen großen Reformgedanken war nun in dem Zusammenhang der Ideen des Königs auf das innigste verknüpft, daß er die Akademie zur französischen Sprache und Literatur in ein enges Verhältniß setzte.

Friedrich der Große hat sich, sobald er als König sich frei bewegen durfte, mit Franzosen oder doch mit Personen von französischer Bildung umgeben. Er sprach und schrieb außerhalb desjenigen amtlichen Verkehrs, für welchen die deutsche Sprache unvermeidlich war, nur französisch. Es war sein Ehrgeiz, einen Platz in der französischen Literatur zu erlangen. Für seinen Verkehr und seine Akademie faßte er von Anfang an Voltaire und Maupertuis ins Auge. Er hat Maupertuis zum Präsidenten der Societät gemacht, und nach dessen Abgang bot er jede Art von Beredtsamkeit auf und benutzte jede Situation, um d'Alembert als dessen Nachfolger zu gewinnen. Er hat sogar einen Lamettrie in sie aufgenommen und brachte in sie verschiedene französische Schriftsteller von zweifelhaftem Werth, Duodezausgaben von Voltaire. Ja er schrieb seiner Akademie die französische Sprache für alle ihre Publicationen vor.

In dem Andenken der Folgezeit hat nichts der Würdigung der Thätigkeit Friedrich's für Wissenschaft und Literatur so sehr geschadet als diese Bevorzugung der französischen Schriftsteller und sein kühles Verhalten gegenüber den deutschen. Sicher tritt hier eine Grenze seiner geistigen Bildung hervor. Nur daß man erkennen muß, wie diese nicht aus den Gewöhnungen der Jugend, aus der Herrschaft des französischen Geistes über die Höfe, kurz aus einer äußeren Macht der französischen Literatur über seinen Geist vornehmlich entsprungen ist. Es waren doch Gründe tieferer Art, welche den großen König in dieser französischen Atmosphäre festgehalten haben. So wird man auf diese Literatur selber und Friedrich's Verhältniß zu ihr zurückgehen müssen, um dem König gerecht zu werden. Eine Aufgabe vom höchsten Interesse! Der größte Deutsche zwischen Luther und Goethe gehörte in seiner ganzen geistigen Bildung und seinen literarischen Neigungen Frankreich an. Indem wir diesem merkwürdigen Verhältniß nachgehen, wird sich auch über Friedrich's Akademie eine erhebliche Belehrung ergeben.

Der letzten Generation der großen europäischen Kunst, in welcher die Phantasie regiert, gehören Rembrandt und Calderon, Corneille und Molière an. Der letzte Glanz dieser Kunst mischt sich in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts mit dem Sonnenaufgang des wissenschaftlichen Geistes. Im selben Jahre mit Shakespeare war Galilei geboren, und Descartes war der Zeitgenosse von Calderon und Corneille. Von dieser Zeit des Descartes ab änderte sich allmählich der Charakter der europäischen Literatur. Ein von der Leitung der Kirche unabhängiger Zusammenhang der Erkenntniß wurde während des 17. Jahrhunderts in dem Zusammenwirken großer Forscher her-

vorgebracht. Ein neues Ideal entstand: „der freie Mensch" (homo liber), der ausschließlich geleitet wird von der souveränen Vernunft, wie sie sich im erwiesenen Zusammenhang der Erkenntniß verwirklicht hat. Und wie nun in den Niederlanden und in England die Entwicklung des Handels und der Industrie die wirthschaftlichen Zustände umformte, bildete sich eine aus den leitenden Ständen gemischte Gesellschaft; in ihr wurden die verschiedensten Elemente durch die Gemeinsamkeit der Bildung zusammengehalten, und sie sonderte sich scharf von den unteren Classen ab. Die Formen des dichterischen Ausdrucks waren in ihr nicht durch die freie impetuose Macht der Phantasie bestimmt, sondern von der Herrschaft des Raisonnements und des Wirklichkeitssinnes; ihr Lebensideal drückte sich in den Begriffen der Humanität, des Fortschritts der Menschheit und der Befreiung derselben von den Schranken der kirchlichen und feudalen Ordnung aus. Der erste große Schriftsteller, welcher dieses Lebensgefühl repräsentirte, war Shaftesbury. Jedes dichterische oder literarische Werk, welches die neuen Gefühle der geistigen Souveränität, der Toleranz, der unabhängigen Sittlichkeit und der Humanität aussprach, wurde in dieser Gesellschaft verschlungen. Diese Ideale waren im Raisonnement entsprungen, sie trugen einen abstracten Charakter; die Dichtung, welche sie aussprach, war innigst verbunden mit der Philosophie, mit dem Geist der Geschichte, wie er jetzt begriffen wurde, und mit dem Drang nach Freiheit, wie er die Gesellschaft erfüllte. „Wir leben jetzt," sagt Shaftesbury, „in einem Zeitalter, da die Freiheit ihr Haupt wieder erhebt. Wir sind selbst die glückliche Nation, die wir ihrer nicht nur im Vaterlande genießen, sondern ihr auch in anderen Ländern durch unsere Größe und Macht Leben und Kraft ertheilen, wir sind das Haupt des europäischen Bündnisses, das diese gemeinschaftliche Sache der Freiheit zur Absicht hat."

Dieser neue Geist traf nun aber in Frankreich auf Bedingungen, welche der französischen Literatur trotz ihrer Abhängigkeit von England einen eigenthümlichen Charakter gaben. Von hier war in Descartes die ausschließliche Herrschaft des logischen Verstandes ausgegangen, welche in der Welt und in der menschlichen Seele nirgend einen dem Denken unfaßlichen Rest zurückließ. Die höfische Gesellschaft forderte die Verbindung dieser logischen Genauigkeit mit der Anmuth. Das Organ dieses Geistes war die Académie française. Durch sie wurden Exactheit und Urbanität die Norm für die Gestaltung der Sprache und des Stils. Aus der Fülle und Freiheit der älteren Sprache wurde in der unablässigen Arbeit der höfischen Gesellschaft und ihrer Akademie durch eine Art von beständigem Destilliren das classische Französisch gewonnen, das zwischen Rabelais und Chateaubriand bestand.

Das eindeutig bestimmte Wort, die genau regulirte Wortstellung, der logische, gradlinige Fortgang, der den Leser mühelos und unwiderstehlich mit sich zieht, vor Allem aber eine höfische Einschränkung der lebendigen Sprachfülle auf die schicklichen und anmuthigen Worte — das waren die Mittel dieser classischen Sprache. Ihr entsprach der neue Stil. Die sinnliche Kraft der Anschauung, das Ungestüm des leidenschaftlichen Ausdrucks und die Macht der Phantasie wurden nun der Genauigkeit, der Regel und der höfischen Schick-

lichkeit geopfert. Wie diese ganze französische Cultur vom römischen Geiste durchdrungen war, war auch ihr Stil dem der goldenen Zeit von Cicero, Cäsar und Augustus verwandt. Eine solche Sprache und ein Stil dieser Art waren fähig, unter den historischen Masken von Horatius, Cinna, Augustus oder Phädra die Kämpfe des großen Adels mit dem Königthum, die Selbstherrschaft Ludwig's XIV. und die vornehme Größe in der Lebenshaltung dieser Menschen zur Darstellung zu bringen. Die große Tragödie brachte von Corneille bis Voltaire zum ersten Male zum Ausdruck, wie Könige auf der Bühne des Lebens auftreten und sich benehmen. Und dieselbe Sprache erwies sich dann weiter als das vollkommenste Instrument der mathematischen Physik und positivistischen Philosophie eines d'Alembert und Lagrange. Sie nähert sich in der eindeutigen Bestimmtheit des Worts und der logischen Verbindung der Sätze der mathematischen Formel. Liest man die Schriftsteller dieser Richtung von d'Alembert bis Comte, so ist es, als ob nur in dieser Sprache diese formelhafte Philosophie entstehen konnte. Und diese selbe Sprache besaß nun die farblose Allgemeinheit und Schmiegsamkeit, welche Voltaire und Diderot gestattete, sich über alle Gegenstände als Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber zu verbreiten und die Herrschaft des raisonnirenden Verstandes in jeder dieser Lebensäußerungen zu behaupten.

Die Regelung, wie sie die französische Sprache in der Akademie erfahren hat, war für Friedrich das Vorbild für unsere eigene sprachliche Entwicklung. In seiner Schrift über die deutsche Literatur erkennt er in einer solchen Ausbildung unserer Sprache die nothwendige Vorbedingung für eine kommende Blüthe unseres geistigen Lebens. —

Derselbe französische Geist, welcher der Literatur in der klassischen Sprache eine so wirksame Ausdrucksform schuf, hat ihr nun auch einen neuen Gehalt gegeben: eine neue Stellung des Menschen gegenüber der Welt und der Gesellschaft wurde im 18. Jahrhundert von ihm entwickelt. Dies begann, als zwischen 1726 und 1729 Voltaire und Montesquieu in England sich aufhielten und zurückgekehrt die oppositionelle Literatur eröffneten. Descartes wurde nun abgelöst von Newton und Locke. Die Metaphysik machte der Erfahrungsphilosophie Platz. Aber die großen Analysen der Engländer, welche sich über den ganzen Bereich unserer ästhetischen, sittlichen und erkennenden Thätigkeit erstreckten, erhielten nun auch durch die Bedingungen, die in dem französischen Geiste lagen, einen ganz veränderten Charakter. Der leitende Gedanke der wissenschaftlichen Bewegung Frankreichs von Voltaire ab lag in dem einheitlichen Zusammenhang des Universums, wie er unter dem astronomischen Gesichtspunkt Newton's erschien. Hieraus leitete Voltaire zunächst unter dem Einfluß von Newton und Locke eine teleologische Weltordnung und einen Gott ab, der als Geometer die Bewegungen der Gestirne geordnet und als Künstler die Einrichtung der belebten Körper ersonnen hat. Er hält aber zugleich, mit seinen englischen Lehrern, an der Verantwortlichkeit des Menschen und an der Freiheit desselben als deren Bedingung fest. Diese Hauptsätze des Idealismus der Persönlichkeit und Freiheit stießen so in seinem Geiste mit jenem obersten Gedanken zusammen, welcher sich in ihm und um ihn zu immer radikaleren Consequenzen entwickelte. So ent-

stand das Problem, an dem Voltaire und Friedrich sich umsonst abarbeiten: ihre Seele wird zum Kampfplatz von zwei Weltanschauungen. Die Frage, welche seit Leibniz alle philosophischen Geister beschäftigte: wie kann in einem mechanischen Zusammenhange der Welt der Werth der Person und der moralische Verband der Gesellschaft erhalten bleiben? wurde in dem Maße schwerer und härter, in welchem die Naturwissenschaften fortschritten. Gerade die französische Wissenschaft ging eben damals von dem Studium der Dynamik, Astronomie und Physik vorwärts zu den biologischen Problemen. Die Erforschung der Ordnung in der Lage der Schichten unserer Erdoberfläche und die zunehmende Kenntniß der Fossilien ermöglichten Buffon seine verwegene Entwicklungshypothese. Die Anwendung des Mikroskops eröffnete die Einsicht in den Bau der niederen Thiere. Die Beschreibung und die Classification der Lebewesen führte auf das Problem ihrer natürlichen Verwandtschaft. Und die Physiologie des Blutkreislaufs, der Reproductionsprocesse und der Functionen des Gehirns und der Sinnesnerven, die durch Willis, Boerhave und Haller die Thatsachen immer mehr philosophisch auffassen lernte, mußte die Einordnung der Leistungen des menschlichen Körpers in den allgemeinen Naturzusammenhang erleichtern. An der Grenze, an welcher diese Leistungen mit den geistigen Functionen zusammenhängen, traf diese Physiologie mit der Associationspsychologie von Hobbes, Condillac und Hartley zusammen, welche gestattete, die Leistungen des Nervensystems und der Sinnesorgane mit einfachen seelischen Vorgängen in Beziehung zu bringen und aus diesen das höhere geistige Leben gleichsam zusammenzusetzen. So entstand unter jenem obersten astronomischen Gesichtspunkt ein Zusammenhang naturwissenschaftlicher Hypothesen, der sich den neuen Philosophen zur Verfügung stellte: Anschauungen über die Entwicklungsgeschichte der Erde, die Bedingungen der Entstehung von Pflanzen und Thieren auf ihr, die nahe Verwandtschaft des Typus der höchsten Thiere mit dem des Menschen, endlich über die Abhängigkeit der geistigen Leistungen von dem Nervensystem und den Sinnen.

Zugleich aber entsprang aus dem Geist der vornehmen Welt, für welche diese Philosophen schrieben, eine zunehmende Tendenz, aus solchen Prämissen materialistische Consequenzen zu ziehen. Es war die Zeit des Regiments von Walpole in England und der Regentschaft in Frankreich. An diesen Höfen erwuchs eine Animalität der Lebenshaltung, die allmählich auch der Literatur ihre furchtbaren Züge aufprägte. Es ging von ihr ein Pesthauch animalischer Lebensstimmungen aus. Schon in einer früheren Zeit hatte der Begründer des modernen Materialismus, Hobbes, am Hof des sittenlosen Stuart in Paris gelebt, Larochefoucauld hatte an dem französischen Hof unter Richelieu seine Lehre von der nackten sinnlichen Selbstsucht ausgebildet, und Swift, das stolze, misanthropische Genie, das zuerst alle Schleier zerreißt, welche über diese Gesellschaft gebreitet sind und nichts dahinter findet als die brutalen Leidenschaften, Swift, das Vorbild Voltaire's, verwundete, beschmutzte und zerstörte seinen mächtigen Geist in den Miseren des Regiments von Walpole. Die Macht dieser Lebensauffassung macht sich dann in dem Zeitalter von

Voltaire und Friedrich dem Großen selbst in Hume's Zurückführung der Erkenntniß auf die dunkeln animalischen Kräfte der Association und der Gewöhnung geltend und in dem seltsamen Gelüste des großen Humoristen Sterne am Nackten und am Cynischen.

Wie wird nun unter diesen Umständen das Problem gelöst werden, diese Weltansicht der vorwärts schreitenden Naturwissenschaft, wie sie verstärkt wird durch den Geist der Höfe und der müßigen vornehmen Gesellschaft, zu versöhnen mit dem Bewußtsein vom Werthe der Person und dem moralischen Zusammenhang der Gesellschaft?

Voltaire erkennt die Abhängigkeit der Empfindung und des Denkens von dem menschlichen Gehirn vollständig an, — er ruft seine Gottheit zu Hülfe, ihre unerforschliche Kraft hat an den Mechanismus des Körpers von den Empfindungen des niedrigsten Insects bis zu dem Gehirn eines Newton geistige Fähigkeiten geknüpft; und er findet in der Skepsis das Mittel zur Abwehr jeder Frage, wie die Mittheilung einer solchen Eigenschaft an Körper möglich sei. Hieraus folgert er die gänzliche Verwerfung jeder Vorstellung von Unsterblichkeit. Und so durchsetzt das Leben ein beständiger Widerspruch, das Lebensgefühl selbst wird zerrissen. Das Bewußtsein findet sich bestimmt im Zusammenhang des Universums, und es weiß sich verantwortlich und findet sich frei Der Mensch bemerkt, wie verschwindend klein seine Stelle ist, und er ist doch vom Werth seines Daseins in seinem Lebensgefühl ganz durchdrungen. Das Leben ist eine Tragikomödie. Die Darstellung dieses zweideutigen Dinges in Philosophie, Dichtung und Geschichtschreibung ist die Lebensarbeit Voltaire's. Friedrich der Große theilt alle philosophischen Voraussetzungen Voltaire's, aber er wird auf die Frage vom Sinn unseres Lebens in seiner heroischen Seele eine andere Antwort finden.

Den wissenschaftlich wirksamsten Standpunkt diesen Problemen gegenüber nahmen dann die Begründer des Positivismus, d'Alembert und Lagrange, Turgot und Condorcet, ein. Der Gegenstand der strengen Wissenschaft ist das physische Universum und dessen Gesetzlichkeit. Indem d'Alembert und Lagrange die Mechanik von den Resten der Metaphysik befreien, entsteht der Begriff der positiven Wissenschaften. Und indem d'Alembert in seiner berühmten Einleitung zur Encyklopädie die innere Abfolge und den Zusammenhang dieser positiven Wissenschaften entwickelt, entsteht der Begriff einer positiven Philosophie. Sie ist das diesen Wissenschaften innewohnende Bewußtsein ihrer Rechtsgründe und ihres Zusammenhangs; sie erkennt, daß dies Wissen nur Relationen zwischen Phänomenen zum Gegenstand hat. Dagegen ist jede Behauptung über Wesen oder Ursache dieser Phänomene, sonach alle Metaphysik eine verwerfliche Ueberschreitung der Grenzen unserer Erkenntniß, sie rächt sich durch die Antinomien, in die sie den menschlichen Geist verwickelt. Die letzte Grenze der Erkenntniß ist der Schluß aus der Gesetzlichkeit der Welt auf eine göttliche Intelligenz. Von diesem kosmischen Standpunkte aus wird der gesetzlichen Verknüpfung der Erscheinungen jeder Theil der Welt, auch das Seelenleben der Thiere und Menschen, eingeordnet; die Abhängigkeit des Geistigen vom Physischen finden diese Denker schon in den einfachen Thatsachen von Wachsthum und Abnahme



der geistigen Kräfte als Erfahrung gegeben. Jenseits dieser Grenzen des Naturerkennens steht für d'Alembert einsam für sich die Moral; sie kann aus diesem nicht abgeleitet werden, und sie bedarf auch des Gottesbegriffes nicht zu ihrer Begründung; nach einem unerschütterlichen Princip ist das Glück auf die innere Verbindung unseres wahren Interesses mit der Erfüllung unserer Pflichten gegründet.

Die Tage der Jugend und die leidenschaftliche Neigung für Voltaire waren vorüber, als Friedrich die freundschaftliche Verbindung mit d'Alembert schloß. Eine ruhige, heitere, gleichsam affectlose Freundschaft. Friedrich ist mit allen Hauptsätzen d'Alembert's einverstanden, sind sie doch nur das letzte Wort dieser großen französischen Naturwissenschaft. Aber der König wendet das Werthverhältniß um, das dieser Positivismus zwischen dem naturwissenschaftlichen Erkennen und dem sittlichen Bewußtsein setzte. „Unser Jahrhundert besitzt den Fanatismus der Curven; alle diese genial ausgedachten Berechnungen wiegen nach meiner Ansicht Principien der Lebensführung nicht auf, welche die zuchtlosen Leidenschaften bändigen, und durch welche die Menschen den schwachen Grad von Glück genießen, den ihre Natur zuläßt." Und bei Uebersendung seines Versuches über die Eigenliebe als Princip der Moral schreibt er ihm: „Ich bin ein großer Verehrer der Moral, weil ich die Menschen sehr gut kenne und das Gute bemerke, das sie wirken kann; gute Sitten haben für die Gesellschaft einen höheren Werth als alle Rechnungen Newton's". Und in der heiteren Gelassenheit, mit welcher der große König die Schwächen seiner literarischen Freunde auffaßte und — übersah, hat er den „moralischen Calcül" d'Alembert's, nach welchem zu Gunsten eines Existenzminimums der Armen eine Vertheilung des überflüssigen Besitzes der Reichen stattfinden soll, schweigend zur Seite gelegt.

Und nun macht sich etwas sehr Merkwürdiges geltend. Indem der französische Geist in der Außenwelt, wie sie sich in der astronomischen Perspective darstellt, seinen Ausgangspunkt nahm, mußte der Begriff dieses unermeßlichen Universums, dessen einzelne Weltkörper entstehen und vergehen, dieser Erde, die nach langen Veränderungen sich mit Pflanzen bedeckt, Thiere entstehen sieht, schließlich den Menschen, eine pantheistische Anschauung von Evolution des Weltganzen zur Folge haben. Buffon, Robinet, Diderot vertreten diesen dritten Standpunkt innerhalb dieser französischen Philosophie. Und d'Alembert und Friedrich? Man hätte denken sollen, sie hätten beide diesen Pantheismus abgewiesen, der eine als strenger Positivist, der andere als Deist. Auch hat d'Alembert die „Faseleien" von organischen Molekeln verspottet. Und Friedrich fand sich von der peremptorischen und enthusiastischen Schriftstellerei Diderot's abgestoßen. Kennen gelernt hätte er ihn gern damals, als Diderot in Petersburg die Huldigungen der großen Katharina für die Philosophie entgegennahm; aber „das große encyklopädistische Phänomen streifte nur", wie Friedrich spottet, „eine Ellipse beschreibend, die Grenzen des Berliner Horizontes; die Strahlen seines Lichts gelangten nicht bis zu Friedrich." So entschieden aber die beiden Freunde die einzelnen Evolutionshypothesen abwiesen: auch sie wurden vorübergehend, wie versuchsweise, von der inneren Folge-

richtigkeit fortgezogen, welche das naturwissenschaftliche Denken dem Pantheismus entgegenführte. In der Correspondenz Friedrich's mit d'Alembert sind vielleicht die interessantesten Seiten die Briefe, welche sie aus Anlaß der Beschäftigung Friedrich's mit Holbach's System der Natur über diesen Punkt austauschen. Friedrich argumentirt: Wenn eine höchste Intelligenz besteht, wenn eine Schöpfung aus Nichts Nonsens ist, wenn die Welt sonach ewig ist, immer zusammen bestehend mit Gott: ist es nicht das Natürlichste, sie als Weltseele zu denken, die sich zum materiellen Universum genau so verhält wie unsere Seele zu unserem Körper? Und wenn nun unser Denken an die Organisation unseres Körpers gebunden ist: muß man da nicht die Gottheit in demselben Verhältniß zur physischen Welt denken? „Ich denke sie mir als das Sensorium des Universums, mit der ewigen Organisation der existirenden Welten als deren Intelligenz verbunden." Doch will er diesen Begriff so gedacht wissen, daß das Grundgefühl, welches er mit Voltaire theilt, das Bewußtsein von der Gebrechlichkeit und Beschränktheit unseres Daseins, dabei in Geltung bleibt. Wir sind keine Emanationen oder Theile dieses göttlichen Wesens, wie die Stoiker und Spinoza annehmen. Denn Gott ist nicht theilbar, er macht nicht die Dummheiten, in die wir verfallen, und wenn wir unsere Schlachten liefern, so schlägt sich nicht ein Theil der Gottheit mit dem anderen. D'Alembert spricht in seiner Antwort die gleiche Neigung für Vorstellungen solcher Art aus. Doch hebt er hervor, wie wir gewisse Schwierigkeiten in ihnen nie werden auflösen können. Wenn die göttliche Intelligenz in den Objecten der unorganischen Natur gegenwärtig war, als sie dieselben bildete, warum läßt sich in ihnen nichts von der fortdauernden Anwesenheit dieser Intelligenz bemerken? Denn sie sind doch dem Anschein nach ohne Denken und ohne Empfinden. Und man dürfte dieser Intelligenz doch weder höchste Güte noch Allmacht zuschreiben, da „so viel daran fehlt, zum Unglück der armen Menschheit, daß diese traurige Welt die beste der möglichen wäre". Er endigt auch hier in seinem: que sais-je? Wie ihn doch Gedanken dieser Art öfter beschäftigt haben, zeigt der „Traum d'Alembert's", dieses genialste philosophische Kunstwerk der damaligen Literatur. Und der König? Auch für ihn ist der Zweifel diesen Speculationen gegenüber das letzte Wort. Gott ist, so erklärt er 1782 dem Freunde, aber wir können den Widerspruch nicht lösen, wie ein unkörperliches Wesen auf die Materie wirkt, und warum ein guter und vollkommener Gott sich darin gefallen hat, diese abscheuliche Welt zu machen.

Aus derselben naturwissenschaftlichen Richtung des französischen Geistes gingen nun aber seit den vierziger Jahren die Materialisten hervor. Voltaire, d'Alembert und Friedrich bemerkten sehr wohl, daß dieses System eine rückständige Methaphysik war, die wissenschaftlich nicht mehr taugte als irgend eine scholastische. Daß der physische Mechanismus die gesetzliche Ordnung des Universums, die Empfindung und das Denken als seinen Effect hervorzubringen vermöge, erschien diesen Männern, die mit solchen Problemen ein Leben hindurch sich beschäftigt hatten, als die unverständlichste und dreisteste aller Erfindungen des menschlichen Geistes. Friedrich's Urtheil wurde immer schärfer, je mehr dieser Materialismus sich ausbreitete.

Lamettrie wurde von Friedrich noch mit gutem Humor aufgenommen; der König gewährte dem Verfasser des l'homme machine eine Zuflucht vor seinen Verfolgern, ja, er machte ihn zu seinem Vorleser und erwirkte seine Aufnahme in die Akademie. Er liebte seine Gesellschaft und ergötzte sich an dem unverwüstlichen Lebensmuth, der leichtsinnigen Gutherzigkeit, der närrischen Leichtgläubigkeit und der unbewußten Bouffonerie des wunderlichen Philosophen; besonders belustigte den Feind der Medicin der lebenslange Krieg des Arztes gegen seine Collegen. Als dann le pauvre La Mettrie so frühzeitig der viel erörterten Fasanenpastete erlegen war, hat der König ihm die Denkrede in der Akademie gehalten. Sie vertheidigte den Menschen und entschuldigte den Schriftsteller; so ist sie nicht im Widerspruch mit Friedrichs Worten an seine Schwester: „Er war lustig, ein guter Teufel, ein guter Arzt und ein ausnehmend schlechter Schriftsteller. Aber wenn man seine Bücher nicht las, hatte man ja das Mittel, mit ihnen zufrieden zu sein." — Auch Helvetius, dessen Hauptschrift zehn Jahre nach der von Lamettrie hervortrat (1758), wurde durch d'Alembert's Einfluß, als zu „der kleinen Herde" der Encyklopädisten gehörig, wenigstens zum correspondirenden Mitglied der Berliner Akademie gemacht (1764); das Jahr darauf war er einige Zeit Gast des Königs in Potsdam. Er kam, dem König „die Huldigung" darzubringen, „die alle Philosophen ihm schuldig sind"; nach seinem Buch zu schließen, meinte der König, würde wohl der erste Tag ihrer gegenseitigen Bekanntschaft der schönste sein; doch fand er, als er ihn nun sah, das Herz und den Charakter des Mannes schätzenswerth. Seine Philosophie lehnte er ab, und die hinterlassenen Schriften verstärkten diesen Eindruck. „Bayle würde ihn in die Schule geschickt haben, damit er die Elemente der Logik erlerne." Sein Wirklichkeitssinn konnte Sätze wie den von der annähernden Gleichheit der ursprünglichen Anlagen nur wunderlich finden. „Die Menschen tragen in sich von der Geburt an einen Charakter, den keine Erziehung verändern kann."

Endlich erschien 1770 das System der Natur, — „grau, cimmerisch, todtenhaft, wie ein Gespenst", nach Goethe's Urtheil. Es brachte in der allgemeinen Auffassung des Materialismus eine Krisis hervor. Jetzt ging Friedrich zur Offensive über. Unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches schrieb er eine Kritik desselben, voll von gesundem Verstand, Wirklichkeitssinn und Witz. Eine Stelle derselben erinnert an Kant: „Das Auge einer Mücke, ein Grashalm sind ausreichend, um dem Autor des Systems die Intelligenz, dessen, der sie gebildet hat, zu beweisen." Zu der Rechtfertigung des Glaubens an Gott, an die Freiheit des Menschen und an die sittliche Verantwortlichkeit tritt in dieser Kritik etwas, das Friedrich noch viel näher anging: die Vertheidigung der festen monarchischen Ordnung in Europa. Denn diese Philosophie der Encyklopädisten war nun von dem Kampf gegen die Metaphysik und gegen die Kirche fortgeschritten zu dem Angriff gegen die politischen Institutionen. Hier tritt ihnen Friedrich mit dem ruhigen Selbstbewußtsein der Ueberlegenheit gegenüber. Holbach hat nur „aufs Klarste bewiesen, daß er weder weiß, wie die Menschen sind, noch wie sie regiert werden müssen." Weil er den Unterthanen den Genuß des Rechtes, ihre Souveräne

zu entfernen, zu Theil werden lassen möchte, lärmt er so gegen die großen Armeen, die freilich ein gewisses Hinderniß dafür bilden. „Man glaubt die Fabel vom Wolf und vom Schäfer zu lesen.“ Mit vorausschauendem politischem Blick sieht er diese Chimären an der Unvollkommenheit der menschlichen Dinge scheitern. „Unterthanen, die man zu Richtern ihrer Souveräne erhebt, müßten weise und gerecht sein.“ Als er die Abhandlung schrieb, kam er sich vor „wie ein Doctor der Sorbonne, eine Kirchenstütze, ein heiliger Augustin“. Er gab sie im Manuscript an Voltaire und d'Alembert, ließ sie aber nicht drucken. Dagegen hat er im selben Jahr 1770 die Prüfung der Schrift Holbach's über die Vorurtheile anonym veröffentlicht, welche die kirchlichen und politischen Angelegenheiten ausschließlich behandelt und noch viel schärfer als die Kritik des Systems sich ausdrückt. Die Declamationen der französischen Philosophen gegen die Kriege, die stehenden Heere und den Ehrgeiz der Fürsten hatten ihn schon immer verdrossen. „Lernen Sie, Feind der Könige, moderner Brutus, daß es nicht die Könige allein sind, die Krieg führen. Die Republiken haben das jeder Zeit ebenso gethan.“ „Der Krieg ist etwas Furchtbares, aber ein Uebel wie die anderen Geißeln des Himmels, die wohl in der Ordnung des Universums nothwendig sein müssen, da sie periodisch eintreten. Wollen Sie einen ewigen Frieden errichten, so begeben Sie sich doch in eine Idealwelt, wo das Mein und Dein unbekannt ist, wo Fürsten, Minister und Unterthanen ohne Leidenschaft sind und man ganz allgemein der Vernunft folgt.“ Im Uebrigen seien die eintönigen Declamationen des ehemaligen Generalpächters nur den Verhältnissen des ausgesogenen Frankreichs entnommen, und ohne Kenntniß der Monarchie in den anderen Staaten. „Ich bereue,“ so schließt er, „die Zeit, die ich damit verloren habe, diese Schrift zu lesen, und die, die ich jetzt damit verliere, sie zu recensiren.“ Aber nicht einen Moment billigte sein freier Geist irgend eine Maßregel von Repression: „Ich habe den Autor des Systems widerlegt, weil seine Gründe mich nicht überzeugt haben; wollte man ihn verbrennen, so brächte ich Wasser, seinen Scheiterhaufen zu löschen.“

Die innere Opposition des Königs gegen die Abstractionen „der Philosophen“, gegen die bodenlose Unwirklichkeit der im Salon entstandenen Raisonnements war langsam gewachsen in seinem eigenen Kampf mit Wirklichkeiten, und sie hatte jetzt die allgemeinste Fassung gefunden. Er hat in dieser späteren Zeit es öfter ausgesprochen, daß seit dem goldenen Zeitalter Ludwig's XIV., dessen letzten Glanz er noch erlebt hatte, der französische Geist und seine Literatur in unaufhaltsamem Niedergang begriffen seien. Damit stimmte das stolze Bewußtsein von dem Aufsteigen des preußischen Staates und die zuversichtliche Hoffnung auf die geistige Zukunft Deutschlands überein, die seine Schrift über die deutsche Literatur erfüllt. Viel tiefer, als man gewöhnlich annimmt, durchschaute der große König in seiner späteren Zeit die Fehler des französischen Geistes. Er hatte sich innerlich von ihm losgelöst. Als er die Versorgung eines weiteren „Philosophen“, für welchen Voltaire und d'Alembert Alles einsetzten, schroff ablehnte, schrieb Voltaire: „Dieser Heros liebt die Metaphysik nicht, und vielleicht hat er nicht so Unrecht damit, aber glauben Sie mir, er liebt die Geometrie ebenso wenig: mir sagt er dieselben Dinge ungefähr wie

Ihnen." Und d'Alembert antwortete ihm: „Sie glauben also, daß der Heros weder die Metaphysik noch die Geometrie liebt; ich fürchte sehr und habe mehr als einen Grund, das zu fürchten, daß er seine Abneigungen noch sehr viel weiter treibt, und daß die Philosophie nicht eben viel höher bei ihm zu Buche steht. Er hat ihr nicht das System der Natur verziehen, dessen Verfasser in der That eine große Dummheit gemacht hat, die Fürsten und die Priester in eine Classe, jenseits der Philosophie, zusammen zu werfen, indem er ihnen, meines Erachtens sehr zu Unrecht, beweisen will, daß sie unter einer Decke stecken."

3.

Mitten in so viel Streit der „Philosophen", so viel unbeweisbaren Theorien erhebt sich sieghaft in dieser französischen Literatur ein neuer Standpunkt dem Leben gegenüber: allen diesen Denkern gemeinsam, der Ausdruck des Lebensgefühls dieser französischen Aufklärung. Das 17. Jahrhundert hatte die Autonomie des wissenschaftlichen Gedankens erobert, die französische Literatur des 18. Jahrhunderts will den souveränen Verstand zum Richter über die bestehenden Einrichtungen der Gesellschaft, über wirthschaftliches Leben, Kirche, Staat und Sitten machen. Sie fühlt sich dem Leben selbst gegenüber souverän. Der zweifelnde Verstand hat in jedem dieser Systeme in irgend einer Form alle metaphysischen Jenseitigkeiten aufgelöst. So bestimmt die gänzliche Diesseitigkeit des Daseins das Lebensgefühl dieser Menschen. Um so rücksichtsloser und durchgreifender wenden sie sich der Aufgabe zu, daß das Menschengeschlecht auf dieser Erde sich kraft der Souveränität seines Denkens einrichte, um die Rechtsgleichheit, die Humanität und das gemeinsame Glück zu verwirklichen. Das aus dem Mittelalter stammende Gebäude der gesellschaftlichen Ordnung ist baufällig geworden: systematisch, heiter, gesund und zweckmäßig muß der neue Bau sein, in welchem man sich einrichten will. Aber in diese Zuversicht mischt sich das zweifelnde Bewußtsein dessen, was ist und immer sein wird. Nach der Souveränität seines Verstandes siegreich und autonom, der Schöpfer eines neuen Begriffes vom Zusammenhang des Universums, findet der Mensch sich zugleich mit Allem, was er ersehnt und vermag, von einem vergänglichen Körper schlechthin abhängig. Wie die Flamme, die erlischt, wenn das Holz in Asche zerfällt. Ein kurzer Moment ist ihm am Licht der Sonne vergönnt, und dieser ist, erfüllt von den Thorheiten eines leidenschaftlich beschränkten Sinnenwesens, dem Zufall preisgegeben. Gibt es einen Urheber dieser Weltmaschine, so regiert er in den Gesetzen dieses Universums, und das Individuum ist ihm nichts. Die Einen mögen, wie d'Alembert, Lagrange und Laplace, auf die theoretische Betrachtung dieser Gesetzlichkeit der Erscheinungen sich einschränken; die Anderen mögen, wie Prevost, Gresset oder Watteau, die Schönheit des sinnlichen Daseins in Versen oder Bildern aussprechen: wer das Ganze dieser Wirklichkeit in sein Lebensgefühl, seine Philosophie und seine Dichtung aufnimmt, dem starrt überall entgegen der tiefe Widerspruch in der Situation des Menschen, die Vieldeutigkeit des Lebens, das Fragmentarische unserer Existenz und unseres Denkens. So entspringt die

wunderbare Stimmung, welche die Mischung in dem Trank unseres Lebens mit Heiterkeit hinnimmt. Siegesgewiß in dem Bewußtsein, welches das 17. Jahrhundert geschaffen, daß die Menschheit ein solidarisch verbundenes Ganze ist, das vermittelst der Wissenschaften die Gesetze dieses Universums erkennen und die Wirklichkeit sich unterwerfen wird. Siegesgewiß in dem neuen Bewußtsein der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, daß die Herrschaft des Gedankens den Menschen aufklären und durch die Aufklärung glücklich machen wird. Humanität, Fortschritt, Solidarität der Interessen — diese großen Ideen erfüllen die ganze Zeit. Sie sind die Seele in dem Wirken von d'Alembert, Diderot und Turgot, und sie werden von ihnen übergehen auf die Lagrange, Condorcet, Destutt de Tracy, deren Ideen dann in der Revolution eine so mächtige Wirkung geübt haben. Aber mit den großen Gefühlen, die in der Autonomie des handelnden Willens gegründet, sind die Stimmungen in unlösbarem Widerspruch, welche aus der Souveränität des genießenden Subjects entspringen. Diese Stimmungen regieren in der müßigen, über das Bedürfniß hinausgehobenen Existenz der oberen Gesellschaft, in welche die Schriftsteller und Künstler sich mischen. Unabhängig, räsonnirend, höchst lebendig und beweglich, wie diese Menschen sind, erfüllen sie jeden Moment mit einem eigenen Ton und Leben. Unbeschäftigt, wie sie durchs Dasein gehen, wird ihnen das Leben zum Spiel, das sie anmuthig und mit dem scheinbaren Ernst wohl regulirter Beschäftigungen durchführen. Die höchsten Regeln dieses Spiels sind unbeirrbare Heiterkeit, Höflichkeit und Vermeidung dessen, was man als anstößig anzusehen übereingekommen ist; sie genießen den beständigen, leichten, schimmernden Glanz des so problematischen Daseins. Conversation, Feste, Komödien, Verkleidungen — das ist ihr Lebensinhalt. So wird das Drama die Kunstform dieser Civilisation und auch in dieser Theaterleidenschaft ist Voltaire der Repräsentant der Epoche.

Aus diesem von inneren Widersprüchen zerrissenen Lebensgefühl entsteht als sein eigenster Ausdruck der Stil, der in Voltaire und Diderot seine höchste Vollendung erreicht. Witz, Esprit, Gefühl, das bis zur Sentimentalität geht, Raisonnement, das fragmentarisch ist wie das Leben selbst, Mischung von Enthusiasmus und skeptischem Wirklichkeitssinn in der Ironie: all das ist zu einem funkelnden, schillernden, sprühenden Ganzen in ihren höchsten Productionen verbunden: einem Abbild der Beweglichkeit ihres Geistes, der Vieldeutigkeit der Welt, der widerspruchsvollen Situation des Menschen. Und endlich entspringt aus dieser Souveränität dem Leben gegenüber ein dichterisches Verfahren, welches jedes Lebensverhältniß loslöst von den Nothwendigkeiten der Sache, wägend in die Hand nimmt, was es von Glück enthalte, und in kühler Ironie zu Boden fallen läßt, was die unbegrenzte Freiheit des Daseins zu fesseln scheint. Der Mensch weiß sich in der Souveränität seines Denkens in jedem Moment Herr über dem Leben, — das ist die Summe von Allem. So wird die Liebesleidenschaft der großen Zeiten der Dichtung zur Galanterie, die mit der Liebe spielt. Der Patriotismus wird durch die vernünftige Reflexion des Weltbürgers gedämpft. Die tragischesten Schicksale selber enthalten einen geringeren Grad von Seelenschmerz, indem die nüchterne Ver-

nunft Alles von ihnen abzieht, was von Reue, von Scheu vor den Menschen oder von Steigerung des eigenen Leidens in der Imagination in ihnen gelegen sein mag. Und wie wird die Literatur sein, welche aus dieser Souveränität über das Leben entspringt? Ihre Grundstimmung wird die Heiterkeit des aufgeklärten und unabhängigen Menschen sein, der sich in der diesseitigen Welt einrichtet, ohne Illusion, aber entschlossen, alle Quellen der Freude, der Kraft und des Wirkens in ihr zu erschließen. Sie wird mit Virtuosität die ganze Scala der Lebenslagen und Gefühlszustände durchlaufen, aber nirgend werden sich in ihr jene ursprünglichen Accente der naiven und ungeregelten Leidenschaft finden, an denen ein Shakespeare oder Lope so reich gewesen waren. Sie wird die dichterische Form unter die Leitung der Vernunft stellen und der Convention unterwerfen. Die Formen der Dichtungsarten und der Redegattungen, wie sie das Alterthum in ihrer letzten Ausprägung durch die Römer hinterlassen hatte, die Normen des Aristoteles, Horaz und Quintilian regeln das Geschäft des Poeten, anstatt der ungestümen Einbildungskraft, deren Traumgewalt Lope und Shakespeare sich überlassen hatten. Aber sie benutzt diese Formen, um die ganze Mannigfaltigkeit der menschlichen Existenz in ihnen zum Ausdruck zu bringen, sie ergreift jede an der Stelle, an welcher ein Lebenszustand sie fordert, sie spricht in der Gesammtheit derselben die Totalität des Lebens aus. Bis dann Diderot kommt und für die neue Mischung des Lebens neue Formen findet: ein sehr unheimlicher Mann für die Voltaire, d'Alembert und Friedrich, und endlich der Gewaltige, der diese wohlgezirkelte Welt in Trümmer schlägt — Jean Jacques Rousseau. Mit ihm erhebt sich eine neue Welt, die jenseits des Kreises unserer Betrachtung liegt.

So entsteht als der höchste Ausdruck dieser französischen Literatur etwas, das vorher bei den modernen Völkern nicht dagewesen war. Das Erzeugniß einer Vollendung der Sprache, durch die sie zum Instrument in der Hand des Virtuosen wird. Das Product einer Verfassung des Geistes, welche diesem gestattet, in dieser Sprache Alles, was das Leben umfaßt, Raisonnement, Historie, Dichtung, in demselben leichten Flusse auszudrücken. Es ist der universale Schriftsteller. Er ist das Organ der großen Ideen der Zeit; jede Form sie auszusprechen, steht ihm zur Verfügung; er ist zugleich Dichter, Geschichtschreiber und Philosoph, und diese Thätigkeiten sind in ihm nicht getrennt; in jeder von ihnen spricht sich die Einheit seines Wesens, ja, ich möchte sagen die Einheit des Lebens und der Cultur selber aus, denen er dient. Unter diesen neuen Schriftstellern ist Voltaire der erste und der größte. „Es gibt," sagte Friedrich 1739 in seinem Vorwort zur Henriade, „keine Wissenschaft, die nicht in die Sphäre seines Denkens fällt, und von der tiefsten Geometrie bis zur erhabensten Dichtung hat die Kraft seines Geistes sich Alles unterworfen." Er war der größte Virtuose dieser Sprache, die unter seinen Händen gleichsam die ganze Modulation des Lebens auszudrücken lernte. Alle Formen der Literatur, welche unter Richelieu und Ludwig XIV. geschaffen waren, machte er zum Organ und Mittel der neuen Lebensauffassung, welche Frankreich gewonnen hatte. Es hatte vor ihm größere Tragiker, Lyriker und Philosophen gegeben: aber daß dieselbe Person die

Totalität des Lebens in der Mannigfaltigkeit seiner Formen als Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber aussprach, das war das Neue und Eigene in ihm und das gab ihm seine Ueberlegenheit. Eben indem die Philosophie an systematischer Tiefe nachließ, die Dichtung die Ueberkraft der Phantasie mäßigte, die Historie die kritische Gründlichkeit opferte, trat die innere Verwandtschaft dieser Bethätigungen des menschlichen Geistes um so deutlicher hervor, ihr nächster faßlicher Zweck für die Bildung der Zeit machte sich geltend. So wurde die Philosophie durch alle Canäle von Gesellschaft und Literatur, von Dichtung und Geschichte an die gebildeten Classen von ganz Europa herangebracht. Voltaire und die Encyklopädie waren ungeheure Mächte im öffentlichen Leben; als solche wurden sie von den Höfen und dem großen Adel verehrt und wie ihres Gleichen behandelt, gefürchtet und — verfolgt. Es gehörte zu der Position sowohl von Voltaire als von d'Alembert, daß sie jeder Zeit, wenn ihnen der Boden von Paris zu heiß wurde, einen Rückzug an den Hof Friedrich's offen hatten.

4.

Das Zeitalter der Aufklärung hat vier große Schriftsteller hervorgebracht, welche so das Ganze des Lebens dichtend, philosophirend und in agitatorischem Wirken umfaßt haben: in Frankreich Voltaire und Diderot, in Deutschland Friedrich den Großen und Lessing.

Friedrich's Schriften stehen einzig da als die Begleitung eines großen handelnden Lebens, man kann sie von diesem nicht trennen, die Summe seiner Werke als ein Ganzes ist ohne Frage eine der außerordentlichsten Erscheinungen. Der König hat eine erstaunliche Masse von geistigen Erzeugnissen hinterlassen, Briefe, musikalische Compositionen, Gedichte, Dramen, sogar ein komisches Heldengedicht in Voltaire's Stil, philosophische und historische Werke. Voltaire, der doch selbst leichtherzig genug producirte, scherzte und schalt über die kritiklose Leichtigkeit, mit der Friedrich die Verse aus der Feder flossen. Aber all' diese Schriftstellerei entspringt aus einem und demselben Bedürfniß seiner Natur. Seine einzige Lebendigkeit und Beweglichkeit muß jeden Moment seines Daseins mit Leben erfüllen. Pathetisch, lachend, Komödien aufführend mit den Freunden — er läßt sogar Maupertuis, den feierlichen Präsidenten der Academie, einmal commandiren, und der leichtfertige d'Argens muß nach diesem Commando exerciren. Mitten aus einem Gespräch über Corneille oder Pascal zieht er sich zurück, um kriegerische Dispositionen zu treffen, in schweren Stunden vor Entscheidungen erhebt sich seine Seele über den Moment, indem er Verse Racine's declamirt. In all' dem ist er von dem Bedürfniß erfüllt, sich zu äußern, zu erscheinen, das Leben in seinen höchsten Bezügen sich zum Bewußtsein zu bringen und so über der Gegenwart zu stehen. Philosophirt er, so geschieht es nicht, um neue Gedanken zu finden, sondern solche, die ihm innere Kraft geben. Er nimmt sie, wo er sie findet. Er ist darin ganz einstimmig mit Cicero, Seneca und Marc Aurel. Er wählt nicht für seine Verse, wie Klopstock, Goethe oder Schiller, Momente der höchsten Steigerung des Gefühls: seine

Verse begleiten alle Situationen seines Lebens. Indem er diese in die Region der reinen Formen erhebt, wird ihm die Seele freier, sich und den Dingen gegenüber. Der triviale Gedanke und der unpoetische Ausdruck sind ihm recht, wenn das, was er sagt, von gesundem Verstande dictirt ist und so in sich die Kraft enthält, zu richtigem Handeln zu bestimmen. Denn all' diese Verse und Raisonnements werden zusammengehalten von einem großen Ideal, das seine Seele ganz erfüllt: innere Kraft zu erwerben, um seinen königlichen Zwecken gewachsen zu sein, in den Wechseln des Schicksals, welche aus dem Leben für diese Zwecke entsprangen, die Souveränität des Geistes zu bewahren und ein volles, reiches Menschendasein mitten in der harten, einseitigen Arbeit seines königlichen Berufs zu behaupten.

Früh Morgens ehe seine Secretäre erscheinen, geht er im Zimmer auf und nieder, sich seinen Phantasien auf der Flöte überlassend; er findet, daß ihm seine besten Gedanken dabei kommen. Regelmäßig werden zwei Abendstunden dem Concert gewidmet, bei dem er selbst mitwirkt. Denn in der Musik fand er den unmittelbarsten Ausdruck für das Bedürfniß seiner beweglichen Natur nach einer Sprache für ihre Lebendigkeit, nach Spiel und Schönheit.

Welche unbeschreibliche Heiterkeit schwebt über den Schlössern von Rheinsberg und Sanssouci und über dem Rheinsberger Park mit seinen geschnittenen Hecken, Statuen und Tempeln. Es ist, als ob die freie Weise seiner Seele in jenen Tagen sich Allem mittheilte, was von ihm und seinen Genossen ausging. Die leuchtenden Gewänder, das leise Knistern der seidenen Schleppen, das Spiel strahlender Lichter zwischen dem Weiß und Silber der Wände und den üppigen Gemälden der Plafonds, der Klang seiner Flöte in diesen Concertsälen sind verschwunden. Und doch ist es noch heute, als ob sein Geist diese Räume mit seiner Heiterkeit erfüllte. Hier in Rheinsberg empfing er Voltaire, der junge König im Morgenglanz der Jugend, mit Theaterspiel, Musik, Tanz und Geplauder die Räume belebend.

Der vollkommenste Ausdruck der unbeschreiblichen Lebendigkeit und Beweglichkeit des jungen Königs sind seine Briefe. Sie sind in dem Wechsel von ausgelassenstem Scherz, innigstem Gefühl, tiefem Weltverstand und dann wieder härtester Behauptung seiner moralischen Willensstellung vollendete Kunstwerke. Sie drücken am vollkommensten diesen Geist aus, der wie Aprilwetter unbeständig zu wechseln scheint, jedem Ding, jeder Person, jedem Lebensmoment seinen besonderen Gefühlsaccent mittheilend, vielartig wie das Leben selbst, und so fähig, Allem souverän seine Stelle zuzuweisen. Und wie herbe und gefühlsstarke Töne auch zuweilen angeschlagen werden: in diesem zweideutigen Leben gilt es ihm, gute Miene zum bösesten Spiel zu machen; siegreich dringt immer wieder souveräne Heiterkeit hindurch: es ist die stillschweigende Uebereinkunft dieser Gesellschaft, daß man Leiden am besten überwindet, indem man sie ignorirt. Wie gründlich verschieden sind doch diese Briefe oder die Voltaire's von der gefühlsschweren Behandlung des Lebens in den Briefwechseln Klopstock's, Hamann's oder Herder's!

Und so ist auch Friedrich's Poesie. Sie ist gleichsam die unentbehrliche Sprache einer reichen, beweglichen Natur, welche sich selbst zu fühlen das Be-

dürfniß hat. Er bewegt sich in den Formen der römischen Dichtung. Jede dieser Formen enthält in sich die Regel der Stimmung, die sie ausdrücken soll. Er bedient sich ihrer, um in ihrem wechselnden Gebrauch Alles, was der Ablauf des Lebens mit sich bringt, Alles, was sich in ihm selbst ereignet, seine ganze Existenz gleichsam sichtbar zu machen. Alles kommt zu Wort: Lachen, und Esprit, Galanterie und die herzliche Neigung zu den Freunden. Alles, was mit der Herrschaft des Willens über das Schicksal und die Leidenschaften verträglich ist. Den schönsten Ausdruck aber findet er für den heroischen Willen, der über Schicksal und Tod erhaben ist. Denn das Ideal dieses Lebens schließt die Herrschaft der Passion und der Phantasie gänzlich aus. Es ist der Geist, der froh ist, der Macht der Imagination, der religiösen Affecte, der Gewalt der ausschließenden Liebesleidenschaft entronnen zu sein. In Freude und Kraft zu leben, erscheint hier der Männer allein würdig. Souveräner Genuß des Lebens und — die Kraft, es zu verachten.

Die gegenständliche Darstellung lag außerhalb des Bereichs der Verse Friedrich's. Nur im Lustspiel versuchte er sich, doch ohne Erfolg. Aber zu der großen französischen Tragödie hatte er ein inneres Verhältniß. In dieser spiegelte und genoß sich die Epoche von Richelieu und Ludwig XIV. mit ihren großen Actionen. Sie greift in alle Zeiten der Menschheit, nur um die Ideale und Schicksale der eigenen Zeit sehen zu lassen. Die Männer Corneille's athmen den Hochsinn (générosité), der das Ideal dieser Gesellschaft in den Tagen der Fronde war, und der so von Descartes zu seinem höchsten Begriff erhoben wurde. Ihre Gebärden und Worte sind die von Königen, Prinzen und Hofleuten. Die Tragödie Racine's zeigt dann den Widerstreit persönlicher Kräfte, wie er um einen absoluten Fürsten entsteht. Hier ist die höchste Meisterschaft der Sprache erreicht. Gespräche, in denen zwei Personen mit einziger Kunst und Anmuth ihr Ziel verfolgen; sie verbergen es, sie studiren sich, sie horchen, während sie fesselnd und liebenswürdig sprechen. Es ist die höchste Kraft aristokratischer und fürstlicher Seelenlenkung. Und die Situationen und Conflicte in diesen Dramen sind die des Staats- und Hoflebens dieser Zeit. Es war ein Drama für Könige. So waren diese Dichter wohl geeignet, die Begleiter des größten der Fürsten in diesem Jahrhundert zu sein. Wir haben von Friedrich's Secretär Catt ein Tagebuch seiner Gespräche mit ihm. In der Erwartung einer bevorstehenden Schlacht oder nach großen Katastrophen erhebt sich seine Seele über den Moment, indem er denselben in den erhabenen Versen der Tragödie ausgeprägt und gleichsam in die Aeternität erhoben wieder findet. Racine wurde von ihm am höchsten gestellt. Er sagte einmal im Gespräch mit d'Alembert, daß er lieber die Athalie gemacht hätte als den ganzen Siebenjährigen Krieg. In Racine's Versen findet er das Glück der Sorge für das Volkswohl wieder, die königliche Freude, sich überall geliebt zu wissen: er kann sie nie lesen ohne die lebhafteste Rührung. Nach der Nacht von Hochkirch läßt der König um die Mittagsstunde Catt rufen; in ruhiger Fassung tritt er ihm entgegen und recitirt die Verse des Mithridates, die dessen Niederlage durch Pompejus schildern. Er betet mit Joab: „Verblende in ihren Rathschlägen eine grausame Königin, geruhe, o mein Gott, über Kaunitz und sie den Geist

der Verwirrung zu verbreiten." Und wie die Freundschaft das stärkste persönliche Gefühl in seinem Leben war, ergreifen ihn immer wieder die Verse aus der Phädra: „Freundschaft, Freude großer Seelen, Freundschaft, welche die Könige, diese glorreichen Undankbaren so unselig sind, nicht zu kennen." Er schilt Racine, wenn sein Held dem weiblichen Reiz nicht zu widerstehen vermag; er kritisirt diese französischen Tragiker höchst scharfsinnig, und man möchte diese Kritik wohl einmal neben die Lessing's stellen. Oft rührt ihn Racine zu Thränen, er vermag dann nicht weiter zu lesen: „Racine zerreißt mir das Herz."

„Werke des Philosophen von Sanssouci": — so bezeichnet der König die Dichtungen und Prosawerke, welche er 1750 für einen engen Kreis von Freunden zu Sanssouci im Thurmbau in wenigen Exemplaren drucken ließ. Es lag darin, daß er in philosophischem Raisonnement sich die Weltanschauung gebildet hatte, auf der sie beruhen. Er hatte nicht nur die Dogmen des Christenthums, sondern die ganze der Jenseitigkeit zugewandte Stimmung früh hinter sich gelassen, er hatte der Metaphysik abgesagt, der Gedanke der Diesseitigkeit bestimmte ihn ganz, wie seinen Lucrez oder Voltaire. Mit herber Festigkeit verwarf er die persönliche Vorsehung und die Unsterblichkeit. Auf diesem Standpunkt entsteht dem Menschen, dem die Binde des Wahnglaubens von den Augen genommen ist, die Aufgabe, die der König am Schluß der Epistel an den Feldmarschall Keith in Versen ausgedrückt hat, die des Lucrez würdig sind:

> Uns, die kein Hirngespinnst von Höllenstrafen quält,
> Die, reinen Sinnes, nie auf schnöden Lohn gezählt,
> Uns treibt der Menschheit Wohl, die Tugend läßt uns glühen,
> Nur Liebe zu der Pflicht ließ uns das Böse fliehen,
> Gefaßt und ungerührt laßt uns vom Leben scheiden,
> Von unserm großen Thun erfüllt die künft'gen Zeiten!

Er sagte einmal Catt, der Jugend sei natürlich, mit Epikur im Genuß das Ziel des Lebens zu erblicken; aber die Kränze Epikur's winkten nur dem Glücklichen: die Jahre und die Erfahrungen hätten ihn zum Stoiker gemacht. Stets erkannte er doch an, daß der Mensch zur Freude geboren sei, und daß sie der Seele Kraft mittheile. „Hätt' unsre Seele doch wie Theben hundert Pforten, die Freuden ließ ich ein wie wogende Cohorten." Er verhörte über den Sinn des Lebens alle Philosophen; ganz eins fühlte er sich mit den Römern. Sein praktisches Genie war ihrer geistigen Struktur wahlverwandt: dem großen Zusammenhang zwischen der Herrschaft des selbstbewußten Willens und der Macht des Raisonnements. „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich handle". Hier fand er auch die Autonomie des Willens, die Erkenntniß der Regel des Lebens in der Pflicht und seines Ziels in der Arbeit für das Gemeinwohl. Sein Testament beginnt: „Notre vie est un passage rapide du moment de notre naissance à celui de notre mort. Pendant ce court espace l'homme est destiné à travailler pour le bien de la société dont il fait corps." Cicero, Seneca und Marc Aurel, Virgil und Horaz waren die beständigen Begleiter seines Lebens. In den großen Gegensätzen, wie sie Cicero als letzte Zusammenfassung der Philosophie der alten Welt formulirte, zwischen dem

Freiheitsbewußtsein und dem Causalzusammenhang, dem Materialismus und dem Ordner der Welt, dem Glück und der Pflicht verläuft auch ihm noch das Philosophiren. Aber wie gewinnt er nun in der neuen Lage des philosophischen Denkens, in dem Dunkel der Skepsis Bayles das Bewußtsein über seine Bestimmung? An diesem Punkte trennt sich sein Weg von dem seiner französischen Freunde. Er klärt sich die Frage zunächst an dem römischen Denken auf. Aber seinen letzten Begriff über die Bestimmung des Menschen schöpfte der König dann doch aus seiner heroischen Seele und aus seinem Beruf, für das Ganze zu leben. Die Zufriedenheit mit sich selbst, das Gefühl der persönlichen Würde und Autonomie genügen seiner großen Seele. Er findet dies Bewußtsein gebunden an die Festigkeit und Consequenz des Willens und an das pflichtmäßige Handeln für das Ganze. Zur Erfüllung dieser Aufgabe suchte er sich jede Quelle von Kraft zu erschließen. Wie Goethe war er in jedem Augenblick seiner Existenz von dem Gefühl seines so bestimmten großen Daseins erfüllt. In einziger Mischung hatte die Natur einen königlichen Willen in ihm verbunden mit dem Geiste eines räsonnirenden Philosophen, zugleich aber mit einem gefühlvollen und beweglichen Herzen, das es bedarf, sich auszusprechen und sich zu fühlen. Langsam kam dieser Wille, der in der heiteren Beweglichkeit des jungen Prinzen versteckt lag, ihm in den Kämpfen mit dem Vater zum Bewußtsein, plötzlich ward er dem erstaunten Europa sichtbar, siegreich im Erfassen aller Arten von Wirklichkeiten und im Rechnen mit ihnen, stählte und festigte sich im Ringen um die Macht, um dann schließlich zu erstarren. Aber mitten in der Verwendung aller dieser Arten von Wirklichkeit macht dieses Genie sie zum Gegenstande seiner Betrachtung, und mitten in der politischen und militärischen Action bedarf es, im gehobenen Bewußtsein seiner Existenz zu leben. Hierin lag der einzige Zauber, den diese strahlenden Augen auf Jeden übten, auf den sie sich richteten, zugleich das Räthsel in ihm, das selbst einen Menschenkenner wie Voltaire anzog, bannte und — erschreckte.

Das Höchste hat er in der Geschichtschreibung erreicht. Mit dem Blick des Philosophen, welcher die menschlichen Dinge in ihrem großen Zusammenhange überschaut, erfaßt er den Fortgang der Menschheit von der Barbarei zur Cultur, die Gesetzmäßigkeit in diesem Verlauf, die Uebertragung der Cultur von einem Volke zum anderen, während er dann doch in den Nationen eine ursprüngliche, unzerstörbare Eigenthümlichkeit anerkennt. Die ganze historische Literatur kennt keine größere Darstellung der politischen Kräfte eines Zeitalters und seiner leitenden Personen als die Schilderung der politischen Situation vor dem Ausbruch des ersten schlesischen Kriegs, mit welcher er die „Geschichte meiner Zeit“ eröffnet. Die Naturwissenschaft und sein Wirklichkeitssinn treffen darin zusammen, wie der dynamische Gesichtspunkt sein geschichtliches Denken bestimmt.

Wie fremd mußte nun ein Geist dieser Art unserer eigenen Dichtung und Philosophie gegenüber stehen, wie sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur Blüthe gelangte! Der ihm geistesverwandte Lessing blieb ihm durch ein räthselhaftes Schicksal fern. Was danach Großes kam, erwuchs aus Rousseau:

unsere Litteratur emancipirte die Macht der dunkeln Passionen. Von Klopstock ab beruhte sie auf der Auswahl der höheren Lebensmomente zu einer idealischen Darstellung. So oft Klopstock und Herder die Feder ansetzen, steigern sie sich zu einer über die Wirklichkeit erhobenen Stimmung, und selbst Winckelmann's Betrachtungen über die Kunst, Herder's und Johannes Müller's Geschichtschreibung athmen diese getragene Stimmung. Es war eine Abstraction, auf welcher die Idealität dieser großen deutschen Schriftsteller beruhte. Wogegen Voltaire, Diderot, Friedrich das ganze Leben umfassen, wie es ist, alle Widersprüche in diesem „zweibeinigen Geschöpf ohne Federn", wie Friedrich uns bezeichnet; in ihren Versen wie in ihrer Prosa wollen sie dies Wirkliche ganz aussprechen, ohne Abzug und ohne Reserve. Und zwar, wie es dem souveränen Verstande erscheint. Hierin liegt der letzte Grund der Abneigung des Königs gegen die deutsche Literatur.

5.

Dieser große Mensch unternahm es nun, die Akademie zum Organ seiner Intentionen zu machen. So ergaben sich ihre neuen Aufgaben.

In der „Geschichte meiner Zeit" schreibt Friedrich: „Die Fortschritte der Philosophie, der politischen Oekonomie, der Kriegskunst, des Geschmacks und der Sitten bilden ohne Zweifel einen interessanteren Gegenstand für Betrachtungen als die Charaktere von geistesschwachen Personen im Purpur, von Charlatanen mit der Tiara auf dem Haupt und von den Königen zweiten Ranges, Minister genannt, von denen nur wenige in der Geschichte einen Platz verdienen." In dem politischen Leben wiederholen sich nach ihm immer wieder dieselben Dinge, nur die Namen der Acteure wechseln. Wogegen die Entdeckung bisher unbekannter Wahrheiten und die Aufklärung des Geistes das Interesse aller denkenden Menschen beschäftigen müssen. Das war die Summe der Geschichtsphilosophie des Jahrhunderts. Die Menschheit schreitet durch die Macht des Gedankens in gesetzmäßigem Gang aus der Barbarei zu veredelten Sitten, zur Toleranz und zu selbständiger Moralität vorwärts. Hieraus folgt der unbedingte Werth des wissenschaftlichen Denkens und der internationale Charakter der wissenschaftlichen Arbeit. Hatte Leibniz noch das Interesse des Staates an der Arbeit der Akademien durch den praktischen Nutzen der Wissenschaften gerechtfertigt, war sonach seine Akademie zugleich als eine Hochschule der Technik gedacht: für diese Aufklärung lag in der Herrschaft der Vernunft und in ihrem Fortschreiten das höchste Interesse des Menschengeschlechts selbst. Indem der Staat die Wissenschaften pflegt, ist er der Träger von Werthen, welche weit über seine eigene vergängliche Existenz hinaus reichen; er dient einem unbedingten und höchsten Zweck der menschlichen Gesellschaft. Und in diesem selbstlosen Dienst wird er die höchste Triebfeder, die Kraft des vernünftigen Denkens, in freie Thätigkeit versetzen und so auch sein eigenes Interesse fördern. In diesem Sinne erklärt sich Formey in der Vorrede zum ersten Bande der Denkschriften der neuen Akademie (1745): es waren die Gedanken und theilweise die Worte des Königs selbst. Dies wird also die erste Veränderung sein, welche in der Function der Akademie nach dem Willen Friedrich's eintritt; sie wird die

Beziehung ihrer Leistungen auf den öffentlichen Nutzen, auf die wirthschaftlichen und technischen Fortschritte nicht mehr als Maßstab und Rechtsgrund ihrer Existenz ansehen: jede Entdeckung trägt ihren Werth in sich selbst, in der Kraft, die sie enthält, das Fortschreiten der Vernunft zu fördern. Ein neues Ideal von der Function der Akademie, in welchem die Keime für künftige Entwicklungen enthalten waren.

Aus ihm folgern Friedrich und die Seinen zunächst, daß die Arbeiten der Akademie allen Culturvölkern zugänglich sein müssen. Dies wurde früher durch die lateinische Sprache erreicht; jetzt war die französische an ihre Stelle getreten, sie herrschte an den Höfen und im diplomatischen Verkehr, sie war die Weltsprache geworden. So sind es in erster Linie Gründe ganz sachlicher Art, welche Friedrich bestimmen, sie zur officiellen Sprache der Akademie zu machen. Die Denkschriften der Berliner Akademie würden in deutscher Sprache zu jener Zeit über die Grenzen Deutschlands hinaus nicht gelesen worden sein. Man höre die Begründung von Maupertuis: die Verwendung der lateinischen Sprache für die Begriffe der modernen Wissenschaft bringt einen sonderbaren und lächerlichen Jargon hervor, in der französischen Sprache allein kann man sich über jede Art von Gegenständen mit Genauigkeit und Eleganz ausdrücken, ihre logische Vollkommenheit hat ihr diese allgemeine Geltung verschafft; „so kommt es, daß ein Monarch, dessen Geschmack der entscheidende Richter in diesen Dingen ist, sie mit solcher Eleganz spricht und schreibt und sie seiner Akademie vorgeschrieben hat.“ Eine Auffassung, die in den vierziger Jahren ganz natürlich war: der Fehler war nur, daß der König in veränderten Zeiten an ihr festhielt. Wieviel die Herrschaft der französischen Sprache in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche Friedrich und die Akademie doch nur verstärkt haben, auf die Umformung der unsrigen, auf den Stil eines Lessing, Mendelssohn und Wieland gewirkt hat, das wird erst eine genauere Geschichte unserer deutschen Schriftsprache gerecht abwägen können.

Eine dritte und die wichtigste Abänderung in der Function der Akademie von Leibniz kündigt sich in dem neuen Namen der Societät an: académie des sciences et belles lettres. Auch sie war durch den Geist der französischen Literatur des Jahrhunderts bedingt. Sie folgte aus dem neuen Begriff des Schriftstellers, wie ihn Voltaire, Diderot und Friedrich selbst repräsentirten, und wie er dann in Lessing eine echt deutsche Verwirklichung gewann. Hier hat sich nun in der That ein entscheidender Fortschritt in der Geschichte des deutschen Geistes unter dem Einfluß der französischen Literatur vollzogen. Die umfassende Einheit allseitigen schriftstellerischen Wirkens, wie Schiller und der spätere Goethe sie verkörpern, ist als ein Höchstes die Fortsetzung dessen, was Voltaire für Frankreich war. In diesem Sinne erweiterte die Akademie den Umfang ihrer Aufgaben: sie fand in der schriftstellerischen Form eine Einheit, welche von den abstractesten wissenschaftlichen Leistungen bis zur literarischen Kritik und der Einwirkung philosophischer Ideen auf das große Publicum ihr ganzes Wirken zusammenhielt. In Allem, was sie so leistet, wird sie das Organ der Aufklärung. Und das Wirken nicht nur der Nicolai und Biester,

sondern auch der Lessing und Mendelssohn, der Sack, Spalding und Zedlitz hat in der Akademie Friedrich's innerlich und äußerlich eine mächtige Unterstützung erhalten.

Friedrich sah nun für diese neuen Funktionen der Akademie das Organ in den französischen Schriftstellern. Dies ergab sich nicht nur aus seinen dargelegten Ideen, sondern auch aus den Umständen. Wenn er sich mit französischen Hofleuten und Literaten umgab, so entsprach das nur dem, was auch an anderen Höfen stattfand. Hierzu kam der geistige Einfluß der französischen Colonie. Sie bildete damals noch immer im Verhältniß zur Einwohnerzahl Berlins einen erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung der Hauptstadt. Und mehr noch als durch ihre Zahl waren diese Abkömmlinge der Hugenotten durch Energie, logische Schulung und Beredtsamkeit — die Erbschaft der französischen Reformirten — ein wichtiger Factor im Leben Berlins. Wer gedenkt hier nicht der eigenthümlichen Ausprägung dieser Eigenschaften in Dubois-Reymond, dem ständigen Secretär der naturwissenschaftlichen Classe unserer Akademie! Der König stand dann zu den Häuptern der französischen Aufklärung in persönlichen Beziehungen; er war gleichsam mit eingereiht in diese vorwärts drängende europäische Verbindung; im Norden hatte sich durch ihn ein neuer Mittelpunkt derselben gebildet; und wenn nun den modernen Schriftstellern in Paris die Freiheit der Feder beengt und das Leben erschwert wurde: unter den Flügeln seines Adlers sollten alle freien Geister Zuflucht und gesichertes Dasein finden. Und da bot sich nun die Akademie als natürlicher Sammelpunkt dar. Sie sollte die Burg der Aufklärung sein; es schien dem König möglich, die Akademien von Paris zu erreichen, ja vielleicht zu überflügeln. „Ich fühle," schreibt er an d'Alembert, „wahrhaft eine große Verpflichtung gegen Ludwig XIV. für die Widerrufung des Edicts von Nantes; wenn sein Enkel diesem erhabenen Beispiel nachfolgen wollte, so wäre ich voller Dankbarkeit; besonders, wenn er zugleich aus seinem Reich dies Philosophengezücht austriebe, würde ich mildherzig die Verbannten aufnehmen." — Es war im Grunde doch der alte Gegensatz des katholischen Systems, welches von den Tagen des Descartes ab jedem wissenschaftlichen Denker Reverenzen gegenüber dem Papst und den Jesuiten abgefordert hatte, und der Gedankenfreiheit, auf der die Reformation beruhte, und Kraft deren der Große Kurfürst den Hugenotten in seinen Landen einst eine Zuflucht gewährt hatte. Diese Gedankenfreiheit gedachte Friedrich auf den ganzen Umfang wissenschaftlicher Ketzereien ohne irgend eine Einschränkung auszudehnen. Wenn er Lamettrie in seine Nähe zog, so geschah es, um der Welt zu zeigen, daß in seinem Staate die Toleranz unbegrenzt sei. Es war nicht seine Schuld, wenn er sich hierbei vornehmlich mit Freigeistern von geringerer Sorte begnügen mußte. Er führte einen stillen anhaltenden Krieg mit Frankreich um dessen große Schriftsteller. So sonderbar uns Heutigen ein solches Unternehmen erscheint: es floß folgerichtig aus seinen höchsten geschichtsphilosophischen Principien, in denen er mit Voltaire in Einklang war. Nicht die abstracte Wissenschaft allein, auch die schöne Literatur ist ein Höchstes, dessen Werthe und Normen gleichsam über den Völkern, in einer Region des rein Mensch-

lichen und Universalen wohnen. Das goldene Zeitalter des Perikles, des Augustus, Lorenzo de'Medici und Ludwig's XIV., durch so weite Zwischenräume sie getrennt sind, bilden eine Einheit. Sie entstehen in der Uebertragung desselben guten und regelmäßigen Geschmackes von einer Nation auf die andere, sie sind durch dieselben allgemeinen menschlichen Normen der echten Kunst verbunden. Die Formen der Dichtungsarten sind durch feste Gesetze zeitlos bestimmt, sie bilden ein unveränderliches natürliches System. Diesen Begriffen haben dann erst Möser, Hamann und Herder die Eigenart nationaler Dichtung entgegengestellt, wie sie aus der inneren lebendigen Kraft eines Volkes entspringt.

Welches wird nun aber der Werth dieser Pflege der französischen Sprache und Literatur mitten im deutschen Lande für unsere eigene Literatur sein? Der König hat erst 1780 in seiner Schrift über „die deutsche Litteratur, ihre Mängel und die Mittel, durch welche sie verbessert werden können" auf diese Frage geantwortet. Er ist überzeugt von dem Vermögen der deutschen Nation, das Höchste zu leisten; der Geist und das Genie unseres Volkes sind zurückgehalten durch eine Kette von Kriegen, die uns an Menschen und Geld arm gemacht haben. Nach diesen galt es zunächst, die wirthschaftlichen Zustände zu heben; hierin lag nach den Gesetzen des Fortschritts der Cultur die Vorbedingung für die Entwicklung der Wissenschaften, der Künste und der Literatur. Diese Vorbedingung ist erfüllt, ein freier Wetteifer der Kräfte ist entstanden, wir steigen auf in demselben Augenblick, in dem die Literatur der Italiener, Engländer und Franzosen zu sinken beginnt. Die nächste Aufgabe liegt in der Regelung der Schriftsprache und des Unterrichts der oberen Classen. Es gilt, unsere Sprache zu mildern, den Ausdruck concis, die Verbindung der Sätze logisch, knapp, streng und die Gleichnisse angemessen zu machen. Der König will überall methodisch vorgehen und reguliren, — eben wie ein großer Fürst dieses achtzehnten Jahrhunderts denken mußte. Und wie wir die Sprache formen müssen, so gilt es, den Unterricht der höheren Classen zu bessern. Friedrich war der überzeugteste Anhänger des classischen Unterrichts, aber mit richtigem Blick bevorzugt er die Prosaiker; Logik und Rhetorik sollen mit der Lectüre der Alten verbunden werden, der Schüler soll aber auch an Bayle, dessen logische Kraft er so bewunderte, Dialektik, an den französischen Kanzelrednern, die er selbst gern vorlas, Stil und Beredtsamkeit, an den französischen Historikern geschichtliches Denken lernen. Es muß der Bann gebrochen werden, der den modernen Geist von den Universitäten fern hält: der Philosoph soll in die heute wirksamen Systeme einführen, der Historiker Menschen, Entdeckungen und schriftstellerische Werke aller Jahrhunderte sehen lassen. Uebersetzungen des Besten, was andere Jahrhunderte hervor brachten, sollen angefertigt werden. In diesem Zusammenhang ist ihm nun das lebendige Verhältniß zur französischen Sprache und Literatur eine der nothwendigen Maßregeln, welche die Ausbildung unserer eigenen Literatur vorbereiten. In der guten Gesellschaft Frankreichs seit Franz I. hat man mehr spanisch und italienisch als französisch geschrieben, und an der griechischen Sprache und ihrem Schriftthum haben sich die Römer gebildet. So werden wir an der

französischen Literatur unseren eigenen Ausdruck, unseren Stil, unser Denken und unseren Geschmack entwickeln. Ueberall bei uns ist Redlichkeit, gründliche Gelehrsamkeit, philosophischer Geist und tiefe Forschung; es bedarf nur des Funkens des Prometheus, um den Geist der Nation zu entflammen.

Man kann diese Schrift nur dann gerecht beurtheilen, wenn man sich in die vierziger Jahre und die damalige Lage unserer Literatur versetzt, in welcher der König dem französischen Geiste die bevorzugte Stellung in seiner Umgebung und in seiner Akademie gegeben hat. Wenn man zugleich der Grenzen gedenkt, durch welche sein Geist von all' dem Neuen, das mit Rousseau aufkam, eben durch seine Kraft und Eigenart getrennt war. Das Problem aber bleibt bestehen: Friedrich erkannte in der Ausbildung unserer Schriftsprache die Vorbedingung für die Blüthe unserer Literatur; er hat in der Regelung der französischen Sprache durch die Académie française ein Vorbild vor Augen gehabt: warum hat er nicht diese Regelung selbstthätig seiner Akademie zur Aufgabe gestellt? anstatt, was von deutschen Sprachstudien von Leibniz her noch in der Akademie geblieben war, noch zu mindern.

Dies waren die neuen Functionen, welche aus den Gesichtspunkten des Königs für seine Akademie sich ergaben. Welche waren nun die Maßregeln, durch welche der König dies neue Leben seiner Akademie mittheilte, und welche Gestalt hat sie so gewonnen?

6.

Im September 1740 war die berühmte Zusammenkunft, in welcher Friedrich zum ersten Male Voltaire und Maupertuis begegnet ist. „Mein Herz und meine Neigung," mit diesen Worten hatte er Maupertuis eingeladen, „haben seit dem Moment meiner Thronbesteigung das Verlangen in mir entzündet, Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie die Form gäben, die Sie allein ihr geben können. Sie haben die Welt über die Gestalt der Erde aufgeklärt; lehren Sie nun auch einen König, wie süß es ist, einen Menschen wie Sie zu besitzen." Maupertuis hatte durch die Expedition nach Lappland, welche der von Newton theoretisch erschlossenen Abplattung der Erde eine empirische Bestätigung brachte, Weltruhm erworben. Indes schon damals hatte sein hochfahrender Geist in den wissenschaftlichen Kreisen von Paris eine Opposition gegen ihn hervorgerufen. So folgte er gern der schmeichelhaften Einladung des nordischen Salomo. In dieser Zusammenkunft wurde der junge König sogleich und für das ganze Leben von Maupertuis gewonnen. „Das griesgrämigste Gesicht, das ich in meinem Leben gesehen habe," aber ein vollständig ehrlicher Mann, worauf dieser Friedrich immer den Hauptwerth gelegt hat, und ein gründlicher Gelehrter von großer Kraft der Intuition, dessen Conversation der König auf die Dauer der von Voltaire vorzieht. Aber welch' ein Rencontre von Voltaire, der sich an gewisse unbestimmte, etwas nebelhafte Aussichten auf den Präsidentenstuhl der Akademie erinnert, mit Maupertuis, diesem verkörperten wissenschaftlichen Hochmuth, der die Präsidentenstelle in der Tasche hat! Der, wenn er auf seine Polarreise zu reden kam, sprach, „als hätte er die Pole

selbst abgeplattet.“ Voltaire reiste unter solchen Umständen zurück zu der Marquise, Maupertuis aber folgte dem König nach Berlin. „Als wir beide,“ so schreibt Voltaire, „von Cleve abreisten, Sie rechts und ich links, glaubte ich beim letzten Gericht zu sein, wo Gott die Auserwählten von den Verdammten sondert. Der göttliche Friedrich sagte Ihnen: ‚Setze Dich zu meiner Rechten ins Paradies von Berlin,‘ und mir: ‚Geh, Verdammter, nach Holland.‘“

Der erste schlesische Krieg kam, und Friedrich hatte eine „Mathematik“ zu treiben, die ihm für andere Dinge wenig Zeit ließ. Er behielt indes die Akademie im Auge. Es galt vor Allem, den in Berlin zurückgebliebenen Maupertuis durch die liebenswürdigsten Billets bei guter Stimmung zu erhalten. Das gelang doch bei dem Präsidenten ohne Akademie nicht auf die Dauer. Maupertuis kehrte noch im Jahr 1741 nach Paris zurück. Dort wurde er im folgenden Jahre Director der Académie des Sciences und im nächsten auf den Vorschlag von Montesquieu unter die vierzig Unsterblichen aufgenommen. So ließ Friedrich die Dinge, wie sie waren, aber in ihnen selber lag etwas, das zur Entscheidung drängte.

In der alten Societät fühlte man die Nothwendigkeit von Reformen. Die Alleinherrschaft der „Arkanisten“, d. h. der Directoren mit dem Secretär und dem Protector, wurde als unerträglich empfunden. Der Führer der Opposition war Euler, der Neuberufene. Er erinnerte den König in einem freimüthigen Schreiben an die in Aussicht gestellte Reorganisation und wies auf die vorhandenen Mittel für eine solche hin. „Ich glaube,“ antwortete der König, „Ihr seid so sehr an die abstracten großen Zahlen der Algebra gewöhnt, daß Ihr Euch an den elementaren Regeln des Calcüls versündigt.“ Euler wiederholte seinen Antrag. Der König ließ den Gegenstand fallen. Da kamen Euler Kräfte zu Hülfe, die aus dem vom König selbst geweckten geistigen Leben Berlins hervorgingen.

Denn um den König hatte sich ein Kreis modern gebildeter Officiere, Diplomaten und Schriftsteller in näherem oder weiterem Abstande geschart. Sein Interesse für die französische Literatur hatte Schriftsteller sehr verschiedenen Werthes aus Frankreich magisch angezogen. Sie waren nun da und warteten darauf, etwas zu thun. Sein Vorbild hatte eine neue Art von Officieren gebildet, sehr verschieden von den gottesfürchtigen und grobkörnigen Genossen Friedrich Wilhelm's I. und seines Tabakcollegiums. Sie sahen ihr Ideal in Julius Cäsar, der militärisches Genie mit den Gaben des Staatsmannes und des Schriftstellers verknüpft hatte, und in Friedrich erschien ihnen dieses Ideal von Neuem verwirklicht. Dazu kamen dann die Nachkommen der tapferen und beredten Hugenotten in der französischen Colonie, die stets ein näheres Verhältniß zu dem reformirten Königshause besessen hat, dem sie ihre religiöse Freiheit verdankte. Einige der Hauptpersonen dieses Kreises hatten schon dem Rheinsberger Cirkel angehört. Das Haupt dieser Gesellschaft war der Generalfeldmarschall Samuel Graf von Schmettau. Eine der merkwürdigsten Gestalten in dieser ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In seinen äußeren Schicksalen war er einer der letzten Repräsentanten des heimathlosen

Officierstandes, wie ihn das 17. Jahrhundert hervorgebracht hatte. In Diensten der verschiedensten Länder hatte er sich versucht und hatte nun seit dem Juni 1741 als Generalfeldzeugmeister und grand maître d'artillerie in Preußen seinen Platz gefunden. Im Unterschied von der alten Generation seiner Berufsgenossen war er ein homme d'esprit, vertraut mit der neuen wissenschaftlichen und literarischen Bildung, und er hatte das Talent der Zeit, diese Bildung in die schönen Formen einer höheren Conversation zu bringen, wie der König sie liebte. Neben ihm stand ein hoher Beamter, welcher derselben modernen Richtung angehörte, der Staatsminister Kaspar Wilhelm von Borcke, Sprößling eines uralten pommerschen Adelsgeschlechtes. Alle diese Elemente waren dem König nach Schlesien gefolgt, da in Breslau ein Theil der Behörden und des Hofes anwesend sein mußte. Sie hatten sich zu einer Art Gesellschaft mit zwanglosen Versammlungen in der Hauptstadt Schlesiens verbunden. Jetzt, nach dem Frieden, organisirte sich diese Gesellschaft unter Schmettau und Borcke zu festeren Formen. So entstand die „Société littéraire". Wie rasch hatte doch die neue geistige Bewegung die Kreise der Beamten und Militärs ergriffen! Zwanzig ordentliche und sechzehn Ehrenmitglieder waren in wenigen Wochen beisammen; unter jenen befanden sich maßgebende Personen der regierenden Gesellschaft und der Akademie. Neben Schmettau und Borcke waren da von den Größen der Berliner Gesellschaft der Großmarschall Graf Gotter, die drei Minister Viereck, Podewils und Münchow, Pölnitz, Keyserlingk, Knobelsdorff, Graf Finckenstein, der Oberst von Stille und Duhan de Jaudun. Nicht weniger als zehn Mitglieder der alten Societät gehörten der neuen Verbindung an, unter Anderen Euler, Pott, Lieberkühn, Marggraff und Jariges, der beständige Secretär dieser alten Societät. Dazu kamen die Franzosen der Colonie und der neuesten Einwanderung, d'Argens, die beiden Achard, Formey, Jordan.

Am 1. August 1743 wurde die erste Sitzung gehalten, und der Vorstand gewählt. Dann in der nächsten wurden die Statuten der neuen Gesellschaft, die der beständige Secretär der älteren selber verfaßt hatte, angenommen. Als Motiv der Gründung erscheint der „Wunsch einiger Einwohner von Berlin, welche für die Wissenschaften und die Literatur Geschmack haben, ihre Kenntnisse zu erweitern und sich mehr und mehr dem Publicum nützlich zu machen", als Zweck „die Pflege alles Interessanten und Nützlichen in den verschiedenen Theilen der Philosophie, Mathematik, Physik, Geschichte, Literatur und Kritik". Ein Programm, das enger und weiter war als das der alten Societät. Die Philosophie stand Allem voran, und die Geschichte der Literatur und die literarische Kritik sind in diesen Plan aufgenommen. Francheville legte hier seinen Entwurf einer Geschichte der Künste vor, die er unter den Augen der Societät zu schreiben gedachte, und diese bezeugte ihm ausdrücklich ihre Befriedigung über einen solchen Gegenstand. Es entsprach dann dem neuen Begriff eines einheitlichen Zusammenhangs, der sich von den exacten Wissenschaften bis zur Literatur erstreckte, daß man von der Theilung der Arbeit nach Classen absah: das Statut dieser Société littéraire kennt nur Gesammtsitzungen. Diese sollen in freier Lebendigkeit Vorlesungen, Discussionen und

Correspondenzen enthalten. So fand sich denn hier auch nichts von den Rang- und Machtunterschieden der alten Societät. Und nun trat die Absicht, die alte Societät zu sprengen, schon im Statut sehr offensiv zu Tage. Die Sitzungen werden auf dieselben Donnerstag-Nachmittage angesetzt, an denen die alte Akademie zusammenkam und die bis heute die Sitzungszeit der Akademie geblieben sind.

Die neue Societät war nun in Gang, tagte regelmäßig und beschäftigte sich in der That mit ernster Wissenschaft. Die Sitzung vom 8. October wurde durch die Anwesenheit von Voltaire verherrlicht, der in diesem Herbst 1743 zum zweiten Mal auf einige Wochen nach Berlin gekommen war, dies Mal in seiner Eigenschaft als französischer Agent, eine neue Rolle des Vielgewandten, die der König weniger ernsthaft nahm als sein literarischer Freund. Friedrich selbst verhielt sich freundlich reservirt, räumte aber doch der neuen Gesellschaft ein Zimmer im Schlosse ein.

Aber auch die alte Societät hielt sich aufrecht. Sie war in dem unschätzbaren Besitz ihres Calenderprivilegs und hatte so eine sichere materielle Basis. Eben in diesem Jahre 1743 brachte sie sich durch einen neuen Band ihrer Miscellanea wieder in Erinnerung. Den ersten Vorstoß, sich dieser materiellen Mittel zu bemächtigen, machte Schmettau. Er beantragte bei dem König die Vereinigung der beiden Societäten. Der König antwortete ermuthigend. Und als nun das Directorium der mathematischen Classe vacant wurde, that Euler einen weiteren Schritt. Er allein konnte für die vacante Stelle in Betracht kommen. Er erklärte nun, dieselbe nur dann übernehmen zu können, wenn die beiden Societäten vereinigt würden. In Folge dessen wiederholte Schmettau den Vorschlag einer solchen Vereinigung, und Friedrich erklärt sich von Neuem einverstanden: er setzt nun eine Commission nieder, welche über diese Vereinigung berathen soll. Ein hartnäckiger Kampf begann darauf zwischen den conservativen und radicalen Anhängern der Reform. Jene, geführt von Viereck, dem Protector, und Jariges, dem beständigen Secretär der alten Societät, wollten sich im Wesentlichen auf eine Auffrischung der alten ehrwürdigen Leibniz'schen Richtung durch die Aufnahme der Mitglieder der neuen Societät einschränken; die so verjüngte Akademie mochte dann einzelne Verbesserungen berathen. Für die Häupter der neuen Gesellschaft, Schmettau, Euler und ihre Freunde, war die Aufhebung der alten die erste Voraussetzung. Unter den Mitgliedern der alten Gesellschaft sollte strenge Musterung gehalten werden. „Eine große Menge von Leuten" war auszuschließen, die „weder Literatur noch ausgezeichnetes Verdienst" hatten; keine angewandten Wissenschaften mehr, keine Mediciner oder Theologen. Dann aber mußte nun endlich dem „Arcanismus" ein Ende gemacht werden. Diesen Modernsten gegenüber versuchte der vorsichtige Minister Viereck wenigstens den Bösesten der Bösen, Schmettau, nicht in die Reformcommission gelangen zu lassen. Der Anschlag mißlang, denn der König stand hinter Schmettau. Auch in der Commission mußten die Vertheidiger des Alten sich zu weitgehenden Zugeständnissen bequemen. Die endgültige Fassung des Statuts, die der König am 24. Januar 1744 bestätigte, regelte die Aufgaben der Akademie in dem

modernen Geiste, hielt sich aber in der Verfassung und dem Geschäftsgang vorwiegend an das Alte.

Der Entwurf war noch ein Mal deutsch abgefaßt, und in seiner umständlichen Sprache erinnert er auch sonst an die alten Ordnungen vom Anfang des Jahrhunderts. Die neue „Königliche Akademie der Wissenschaften“ wird ausdrücklich als die Vereinigung der beiden zur Zeit in Berlin bestehenden Societäten bezeichnet; sie wird „alle diejenigen Vorwürfe zusammenfassen, womit die zu London und Paris aufgerichtete Sociétés und Académies des Sciences, des Inscriptions et des Belles Lettres beschäftiget sind, mithin unter gäntzlicher Ausschließung der geoffenbahrten Theologie, der bürgerlichen Rechtsgelehrsamkeit, der bloßen Poesie und Beredtsamkeit, auf das übrige gantze Wissenschafts- und Kunstwesen, imgleichen auf die alte und neue Historie, sonderlich von Unseren Landen und dem Deutschen Reiche, nicht weniger auf die Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit gehen und sich erstrecken“. Von den vier Classen, in welche auch die neue Akademie zerfällt, ist nur die mathematische unverändert; die physikalische hat sich nun der medicinischen Anwendungen entledigt, die deutsche und die literarische sind vereinigt und haben Theologie und Mission ausgestoßen. Das aber ist nun der eigenste Ausdruck dieser Aufklärung: es entsteht eine ganz neue Classe, die philosophische. Die Belebung des wissenschaftlichen Geistes soll durch Preisaufgaben gefördert werden. Den vier Classen kam wie früher die weiteste Selbständigkeit zu. Außer den allgemeinen öffentlichen Sitzungen gibt es nur solche der Classen; jede wählt sich ihren Director, diese Directoren und die vier vom König ernannten Curatoren bilden das Directorium, im Präsidium aber wechseln die Curatoren vierteljährlich ab. So beruht die Veränderung der Verfassung nur in der Zunahme der Macht der Krone und in einem schwachen Fortschritt des Einflusses der Gesammtakademie auf ihre Angelegenheiten.

Am Geburtstag des Königs, dem 24. Januar 1744, wurde die neue Akademie feierlich im Schlosse eröffnet. Der König selbst erschien nicht. Ihn hat von Anfang an, was geschah, nicht befriedigt; der wirkliche Aufschwung der Akademie knüpfte sich ihm an den Namen von Maupertuis. Es war in den befreienden Tagen nach dem Siegesmorgen von Hohenfriedberg, als er die Nachricht erhielt, daß Maupertuis nach Berlin zurückkommen wolle. Maupertuis kam, und seine Heirath mit einem Fräulein v. Borck war eine neue Gewähr dafür, daß er bleiben würde. In den Verhandlungen bestand der kommende Präsident von vornherein auf seiner Ueberordnung über die Curatoren. Er traf damit den entscheidenden Punkt. Der König beauftragte ihn, ein neues Statut zu entwerfen; am 10. Mai 1746 war dasselbe festgestellt: ein Muster von Kürze und Präcision.

Die Verfassung von 1746 unterscheidet sich von den unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Ordnungen in zwei Hauptpunkten. Sie legt die Regierung der Akademie in die Hand des Präsidenten oder, was dasselbe ist, des Königs, der ihn ernennt; dieser Präsident vermittelt den Verkehr der Akademie mit dem König, leitet die Verhandlungen und repräsentirt die

Akademie nach außen. Aber dem König genügten diese Bestimmungen noch nicht einmal. Zu den besoldeten Stellen, deren Besetzung er sich selbst vorbehalten hatte, sollte der Vorschlag nicht vom Plenum, sondern allein von dem Präsidenten ausgehen: es war so gut wie ein Ernennungsrecht, das demselben gegeben wurde. So wurde die Akademie zum Instrument in der Hand des Königs und des mit seinen Intentionen einstimmigen Präsidenten. Sie war jetzt ihrer Verfassung nach ein Organ des Staates, welches die Absichten der Aufklärung zu vollziehen hatte. — Die andere wesentliche Neuerung liegt in der thatsächlichen Aufhebung der Classen. Aeußerlich blieben sie bestehen, wie sie 1744 geordnet waren. Nur daß in der vierten nicht mehr deutsche Sprache und Geschichte besonders genannt werden. Aber diese Classen entbehren jeder selbständigen Thätigkeit; sie halten keine besonderen Sitzungen, sie bilden keine erste Instanz für Beschlüsse oder Wahlen, sie wählen nicht einmal ihre Directoren. Es gibt nur Plenarverhandlungen; in ihnen allein wird gelesen, discutirt, beschlossen und gewählt. Auch diese Neuerung zog die Consequenzen des Charakters der fridericianischen Akademie für deren Verfassung: sie drückt die Einheit ihrer Aufgabe aus, in welcher alle ihre einzelnen Thätigkeiten verknüpft sind.

Ein Jahrzehnt hindurch hat Maupertuis die Berliner Akademie geleitet. Seine Reden in den Festsitzungen zeigen, wie vollständig dies in dem Sinne des Königs geschah. Der europäische Ruf des neuen Präsidenten ermöglichte nun endlich, das gemeinsame Programm zu verwirklichen. Sein feierliches Bewußtsein von der Würde der Wissenschaft, sein französisches, abstract wissenschaftliches Pathos, seine Pariser Gewöhnungen an all' das, was dazu gehört, Wissenschaft in Scene zu setzen, gaben jetzt auch äußerlich der Akademie den großen Stil und die vornehmen Formen, deren sie bedurfte, um neben den beiden Pariser Akademien ihre Stelle zu behaupten. Die Elite der europäischen Wissenschaft bildete nun den Körper ihrer auswärtigen Mitglieder; diesem anzugehören, wurde als Auszeichnung angesehen, und so ließen hervorragende auswärtige Gelehrte sich gern zur Mitarbeit an den Denkschriften bewegen. Die Hauptsache war nunmehr, neue ordentliche Mitglieder von anerkanntem Ruf nach Berlin zu ziehen. Der König ließ seinem Präsidenten völlig freie Hand in der Auswahl der Personen. Freilich blieben die materiellen Mittel beschränkt, und so kamen manche höchst wünschenswerthe Berufungen nicht zu Stande. Es war gerade für die Verstärkung des deutschen Elementes in der Akademie ein besonderer Verlust, daß sich die Berufung von zwei Männern zerschlug, die, eine seltene Ausnahme unter ihren Landsleuten, jene Verbindung strenger Wissenschaft und schöner Form repräsentirten, die Friedrich und Maupertuis als Ideal vorschwebte: Haller in Göttingen und Kästner in Leipzig. In den Verhandlungen mit deutschen Gelehrten machte sich nun schon ein neues Moment geltend, welches ebensosehr wie die französischen Neigungen des Königs der Entwicklung des Deutschthums in der Akademie hinderlich war. Die deutschen Universitäten öffneten sich immer freier der großen europäischen Wissenschaft; hierin war insbesondere Göttingen ein leuchtendes Vorbild.

Die Namen, an welche sich nun die wissenschaftliche Weltstellung der Akademie knüpfte, waren Euler und Maupertuis, Pott und Marggraf, Lieberkühn und Meckel. In den mathematisch-physikalischen Wissenschaften, in Chemie und Anatomie war durch diese Männer die Berliner Akademie jeder anderen ebenbürtig. Die beiden anderen Classen, welche dem Zweck der Akademie, wie ihn der König gefaßt hatte, unmittelbar dienen sollten, bedurften, als Maupertuis die Regierung antrat, ganz besonders der Erneuerung. Der ständige Secretär der Akademie, Formey, war in seiner schriftstellerischen Massenproduction ebenso oberflächlich und unzuverlässig, wie in seiner Persönlichkeit; seine Denkreden hat auch Friedrich als eine Gefahr für die Akademie angesehen. Francheville glich ihm an Prätension und Gehaltlosigkeit; die anderen Franzosen schrieben nichts oder so gut als nichts. Nur der Deutsche Süßmilch, der streng orthodoxe Consistorialrath und Propst an St. Peter, war ein ernster Gelehrter, seine Bedeutung für die Bevölkerungslehre wird heute allgemein anerkannt; aber seine Arbeiten wurden im Kreis des Königs nicht gewürdigt. Doch auch die neuen Erwerbungen, die man an Franzosen und Schweizern machte, hielten nicht, was sich der für die Eleganz der Form allzu empfängliche König von ihnen versprochen hatte; nur Sulzer hat mit seinen ästhetischen Leistungen eine gewisse Bedeutung behauptet. Indes kommt, geschichtlich angesehen, diesen leichten und flüchtigen Geistern doch eine Art Bedeutung für unsere Literatur zu. Durch die gefällige Form ihres Gesprächs und ihrer Schriftstellerei und durch die selbstbewußte Universalität, mit der sie auf alle Fragen der Wissenschaft und des Lebens die raisonnirende Vernunft anwandten, wirkten sie auf die Verbreitung der aufgeklärten Ideen und der leichten schriftstellerischen Form in unserer Nation: eine oberflächliche und höchst unvollkommene Repräsentation der Ideen des Königs.

Und auch das entsprach diesen Intentionen, daß in den jährlichen Preisaufgaben, während der ganzen Regierungszeit Friedrich's, die größten und letzten Probleme des Wissens mit der Siegeszuversicht des achtzehnten Jahrhunderts zur Erörterung gestellt und behandelt wurden. Die Partei der Newtonianer, Maupertuis und Euler voran, zog die Monadenlehre des Begründers der Akademie vor ihr Gericht und entschied über die eingelaufenen Arbeiten keineswegs unparteiisch. Eine andere Preisaufgabe über Leibniz rief die kühne anonyme Abhandlung von Lessing und Mendelssohn hervor: „Pope ein Metaphysiker!" Als dann die Frage nach der Evidenz der metaphysischen Wissenschaften gestellt wurde, haben Mendelssohn, Abbt und Kant sich um den Preis beworben; es gereicht der Akademie nicht zum Ruhme, daß Mendelssohn gekrönt und Kant mit einem Accessit abgefunden wurde. Andere Aufgaben, über Ursprung der Sprache, Verfall des Geschmacks, Grundkräfte der Seele, haben bedeutende Arbeiten Herder's hervorgerufen. Und als nun mit der Frage nach dem Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften das Grundthema von Friedrich's ganzer Bildungspolitik zur Erörterung gestellt wurde, hat Herder auch dieses mit Freimuth im fridericianischen Geiste behandelt. Das größte Aufsehen machte die von d'Alembert und Friedrich ausgehende Frage: „Kann es nützlich sein, das Volk zu täuschen?" Dies war das Aeußerste,

was die Aufrichtigkeit des Königs in Behandlung heikelster Probleme jemals geleistet hat. Der Verlauf der Sache war wenig erfreulich, und Friedrich hat selbst später nichts von ihr hören wollen.

Friedrich der Große sah mit stolzer Freude, wie seine Akademie emporstieg. Er bezeichnete sich jetzt gern als ihren Protector, ja, als ihr Mitglied; er ließ eigene Abhandlungen und Denkreden in ihr vorlesen. Daß er nie persönlich in ihren Sitzungen erschienen ist, entsprang aus seinem Begriff königlicher Würde und Einsamkeit. Seinem Präsidenten gegenüber zeigte er immer dieselbe liebenswürdige Nachsicht, — die Katastrophe des „Papstes der Akademie" vermochte doch auch er nicht aufzuhalten. Maupertuis' Streit mit König und dem furchtbaren Voltaire, für den nun die Zeit der Rache gekommen war, machte seine Position unhaltbar. Der König hatte unter Maupertuis' „extremem Ehrgeiz, dem sein Genie nicht entspricht," und unter seiner brüsken Art viel gelitten; er empfand auch, wie derselbe sich „durch seine gigantischen Meinungen lächerlich machte". Jetzt stieg er hinab in das Getümmel der Mathematiker, ritterlich und verwegen, wie er in Schlachten sich exponirte, um den Freund und Diener auch mit seiner Feder zu schützen. Umsonst! Die Geschichte dieser Katastrophe ist oft erzählt; das Urtheil in diesem großen Proceß der Nachwelt über Maupertuis liegt jetzt in einer classischen Abhandlung von Helmholtz, welche Harnack veröffentlicht hat, dem Publicum vor. Genug, Maupertuis verließ Berlin im Frühjahr 1753 und dann definitiv im Juni 1756. Dem unheilbar kranken, gebrochenen Manne folgen Friedrich's theilnehmende, tröstende, erheiternde Briefe, bis er dann in der Fremde seinen Leiden erlag.

7.

In dem Jahre, in dem Maupertuis Berlin definitiv verließ, begann der Siebenjährige Krieg. Die Akademie blieb ohne Präsidenten; Euler besorgte die Geschäfte. Aus der Dürftigkeit dieser Kriegszeit taucht eine merkwürdige Notiz hervor: die Akademie schlug dem König neun auswärtige Mitglieder vor; unter ihnen war neben zwei anderen Deutschen der größte deutsche Schriftsteller der Zeit, Lessing. Friedrich bestätigte, war aber so unzufrieden, daß er, als nun auch Gellert und Lambert vorgeschlagen wurden, die Bestätigung versagte und selbstherrlich das Recht, neue Mitglieder zu ernennen, sich vorbehielt, bis der neue Präsident würde ernannt sein.

Euler, der während des Interregnums die Geschäfte so gewissenhaft führte, mochte wohl bei sich auf den Präsidentenstuhl rechnen. Aber der König verlangte noch andere Tugenden von seinem Präsidenten als Genialität in mathematicis, Gradheit und Eifer für die Sache. Er verlangte universale, von Philosophie gesättigte Persönlichkeit. So hatte er schon nach der Katastrophe von Maupertuis 1753 d'Alembert in Aussicht genommen und discret bei ihm sondirt. Der Siebenjährige Krieg war zu Ende, die Akademie war nun wieder eine der vornehmsten Interessen des Königs. Den enthusiastischen Glückwunsch d'Alembert's beantwortete Friedrich mit einer erneuten Einladung. Drei Monate hindurch verweilte nun d'Alembert zu Sanssouci in

der Gesellschaft des Königs. Eine freundschaftliche Verbindung bildete sich, deren ruhiges Licht über Friedrich's späteren Jahren lag.

D'Alembert war einer der Führer jener mächtigen Bewegung des französischen Geistes, deren Mittelpunkt die große Encyklopädie gewesen ist. Er war Mathematiker — nicht wie Euler, „dieser Teufelskerl", der in allen Revieren der Mathematik herumspürt, um an allen möglichen Problemen sein geniales analytisches Vermögen zu erproben: auch ihm war die ingeniöse Anwendung des Werkzeugs der Mathematik auf die physikalischen Probleme eigen, aber die eigenthümliche Größe dieses gründlich klaren Denkers lag in der neuen positivistischen Grundlegung der Mechanik. D'Alembert war Philosoph — nicht im Sinne „der Philosophen", mit denen ihn sonst die Solidarität der Aufklärung verband: er stand in eigener Position unter ihnen, mit seinem überlegenen skeptischen Lächeln, in der Einleitung zur Encyklopädie hatte er die methodische Grundlegung der Erfahrungswissenschaften vollzogen, welche das letzte Wort der großen Naturwissenschaft dieser Zeit ist. Wie sie die Augen ganz Europa's auf ihn lenkte, hat sie auch in Friedrich den Wunsch erweckt, ihn zum Präsidenten seiner Akademie zu gewinnen. Es ist menschlich schön, wie der König den Schicksalen dieses bewegten Schriftstellerlebens mit thätigem Antheil folgt, dem in seinem Vaterland Vernachlässigten durch eine Pension eine freiere Lebenshaltung ermöglicht, ihm freigebig die Mittel gewährt, durch eine Reise seine zerrüttete Gesundheit herzustellen, wie ein Vater für ihn sorgend, — das warme Wort drängt sich d'Alembert selbst auf die Lippen; in diese Sorge mischt sich eine liebenswürdige Politik, jede günstig scheinende Situation zu nützen, um ihn zu gewinnen: bald discret sondirend, leise andeutend, bald offen und herzlich fragend, dann wieder heftig in ihn dringend, unwirsch über die stete Zurückhaltung des Philosophen, ja schroff, verletzend, bis schließlich nur übrig bleibt, mit resignirtem Humor über den Starrsinn des Geometers zu spotten. Welch' ein Bild der Grazie des Königs im Verkehr mit dem Freunde geben d'Alembert's Briefe an die l'Espinasse! Wie Friedrich einmal, nach dem Concert mit ihm im Garten zu Sanssouci promenirend, eine Rose pflückt und sie ihm mit den Worten reicht, „gern gäbe er ihm Besseres"; wie er ihn in seine Bibliothek hineinnimmt und fragt, ob er nicht „Mitleid habe mit seinen armen Waisenkindern". — Was d'Alembert zu seiner consequenten Weigerung bestimmt hat? Er hat doch später das Amt eines ständigen Secretärs in beiden Pariser Akademien gern angenommen. Den glänzenden Anerbietungen Friedrich's gegenüber, die ihm eine große Position und das Siebenfache seines Pariser Einkommens zusicherten, hat er vor Allem geltend gemacht, daß er die Verbindung mit seinem Pariser Freundeskreis nicht aufzugeben vermöchte. Und gewiß war damit ein gut Theil der Wahrheit gesagt. Als später Laplace die Uebersiedelung nach Berlin erwog, hat ihm Lagrange abgerathen: nur für ein stilles Gelehrtenleben sei hier eine Stelle, auf den Reiz der Pariser Gesellschaft und den Genuß freundschaftlichen Verkehrs müsse man verzichten. Und d'Alembert hatte das feinste Verständniß für den Zauber dieser Pariser Geselligkeit, in deren Mittelpunkt er stand, seit ihn die Leitung der Encyklopädie aus seiner stillen Dachstube herausgerissen

hatte. Er sah sich dann bald an diese Gesellschaft gefesselt durch ein Neues, was in sein Leben einbrach und die Tragödie seines Daseins wurde: seine beständige und tiefe Neigung zu der Mademoiselle de l'Espinasse. Aber es waren doch noch andere und tiefere Gründe, die der Philosoph dem König nicht äußerte. Nie hatte man in Paris Friedrich die Behandlung vergessen, welche Voltaire durch ihn zuletzt erfahren. Und hatte auch d'Alembert eine geheime Scheu vor dem Dämon Voltaire: — wenn dieser ihm schrieb, geh nicht zu Luc, trau nicht dem bezaubernden Schein, selbst d'Argens konnte sich nicht bei ihm halten, wenn Voltaire so lästerte — und er that das jedesmal, wenn von d'Alembert's Berufung die Rede ging —, dann schrak d'Alembert's Freiheitssinn zusammen; „fürchten Sie nicht," antwortete er, „daß ich solche Dummheit begehe"; „ich bin entschlossen, mich in keines Menschen Dienst je zu begeben, sondern frei zu leben, wie ich geboren bin." Friedrich bleibt für d'Alembert, so edel, menschlich und schön auch ihr Freundschaftsverhältniß ist, doch immer der König, dem er sich in der Autonomie seines Denkens ebenbürtig fühlt, von dem ihn aber ein Unüberschreitbares trennt; vor dem ein freier Mensch frei dastehen und reden kann, — aber nie ohne Reserve, immer auf der Hut, es könne sein herrischer Königswille plötzlich hervorbrechen. Und d'Alembert hat in seiner leisen überlegenen Art etwas, das alle Menschen in einer gewissen Distanz sehen möchte. Der König ist ihm ein Object der Beobachtung, er hat aus ihm ein Studium gemacht, er möchte ihn beeinflussen, ohne doch selbst beeinflußt zu werden. „Man darf d'Alembert," so schildert er sich selbst, „nur nicht merken lassen, daß man die Absicht hat, ihn zu leiten; seine Liebe zur Freiheit geht bis zum Fanatismus, in so hohem Grade, daß er sich oft Dingen, welche ihm angenehm wären, versagt, sobald er vorhersieht, sie könnten für ihn die Quelle irgend welchen Zwanges sein." Der König hat einmal, auf den Schein einer Indiscretion hin, eine Reihe seiner Briefe einfach ignorirt, ein ander Mal, als er wieder seine schwache Gesundheit vorschützte, ungnädig entgegnet: „Ihr Geist ist so krank wie Ihr Körper; das wirkt ein doppeltes Leiden. Ich mische mich nicht darein, zu curiren."

Doch hatte d'Alembert in Sanssouci dem König versprochen, „dem Wohl und dem Ruhm der Akademie sein Interesse zu widmen". Und Friedrich seinerseits hat, trotz der klarsten Absage des Freundes, ihm die Präsidentenstelle immer offen gehalten. So beginnt nun seit 1763 ein eigenthümlicher Zustand in der Leitung der Akademie. Der König selbst ist ihr Präsident; sie unterrichtet nur von der Bedeutung eines in Aussicht genommenen Gelehrten und harrt dann der Entschlüsse des Königs. Von Paris aus entfaltet der französische Philosoph eine umfassende Thätigkeit für sie. Es bilden sich, besonders seitdem Lagrange in Berlin ist, gewisse Usancen des Verkehrs, welche auf der Reblichkeit der entscheidenden Personen, ihren festen ruhigen Relationen zu einander beruhen. Der Einfluß d'Alembert's ist aber beinahe nur wirksam gewesen in Bezug auf die neuen Berufungen. In den inneren Angelegenheiten der Akademie hat der König Einmischungen d'Alembert's, wie fein und methodisch sie auch angelegt waren, in der Regel abgelehnt. Es war edel und gerecht,

wie er auf Lagrange's Urtheil hin für Lambert, dessen wenig einnehmende Lebensformen Friedrich abstießen, eintrat. D'Alembert hat mit interesseloser Objectivität unter der Elite der Wissenschaft Umschau gehalten, wenn es sich um Stellen in den strengen Wissenschaften handelte. Er hat der Akademie Lagrange zugeführt, den größten Mathematiker der folgenden Generation; er war betheiligt, als Laplace seine Uebersiedelung nach Berlin erwog, er hat den bedeutenden Chemiker Scheele zum Nachfolger von Marggraf vorgeschlagen, und es lag nicht an ihm, wenn sein zweimaliger Hinweis auf Michaelis und seine Empfehlung von Johannes Müller ohne Folgen blieben. Auf die philosophische Classe erstreckte sich der Einfluß von d'Alembert nicht; hier kam der tiefe Gegensatz zwischen den deutschen Metaphysikern und diesen Positivisten zum Vorschein. „Es scheint mir," schrieb Lagrange mit einer ihm sonst fremden Malice, „jedes Land beinah hat seine besondere Metaphysik, wie es seine Sprache hat." So war auch an der Berufung des größten unter den Philosophen der Akademie, Lambert's, des Rivalen von Kant, d'Alembert nicht betheiligt, und dem König hatte man denselben „beinah aufgedrungen".

Sehr complicirt war dann d'Alembert's Verhältniß in Bezug auf das luftige Geschlecht der Literaten im Gefolge der Encyklopädie. In diesem Punkt war d'Alembert schwach. Als nach Maupertuis' Tode der König in die engere Beziehung zu d'Alembert trat, als er ihm die Epistel gegen die Verfolgung der Encyklopädie sandte, in dem liebenswürdigen Geplänkel zwischen Poesie und Mathematik, wo Witz und Geist und Grazie der Beiden sich erprobten, da hatte d'Alembert an Voltaire geschrieben: „Ich weiß nicht, was da werden wird mit ihm und mit mir; aber wenn die Philosophie an ihm keinen Beschützer hat, das wäre großer Schade." Und als er dann in den Potsdamer Tagen seiner Stellung bei Friedrich sicher geworden, war er der Möglichkeit froh, nun den Kampfgenossen zu nützen, und er triumphirte, als er Helvetius und de Jaucourt als auswärtige Mitglieder in die Akademie gebracht hatte; er dankt dem König im Namen der Philosophie für das Beispiel, das er den Herrschern gebe. Doch entging dem klugen Auge Friedrich's nicht, je länger das Verhältniß andauerte, was da im Hintergrund sein Spiel trieb. Wenn er das nie direct aussprach, — aus dem leise spöttischen Tone, mit welchem er manchmal die Anpreisung eines Märtyrer-Literaten beantwortete, hörte es d'Alembert heraus. Wenn man, in dem Briefwechsel zwischen Voltaire und d'Alembert, einen Blick hinter die Coulissen thut, sieht man, wie nothwendig Friedrich's Reserve war.

Aber die Richtung, in welcher die Akademie in der letzten Regierungszeit Friedrich's sich bewegte, war mehr als durch die Beziehung zu d'Alembert bedingt durch die Veränderungen, die sich in den Intentionen des Königs selbst vollzogen. Friedrich kehrte aus dem Siebenjährigen Kriege als ein Anderer zurück. Das Ringen um die Existenz seines Staates, die Eindrücke der Schlachtfelder hatten ihm die Seele gehärtet; die frohe Beweglichkeit der Jugend war geschwunden. Er hielt nun Wacht, seinem Lande den Frieden zu erhalten, er sorgte, den zerrütteten Wohlstand herzustellen, er arbeitete mit seinem Minister Zedlitz an der Erziehung seines Volkes. In seinem Geiste

concentrirte sich jetzt Alles auf das Nothwendige. So modificirte sich nun auch sein Begriff von der Funktion der Akademie. Immer kühler wurde er der mathematischen Naturwissenschaft gegenüber, für die seine Akademie so Großes geleistet hatte. Das alte Problem, das ihn ein Leben hindurch beschäftigt hatte, stand im Vordergrund seines Interesses. Die Beweggründe des Handelns für das Gemeinwohl sollen aufgeklärt und in Wirksamkeit gesetzt werden. Zugleich löste sich sein Geist immer mehr von der französischen Literatur, wie sie nun sich entwickelte. Denn immer radicaler traten jetzt die Consequenzen des abstract naturwissenschaftlichen Standpunktes in Rücksicht auf den Staat und die einfachen sittlichen Grundüberzeugungen hervor. So machte sich das innerste Princip seiner Philosophie jetzt freier geltend. In der Tiefe des Selbstbewußtseins darf allein die Antwort gesucht werden auf die Frage, wie der Mensch zu handeln habe. Nur daß er im Gegensatz gegen Kant mit seinem großen Wirklichkeitssinn das Auge auf den Zusammenhang gerichtet hielt, welcher zwischen der Fülle der Triebkräfte in uns, die nach Befriedigung streben, und der pflichtmäßigen Sorge für das Gemeinwohl besteht.

Als der große König am 17. August 1786 starb, war unsere Literatur und unsere Philosophie die erste der Welt. Ohne daß er es wollte oder auch nur wußte, hatte sich das Zusammenwirken seiner Lebensarbeit, in welcher auch die der Akademie eingeschlossen war, mit dem Werke jener deutschen Denker und Dichter vollzogen, deren Werth zu erkennen ihm nicht mehr vergönnt war. Zusammen hatten sie jenes Zeitalter der religiösen und philosophischen Aufklärung im protestantischen Norddeutschland heraufgeführt, welches vielleicht auf die Erziehung des Volksganzen glücklicher gewirkt hat als die religiöse Praxis irgend einer anderen Zeit oder eines anderen Volkes. Auf dem Boden dieser Aufklärung ist die unvergleichliche Blüthe unseres Geisteslebens in dem Menschenalter nach Friedrich's Tode erwachsen. Aber ihre Bedeutung reicht für uns über diese Wirkungen hinaus. Sie enthält ein Unvergängliches, eine Gestalt des Lebens, die unmittelbar, nach ihrer Verwandtschaft mit dem heutigen Geiste, auf uns wirkt.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Das Wesen der romantischen Dichtung in Frankreich.

Von
Heinrich Schneegans.

Es ist gewiß auffallend, daß in der sogenannten Blütheperiode der französischen Literatur im Zeitalter Ludwigs XIV. die Lyrik eigentlich gar keine Rolle spielt. Denn wenn auch die Träger der berühmtesten Namen hie und da lyrische Gedichte geschrieben haben, so sind doch darum weder Racine noch Lafontaine oder Boileau Lyriker zu nennen. Auch das 18. Jahrhundert hindurch bis zur Revolution schweigt die französische Lyrik ganz. Denn heutzutage wird Keiner mehr Jean Baptiste Rousseau als lyrischen Dichter preisen. Erst mit der Revolution und namentlich nach den napoleonischen Kriegen macht sich ein Umschwung bemerkbar. In der Periode der Restauration erstehen plötzlich eine Menge hervorragender Dichter, welche sich besonders auf dem Gebiete der Lyrik auszeichnen; es bildet sich eine eigenartige Schule, welche die Lyrik auf eine bisher in Frankreich unbekannte Höhe führt. Die Dichter, welche nun den Blick aller Zeitgenossen auf sich ziehen, Lamartine, Victor Hugo, Alfred de Vigny, auch Alfred de Musset, haben in sich etwas Besonderes, das man bisher in der französischen Literatur nicht kannte. Ueberhaupt nimmt diese bemerkenswerthe Bewegung der zwanziger und dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, der man den Namen der Romantik gegeben hat, in der französischen Literatur einen Platz für sich ein. Es spricht sich in ihr nicht der sonst von den Franzosen stets so gerühmte esprit français aus. Die französische Romantik hat eher etwas Deutsches, das sie uns besonders sympathisch macht. Freilich unterscheidet sich die französische Romantik von der deutschen in vielen Beziehungen. Nichtsdestoweniger ist uns diese Periode der französischen Literatur am sympathischsten.

Worin besteht nun das Eigenartige der französischen romantischen Dichtung? Es läßt sich dies in zwei Worten nicht sagen. Nur wer der Sache auf den Grund geht, kann auf diese Frage eine einigermaßen befriedigende Antwort geben. Wir wollen im Folgenden versuchen, das Wesen der französischen romantischen Poesie zu ergründen. Zu diesem Zwecke müssen

wir aber etwas weiter ausholen. Das Wesen der französischen Romantik läßt sich nur aus ihrer geschichtlichen Entwicklung begreifen. Dieselbe geht aber bis ins 18. Jahrhundert zurück.

Die französische Literatur des 18. Jahrhunderts hat einen unleugbar aristokratischen Zug. Sie ist vor Allem Salonliteratur. Sie hat kein Verständniß für das Volk, kein Mitgefühl für die Natur; sie drängt überhaupt das Gefühlsleben und die Aeußerung des Gefühls, wie es in der feineren Gesellschaft Mode ist, möglichst zurück. Sie ist geistreich, sie plaudert über Alles mit Witz und in eleganter Form; dabei hat sie etwas nüchtern Verständiges, sie hält die Vernunft und das Maß in allen Dingen hoch in Ehren, die Empfindung aber, die Begeisterung, das die Phantasie ergreifende, in die Tiefe der Seele hinuntersteigende Gefühlsleben ist ihr gänzlich fremd. Der Mann, welcher zuerst gegen diese Gesellschafts- und Literaturrichtung reagirte, ist ein Mann aus dem Volke und ein Fremder. Jean Jacques Rousseau stammte aus einer Familie, die dem kleineren Bürgerstande angehörte; seine Jugend verbrachte er in niedrigen Stellungen, als Secretär oder Schreiber, ja sogar als Diener; seine spätere Frau war eine einfache Magd. So hatte er denn stets Fühlung mit dem Volke. Er stammte aus Genf und war Protestant, er war der Sohn eines freien Staates und war mit einer Religion vertraut, die das individuelle Leben im Menschen bevorzugt. Seine Heimath gehörte zu den landschaftlich schönsten Gegenden Europa's, und in seinen häufigen Fußwanderungen über die Berge, auf seinen abenteuerlichen Reisen durch Savoyen, Italien und Frankreich hatte Rousseau schon früh aus eigener Anschauung die Natur, die seinen nur im Salon lebenden Zeitgenossen so gut wie unbekannt war, aus eigener Anschauung kennen gelernt. Alle diese Momente in Rousseau's persönlichem Leben sind für sein Werk, insofern es für die Entwicklung der romantischen Dichtung maßgebend ist, von größter Bedeutung. Durch sein ganzes Wirken geht ein demokratischer Zug, der zuerst von politischer und socialer Bedeutung ist, der dann aber auch auf die Literatur in hervorragendem Maße Einfluß gewinnt. Im Contrat social hat Rousseau zuerst die Gleichberechtigung des Volkes und der Großen im socialen und politischen Leben betont; er hat aber zu gleicher Zeit die Ueberverfeinerung der damaligen Gesellschaft angegriffen und als Heilmittel dagegen die Flucht zum Naturzustand, in Folge dessen zur Natur selbst empfohlen. Das Gefühl für die Natur und das Verständniß derselben entspringt bei ihm noch aus anderer Quelle. Im Gegensatz zu seinen nüchternen, verstandesmäßig angelegten Zeitgenossen ist er von empfindsamer Gemüthsart. Jede seelische Regung tritt ungemein heftig bei ihm auf. Die Liebe ist bei ihm nicht wie bei seinen Zeitgenossen fade Galanterie, sie ist bei ihm echte Leidenschaft, die seine Sinne und seinen Geist in gleicher Weise ergreift und mächtig erschüttert. Und die Liebe, sie nimmt in seinem Leben einen ungemein wichtigen Platz ein. Das Weib beherrscht ihn in verschiedener Weise in der Gestalt der Madame de Warens, der Madame d'Houdetot, der Madame d'Epinay, ja vielleicht in niedrigerer Art in der Gestalt seiner eigenen Frau. Und das Vorherrschen des Gefühls in seinem

ganzen Wesen macht ihn den Frauen besonders sympathisch und sichert auf diese Weise seinen Werken den größten Einfluß auf die Denkrichtung und Empfindungsart der Frauen. Die damalige Gesellschaft, die durch den herrschenden Utilitarismus und Rationalismus ganz vertrocknet war, fühlt sich durch diesen frischen, von den Bergen herbrausenden, die Tiefe der Menschenseele erschütternden Hauch mächtig ergriffen. Der Roman der Nouvelle Héloïse rührt zu Thränen und zeitigt solche Schöpfungen wie Bernardin de St. Pierre's Paul et Virginie, die von Gefühl und Rührseligkeit überströmen. Freilich wird einstweilen durch die französische Revolution in der französischen Literatur dieser neue Zug aufgehalten; er bricht sich dafür in der deutschen Literatur mächtig Bahn. Außer dem demokratischen und empfindsamen Zug ist aber in Rousseau's Werken noch ein dritter von Wichtigkeit, der individualistische. Die Wichtigkeit, die er seinen eigenen Empfindungen beilegt, rührt von der beinahe krankhaften Bedeutung her, die er seinem Ich beilegt. Sie begreift sich aber aus der Entwicklung, die er durchgemacht hat. Er, der lange Zeit zu den Niedrigsten im Volke gehört hat, der als Diener, Schreiber, Musiker mühsam sein Brot verdient hat, der das Leben der Landstraße kennt, der oft genug unter freiem Himmel hat schlafen müssen, er, der Kleine, Verachtete, Unbekannte, ist plötzlich durch eine einzige Schrift der bedeutendste Schriftsteller Frankreichs geworden. Er ist mehr als ein Diderot, mehr als ein d'Alembert; getrost kann er sich neben Voltaire stellen; die Frauen vergöttern ihn; die ganze Welt hängt an seinen Lippen und läßt sich von den Gefühlen, die er den Helden seiner Werke eingibt, hinreißen. Welche Wandlung! Und nur sich selbst verdankt er sie! Keiner hat ihm die Wege geebnet. Er war arm und unwissend, unbekannt und ohne Gönner; durch eigene Kraft und Energie, durch die Macht seines Genius hat er auf einmal die Höhe erklommen, von welcher aus er jetzt die ganze Welt beherrscht. Welche Bedeutung muß sein Ich nicht haben! Ein unglaublicher Stolz bemächtigt sich seiner, der bald zum unerträglichsten Hochmuth sich auswächst und die äußerste Empfindlichkeit nach sich zieht. Wer ihn nicht ganz anerkennen will, der wird ihm Feind; bald denkt er sich, daß er verfolgt wird, daß er stets das Opfer bösartiger Verschwörung ist, und seine Empfindlichkeit, die von seiner krankhaft erregten Phantasie stets neue Nahrung erhält, steigert sich bis zum Wahnsinn. Auch bei den Romantikern finden wir dieses krankhaft gesteigerte Ichgefühl, und auch bei ihnen entartet es leicht zu einer Art von Wahnsinn, zum Weltschmerz.

Die drei charakteristischen Züge, die ich bei Rousseau hervorhob, der demokratische, der empfindsame und der individualistische, sind für die Entwicklung der französischen Romantik maßgebend. Zwar hat der demokratische Zug Rousseau's in Frankreich zuerst nur politische Folgen gehabt; er hat die Revolution mächtig gefördert, und die extremen Parteien der französischen Revolution stehen ganz unter dem Einfluß seines Contrat social. Indirect ist aber die Revolution für die Entfaltung der neuen Literatur auch maßgebend geworden. Sie hat eine Menge Franzosen aus ihrer Heimath geworfen, die nun in der Fremde, in Deutschland und England, die dort schon

in der Literatur fruchtbar gewordenen Rousseau'schen Ideen aufgenommen und zu verwerthen gewußt haben. Die Bekanntschaft Frankreichs mit Deutschland ist vor Allem gefördert worden durch Madame de Staël, die, von Napoleon I. aus Frankreich vertrieben, zu verschiedenen Malen in Deutschland einen Zufluchtsort suchte und am Weimarer Hofe mit den berühmtesten deutschen Schriftstellern in Berührung kam. Schlegel wurde sogar der Erzieher ihrer Kinder. Frau von Staël hat in ihrem Buche über Deutschland den deutschen Individualismus und Idealismus Frankreich näher gebracht. Kein anderes Buch hat die geistige Annäherung beider Völker so sehr gefördert wie dieses. Ein anderer Emigré, der weit in der Welt herumgekommen ist, der lange in England lebte und auch in Amerika die Schönheit der Neuen Welt kennen lernte, Chateaubriand, hat fast gleichzeitig mit Frau von Staël am Anfang unseres Jahrhunderts die Rousseau'schen Ideen in der Literatur weiter gepflegt. Der Individualismus, der zum Weltschmerz entartet, weil das Ich in der es umgebenden Welt kein Verständniß und keine Befriedigung zu finden glaubt, kommt in seinem René, den man mit Recht den französischen Werther genannt hat, zu ergreifendem Ausdruck. Aber nicht bloß in diesem Buch, in allen Werken Chateaubriand's spielt das Ich die hervorragendste Rolle. Es ist immer seine eigene Geschichte, die er seinen Lesern vorführt, über sich will er weinen lassen, er ist die interessante Persönlichkeit, deren Liebe, deren Enttäuschung, deren Verzweiflung die ganze Welt beschäftigen muß. Und neben diesem Individualismus ist bei ihm noch ein anderes Moment von großer Bedeutung, das auch zum Theil bei Rousseau seine Quelle findet. Schon in seinem „Emile“ hatte Dieser die Entstehung des religiösen Gefühls in der Schönheit der Natur zu begründen gesucht, als er seinen Zögling durch den Anblick der aufsteigenden Sonne in der malerischsten Gegend der Schweiz von dem Dasein Gottes zu überzeugen suchte. Auch bei Chateaubriand ist das religiöse Gefühl mit dem ästhetischen eng verwandt. Er sucht im Génie du Christianisme die Berechtigung des Christenthums hauptsächlich durch die Schönheit desselben zu beweisen. Weil das Christenthum und die christlichen Gebräuche durch das Wunderbare, das ihnen anhaftet, dem Heidenthum und den heidnischen Gebräuchen in ästhetischer Hinsicht überlegen sein sollen, deshalb — so ist Chateaubriand's Meinung — muß das Christenthum dem Heidenthum überhaupt vorgezogen werden. Ob eine solche Beweisführung für die Religion als solche von Vortheil ist, haben wir hier nicht zu untersuchen. Wir constatiren nur, daß sie für die Romantiker typisch ist. Ihnen ist die Religion fast immer Schaugepränge. Die glänzende Procession, die beim Klange der Glocken in die festlich geschmückte Kirche zieht, die in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Capelle, in der etwa beim Lichte der Kerzen die Gestalt einer knieenden, weinenden Frau erkannt wird, die verzweifelnd die Hände zum Bilde der Madonna emporstreckt, der Kirchhof, in dem ein unglücklicher Liebender in sturmdurchpeitschter Nacht, vom Mondschein phantastisch beleuchtet, vor dem Grabe seiner Geliebten betet, das Aeußerliche, die Phantasie Ergreifende und die Sinne Erschütternde in der Religion oder besser im Gottesdienst — das ist es, was die Romantiker unter

Religion verstehen. Aus diesem Grunde wird es uns nicht wundern, daß sie begeisterte Katholiken sind. Daß Chateaubriand es ist, der die Religion hauptsächlich von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist uns um so begreiflicher, wenn wir bedenken, daß er in höherem Grade als irgend ein Anderer bisher in Frankreich für das Malerische Sinn besitzt. Die Schönheit der Natur weiß er in farbenprächtiger Sprache zu schildern; seine Worte sind von einer solchen Harmonie getragen, daß man Musik zu hören meint, wenn man seinen Stil liest. Auch in dieser Hinsicht haben ihn die eigentlichen Romantiker nachgeahmt. Die französische Sprache, die im 18. Jahrhundert durch ihre krystallhelle Klarheit und Präcision ihres Gleichen suchte, der es aber an sinnlicher Kraft fehlte, erhielt in unserem Jahrhundert ein ganz neues Gepräge. Sie redete jetzt nicht mehr bloß zum Verstand, sondern auch zum Herzen; sie lernte, durch das Ohr zu wirken, durch den Klang melodischen Tonfalls und durch das Vermögen, lebendige Bilder hervorzuzaubern.

Zur vollen Entfaltung gelangt die romantische Literatur in Frankreich erst nach den napoleonischen Kriegen, zur Zeit der Restauration. Tiefes Ruhebedürfniß hielt Frankreich damals umfangen. Nach der blutigen Revolution, nach den schrecklichen Kriegen, die so viele Opfer gekostet, so viele Thränen verursacht und so tiefe Wunden geschlagen hatten, mußte eine Poesie, die zum Herzen sprechen wollte, und welche der Ausdruck des innersten Gefühls zu werden versprach, fruchtbaren Boden finden. Man hatte so viel im wirklichen Leben gelitten, daß es eine Wohlthat schien, sich jetzt nur in der Poesie ausweinen zu können. Dieser Stimmung der ersten Jahre der Restauration wußte Keiner so gut Rechnung zu tragen als Lamartine. Er gehört noch nicht eigentlich zur romantischen Schule, aber seine Poesie trägt doch den Stempel des Romantischen. Sie ist vollständig Gefühlspoesie, sie ist durchaus individuell; auch sie sucht stets die Natur in Verbindung mit dem Seelenleben zu erhalten. Der weiche, melancholische Lamartine, das Urbild des sentimentalen Jünglings, erschafft eine Poesie, die an Gefühlsinnigkeit in Frankreich noch jetzt ihres Gleichen sucht. Er selber ist stets der Gegenstand seiner Gedichte; seine Stimmungen bringen sie zum Ausdruck und in so harmonischer Sprache, in so melodischer Form, daß man mit Recht seine Poesie mit der Musik verglichen hat. Es fehlt ihm zwar der demokratisch-revolutionäre Zug, den wir bei Rousseau constatirten. Er war eine vornehme, aristokratische Natur, die nicht gern in den Kampf gezogen wäre mit den anderen Romantikern, die das Schwert ergriffen, um den Classicismus aus dem Tempel der Poesie zu verjagen. Nur für sich dichtete er, nur seine persönlichen, innersten Gefühle wollte er ausdrücken; keiner Schule, die bestimmte Tendenzen hatte, konnte und wollte er sich anschließen. Er ist kein Parteimann, nur Dichter, nur Lyriker, nur Träumer. Während er aber, wie auf einsamem Felsen, die Leier in der Hand, seine Gedichte der andächtigen Schar von Frauen und Jünglingen singt, die ihn wie einen Sänger aus himmlischen Höhen anbeten, sehen wir schon die Dichter und Kritiker heranstürmen, welche das Banner der Romantik entfalten und sich in Schlachtordnung um ihren Feldherrn scharen. Er, der Beredteste, der Stolzeste, der Fähigste von Allen, weist ihnen

den Weg. Auf feurigem Rosse sprengt er daher, wie ein Ritter aus dem Mittelalter, mit glänzender Rüstung und wehendem Helmbusch, Victor Hugo. Und zu seiner Rechten und zu seiner Linken zwei andere Dichter, seinen Adjutanten vergleichbar, der Eine traurig und melancholisch, im trüben Pessimismus müde dahin reitend, den Blick auf den Boden geheftet, Alfred de Vigny; der Andere schalkhaft und geistreich, bald hierhin, bald dorthin unruhig hin und her sprengend, Alfred de Musset. Und hinter ihnen her ein glänzender Stab in buntester Farbenpracht: Alexandre Dumas mit seinen Effectdramen und Sensationsromanen, Théophile Gautier mit seinen mittelalterlichen und orientalischen Gedichten, dann Sainte Beuve, der Kritiker, die Brüder Deschamps, Gérard de Nerval, Victor de Laprade, Ludovic Vitet, Théodore de Banville, Auguste Brizeux und schließlich zwei Frauen, die sich erinnern, daß Frau von Staël den Romantikern den Weg gewiesen und in ihren Romanen zum ersten Mal für die Emancipation der Frauen eingetreten ist, Delphine Gay zuerst und dort in der Nähe Alfred de Musset's, in Männerkleidung ihm nacheilend, George Sand. — Ein glänzender Stab fürwahr, kampfbereit, mit wehendem Banner, zum Stürmen ins Horn blasend, die Lanze auf den Sattel stemmend, wie Ritter aus dem Mittelalter.

Mittelalterlich sind sie fürwahr, diese Revolutionäre, die sich zum Kampf gegen die classische Poesie geeinigt haben. Es ist dies vielleicht der eigenthümlichste Zug in der französischen Romantik, diese Revolution zu Gunsten des Mittelalters und gegen die classische Poesie, welche auf den bei Rousseau so eigenthümlichen demokratischen Zug zurückzuführen ist. Die classische Poesie, d. h. die Poesie des 17. und 18. Jahrhunderts, legte der Freiheit der Phantasie und des Gefühls schwere Ketten auf. Nicht so, wie man wollte, konnte man dichten; man mußte sich den Gesetzen Boileau's beugen. Die Vorschriften seines Art poétique waren der Canon, nach dem man sich richten mußte. Im Drama war man gezwungen, sich den Regeln der drei Einheiten zu fügen. Jede Tragödie, jede Komödie mußte sich im Zeitraum von vierundzwanzig Stunden abspielen. Der Ort der Handlung durfte nicht gewechselt werden, und eine einzige Handlung nur die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesseln. Die Sprache mußte stets edel und hochtrabend in der Tragödie sein; das Komische und Niedrige durfte mit dem Tragischen und Erhabenen nicht abwechseln. Streng waren die Gattungen geschieden. In der Tragödie durften nur Personen der höheren Stände die Bühne betreten. Für das Volk existirte die Tragödie nicht. Eine solche Auffassung konnte für Generationen, welche die französische Revolution und die Kriege des Kaiserreiches schaudernd miterlebt, nicht mehr maßgebend sein. Sie hatten es ja gesehen: die furchtbarsten Tragödien des Lebens banden sich an solche äußerlichen Schranken nicht. Ueber lange Zeiträume dehnten sie sich aus; alle Schichten der Bevölkerung konnten ebenso gut wie die Großen von tragischen Erlebnissen heimgesucht werden, und das Triviale, das Komische sogar, es wechselte im Leben mit dem Tragischen und Erhabenen willkürlich ab. Die französische Revolution hatte alle Schranken niedergerissen und die

einzelnen Stände brutal durch einander geworfen. Wollte die Literatur das Spiegelbild des Lebens sein, so mußte sie die alten Schranken niederreißen. Die Revolution und das Kaiserreich waren durch politische Ereignisse zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie daran hätten denken können, auch in literarischer Hinsicht revolutionär zu sein. Uebrigens gefiel sich auch die Revolution, die nach antikem Ideal strebte, in dem der Antike nachgebildeten Classicismus, und Napoleon I. waren die Zucht und Ordnung, der Zwang und Gehorsam viel zu sympathisch, als daß er die classische Literatur nicht gutgeheißen hätte. So kam denn die Reaction erst später, erst nach dem Sturz des Kaiserreiches. Politisch sind die Träger dieser Ideen Royalisten; sie schwärmen für die Wiedereinsetzung des Königthums; im Laufe der Zeit hatte man vergessen, daß auch zu Ludwig's XV. Zeiten der Classicismus in der Poesie herrschte; die Royalisten, die unter der Revolution und dem Kaiserreich so sehr zu leiden gehabt hatten, erinnerten sich nur, daß unter diesen verhaßten politischen Systemen der Classicismus die maßgebende literarische Richtung war, und sie griffen ihn schon deshalb an. So sehen wir denn in dieser politisch royalistischen Literatur, welche Ludwig XVIII. und Karl X. verhimmelt, das demokratische Element, das durch Rousseau's Einfluß in die Literatur der Nachbarländer eingedrungen war, auch seinen Einzug in Frankreich halten.

Es ist dies namentlich im Drama der Fall. Im Vorwort zu seinem Cromwell erklärt Victor Hugo der classischen Richtung den Krieg. Seine Dramen wollen von den drei Einheiten nichts mehr wissen; das Tragische mischen sie keck mit dem Komischen — wie es im wirklichen Leben zugeht, so soll es in der Literatur auch sein. Und nicht bloß Könige und Fürsten, Helden und Heldinnen betreten die Bühne; auch Bürger und Bauern, ja die Niedrigsten in der menschlichen Gesellschaft müssen im Drama Berücksichtigung finden. Auch in ihrem Herzen regt sich die Leidenschaft, auch sie fühlen, auch sie weinen. Rousseau hatte es bereits gesagt, und die französische Revolution hatte es bewiesen. So sehen wir denn im „Hernani“ den Banditen als Nebenbuhler des Königs, im „Ruy Blas“ den Lakaien, der die Königin liebt und von ihr geliebt wird; im „Roy s'amuse“ ist es die Tochter eines armen, verachteten Hofnarren, die der König verführt. Und der Dichter scheut sich nicht, das Gefühlsleben der aus der Gesellschaft Verstoßenen zum Gegenstand des Dramas zu machen. In „Marion de Lorme“ zeigt er uns, wie eine Buhlerin von einer wirklichen, reinen Leidenschaft ergriffen und wie ihr ganzes Leben dadurch geadelt wird.

Aber auch in der Lyrik macht sich derselbe Zug geltend. Die classische Poesie hatte nur die stets gleiche Liebe des Mannes von Stand zur Frau von Stand besungen. Die väterliche oder mütterliche Liebe hatte nicht oder nur selten die Herzen gerührt. Dem Adligen war der Sohn nur der Stammhalter, der den Namen seines Hauses weiter zu verpflanzen berufen war. Besondere Zärtlichkeit herrschte nicht zwischen Eltern und Kindern. Wie anders ist es jetzt geworden! Die ergreifendsten Töne entlockt Victor Hugo der väterlichen Liebe. Auch die Poesie des Kindes, die bis dahin sehr ver-

nachlässigt worden war, hält er für würdig, den Tempel der Dichtkunst zu betreten. Ueberall müssen die Schranken fallen. Wie das Leben in Wirklichkeit ist, so soll es auch in der Literatur erscheinen.

Und da die Romantiker in der ausländischen Literatur vielfach weit größere Freiheit vorfanden als in der französischen, so suchten sie gerne ihre Stoffe in der Geschichte der Nachbarländer. Deutschland mit seiner großartigen durch Schiller und Goethe zu ungeahnter Höhe gebrachten Literatur zog mächtig an. Hier herrschte Freiheit, so dachten die Romantiker, und so feierten sie in ihren Versen mit Vorliebe Deutschland. Aber auch Spanien mit seiner glänzenden, poesievollen Vergangenheit fesselte ihre Phantasie. Ueberhaupt war es meistens die Poesie der Vergangenheit, die Poesie des Mittelalters, welche sie anzog. Das Drama der damaligen Zeit kannte keine Schranken, und die Phantasie konnte sich das Leben der Ritter, das damals noch so gut wie nicht bekannt war, unbeschränkt ausmalen wie sie wollte. Besonders war es aber einerseits der Gegensatz zum Classicismus, welcher vom Mittelalter nichts hatte wissen wollen, andererseits das Malerisch-Glänzende dieser Zeit, das die Romantiker reizte. Die Poesie des Ritterschlosses mit seinen Thürmen und Erkern, mit seinen Wällen und Gräben, mit den stahlbepanzerten Rittern und den keuschen Edelfräulein, die Troubadours, die im Mondschein vor dem vergitterten Fenster der Geliebten ihre Lieder singen; in der Romantik lebte sie wieder auf, die ganze Poesie des Mittelalters.

Und mit ihr zugleich die Poesie der im Mittelalter herrschenden Religion. Schon Chateaubriand hatte auf sie hingewiesen. Die Romantiker, die ganz im Mittelalter aufgingen, bemächtigten sich ihrer. War ja doch die Ritterburg ohne die Schloßcapelle nicht denkbar! Und wie trefflich verstand es ein Victor Hugo in seinem Roman „Notre Dame de Paris“, der gothischen Kirche des Mittelalters poesievolles Leben einzuhauchen! Wie lebendig tritt er vor unsere Augen, der Dom mit seinen zwei himmelanstrebenden Thürmen, mit der großen Rose in der Mitte, mit dem statuengeschmückten herrlichen Portal, mit den seltsam grinsenden Teufelsfiguren, die als Dachrinnen in die Stadt hinunter glotzen! Wohl ist bei den Romantikern wie schon bei Chateaubriand die Religion eher ein äußerliches denn tief innerliches Element. Die Schönheit der Kirche, die Pracht des Gottesdienstes, das architektonisch oder malerisch Bedeutsame, das tief Ergreifende der Orgelmusik, überhaupt Alles, was auf die Sinne Eindruck macht, das ist den Romantikern vor Allem die Religion. Selbst bei dem Innerlichsten unter ihnen, selbst bei Lamartine kann man ein gewisses theatralisches Element im Prunken mit religiösen Gefühlen nicht verkennen.

Ueberhaupt artet bei den Romantikern die Vorliebe für das Malerische und für das Farbenprächtige in eine unleugbare Vorliebe für das Aeußerliche aus. In den Gedichten Victor Hugo's und Théophile Gautier's ist es häufig ganz allein das Costüm, welches das Interesse auf sich zieht. Der mit einem silbernen Adler geschmückte, federumwallte Ritterhelm, die malerische Tracht der gebräunten Spanierin, welche, das Tamburin und die Castagnetten in der

Hand schwingend, anmuthig tanzt, das den Augen Schmeichelnde wird mit einer Liebe und Genauigkeit gezeichnet und geschildert, die uns in Erstaunen setzt. Und dieses äußerliche Moment ist es auch gewesen, welches die französischen Romantiker dazu führte, so große Sorgfalt dem Verse und seiner Neugestaltung zu widmen. Der würdige, auf dem Cothurn einher schreitende gravitätische Alexandriner, der mit ermüdender Regelmäßigkeit seine Ruhepause nach den ersten sechs Silben fand, konnte den rastlos vorwärts strebenden, neuerungslustigen Revolutionären nicht mehr gefallen. Er mußte geschmeidiger, rühriger werden, er mußte in sich die Leidenschaft widerspiegeln können, die in dem Herzen glühte. Daher die Reform der Metrik, welche die Romantiker einführten. Und ebenso wie der Inhalt der Verse auf das Auge, so mußte der Reim mit seiner reichen Fülle auf das Ohr wirken. Bekannt sind die Kunststücke, die Victor Hugo in zahlreichen Gedichten anwendet, um seine Verse sei es melodischer, sei es auch nur auffallend zu gestalten.

Wie in der Lyrik dieses metrische Element, so ist im Drama das decorative auf die Sucht nach dem Aeußerlichen zurückzuführen. Die classische Bühne hatte auf die Decoration und auf das Costüm niemals geachtet. Das romantische Theater suchte dagegen auch durch dieses Mittel zu wirken. Das Gewitter mit Sturmwind und Regen, mit Donner und Blitz bricht mit Vorliebe aus, wenn die Leidenschaft aufs Höchste gesteigert und eine erschreckende That auf der Bühne vollbracht wird. Die Finsterniß des Grabgewölbes, das Läuten der Glocken in besonders feierlichem Augenblick, das Aufziehen eines Vorhangs, der irgend ein Furchtbares dem entsetzten Auge des Zuschauers eröffnet — das sind Alles äußerliche Elemente, durch welche die Romantiker zu wirken suchen. Und im Costüm schon spricht sich häufig die Gemüthsart und Empfindungsweise der Personen aus. Denken wir nur an die schwarze Kleidung, die ungepuderten Haare, das zugleich militärische und kirchliche Aussehen des Chatterton: sie lassen schon äußerlich die ernste Gemüthsart des Mannes erkennen, dem es zugleich an Leidenschaft und Energie nicht fehlt. Aber mehr als Alfred de Vigny in seinem Drama haben Victor Hugo und Alexandre Dumas gerade auf dieses Element besonderen Nachdruck gelegt.

Die Bevorzugung des Aeußerlichen bei den Romantikern contrastirt seltsam mit dem Tiefinnerlichen, Empfindsamen und Sentimentalen, das ihnen sonst inne wohnt. Aber das Widerspruchsvolle ist ihnen ja überhaupt eigen. Sie sind Royalisten und Revolutionäre, Realisten und sentimentale Dichter zu gleicher Zeit. Wie dieses Empfindsame bei Rousseau, Chateaubriand und namentlich bei Lamartine sich findet, so fehlt es auch in der eigentlichen Schule der Romantiker nicht. Bei Victor Hugo tritt es zwar in der Liebe zum Weibe nicht sehr hervor; sie nimmt bei ihm überhaupt keinen großen Platz ein. Dagegen bricht sich die Empfindung mächtig bei ihm Bahn, wenn er die Liebe des Vaters zu seinem Kinde ausdrückt. Kein Dichter hat so ergreifende Worte gefunden, um das unsägliche Weh auszudrücken, das ein Vater über den Tod einer innigst geliebten Tochter empfindet. Die aus diesem Anlaß entstandenen Gedichte der „Contemplations“ gehören zu den schönsten

der französischen Lyrik überhaupt. Ebenso wie Victor Hugo ein Meister in der Darstellung der väterlichen Liebe ist, so versteht es Alfred de Musset wie kein Anderer in Frankreich, die Liebe zum Weibe auszudrücken. In seinen Gedichten tändelt nicht mehr fade Galanterie in legerem Spiel; wirkliche, tief empfundene, die ganze Seele ergreifende, mächtige Leidenschaft erschüttert den Dichter. Und wie verschieden ist seine Art, die Liebe zu singen, von derjenigen Lamartine's! Er ist nicht sentimental und elegisch wie der große Melancholiker. Er lebt auch nicht unerreichbaren, ätherischen Idealen. Seine Liebe ist irdisch; auch die Sünde ist ihr nicht unbekannt; aber sie ist deshalb um so wahrer, um so tiefer erlebt und empfunden. Alfred de Musset kennt das „himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt" unseres Goethe. Kein anderer französischer Dichter hat die Liebe so wahr und innig empfunden und ausgedrückt als er.

Und warum verstehen die französischen Romantiker gerade ihre Empfindungen und Gefühle so gut auszudrücken, so unendlich viel besser als die Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts? Einfach deshalb, weil sie ganz individuell sind. Ihr eigenes Ich ist es, das in ihren Versen spricht, weint oder jauchzt. In der classischen Poesie dagegen war stets ein Unpersönliches, Allgemeines, das natürlicher Weise nicht packen und ergreifen konnte. Aus diesem Grunde sind die Romantiker auch Meister der Lyrik, denn die Lyrik ist die eigentlich individuelle Gattung. Eine Lyrik, die allgemeine Gefühle ausdrückt, ist — wenn sie nicht Volkslyrik ist — niemals hervorragend. Daher ist aus demselben Grunde das Drama der Romantiker im Allgemeinen schwach. Das Drama ist eine sociale Gattung, es spricht zu einer ganzen Gesellschaft; wenn im Drama sich die Gefühle des Dichters vordrängen, wenn er seinen Empfindungen durch den Mund der auf der Bühne auftretenden Personen Ausdruck verleiht, so sind diese Personen nicht lebendig, sondern nur Schattenbilder des Dichters selbst. Das ist in Victor Hugo's Dramen sehr häufig der Fall. Deshalb sind die romantischen Dramen „Ruy Blas", „Hernani", und wie sie heißen mögen, viel veralteter als die classischen Corneille's und Racine's.

Die lyrischen Gedichte der Romantiker dagegen sind unsterblich, und hauptsächlich diejenigen, in denen die Empfindung losgelöst ist von der bei unseren Dichtern ja so häufig vorkommenden Sucht nach dem Aeußerlichen. Das Ich gelangt bei ihnen zur vollen Geltung. Und dieses Ich, das ihnen so wichtig ist, daß sie es immer und immer wieder in ihren Gedichten dem Publicum vorführen, dieses Ich, in dessen Weh und Leid sie mit Wollust schwelgen, gelangt bei ihnen wie bei Rousseau und Chateaubriand zu einer krankhaften Bedeutung. Stolz und Eitelkeit, ja unerträglicher Hochmuth entwickeln sich fast immer bei ihnen. Lamartine ist einer der eitelsten Dichter, die wir kennen. Er singt auch mit köstlicher Naivetät sein eigenes Lob. Victor Hugo nennt sich die Fackel, welche die Nation zu erleuchten berufen ist, er spielt sich als Prophet auf, der eine heilige Mission zu erfüllen hat. Und wehe dem, der ihm nicht die gebührende Achtung entgegenbringt! Er zerschmettert ihn zu Staub und Moder. Und wie bei Rousseau und Chateaubriand und vielen anderen Dichtern der Emigrantenliteratur kann dieses über-

mäßig gesteigerte Ich-Gefühl leicht zur Verzweiflung und zum trüben Pessimismus führen. Der Künstler, dessen Bedeutung nicht anerkannt wird, der das Gefühl hat, daß er mißverstanden wird, daß seine Bestrebungen keinen Anklang finden, fühlt sich vereinsamt. Das Genie, so denkt er bald, ist eine verhängnißvolle Gabe, die den Menschen in seiner Größe, Einsamkeit und Wehmuth eingeschlossen hält. So denkt z. B. Alfred de Vigny. Und er geht bald weiter. Nicht bloß das Genie, jeder Höherbegabte, jeder Höherstrebende ist dem Unglück geweiht. Ist das nicht eine schreiende Ungerechtigkeit, und muß sich des Menschen Stolz nicht aufbäumen gegen eine solche Behandlung? Oder soll er sich trüber Resignation befleißigen und die höheren Mächte verachten, die ihm gegenüber so unbillig verfuhren? Das ist die Weltanschauung, die sich in Alfred de Vigny's Versen kund gibt, auch dieser Pessimismus ein Ausfluß des gesteigerten Ichs.

Das Vordrängen des „Ich" gegenüber der Gesammtheit oder sagen wir besser überhaupt die Bedeutung, die das einzelne Individuum gegenüber der Gesellschaft sich erringt, ist nicht französisch. Wie in der Politik so herrscht auch in der Literatur mehr als anderswo in Frankreich die „opinion publique", und dem Einzelnen ist es nicht oder nur mit den größten Schwierigkeiten möglich, dagegen aufzukommen. In dem Lande, welches sich gerne rühmt, das demokratischste Land zu sein, ist im Allgemeinen das Joch der Tradition viel drückender und die Autorität der „Gesellschaft" viel anerkannter als anderswo. Die einzige Periode in der französischen Literatur, in welcher das individuelle Fühlen und Empfinden mächtig durchbricht, ist diejenige, welche zugleich von der demokratischen Umwälzung und von dem individuellen Deutschland am stärksten beeinflußt wird. Deshalb wird aber die romantische Dichtung den Franzosen im Grunde genommen stets als etwas Fremdes erscheinen. Den „esprit français" suchen sie vergebens bei den Vertretern dieser Richtung. Wir Deutsche dagegen freuen uns, in der französischen Literatur eine Periode zu finden, in welcher das bei uns so mächtig fluthende Gefühlsleben endlich auch durchbricht und Schöpfungen hervorbringt, die von der größten poetischen Kraft und Schönheit getragen sind.

Noli me tangere.

Eine Phantasie
von
Marie von Bunsen.

[Nachdruck untersagt.]

Der kleine Saal sechs vom Berliner Museum:
eine Staffelei mit Stuhl, Malkasten, angefangener Copie; Gianbellini's „Todter Heiland", Fra Angelico's „Jüngstes Gericht". Museumsdiener schleichen müde vorbei. Reisende betrachten sich die Bilder mit mehr oder minder Aufmerksamkeit und vergleichen sie mit den Handbüchern, ein ländlich angezogenes Bauernpaar starrt hülflos umher.

Ein Herr (welcher mit einem Kunsthistoriker den Fra Angelico sorgsam betrachtete, weist auf das daneben hängende Bildniß einer goldhaarigen, weiß und rosa gekleideten jungen Italienerin des Cuattrocento): Und dieses?

Kunsthistoriker. Man kennt nicht den Künstler — vermuthlich ein Schüler des Verrocchio. Aber sieh Dir das Bild genauer an, sieh die braunen, hülflos fragenden Augen, das lockige, goldblonde Haar, den traurig verschlossenen Kindermund. Und sieh (er weist auf die untere Inschrift des Rahmens und liest ab): Noli me tangere. Und auf der Rückwand . . . (will das Bild umkehren).

Der Herr. Ach, wende nicht das Bild, sei nicht so rauh; sie ist ja so jung und so zart.

Der Kunsthistoriker (nimmt lächelnd die Hand vom Bild). Auf der Rückwand steht: **„Es war, wie Gott wollte, und wird sein, wie Gott will; aus Furcht vor Schande und aus dem einzigen Trieb nach Ehre beweinte ich, was ich einstmals begehrte und dann besaß."**

Der Herr (starrt erregt auf das Bild). Das steht dort geschrieben! Und wer war diese junge Toscanerin? Was war ihr Schicksal, was hat sie begehrt und beweint?

Der Kunsthistoriker (zuckt die Achseln). Wer will das wissen! Es ist lange her! (Er geht weiter in den nächsten Raum. Der Herr folgt ihm zögernd, wendet sich an der Thür und blickt noch einmal auf das Bild.)

Im dunkeln Zimmer, nur von dem flackernden Kaminfeuer schwach beleuchtet, ruht im Lehnstuhl der Herr. Aus der Dämmerung tritt das Bildniß jener jungen Italienerin in immer heller, leuchtender werdenden Farben hervor. Er streckt die Hand nach der Erscheinung:

Rede, rede!

~~~~~~~~~~

Die nach dem Garten zu geöffnete Halle einer mittelitalienischen Villa des Quattrocento. Um die Säulen ranken sich blühende Rosen: ein krasses, blutendes, byzantinisches Crucifix an der Wand. Eine hohe Taxushecke umschließt den Garten, dahinter alte Oliven. Regelrechte, von Buchs eingefaßte Beete mit üppig blühenden Stauden und Büschen, in der Mitte ein von Lilien eingerahmter Weg, der, durch eine Oeffnung der Taxushecke hindurch, sich im Olivenhain verliert. Vorn, neben den Lilien, marmorne Bänke.

Bianca Maria in weißen, goldbestickten Gewändern, **Camilla**, in helles Kirschroth gekleidet, kommen den Lilienweg herunter.

Camilla. Ich konnte mir nie Dich, Bianca Maria, als Ehefrau denken. Du warst so knospenhaft schüchtern; wenn wir Andern lachten und errötheten, verstandest Du uns nicht und zogst Dich verlegen in die herbe Schale zurück. Wir nannten Dich: Noli me tangere.

Bianca Maria (lacht bitter). Man hat mich berührt!

Camilla (heiter). So ist nun einmal das Leben, das schöne Leben.

Bianca Maria (stutzt). Nennst Du das Leben wirklich schön?

Camilla. Gewiß, gewiß. So wahr es Sonne gibt und Frühling und Liebesglück. Und die Küsse und den starken, stützenden Arm des Gatten und das hülflose Lächeln des Kindes. (Stockt.) Bei Dir ist es zwar anders. Du hast keinen jungen, schönen Mann, Du hast kein Kind.

Bianca Maria (schweigt).

Camilla. Warum hast Du Baldassare geheirathet?

Bianca Maria. Weil meine Verwandten es befahlen.

Camilla. Warum hat er, der ältere, einflußreiche, vielbeschäftigte Mann, Dich geheirathet?

Bianca Maria (schweigt, dann schnell). Einmal, als die Empörung allzu sehr anschwoll, frug ich es ihn. Und er sagte: Weil mir ein eigenes, junges, weiches Weib behagt, weil ich meine beiden Söhne, welche ich hasse, mit der Angst vor Miterben gern quäle.

Camilla (erschrocken und bedauernd). So ist er?

Bianca Maria (lacht bitter auf; sie setzen sich auf die marmorne Bank).

Camilla. Du müßtest das Unmögliche nicht verlangen, dann fändest Du vielleicht doch noch . . .

Bianca Maria (höhnisch). Glück?

Camilla (schweigt).

Bianca Maria (energisch). Nie! Mein früheres Ich, jene kleine Klosterblume, kann ich nicht begraben, kann die Vergangenheit nicht bannen . . . Du verbrachtest nur wenige Jahre bei den Weißen Schwestern, ich aber mein ganzes Leben. Weihrauchdüfte und Glockenklang haben mein Wesen durchzogen. In glücklich vergessenden Träumen erblicke ich noch heute die Klosterfrauen und ihr gütiges Lächeln, höre im Kreuzgang ihre leisen, schleppenden Schritte verhallen. Wieder kniee ich singend im Chor, wieder
~~~~~~~~~~

umkränze ich die Gottesmutter mit Blumen . . . Und dann schrecke ich verzweifelt auf, und mir ist es, als ergriffe mich Baldassare's begehrende Hand.

Camilla. Bianca Maria, Du bliebst zu lange bei den Weißen Schwestern.

Bianca Maria. Ich blieb zu lange dort.

Camilla. Du mußt vergessen, dort blüht ein schattiger Frieden für Kinder und für kranke Gemüther, aber nur draußen ist die Welt, ist das Leben der Menschen.

Bianca Maria (schüttelt den Kopf). Es war dort zu schön, es ist hier zu kraß.

Camilla (sieht umher). Und all' diese Pracht?

Bianca Maria (bückt sich nach einer der hinter ihr blühenden Lilien). Auch diese war weiß wie Schnee, und dann kam die stürmische Nacht und rüttelte sie bis in ihr Innerstes auf, und der gelbe Blüthenstaub befleckte den weißen Kelch. (Weist auf die goldenen Stickereien ihres weißen Gewandes.) Sein gelbes, verfluchtes Gold hat bis in die Seele mich befleckt, ich verachte mich und mein Dasein.'

Camilla (erhebt sich seufzend). Bianca Maria, ich muß fort. Heut' ist ja das Fest. Ich habe Dich wenigstens wieder gesehen; vor drei Jahren nahmen wir, zwei Kinder, weinend von einander Abschied.

Bianca Maria. Nur drei Jahre her! (Umarmt Camilla; zerstreut.) Ja, heute ist das Fest, hier spürt man wenig davon. (Klingelt an dem herabhängenden schmiedeeisernen Glockengehänge.)

Fabritio und ein zweiter Diener erscheinen; Alle gehen durch das Hauptthor hinaus. Bianca Maria kehrt gleich zurück, sieht winkend der Scheidenden nach. Dann fährt sie überrascht zusammen, sieht gespannt in die Ferne, zieht sich würdevoll wie zum Empfang in die Höhe und murmelt:

Was ist der schön!

Fabritio. Herr Lelio Guidolfino.

Lelio (ein junger, in Grün gekleideter Mann, tritt ein und läßt sich auf einem Knie vor Bianca Maria nieder).

Bianca Maria. Willkommen, Lelio. Mein Gatte ist beim Herzog, doch kommt er noch heute zurück. Gern wird er Euch, seinen Vetter, begrüßen.

Lelio. Ich danke Euch, Frau Bianca Maria. Ich reiste durch das Land, in weiter Ferne sah ich am grünen Abhang Euer hell leuchtendes Haus. Und heute ist das Fest, und Alles singt und ist geschmückt, und ich ritt allein. Da wandte ich mein Pferd die Anhöhe hinauf.

Bianca Maria. Ach, hier ist Alles still, hier findet Ihr kein fröhliches Fest.

Lelio. Doch! Ich bin im Wunderland, und Ihr seid die Märchenkönigin.

Fabritio (bringt einen Pocal; Bianca Maria nippt daraus und reicht ihn Lelio, welcher ihn leert. Sie setzen sich in der Säulenhalle nieder).

Bianca Maria. Wo kommt Ihr her?

Lelio. Ich reiste mit den Gesandten unsrer Stadt von Land zu Land. Bis an die Alpen, bis nach Afrika's Küste.

Bianca Maria. So weit, so weit!

Lelio. Und überall ein rasches Leben; es siedet, es gährt, es blüht.

Bianca Maria. Ich hätte Angst; man hört von Schreckensthaten, von Raub und Verrath, von Foltern und Gift.

Lelio. O ja!

Bianca Maria (leise). Selbst hier bei uns, beim Herzog. Man spricht von furchtbaren Vergehen in der Burg; vom sündhaftesten Ehebruch, vom entsetzlichsten, nie gerächten Mord. Baldassare hat es mir gesagt.

Lelio (mit unwillkürlicher Betonung). Er könnte erzählen!

Bianca Maria (furchtsam vor sich hinstarrend). Oft zittere ich, wenn ich allein bin... und noch mehr, ... bin ich nicht allein.

Lelio (theilnahmsvoll). Und Ihr lebt immer hier, nie in der Stadt?

Bianca Maria. Stets hier; ich will auch nicht hinaus in die Welt, ich habe Angst.

Lelio. Und bleibt Ihr ganz allein, wenn Baldassare beim Herzog ist?

Bianca Maria. Nein, seine ehrwürdige Schwester, Frau Gabriella, ist immer hier. (Blickt nach oben.) Dort über uns ist ihr Gemach. Tag für Tag liegt sie dort, blaß und kalt und hart wie ein Grabstein, und betet. Sie ist fast eine Heilige. Um sie herum knieen arme alte Leute, welche Frau Gabriella's Fürbitte von ihren Sünden und Krankheiten befreit. Sie liebt nur diese Armen und die Mönche und gibt ihnen viel. Und dort beten und beten sie, aber das Haus wird dadurch noch fühlbarer einsam und leer. Hört Ihr?

(Man vernimmt leises, plärrendes Gebet.)

Lelio. Das ist Euer Leben?

Bianca Maria. Ja.

Lelio. Habt Ihr denn keine Freunde, kennt Ihr kein Glück?

Bianca Maria. Ich habe die Erinnerung, das stille Gedenken an Jugendunschuld und Klosterfrieden.

Lelio. Habt Ihr keine Hoffnung? Erwartet Ihr nichts vom Leben?

Bianca Maria. Nichts.

(Man hört wieder das Beten. Dann naht sich, erst leiser, dann anschwellender, freudiger Gesang.)

Lelio (weist nach jener Richtung). Hört nicht darauf, hört nicht auf das Gespenstergemurmel.

(Jugendliche Stimmen singen):

O sonnige, selige Junilüfte,
Weich und blau!
O süße, heimliche Rosendüfte,
Lind und lau!

(Die Musik verklingt; Bianca Maria lauscht, während Lelio sie betrachtet.)

Lelio. Bianca Maria, zum Fest müßt Ihr Rosen haben. (Er tritt zu den um die Säulen sich rankenden Rosen, Bianca Maria folgt ihm schüchtern, in glücklicher Erwartung. Mit seinem Dolch schneidet er Rosen und reicht sie ihr hin.)

Bianca Maria. Was duften sie süß!

Lelio. Sie erzählen Schöneres als irgend eine andere Blume der Welt. Könnt Ihr Kränze winden?

Bianca Maria (setzt sich auf einen niedrigen Schemel und bindet mit einem seidenen Faden die Rosen zum Kranz). Der Mutter Gottes habe ich schon manche gewunden.

Lelio. Und Euch noch keinen?

Bianca Maria. Im Kloster erhalten nur todte Heilige Blumen. (Sie setzt sich den Kranz auf das Haar.)

Lelio. Eure ersten Rosen! Euer erster Kranz! Laßt mich Eure Flechten lösen! Zum Fest tragen junge Frauen Rosen und lang herabfließendes

Haar. (Er beugt sich von hinten über die zu ihm aufblickende Bianca Maria, zieht sorgsam den goldenen Kamm aus ihren Flechten und löst das Haar.) Euer Haar ist weich und duftend wie ein goldener Traum, wie der schönste, goldenste Traum. (Er küßt verstohlen ihr Haar, sie bemerkt es und zittert, rührt sich aber nicht. Er tritt nach vorn und betrachtet die unter der Säule und den Rosen sitzende Bianca Maria. Ein leiser Wind bewegt die Zweige und streut Rosenblätter umher.) Seht, die Rosenblätter fallen auf Euch nieder. Die Juniluft grüßt.

(Sie betrachten sich stumm. Draußen läutet es.)

Bianca Maria (springt auf). Das ist Baldassare!

Baldassare (ein verschlagen und hart aussehender Mann, Ende der fünfziger Jahre, im sorgfältigen schwarzen Anzug, gemessen in Haltung und Gang. Er zeigt keine Ueberraschung.) Lelio, Ihr seid willkommen.

Lelio (neigt sich über die dargereichte Hand, im harmlosen Ton). Wir freuen uns am schönen Fest. Ihr fehltet uns.

Baldassare (betrachtet die Beiden von der Seite.) Bianca Maria, gab Dir Lelio die Rosen? (Bianca Maria nickt.) Trag sie zum Crucifix hin, ich bringe Dir einen kostbareren Schmuck.

Bianca Maria (geht zögernd zum Crucifix, nimmt den Kranz vom Haar und hängt ihn über die abgezehrten, blutenden Füße).

Baldassare (zieht aus einem Behälter einen goldenen Reif und drückt ihn ihr hart, fast drohend auf das Haupt. Bianca Maria zuckt seufzend zusammen).

~~~~~~~~~~

(Einige Tage sind vergangen. Bianca Maria sitzt, eine Laute in den Händen, auf einem hohen, geschnitzten Stuhl. Neben ihr, an eine Säule gelehnt, spielt Lelio leise auf einer Mandoline und singt):

Laß meine Worte im Herzen erklingen
Verschwiegen und leis,
Laß meine Töne Dir Unruhe bringen,
Gewitterschwül-heiß.
Wenn Dir die eigenen Pulsadern klagen,
Befangen und scheu,
Laß sie nur jubelnd in Seligkeit schlagen,
Verachte die Reu'!

Bianca Maria. Ich werde noch oft an Euer Singen denken, ich werde es noch oftmals hören ... Ob ich den Vers noch auswendig weiß?

Laß meine Worte im Herzen erklingen
Verschwiegen und leis,
Laß meine Töne Dir Unruhe bringen
Gewitterschwül-heiß.
Wenn Dir die eigenen Pulsadern klagen,
Befangen und scheu ... (sucht nach Worten).

Lelio (hilft ein):

Laß sie nur jubelnd in Seligkeit schlagen,
Verachte die Reu'!

Bianca Maria (schaut abwesend vor sich her).

Lelio (sie betrachtend). Hat Euch der florentinische Maler so gemalt. Ist das Bild ähnlich, gibt es Eure großen, fragenden Augen wieder?

Bianca Maria. Ich weiß es nicht. Er hörte meinen Kinder-Klosternamen und setzte ihn darunter: Noli me tangere.
~~~~~~~~~~

Lelio. Ich möchte eine andere Inschrift setzen; sie müßte freudiger, lebensvoller sein.

Bianca Maria (träumerisch). Setzt mir später eine Inschrift! Wie wird sie lauten?

Lelio. Wie Worte lauten, die man mit dem Herzblut schreibt.

Bianca Maria (richtet sich auf). Der Tag ist schwül.

Lelio. Um so schöner die Nacht.

Bianca Maria (unruhig). Ich hätte gern kühles Wasser. (Sie sieht nach der Glocke, Lelio zieht sie, Fabritio erscheint.) Fabritio, bring mir Wasser, kaltes Wasser vom Cypressenbrunnen her. (Fabritio geht.) Ich kann kaum athmen.

Lelio. Ich weiß noch ein anderes Lied. (Er schlägt einige Accorde an und singt.)

O gebenedeiteste Sommerpracht,
Verlangend athmet die matte Luft ...

Baldassare (tritt geräuschlos ein, betrachtet den singenden Lelio, die ihm wie entzückt lauschende Bianca Maria. Als diese seiner gewahr wird, erhebt sie sich schnell). Ihr lehrt meine Frau neue Lieder?

Lelio. Die schönsten, die ich weiß.

Bianca Maria. Noch Niemand hat mir solche Lieder gesungen. (Baldassare sieht beide durchdringend an und geht. Sie sinkt muthlos auf einen Stuhl.)

Lelio (setzt sich lachend auf einen Schemel zu ihren Füßen). Hört weiter, Frau Bianca Maria:

Gebenedeiteste Sommerpracht,
Verlangend athmet die matte Luft,
Erbangend schläfert der schwere Duft;
Die Drosseln singen,
Die Brunnen klingen ...
O allerbeglückendste Liebesnacht!

Bianca Maria (zuckt zusammen. Der blaß und verstört aussehende Fabritio bringt auf silbernem Teller einen Majolicakrug mit zwei hohen Gläsern herein.)

Lelio. Ist der Trank auch kühl?

Fabritio. Ich schöpfte ihn aus dem Brunnen an den Cypressen, wie mir befohlen. Als ich zurückkehrte, rief mich der Herr auf sein Zimmer und frug mich, für wen ich das Wasser hole. Als ich sagte, es sei für Frau Bianca Maria und Herrn Lelio bestimmt (mit scharfer Betonung, in steigender Angst), ergriff er den Krug, hielt die Hand darüber und fühlte, ... ob das Wasser kalt genug sei. (Lelio fixirt den Diener; als Bianca Maria harmlos die Hand nach dem Krug ausstreckt, machen beide Männer unwillkürlich eine entsetzt abwehrende Bewegung; verständnißlos sieht Bianca Maria sie an.)

Lelio. Stell hin, es ist gut.

Fabritio (stellt den Teller auf den Tisch, sieht Lelio noch einmal warnend an und geht).

Lelio (schreitet aufgeregt umher, erblickt im Garten vor der Taxuswand auf einem blühenden Magnolienbusch einen blauen Sittich). Frau Bianca Maria, seht her. (Sie erhebt sich angstvoll und verfolgt seine Bewegungen; er nimmt den Krug vom Tisch, geht an den Magnolienbusch, setzt den Sittich auf seinen Arm und läßt ihn aus dem Krug nippen. Auf einmal schwankt der Vogel, fällt strauchelnd zu Boden, bleibt regungslos liegen. Lelio schleudert den Krug unter den Busch zu Boden, daß er in Scherben zerfliegt und kommt, hochaufgerichtet, nach vorn.)

Bianca Maria (sieht ihn mit entsetzten Augen an; er nickt bestätigend, sie sinkt verzweifelnd in den Stuhl zurück).

Lelio (mit geballter Faust): Baldassare, seid Ihr so stark als ich? (Sein Blick fällt auf eine Armbrust; darüber hängt eine Zielscheibe in Form eines Herzens. Er nimmt die Armbrust, macht

sich mit ihr zu schaffen, lehnt sie an eine Säule, geht dann nach dem einen Hausflügel und ruft): Herr Baldassare, die Luft ist jetzt frischer geworden, man kann wieder athmen. Laßt Euch zu einem Armbrustkampf bewegen, — Ihr sollt ja der allergefährlichste Gegner sein. (Bedeutungsvoll zu Bianca Maria:) Er kommt. (Sie erhebt sich, sucht nach Fassung, steckt einige Blumenranken auf, so daß sie dem eintretenden Baldassare den Rücken wendet. Lelio hängt die Scheibe an der Taxuswand auf).

Baldassare (kommt gelassen und höflich herein und beobachtet Alles).

Lelio (heiter, noch mit dem Befestigen beschäftigt): Es gilt einen Kampf um das Leben, um dieses Herz der schönsten Frau! (Eilt hinaus und ruft:) He, meine Knappen und auch Ihr beiden, kommt.

(Fabritio, der andere Diener und zwei Knappen treten ein, Lelio stellt die Knappen im Garten in sicherer Entfernung von der Zielscheibe auf, reicht dann mit einer Verbeugung die Armbrust dem Baldassare.)

Baldassare (zögert einen Augenblick, dann mit Bewußtsein): Ich weiß nicht, wie stark Ihr seid; früher galt ich für einen treffsicheren Schützen. (Er wirft seinen Mantel über den geschnitzten Stuhl, spannt die Armbrust, zielt und drückt los. Der Bogen springt. Baldassare wankt, faßt nach der Brust und stürzt vornüber zu Boden. Bianca Maria schreit auf und gleitet an der Säule nieder. Lelio und die Diener eilen auf den Gefallenen, untersuchen ihn und sehen sich an.)

Alle (leise): Todt!

Knappe (hebt die Armbrust auf): Die Armbrust ist zersprungen, der Bolzen traf ihn mitten ins Herz.

Lelio. Mitten ins Herz! (Er steht auf und bedeckt die Leiche mit dem Mantel.) Tragt den todten Herrn nach der Capelle. Und Ihr (er weist auf Fabritio und den anderen Diener). Ihr reitet nach der Burg und meldet dem Herzog, was Ihr saht, was hier geschah.

(Die vier Diener erheben den Leichnam und tragen ihn hinaus.)

Lelio (mit triumphirender Gebärde): Mord wider Mord! Ich habe gesiegt, ich habe gewonnen. (Er wendet sich zur niedergesunkenen Bianca Maria und hebt sie zärtlich empor.) Du armes, verängstetes Kind, nun sollst Du erblühen.

(Bianca Maria klammert sich an seine Brust.)

(Sternenhelle Nacht, tiefgrüner Rasen; alte, schwarze Cypressen erheben sich um einen dunkeln Teich. Stufen führen in den Teich, zu beiden Seiten marmorne Brunnensphinxe mit plätscherndem Wasser, davor marmorne Bänke. Lelio und Maria kommen Hand in Hand einher; Bianca Maria in losen, weißen Gewändern, mit aufgelöstem Haar; im silbernen Gürtel eine Lilie. Glühkäfer huschen umher.)

Lelio. Sieh, Alles strahlt unserer Liebe zu Ehren. Die Glühkäfer leuchten, die Sterne erglühen.

Bianca Maria. Die Nacht ist schön.

Lelio. Jetzt sind wir noch nachtbefangen, hüllen uns noch scheu in das Schleiergeheimniß der Nacht. Aber bald führe ich Dich und unsere Liebe an den Tag, hinaus in die glänzende Sonne.

Bianca Maria. Die Sonne macht mir Angst, sie hat die That gesehen.

Lelio. Die Sonne ist das volle, freie Leben, welches erschafft und tödtet und Alles versteht. (Er umschlingt sie mit seinen Armen.) Im neuen Lichtleben sollst Du mir aufblühen, blaßschattige Blume.

Bianca Maria (blickt zu ihm hinauf): Du bist ein Lichtsohn, Du bist ein Ueberwinder. Ich, Nachttochter, kann Dir nicht folgen, werde zurückbleiben müssen. Du glaubst mir nicht! Ich kann ja nicht vergessen (ringt die Hände), ich werde die Gespenster der Vergangenheit nicht los. Die friedvolle Un-

schuld der Klosterkindheit steigt empor und sieht trostlos mich an, die goldbefleckte eheliche Schmach verhöhnt mich ... der Mord schüttelt die Faust.

Lelio. Es war Nothwehr.

Bianca Maria. Ob gerecht, ob ungerecht, ich kann das Blut nicht vergessen, kann nicht vergessen, daß ich mich liebeverlangend dem Mörder meines Gatten in die Arme warf. Die Schande erdrückt mich, ich brauche nicht bloß Glück, sondern auch Ehre ... Ehre, nur wieder das Gefühl unantastbarer Reinheit.

Lelio. Auch ich möchte ohne Ehre nicht leben, aber meine Ehre ist nicht an Klosterunschuld gebunden. Kind, schöner und größer als solche Unschuld ist Leben und Liebe.

Bianca Maria. Selbst unsere Liebe kann ich nicht genießen, kann sie nur beweinen. (Sie sinkt auf den Rasen nieder.)

Lelio (kniet neben ihr hin und sucht sie tröstend emporzurichten): Unsere erkämpfte Seligkeit darfst Du nicht beweinen.

Bianca Maria. Dein und mein Lebensschicksal ist zu weit getrennt, wir leben auf anderen Sternen. Dein geliebter Arm riß mich über die Abgrundstiefe der Verbrechen herüber. Die Tiefe ruft mich, ich muß ihr folgen.

Lelio. Laß mich Dich küssen, sei ruhig und gedenke unseres Glücks. (Er führt sie unter Küssen zur marmornen Bank, wo sie sich niederlassen.) Wenn man liebt, vergißt man Alles und versinkt. Gedenke unserer Liebe, unser Leben wird so schön. (Sie schweigen; in der Ferne singt eine Nachtigall leise.)

Bianca Maria (erhebt sich und betrachtet ihren Geliebten): Er schläft und lächelt. Sein ist ja auch die Welt, Solchen scheint das Licht. Zu weltentfremdet, zu weihrauchumwoben wuchs ich im Schatten heran. Arme Noli me tangere! Man hat Dich gepflückt und gebrochen. (Sie lehnt sich an die Sphinx und blickt sie an.) Du kannst ja Räthsel lösen. Warum nur den Einen Glück? ... Als die Juniluft grüßte und die Rosenblätter mich umflatterten, sah ich Lelio an und verlangte nach Glück. Und über Verbrechen hinweg kam es, schwindelnd ... berauschend. Zitternd besaß ich es ... und beweine es nun. Die Vergangenheit mit ihren durchbohrenden Augen steht zwischen mir und dem Glück. Es ruft die Tiefe ihr zerpflücktes, gebrochenes Kind. (Sie neigt sich über Lelio und küßt ihn.) Du Lichtsohn, lebe wohl. (Nach dem fernen Horizont ausschauend.) Das sind die ersten Schauer des kommenden Tages. Die Glühkäfer sind erloschen, und der Nachtzauber vergeht. (Sie tritt auf die steinernen Stufen und nimmt die Lilie aus ihrem Gürtel.) Auch geknickt, auch von Nachtthränen feucht. (Läßt die Lilie in den Teich hinuntergleiten.) Wie schwarzdunkel ist das Wasser, und doch ist die Lilie milchweiß geworden, die Fluth wäscht den goldgelben, befleckenden Staub hinweg, der Kelch öffnet sich glücklich und sinkt. Ach, wieder wie einstmals, Frieden und Reinheit und Ruh'!

(Sie schreitet langsam die Stufen hinunter.)

Die Mainzer Festschrift[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Am 24. Juni wird in Mainz, hoffentlich unter der Theilnahme von zahlreichen Repräsentanten der großen Culturvölker der Erde, ein Fest gefeiert werden, das der Erinnerung an einen Mann gilt, der wie wenig Sterbliche sich unsterbliche Verdienste um die ganze Menschheit erworben hat. Handelt es sich doch um die Feier des fünfhundertjährigen Geburtstages von Johann Gutenberg. Niemand, welcher Nation und welcher Partei er auch angehören möge, wird die Segnungen bestreiten, die durch die Erfindung dieses größten Sohnes der Stadt Mainz der ganzen Menschheit erwachsen sind, und es seinen Stadtgenossen verdenken, daß sie sich stolz eines solchen Mitbürgers erinnern und nichts verabsäumen wollen, sich einem solchen Vorfahren dankbar zu erweisen. Und trägt nicht vielleicht gerade der Umstand, daß wir weder das Jahr noch den Tag der Geburt des großen Erfinders kennen, sondern nur sagen dürfen, daß Johann Gutenberg kurz vor oder nach 1400 in Mainz geboren sei, mit dazu bei, dem also mehr oder weniger willkürlich angesetzten Feste einen um so größeren, man möchte fast sagen mystischen Reiz zu verleihen, indem es den Gefeierten in die Zahl der Heroen der Menschheitsentwicklung hinauf hebt, von denen man weder Zeit noch Ort ihrer Geburt, wohl aber desto mehr durch ihr Nachleben in der Menschheit weiß?

Wenn diese Zeilen dem Leser unter die Augen kommen, werden sie dank der Erfindung Johann Gutenberg's und seiner Schüler schon gelesen haben, wie das Fest in dem „goldenen" Mainz, das ein Jahrtausend lang den vornehmsten geistlichen und weltlichen Würdenträger des heiligen römischen Reiches deutscher Nation in seinen Mauern hat walten sehen, seinen Verlauf genommen hat, wie Hoch und Niedrig, Einheimische und Gäste einträchtig zusammengewirkt haben, ihm den Charakter einer friedlich großartigen Manifestation der Cultur unseres neu angebrochenen Jahrhunderts zu geben, ohne daß dabei doch sein für das Gelingen eines jeden Festes nothwendiger, specifisch bedingter Localton gelitten hätte. Nach den von dem Leiter des Festausschusses getroffenen Vorbereitungen dürfen wir das wenigstens hoffen, wenn nicht Jupiter Pluvius allzu übelwollend am Johannistage auf den Rheingau herabsieht.

Doch nicht nur um eine noch so schöne, immerhin aber rasch vorüber rauschende Feier des fünfhundertjährigen Geburtstages des Erfinders der Buchdruckerkunst war es dem Mainzer Festcomitee zu thun. Es sollte das Andenken an ihn durch ein

---

[1]) Festschrift zum fünfhundertjährigen Geburtstage von Johann Gutenberg. Im Auftrage der Stadt Mainz herausgegeben von Otto Hartwig. Commissionsverlag von Otto Harrassowitz in Leipzig. In 4°. — Die Festschrift erscheint gleichzeitig als Band VIII der „Beihefte zum Centralblatte für Bibliothekswesen" im gleichen Verlage. In 8°.



dauerndes Denkmal festgehalten werden. Als man vor zwei Menschenaltern (1837) in Mainz das Fest der vierhundertjährigen Erfindung der Buchdruckerkunst an einem ziemlich willkürlich, wenn nicht ganz irrthümlich gewählten Termine feierte, haben die Bürger von Mainz mit „aus ganz Europa gesammeltem Gelde" dem „Edelbürger von Mainz", wie es in der Inschrift heißt, ein Erzbild aufgestellt, das der berühmteste Bildhauer der Zeit, Thorwaldsen, modellirt hatte. An etwas Aehnliches war also jetzt nicht zu denken. Man beschloß daher in Mainz, dieses Mal eine wissenschaftliche Festschrift zu veröffentlichen, deren Mittelpunkt die Person und das Werk Johann Gutenberg's bilden sollte. Daß der Schreiber dieser Zeilen mit der Herausgabe derselben betraut wurde, verdankt er, wie in ihrem „Schlußworte" auseinandergesetzt wird, dem Umstande, daß er schon für das von ihm herausgegebene „Centralblatt für Bibliothekswesen" einen Jubiläumsband geplant hatte, und es nun für zweckmäßig befunden wurde, beide Schriften in Eine zusammenzuziehen. In Folge dieses Abkommens ist es ihm auch jetzt schon möglich, ehe noch die Festschrift in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, über ihren Inhalt hier kurz zu berichten und damit auch die „Deutsche Rundschau" an dem Fest theilnehmen zu lassen. Er glaubt dieses in vollkommen objectiver Weise thun zu können. Denn für die Arbeiten, aus denen der Band zusammengesetzt ist, sind lediglich und allein ihre Urheber verantwortlich. Nur die Auswahl und Anordnung der Beiträge und der anspruchslose Essay an der Spitze der Sammlung gehören ihm an.

Schon hieraus ergibt sich, daß es sich in dieser Festschrift nicht um eine in sich geschlossene, lückenlose Darstellung des Lebens und Wirkens von Johann Gutenberg handeln kann. Eine solche könnte ja nicht von elf verschiedenen Forschern unternommen werden, selbst wenn sie überhaupt unternommen werden könnte. Aber eine eigentliche Biographie Gutenberg's ist ebenso wenig zu schreiben möglich als eine ins Detail eingehende, sicher zusammenhängende Geschichte seiner Erfindung. Hierzu fließen uns die über Gutenberg's Leben erhaltenen Nachrichten zu spärlich, und von den frühesten Producten seines schöpferischen Schaffens sind uns nur Fragmente und ganz vereinzelte Exemplare erhalten geblieben, wenn wir von den zwei Doppeldrucken, dem der Ablaßbriefe und der lateinischen Bibelübersetzung, absehen, deren Verhältniß zu einander sehr umstritten ist und wirklich große Schwierigkeiten darbietet. So blieb nichts Anderes übrig, als nur „Bausteine" zu einer zukünftigen Biographie Gutenberg's zu liefern, die, wenn in Folge neuer archivalischer Funde es je möglich werden sollte, eine zusammenhängende Darstellung seines Lebens zu schreiben, sofort zu sicherer Verwendung bereit seien. Sie sollten festlegen, was wir fünfhundert Jahre nach seiner Geburt bestimmt über ihn wissen. Und das war nöthig. Denn noch in unseren Tagen sind wichtige Urkunden über das Leben und Treiben des Meisters in Straßburg zu Grunde gegangen und damit einer übertriebenen Skepsis neue Ausreden ermöglicht worden. Dem mußte für alle Zukunft nach Kräften Einhalt geboten werden. Darum sind in der Festschrift alle auf Gutenberg bezüglichen, noch erhaltenen Urkunden in trefflichen photographischen Nachbildungen wiedergegeben.

Nur um die verschiedenen Arbeiten der Festschrift in ihrem Zusammenhange erscheinen zu lassen und die nicht sachmännisch gebildeten Leser derselben in aller Kürze zur Sache zu orientiren, hat der Schreiber dieser Zeilen eine anspruchslose Einleitung „zur Einführung" an ihre Spitze gestellt. In ihr wird nach einigen allgemeinen Bemerkungen die Cultur der Städte der oberrheinischen Tiefebene während des Mittelalters kurz skizzirt, und es werden dann die feststehenden Thatsachen aus dem Leben J. Gutenberg's, seine Herkunft, seine Schicksale in Straßburg (1434—1444 dort nachweisbar) und in Mainz (hier von 1448—1468 lebend), die Entwicklungsgeschichte seiner Erfindung, so weit wir diese mit Sicherheit verfolgen können, und sein Lebensende erzählt. Dabei schien es unerläßlich, noch einmal scharf das eigentliche Wesen seiner Erfindung, den springenden Punkt derselben, hervorzuheben.

Denn hierüber herrscht noch in weiten Kreisen große Unklarheit, die durch populäre Darstellungen der Geschichte der Buchdruckerkunst nicht gelichtet, sondern immer von Neuem gefördert wird. Bald wird erzählt, Gutenberg sei durch den Holztafeldruck zu seiner Erfindung geführt worden, bald wird von hölzernen Lettern gefabelt, mit denen er seine ersten Drucke hergestellt habe. Dagegen steht fest, daß der Erfinder, den Traditionen seiner Familie entsprechend und nach Allem, was wir von seiner persönlichen Thätigkeit wissen, ein Metalltechniker, Stempelschneider, Graveur war, der in Straßburg zur Goldschmiedezunft gehörte. Da er aber mit den Mitteln, die er von Haus aus besaß oder die ihm „seine Kunst" an die Hand gab, sich außer Stande sah, das ihm vorschwebende Ziel, auf mechanischem Wege durch Abdruck von einzelnen gravirten Metallstempeln Handschriften zu vervielfältigen, in correcter und billiger Weise zu erreichen, so verfiel er auf die Idee, die Buchstabenbilder, die abgedruckt werden sollten, nicht durch Graviren der einzelnen Lettern, sondern durch ein Gießverfahren herzustellen. In der Erfindung einer Gießmaschine, in der die einzelnen Lettern leicht und billig aus weichem Metall gegossen werden konnten, und in der Herstellung von Pressen, in denen die seitenweise abgesetzten Buchstaben gedruckt wurden, besteht das große, epochemachende Verdienst J. Gutenberg's. Die neu entdeckte und sofort bis zu einem hohen Grade künstlerischer Vollendung ausgebildete Kunst des Gusses von metallenen Lettern constituirt vor Allem das Wesen der Erfindung J. Gutenberg's. Heutigen Tages, wo man mit den Mitteln einer hochentwickelten Technik ganz andere Schwierigkeiten in der Metallbearbeitung überwindet, mag wohl Manchem diese Leistung als eine unschwere, leicht zu lösende Aufgabe erscheinen. Ganz anders aber wird Der urtheilen, der mit historischem Sinne die Geschichte der großen Entdeckungen des Menschengeschlechts überblickt und das Ringen des Erfinders der Typographie mit seinem großen Probleme aus den immerhin dürftigen, doch aber eine deutliche Sprache redenden Nachrichten über seine theilweise recht traurigen Lebensschicksale sich zu vergegenwärtigen vermag. Welches diese Schicksale waren, hat der Unterzeichnete durch die Auslegung einer höchst merkwürdigen, uns erhaltenen Proceßurkunde in Verbindung mit Beobachtungen, die sich bei sorgfältiger Betrachtung der beiden auf Gutenberg zurückzuführenden Prachtleistungen der Prototypographie, der Drucke der sechsunddreißigzeiligen und der zweiundvierzigzeiligen[1]) lateinischen Bibel, mit aller Wahrscheinlichkeit ergaben, näher auszuführen versucht.

Um einen sicheren Boden für die richtige Beurtheilung der Verdienste Gutenberg's zu gewinnen, war es zunächst nöthig, den Stand der Technik, der vor ihm bei Vervielfältigungsverfahren durch Abdruck erreicht war, so weit es durch die chronologisch bestimmbaren Ueberreste dieser Künste geschehen kann, genauer festzustellen.

Dieser Aufgabe hat sich Herr W. L. Schreiber in Potsdam in einer gelehrten Abhandlung unterzogen (S. 25—58), die den Titel trägt: „Vorstufen der Typographie". In ihr führt der Verfasser des großen und allen Forschern auf diesem Gebiete wohlbekannten und unentbehrlichen „Manuel de l'amateur de la gravure au XVe siècle" aus, daß die Erfindung Gutenberg's nichts mit der Holzschneidekunst zu thun hat. Denn es liegt „nicht der geringste Anhalt vor, daß Text in irgend welchem nennenswerthen Umfange schon vor 1460 xylographisch vervielfältigt worden sei" (S. 40). Dagegen bringt er sie in Verbindung mit der Metalltechnik seiner Zeit. Er faßt sein Endresultat dahin zusammen (S. 50): „Ob nun Gutenberg die zur Herstellung von Inschriften und Bucheinbänden benutzten Buchstabenstempel kannte oder ob ihm die im Goldschmiedehandwerk vielfach verwendeten Punzen (Ornamente, Werkstattstempel, Beschaustempel u. s. w.) als Vorbild dienten, so muß der erste Schritt meines Erachtens darin bestanden haben, daß

[1]) So benannt, weil in ihnen 36 bezw. 42 Zeilen in jeder der beiden Columnen einer Seite stehen.

er den Text nicht mehr aus freier Hand gravirte, sondern Punzen mit einzelnen gravirten Buchstaben benutzte, um sie nach Erforderniß des Textes in die Metallplatten zu schlagen." Da einem solchen metallographischen Verfahren vielerlei Uebelstände anhafteten, muß Gutenberg dann früher oder später eingesehen haben, daß sich unveränderlicher Text mit beweglichem Materiale herstellen lasse, daß man direct von Punzen drucken könne. Um die hierzu nöthige große Anzahl von Punzen zu gewinnen, erfand er den Typenguß und hat durch die Anwendung der Gießform zur Herstellung der Typen seinem Werke zweifellos die Krone aufgesetzt (S. 52—53).

Ueber die soeben erwähnte Thatsache, daß Aufdrucke, mit einzelnen Buchstabenstempeln auf Handschrifteneinbänden hergestellt, älter sind als wirkliche Bücherdrucke, „daß also sozusagen die Buchdruckerkunst von außen nach innen in das Buch eingedrungen ist", belehrt uns in einem kleinen Aufsatze (S. 59—64) der Archivar des Bisthums Mainz, Herr Professor Dr. Falk in Kleinwinternheim bei Mainz. Er weist uns verschiedene, noch erhaltene Einbände nach, auf denen vor Allem ein aus Anspach stammender Dominicanermönch, Conrad Forster, mehrere Buchstabenzeilen mit Stempeln seit 1436 hergestellt hat. Diese Versuche im Stempeldruck auf Einbänden, die der Nürnberger Mönch 1436—55 herstellte, sind deshalb besonders wichtig, weil sie datirt sind und ein sprechendes Zeugniß dafür ablegen, daß schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts in Deutschland an verschiedenen Orten unabhängig von einander Männer thätig waren, ein mechanisches Abdrucksverfahren auszubilden, „ohne daß dadurch das Verdienst der Erfindung Gutenberg's berührt wird". Ein Stempeldrucker, wie Forster, war aller Wahrscheinlichkeit nach auch jener Deutschböhme Procopius Waldvogel, über dessen Thätigkeit in Avignon in den Jahren 1444 bis 1446 höchst merkwürdige archivalische Nachrichten vor einiger Zeit dort zum Vorschein gekommen sind.

Weit umfangreicher als die bisher aufgezählten Abhandlungen sind die zwei folgenden, welche den wichtigsten Bestandtheil der Festschrift bilden. Beschäftigen sie sich doch auch so recht mit der Person und dem Werke des Gefeierten, indem sie alle die Nachrichten urkundlich und mit zahlreichen Nachbildungen versehen zusammenstellen, welche wir über Gutenberg selbst, beziehungsweise über die Mainzer Patricierfamilie Gänsfleisch, der er angehörte, sein Leben und sein Werk besitzen. Die erste dieser Arbeiten hat den Archivdirector Freiherrn Dr. G. Schenk zu Schweinsberg in Darmstadt zum Verfasser und trägt die Ueberschrift: „Die Genealogie des Mainzer Geschlechtes Gänsfleisch" (S. 65—131). Die andere rührt von dem Bibliothekar Dr. Schorbach in Straßburg her, der sich schon früher durch eine treffliche Publication über den Aufenthalt Gutenberg's in Straßburg bekannt gemacht hatte. Sie führt den Titel: „Die urkundlichen Nachrichten über Johann Gutenberg. Mit Nachbildungen und Erläuterungen" (S. 133—256). Es kann hier auf den Inhalt dieser überaus fleißigen und sorgfältigen Arbeiten aus Raummangel nicht im Einzelnen eingegangen und hervorgehoben werden, wie viel Neues sie bieten. Sie repräsentiren unter allen Umständen eine vollständige und zuverlässige Zusammenstellung von allen urkundlichen Nachrichten, die wir heute über die Herkunft und das Leben Gutenberg's besitzen.

Freiherr G. Schenk zu Schweinsberg hat die Nachrichten über das Mainzer Geschlecht Gänsfleisch zahlreichen staatlichen, communalen und privaten Archiven entnommen. Sogar das vaticanische in Rom ist herangezogen worden. Durch die Entdeckung, daß ein großer Theil der Familienpapiere in das Frankfurter Stadtarchiv gekommen war, hat er seine Arbeit besonders bereichern können, wenn auch manche wichtige Aufzeichnungen hier nicht mehr vorhanden sind. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er so zusammengefaßt: Das Geschlecht zum Gänsfleisch tritt unter diesem Hausnamen urkundlich erst im Jahre 1330 auf. Doch liegen genügende Anhaltspunkte vor, um es noch fast ein Jahrhundert rückwärts verfolgen zu können. Es theilte sich in zwei Hauptstämme, zwischen denen keine Besitzgemeinschaft mehr

bestand. Zu den Besitzungen der Familie gehörte, neben dem Hof zum Gänsfleisch, der Hof zur Laden und der zu Gutenberg. Da der Hof zum Gänsfleisch schon 1370 nicht mehr im Besitze der Linie Gutenberg's war, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Erfinder im Hof zu Gutenberg geboren ist und danach seinen Namen trägt. Nachgewiesen hat jetzt der Autor in Folge eines neuesten Fundes, daß schon mit unserem Johann Gutenberg der Mannesstamm des älteren Zweiges erloschen ist, während der jüngere, von Sorgenloch zubenannte, in seinem letzten Sprossen, einer Frau, erst 1605 ausgestorben ist. Da in den verschiedenen Zweigen der Familie dieselben Vornamen, Friele, Johann (Henne, Hennechin u. s. w.), häufig wiederkehren, war dadurch die genealogische Untersuchung sehr erschwert, und Freiherr Schenk mußte weit ausholen. Aber dadurch hat er seine Arbeit zu gesicherten Resultaten führen können, für die er schon seit fünfundzwanzig Jahren Excerpte zu sammeln begonnen hatte. Siegelabbildungen und Stammbäume illustriren diese überaus mühsame, umfangreiche Arbeit, die wohl wenige ihres Gleichen haben dürfte.

Nicht weniger gründlich ist die Arbeit des Herrn Dr. Schorbach. Ihren Inhalt hat ihr Urheber als „eine Sammlung aller unanfechtbaren urkundlichen Nachrichten über Johann Gutenberg“ und ihre Bestimmung dahin präcisirt, „durch die Vereinigung aller Actenstücke, auf denen unsere Kenntniß vom Leben und Wirken Gutenberg's beruht, für künftige Zeiten festzustellen, welches Urkundenmaterial uns im Jahre 1900 zu seiner Beurtheilung zu Gebote stand“. Dementsprechend werden hier siebenundzwanzig mehr oder weniger wichtige und umfangreiche Urkunden zunächst in sicherer Transscription, mit Beschreibungen und Erläuterungen aller Art, Nachrichten über ihre Provenienz u. s. w. wortgetreu mitgetheilt und dann in photographischen Nachbildungen nochmals wiederholt. Von ihnen existiren leider nicht alle Originale mehr. Wo diese fehlen, ist auf die ersten und besten Abdrücke derselben zurückgegangen. Da durch diese Urkunden der Anspruch Gutenberg's auf das Recht seiner Erfindung erhärtet wird, so sind von den zähen Bekämpfern dieses Rechts natürlich auch Angriffe auf die Echtheit dieser Urkunden erhoben worden. Obgleich diese für jeden Unbefangenen schon widerlegt waren, so hat sich doch Herr Dr. Schorbach veranlaßt gesehen, auf die Bestreitung der Authenticität, die namentlich von einem in England lebenden Holländer, Herrn Professor J. H. Hessels, ausgeht, Bezug zu nehmen und dieselbe in ihrer Willkürlichkeit nochmals zurückzuweisen. Nicht minder hat er die Einwände, daß Gutenberg sich selbst nirgends als den Erfinder der Typographie bezeichne, durch ganz unverwerfliche Zeugnisse unterrichteter Zeitgenossen unschädlich gemacht. Nur persönliche Verbissenheit im Verein mit nationalen Vorurtheilen macht es psychologisch erklärlich, daß immer wieder neue Versuche gemacht werden, J. Gutenberg seinen Ruhmestitel zu bestreiten.

Im Gegensatze zu diesen historischen Abhandlungen sind die zunächst folgenden mehr descriptiver Art. Sie beschreiben Producte der frühesten typographischen Thätigkeit von Gutenberg und seinen ersten Gehülfen. In einer Arbeit „über die zweifarbigen Initialen der Psalterdrucke von Joh. Fust und Peter Schöffer“, welcher eine kurze Abhandlung des Herrn Professor Dr. Falk über „die Mainzer Psalterien von 1457, 1459, 1490, 1502, 1515 und 1516 nach ihrer historisch-liturgischen Seite“ (S. 257—60) vorausgeschickt ist, verbreitet sich der kunstsinnige frühere Buchdrucker Herr H. Wallau in Mainz eingehend über das schon mehrfach behandelte Problem, wie diese prachtvollen, mit den schönsten zweifarbig gedruckten Initialen gezierten Chorbücher technisch hergestellt seien (S. 261—304). Dieser berühmte Druck ist der früheste bestimmt datirte: „. . . est consummatus per Johannem fust Civem maguntinum. Et Petrum Schoffer de Gernszheim. Anno domini Millesimo CCCCLVII. In Vigilia Assumpcionis.“ Herr Wallau, dem Exemplare der verschiedenen Ausgaben des Psalteriums vorgelegen haben, die er minutiös untersucht hat, kommt zu dem Resultate, daß der ausgezeichnete zwei-

farbige Druck der Initialen dadurch möglich gemacht worden ist, daß man in den Stock der Initiale deren Ornamente eingeschnitten und roth angefärbt habe, während der eigentliche Buchstabe, aus einem dünnen Metallplättchen bestehend, in das Ornament blau gefärbt eingelegt wurde. Der Druck erfolgte also nach einem Verfahren, das dem von dem bekannten englischen Artilleriegeneral Congreve († 1828) eingeführten ähnlich ist. Wichtiger für die Geschichte des ältesten Buchdrucks ist aber neben diesem sehr sorgfältig begründeten Ergebnisse das andere, daß, obwohl J. Fust und P. Schöffer als die Drucker der ältesten Ausgabe des Mainzer Psalteriums zu gelten haben, der eigentliche „Erfinder und Vollbringer des heute noch unübertoffenen Typensatzes der ältesten Psalterabdrücke Niemand anders gewesen sei als Johann Gutenberg". Dieses Resultat wird wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht.

Noch sicherer als dieses ist das andere, zu dem Herr Archivrath Dr. A. Wyß in seiner Abhandlung kommt, die den Titel trägt: „Der Türkenkalender für 1455. Ein Werk Gutenberg's". Das einzige uns erhaltene Exemplar dieses aus sechs Blättern in Quart bestehenden Werkchens befindet sich in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek und ist hier photographisch facsimilirt wiedergegeben. In deutschen Reimen beginnt der Text mit einem Gebet an den Himmelskönig um Beistand gegen den Eroberer Constantinopels, um dann zu den einzelnen Monaten die verschiedenen Mächte der Christenheit zum Kampfe gegen den Türken aufzurufen. Er schließt mit einem Gebet an Gott und die heilige Jungfrau und dem Neujahrswunsch: „Eyn gut selig nuwe Jar". Er ist der älteste der Art, den man kennt, fügt Wyß bei. Die Abfassungszeit dieses Kalenders hat Wyß ganz bestimmt fixirt. Sie liegt zwischen dem 6. December 1454 und dem Neujahr 1455. Es ist also rasch bei seiner Herstellung vorgegangen worden, und Wyß hat sehr scharfsinnig nachgewiesen, daß der Verfasser seine Reime dem Setzer dictirt hat, wie das auch bei der Herstellung von Handschriften vorkam und auch vereinzelt für den Druck nachgewiesen ist. Die Sprache derselben ist die rheinfränkische mit leichten oberdeutschen, alemannischen Anklängen. Weist das schon auf J. Gutenberg, den geborenen Mainzer, der ein Jahrzehnt in Straßburg gelebt hatte, hin, so noch viel sicherer die Typen, mit denen der Kalender gedruckt ist. Es sind das die der sechsunddreißigzeiligen Bibel. Wyß hält dem entsprechend J. Gutenberg für den Verfasser und Anagnosten des Kalenders, der mit dem Typenmaterial der sechsunddreißigzeiligen Bibel nicht nur diese kleine Schrift, sondern noch sechs andere gedruckt hat, von denen nur Fragmente übrig sind.

Beschäftigt sich diese letzte Abhandlung mit einem Drucke Gutenberg's aus dessen frühester Druckerperiode, in der er mit dem Typenschatze der sechsunddreißigzeiligen Bibel arbeitete, so sucht Herr Stadtbibliothekar Dr. Velke in Mainz neues Licht über seine Thätigkeit in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens zu verbreiten. In seiner Arbeit, der er den Titel: „Zur frühesten Verbreitung der Druckkunst" gegeben hat, entwirft er von ihr folgende Darstellung, die in ihrer Begründung hier nicht näher dargelegt werden kann: Nach der Trennung von Fust konnte Gutenberg eine neue Druckerei aus eigenen Mitteln nicht eröffnen; sein Genie war unbeschäftigt. Da fanden sich (von Neuem) reiche Leute, die seine Kunst sich zu Nutze machen, vielleicht auch gleichzeitig den mittellosen Mann unterstützen wollten. Neben den großen, kirchlichen Zwecken dienenden Producten der Fust-Schöffer'schen Officin versprach der Druck eines rein literarischen Werkes einen materiellen Erfolg. So entstand zunächst zur Herstellung des Katholikon (eines weit verbreiteten encyklopädischen Wörterbuchs des Johannes Balbus von Genua) eine Geschäftsverbindung, in der Gutenberg als technischer Leiter der Druckerei thätig war. Zu den Geldmännern, den eigentlichen Druckherren, gehörte vor Allem der ihm verwandte Heinrich Bechtermünze. Aus dieser von Gutenberg geleiteten Druckerei gingen neben dem Katholikon noch andere Drucke hervor. Auf eine Aufzählung kann aber hier ebenso wenig eingegangen werden als auf die von Velke gegebene Erklärung der That-



sache, daß ein in den Händeln der Zeit viel genannter Mann, der Dr. jur. Humery, doch nach dem Tode Gutenberg's aus dessen Nachlasse „etliche Formen, Buchstaben" u. s. w., also einen Satz von Typen, zurück erhalten hat. Velke nimmt an, daß diese Typen von Dr. Humery an Gutenberg geliefert gewesen seien, damit er mit ihnen 1462 zwei Streitschriften für den Erzbischof Diether von Mainz drucke.

Mit dieser Abhandlung ist die Zahl der Arbeiten erschöpft, welche sich auf die Erfindung der Typographie und deren Verwerthung durch Gutenberg beziehen. Ihnen noch einige andere anzuschließen, erschien jedoch zweckentsprechend. Denn stand auch die Thatsache der Erfindung durch J. Gutenberg durch viele Zeugnisse fest, so mußte dieses Factum noch dadurch eine Stütze erhalten, daß die „neue Kunst" von Deutschland und insbesondere von Mainz aus durch deutsche Jünger derselben in den wichtigsten, sich einer fortgeschrittenen Cultur erfreuenden Ländern Europa's ihren Einzug gehalten hat. War man hierüber zwar schon im Allgemeinen unterrichtet, und hatte Herr Velke im weiteren Verlaufe seiner Abhandlung noch neue urkundliche Nachweisungen hierzu beigebracht, so fehlten hierüber noch eingehende und zusammenfassende Uebersichten, oder die schon vorhandenen waren doch sorgfältig zu revidiren. Da dieses, theilweise wenigstens, nur in den betreffenden Ländern selbst geschehen konnte, weil die Specialliteratur hierzu eine häufig nur local verbreitete ist, es gleichzeitig aber auch als erwünscht angesehen werden mußte, daß an der Festschrift zu Ehren des Erfinders einer Kunst, welche für die ganze Menschheit von der eminentesten Wichtigkeit geworden ist, sich auch Nichtangehörige der deutschen Nation betheiligen möchten, so sind für Frankreich und Italien die Herren Bibliothekar Labande in Avignon und Archivar Marzi in Florenz gebeten worden, sich den deutschen Mitarbeitern an der Festschrift zuzugesellen und in ihrer Sprache den Siegeszug der deutschen Erfindung in Frankreich und Italien in Zusammenstellungen der ersten dort eingewanderten Buchdrucker deutscher Abstammung zu vergegenwärtigen. Beide haben sich unter Unterstützung von ihren Landsleuten die Mühen nicht verdrießen lassen, die mit selbständigen Arbeiten dieser Art ganz besonders verbunden sind, und mittelbar damit zur Verherrlichung der Großthat Gutenberg's erheblich beigetragen. Wir sind ihnen daher auch für ihre tüchtigen Arbeiten zu besonderem Danke verpflichtet. Anders lag die Sache für Spanien. Hier hatten gleichfalls zahlreiche deutsche Drucker, die größtentheils wohl über Italien dorthin gelangt waren, ihre Kunst geübt, deren Namen aber erst durch die Studien eines deutschen Forschers über die Geschichte des ältesten Buchdrucks in Spanien in helles Licht gesetzt worden sind. Für diese deutsch-spanischen Prototypographen einen besseren Bearbeiter zu finden als Herrn Bibliothekar Dr. Haebler in Dresden, wäre ganz unmöglich gewesen. Dieser hat daher uns in dem letzten Aufsatze der Festschrift einen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Buchdrucker Spaniens gegeben, wie das nur ein Gelehrter vermochte, der aus dem Vollen schöpfen konnte.

Damit habe ich den Inhalt des in der Festschrift Gebotenen in knappsten Umrissen umschrieben. Konnten in ihr keine neuen Mittheilungen gemacht werden, durch die unsere Kenntnisse über das Leben und das Werk J. Gutenberg's umgestaltet oder in ganz entscheidenden Punkten ergänzt worden wären — wozu sich einmal eine trügerische Aussicht zu eröffnen schien —, so ist doch durch sie unser Wissen über ihn und seine Familie in vielen Einzelheiten erweitert, die Stellung seiner Erfindung zu den Vervielfältigungsverfahren seiner Zeit genauer präcisirt, seine typographische Technik und Meisterschaft erläutert und die rasche Verbreitung der „neuen Kunst" übersichtlich dargestellt worden. Alles das hat durch die Beigabe von Tafeln noch besonderen Werth gewonnen. Daß schon allein durch sie die Festschrift einen stets bleibenden hohen Werth behaupten wird, diese Voraussage darf ihr bei ihrem Eintritt in die Welt getrost mitgegeben werden.

Marburg, 1. Juni. O. Hartwig.

Colonialpolitische Fragen.

[Nachdruck untersagt.]

Die letzten Wochen haben innerhalb und außerhalb Deutschlands eine Anzahl von Ereignissen gezeitigt, die für die Beziehungen des Reiches zur Außenwelt wie für seine innere Entwicklung von maßgebendem Einfluß sein können. In erster Linie steht, nicht wegen seiner thatsächlichen, sondern wegen seiner symptomatischen Bedeutung, der Ausbruch der Boxer-Unruhen in China. Es ist nicht das erste Mal, daß im Reiche der Mitte fremde Niederlassungen und eingeborene Christengemeinden bedroht und angegriffen worden sind; das Massacre von Tientsin 1870, die wiederholten Unruhen in Fokien, Kwangsi und Szechuan, die Christenverfolgungen im Yangtszethal 1891, der Aufstand in der Mongolei 1892 und viele andere derartige Vorkommnisse sind mit blutigen Lettern in die Geschichte der Beziehungen zwischen China und dem Auslande eingetragen. Aber wenn bisher der Haß gegen den Fremden, die Furcht vor ihm den Vorwand zu solchen Vorkommnissen abgaben, so sind dieselben Gefühle, und das ist das Bedauerliche und Bedrohliche, diesmal der Grund für die Ausschreitungen, deren Schauplatz die Provinz Chihli ist, und die unter dem Ruf: „Vertilgt die Fremden!“ in Scene gesetzt werden. Es ist ein Grundzug der modernen Geschichtsentwicklung, daß sie schneller als in früheren Zeiten und darum rücksichtsloser mit den Schranken aufräumt, hinter denen Dummheit, Trägheit und Trotz sich gegen ihren belebenden Einfluß zu verwahren suchen. Wo gestern noch mächtige Stämme die Unabhängigkeit ihrer Inseln und Continente vertheidigten, sind heute kaum genug Individuen übrig, um das Personal für eine Circusschaustellung zu liefern; die centralasiatischen Reiche, in die einzudringen noch vor fünfzig Jahren mit Lebensgefahr verknüpft war, sind längst russische Satrapien geworden, und von den drei Fabelreichen der jüngsten Vergangenheit (Anam, Japan und China) weht über dem ersten die französische Tricolore, das zweite hat sich den Wohlthaten der Civilisation von den Sicherheitsschwefelhölzern bis zum rauchlosen Pulver und der drahtlosen Telegraphie erschlossen, und auch in das dritte haben Dampf und Elektricität bereits ihren Einzug gehalten. Und das Alles innerhalb weniger Jahrzehnte! Da kann es denn allerdings nicht Wunder nehmen, wenn man, d. h. Regierungen, Völker und Presse, im Hochgefühl der Errungenschaften vergessen hat, daß überall, auch bei den Völkern, über die wir hochmüthig hinweg zu sehen pflegen, und die wir als die Beute unseres Speers und unseres Schwertes, d. h. unseres Handels und unserer Industrie betrachten, Gewohnheiten, Gebräuche und Gefühle bestehen, an denen zu rühren eine Reaction, einen Rückfall in die alte Barbarei, wenn man will, hervorrufen kann und vielleicht muß. So auch in China. Man hat aus dem Fell des Bären Eisenbahn- und Bergwerksconcessionen geschnitten wie Riemen, ohne das Thier selbst zu fragen, und offen und ungenirt darüber gesprochen, wie man seinen Leib zu zerlegen gedenke, und da wundert man sich, daß der ungeschlachte Petz anfängt, sich zu bewegen und mit seinen Pranken die Sächelchen, Kirchen, Eisenbahnen, Missionsanstalten umwirft, die man für ihn aufgebaut hat.

Unsere Beziehungen zu England und zu den Vereinigten Staaten wirken auf eine ganze Anzahl anscheinend vernünftiger Menschen wie das rothe Tuch auf den Stier, und was den Juden anbetrifft, so scheint er für Viele immer noch hauptsächlich deswegen auf der Welt zu sein, um mit Schmähungen und Schlägen behandelt zu werden; aber daß der Chinese uns gegenüber nationale Abneigung und Besorgnisse empfinden oder daß er über den Christen denken könne, wie Mancher bei uns über den Juden, das scheint unverständlich und unerträglich. Der Boer, der sein Land gegen den Engländer vertheidigt, ist ein Held; der Chinese, der versucht, dasselbe gegen den Fremden zu thun, ein Barbar, dem man nicht schleunigst genug an den Kragen kann. Eine solche Auffassung trägt ihre großen Gefahren in sich, weil das, was wir als unsere Interessensphäre in China und als den uns zukommenden Antheil an dem Verkehr mit demselben und an den aus der Entwicklung des Reiches sich ergebenden Vortheilen ansehen, sich leicht aus einem Gewinn in einen Verlust verwandeln und uns Opfer an Geld und Menschen auferlegen kann, die zu bringen wir nicht in der Lage sind und die wir bei einer richtigeren Behandlung der Sache nicht zu bringen haben würden. Der Chinese ist im Allgemeinen ein ganz vernünftiger Mensch, das Unglück ist nur, daß so Wenige sich die Mühe geben, zu versuchen, ihn zu verstehen. Der Compradore, der chinesische Agent des fremden Kaufmanns, ist zu wohl erzogen, um seinem Brotherrn zu widersprechen, wenn derselbe ihm die Vortheile der westlichen Cultur auseinander setzt, der Missionar hört nur seine Convertiten, die ihm ebenfalls, wenn sie überhaupt etwas von der Sache verstehen, nach dem Munde sprechen, und der Diplomat hat es viel zu eilig, aus dem Reiche der Mitte wieder fort zu kommen und sich näher der Heimath die Belohnung für das Opfer zu holen, das er glaubt dem Vaterlande dadurch gebracht zu haben, daß er ein paar Jahre in Ostasien verlebt hat, um sich die Mühe zu nehmen, der Sache auf den Grund zu gehen. So kommt es, daß die wenigsten Fremden, auch wenn sie längere Zeit in China zugebracht, einen klaren Begriff von dem haben, was Land und Leute gebrauchen. Ein allgemeines Bedürfniß nach Reform, das thatsächlich nur in ganz beschränkten Kreisen besteht, wird als vorhanden angenommen, die Befriedigung desselben wird als ein Theil der eigenen civilisatorischen Mission angesehen, aber der Mühe, sich mit Papier und Feder hinzusetzen und die Art und Weise der Einführung auch nur einer Reform und des Ergebnisses derselben, wenn auch nur vom fiscalischen Standpunkte aus, sich selbst klar zu machen, unterzieht sich Niemand. So kommt man auf der einen Seite zur Mißachtung der Rechte der Leute, die man reformiren will, und auf der anderen, besonders wenn man ein Deutscher ist, zu dem Wunsche, vielleicht dem Versuche, möglichst Alles nach dem bekannten Schema zu machen und den Chinesen in größter Eile in einen guten Preußen zu verwandeln. Das kann natürlich nicht, und je stolzer ein Volk auf seine eigene Civilisation ist, um desto weniger, ohne scharfe Conflicte abgehen, die einerseits die Sache nicht vorwärts bringen und andererseits den nicht zu unterschätzenden Nachtheil haben, eine Verrohung der Anschauungen und Handlungsweise zu schaffen, die auf die Dauer auch auf die heimischen Verhältnisse zurückwirken muß. Die Besitzer chinesischer Anleihen können übrigens unbesorgt auf die Vorgänge in China sehen: dieselben sind und werden, wenn die fremden Mächte nicht gar zu große Thorheiten begehen, localisirt bleiben, und die im vorigen Jahre trotz aller Gerüchte von Aufständen u. s. w. so herrlich fortgeschrittene Entwicklung des Handelsverkehrs wird hoffentlich auch in diesem Jahre andauern. Aber die immer wieder kehrenden Unruhen und die Art und Weise, wie sie von der Presse aufgebauscht werden, dürften das Privatcapital furchtsam machen und verhindern, sich an der wirthschaftlichen Entwicklung China's zu betheiligen. Wir würden dann zu dem Ergebniß kommen, daß wir Concessionen haben, die wir nicht ausbeuten können, und daß wir, statt Vortheil und Stärkung aus unserer asiatischen Besitzung zu ziehen, in derselben nur eine Quelle politischer und anderer Besorgnisse und Verlegenheiten finden werden.

Manchmal, wenn man die Entwicklung oder richtiger Nichtentwicklung unserer Colonien und Schutzgebiete betrachtet, wenn man sieht und hört, was in denselben, im Reichstage, in der Colonialgesellschaft, in der Presse vorgeht, geredet und geschrieben wird, möchte man fast zu der Ansicht neigen, als wenn dem deutschen Volke in seiner überwiegenden Mehrheit oder wenigstens in seinen gewählten Vertretern das Verständniß für die großen Aufgaben abgehe, die das Eintreten in eine Weltpolitik, in den Weltverkehr, ihm auferlegen. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß nichts so zur Entwicklung einer Colonie beiträgt wie die Anlage von Straßen, und wenn der fahrbare Weg weit über dem primitiven Fußpfade steht, so steht die Eisenbahn noch um Vieles höher über dem besten Fahrwege. Und doch haben wir erleben müssen, daß, während das englische Parlament, trotzdem England in einen Krieg verwickelt ist, der Milliarden verschlingt, fast ohne Debatte über 30 Millionen Mark für die Vollendung der Ugandabahn bewilligt hat, der deutsche Reichstag sich nicht hat entschließen können, 100 000 Mark für die Beendigung der Vorarbeiten für die ostafrikanische Bahn herzugeben. Und während die deutsche Regierung bemüht gewesen ist, unserem südwestafrikanischen Schutzgebiete die Vortheile zu sichern, die ihm daraus erwachsen müssen, wenn die Bahn durch dasselbe geführt wird, die dazu bestimmt ist, den Anschluß von der Westküste von Afrika nach der den Continent von Süden nach Norden durchquerenden Centralbahn herzustellen, rufen ganze Colonialkreise darüber Zeter, daß das Abkommen mit dem Manne getroffen worden ist, in dessen Kopfe der Plan der Centralbahn entstanden ist und der sich ihre Ausführung zur Lebensaufgabe gemacht hat, mit Cecil Rhodes. Die coloniale Politik, wie sie, man muß sagen leider, von denselben Kreisen betrieben wird, die über das Abkommen mit Rhodes ihr „crucifige“ rufen, besteht im Wesentlichen darin, daß die Zulassung fremder Gesellschaften und fremden Capitals in die deutschen Schutzgebiete perhorrescirt wird.

Daß es vortheilhafter wäre, wenn deutsche Gesellschaften mit deutschem Capital die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete unternähmen, unterliegt keinem Zweifel; die Schwierigkeit besteht eben nur darin, deutsches Capital für diesen Zweck flüssig zu machen. Der Gründe für diese unwillkommene, aber thatsächliche Erscheinung sind manche; der wichtigste ist wohl, daß das deutsche Capital für den Augenblick eine zu lohnende Anlage in Industriepapieren findet, um nach den Schutzgebieten zu gehen, wo es der Natur der Sache nach während einer Reihe von Jahren keine Zinsen bringen kann. Es ist besonders aus diesem Grunde bedauerlich, daß man sich nicht hat entschließen können, den Nennwerth der Actien von colonialen Unternehmungen auf 20 Mark herabzusetzen. Heute trägt der kleine Mann in Deutschland sein Geld zu der aus colonialen Bestrebungen hervorgegangenen und für coloniale Zwecke bestimmten Wohlfahrtslotterie; seine Betheiligung an derselben erweckt ihm kein Interesse an den Colonien selbst, er denkt nur daran, ob sein Loos gewinne oder nicht, während, wenn er für den sechsmaligen Preis eines Looses (20 Mark) eine Actie eines colonialen Unternehmens erwerben könnte, er nicht allein diesem Unternehmen, sondern der ganzen colonialen Entwicklung gegenüber ein aufmerksamer und vorkommenden Falls ein kritischer Beobachter werden würde. Und das ist nothwendig, wenn die coloniale Bewegung in Deutschland überhaupt in Fluß kommen soll. Es ist ja ganz hübsch, daß die deutsche Colonialgesellschaft 36 000 Mitglieder zählt und ihre Mitgliederzahl sich in den letzten Jahren fast verdoppelt hat; aber was bedeutet das einer Bevölkerungsziffer von 50 Millionen und mehr gegenüber, namentlich in dem Augenblick, in dem die britischen Colonien sich zu großen Staatenbünden zusammenschließen und der Außenwelt bald, wie das mit Canada bereits geschehen ist, als fiskalische Einheiten gegenüber stehen werden. Die deutsche Regierung, als verantwortliche Vertreterin der Interessen des Handels und der Industrie des Vaterlandes, wird dieser neuen Thatsache gegenüber keinen leichten Stand haben, und es wäre wünschenswerth, daß diejenigen Kreise, die sich in Deutschland ganz besonders als das

berechtigte Mundstück der deutschen colonialen Bestrebungen ansehen, die Frage der Betheiligung Deutschlands am Weltverkehr von einem höheren, praktischeren Standpunkte auffassen möchten, als dies z. B. noch am 1. Juni bei der Generalversammlung der deutschen Colonialgesellschaft in Coblenz geschehen ist. Nicht aus der Anwesenheit fremder Gesellschaften oder fremden Capitals in den deutschen Schutzgebieten entspringt den letzteren oder dem Vaterlande eine Gefahr, sondern aus der kleinlichen Auffassung, die, ein Ergebniß chauvinistischer Eifersucht, es vorziehen würde, die Entwicklung unserer afrikanischen Besitzungen Jahre, Jahrzehnte hindurch hinaus zu schieben, in dem Glauben, daß die Entwicklung dieser Welttheile still stehen würde, bis den deutschen Chauvinisten die Binde vom Auge fällt, die sie heute verhindert, zu sehen und zu verstehen. Nicht die Wandererversammlungen und die Schützenfeste haben Deutschlands Einheit und Größe begründet, sie haben im Gegentheil dadurch, daß sie das deutsche Nationalgefühl in falsche Bahnen lenkten, sehr wesentlich die Erreichung des Ziels erschwert, das der Staatsmann sich vorgesetzt hatte; und auch der deutschen Colonialgesellschaft und ähnlichen Kreisen wird das Schicksal nicht erspart bleiben, daß der Politiker in ihnen nur ein hemmendes, nicht ein förderndes Element sehen muß. Nicht in der Abgeschlossenheit gegen außen, nicht im nationalen Chauvinismus können große Gedanken sich fruchtbringend entwickeln: in dem Kampf ums Dasein — und was ist die Politik eines großen Landes anders als der Ausdruck eines solchen Kampfes — müssen alle überflüssigen Reibungen sorgfältig vermieden, alle Kräfte, auch die der Gegner, für den einen Zweck, die Kräftigung des eigenen Leibes, die Unterstützung der eigenen Pläne, herangezogen und verwendet werden. Wenn Deutschland nicht aus eigenen Mitteln aufbringen kann oder will, was zur Durchführung der Unternehmungen nothwendig ist, die für unsere afrikanischen Besitzungen das bedeuten, was das Wasser für die Wüste ist, das befruchtende Element, so müssen dieselben eben aus anderen Quellen genommen werden; es heißt zu klein vom Deutschen Reich denken, wenn man glaubt, daß ein paar Millionen Pfund englischen Geldes in deutschen Schutzgebieten angelegt die Sicherheit oder die Interessen derselben gefährden könnten; englisches Capital hat manche Unternehmungen in Deutschland selbst ins Leben gerufen, keine Phrase kann eben die Thatsache aus der Welt schaffen, daß in England mehr Geld und billiger zu haben ist als in andern Ländern, und dem Reiche ist keine Gefahr daraus erwachsen, im Gegentheil, nur der Versuch, fremdes Capital eifersüchtig auszuschließen oder gewaltsam zu vertreiben, könnte zu Retorsionsmaßregeln und dadurch zu Schwierigkeiten führen, deren Bedeutung unsere Colonialfreunde und Parlamentarier, und leider nicht allein in ihren Reden, zu unterschätzen pflegen.

Was wir für unsere afrikanischen Schutzgebiete gebrauchen, ist die Möglichkeit freiester Entwicklung, die Entfernung aller Schranken, die der Bureaukratismus aufzurichten stets bestrebt ist. Dies ist ganz besonders in Südwestafrika nothwendig. Nicht in der Vermehrung der Schutztruppe — welches Gewicht können ein paar Hundert Mann mehr oder weniger in die politische Wagschale werfen —, nicht in dem Heraussenden von einem halben Dutzend deutscher Dienstmädchen oder in der Errichtung einer deutschen Schule im äußersten Winkel des Landes liegt die Gewähr für die Entwicklung des Landes und für die Möglichkeit, dasselbe dem Reiche als ein nützliches Glied anzufügen; dieselbe ist nur in der Schaffung von Zuständen in demselben zu finden, die dem Einwanderer erlauben, sich dort ebenso frei zu bewegen wie in den benachbarten englischen Gebieten, die es ihm gestatten, dort nach eigenem Ermessen sich eine neue Heimath zu gründen, zu leben, wie es ihm gefällt, ohne in jedem Augenblicke durch Polizei- oder sonstige Vorschriften eingeengt und behindert zu werden. Nicht das Capital hat die großen Colonien geschaffen, die heute die herrlichsten Perlen in der Krone des britischen Reiches sind, mit der Axt und dem Spaten hat der arme Einwanderer, der im Schweiße seiner Stirn der Natur ein kärgliches tägliches Brod abzwang, sie erobert. Darum ist

es auch falsch, als Vorbedingung für die Auswanderung nach Deutsch-Südwestafrika den Besitz eines Vermögens von 15—20000 Mark zu bezeichnen. Der Bauer, der noch so viel besitzt, um das Saatkorn für die nächste Ernte zu kaufen, wandert nicht dorthin aus; dem Auswanderer muß darum die Möglichkeit gegeben werden, in kleinen Verhältnissen anzufangen und sich selbst emporzuarbeiten; aber damit er sich entschließt, sich entschließen kann, nach Südwestafrika zu gehen, fort mit Allem, was ihn dort ungünstiger stellt als in den Nachbargebieten, fort mit der allgemeinen Dienstpflicht, soweit es sich nicht um einen bei Aufstand oder Krieg einzuberufenden Landsturm handelt, fort mit allen Verordnungen, die guten Absichten entsprungen sein mögen, aber nicht für Verhältnisse passen, in denen ein gewisser Grad von Ungebundenheit den Menschen für viele andere Entbehrungen schadlos halten muß, und fort mit den kleinen Satrapen, die am liebsten an jeder Wasserstelle einen Geßlerhut aufpflanzen möchten, um sich ganz als Selbstherrscher zu fühlen. Aber freilich, was würden unsere Agrarier sagen, wenn die Möglichkeit der Hinlenkung einer deutschen Auswanderung nach Südwestafrika zur Sprache käme, und was würde am grünen Tische geschehen, wenn die Verordnungsmühle ins Stocken geräthe!

Die Aussichten für die Entwicklung unserer Colonien sind darum wenig erfreulich. Dem Capital, das für Eisenbahnbauten und Bergwerksunternehmungen nothwendig ist, wird der Zugang erschwert, dem Einwanderer wenig geboten, was ihn von anderen Gebieten ab zu uns ziehen könnte, und, was am schlimmsten ist, es scheint an vielen Stellen in den Colonien wie in der Heimath das Gefühl für das, was erforderlich ist, was die Vergangenheit gelehrt hat und die Gegenwart bestätigt, nicht vorhanden zu sein; durch eine gewisse Strammheit, durch lärmenden Patriotismus wird der Mangel an Verständniß für die größeren Ziele ersetzt und damit ein Zustand geschaffen, der zu Conflicten von unabsehbarer Tragweite zu führen durchaus geeignet ist. Und wie könnte das nicht der Fall sein, wenn in der höchsten berathenden und beschließenden Versammlung des Vaterlandes, im Reichstage, in dem Augenblicke, in dem die Mittel zur Verstärkung der Kriegsflotte bewilligt werden, zugleich Vieles geschieht, um Börse und Schiffahrt, ohne die Handel und Verkehr undenkbar sind, zu schädigen, und der Ruf nach Zollerschwerungen, d. h. in Wirklichkeit nach Zollkriegen, immer lauter ertönt! Die nächsten Jahre werden für die wirthschaftliche Entwicklung unseres Vaterlandes von schwerwiegendster Bedeutung sein, sie erfordern den rückhaltlosen Zusammenschluß aller der Elemente, die in der Fortsetzung der bisherigen Handels- und Zollpolitik die Gewähr für die Zukunft erblicken. Mögen die, welche diese Ansicht theilen, nicht wieder, wie das schon so oft in Deutschland der Fall gewesen ist, bis zu der Stunde zögern, in der die Gefahr sich drohend über ihnen zusammenzieht, und möge an ihnen nicht das Wort des Dichters zur Wahrheit werden: „Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.“

M. v. Brandt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Durch die Annahme der Flottenvorlage hat der Reichstag sich ein unbestreitbares Verdienst um die wichtigsten Lebensinteressen Deutschlands erworben. Seit dem Jahre 1871 hat Deutschland sich als der kräftigste Friedenshort erwiesen, bemüht, mit allen Mächten freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, so daß es über jeden Verdacht erhaben ist, die Verstärkung seiner Streitkräfte zur See könnte eine kriegerische Bedeutung haben. Durchaus verfehlt wäre es deshalb, in der Vorlage eine Spitze gegen England oder gar gegen die Vereinigten Staaten von Amerika zu suchen. Der Trugschluß, daß Deutschland, mit Oesterreich-Ungarn und Italien verbündet, nur mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten in einen Seekrieg verwickelt werden könnte, da ein Conflict mit Frankreich und Rußland zu Lande ausgefochten werden müßte, ist in der auswärtigen Presse wieder aufgetaucht. In Wirklichkeit muß daran festgehalten werden, daß Deutschland durch die stets wachsende Ausdehnung seines Handels, durch die Entwicklung seiner Colonien genöthigt ist, über eine achtunggebietende Flotte zu verfügen. Ebenso erheischt es die Weltmachtstellung Deutschlands, daß seine Streitkräfte zur See, ohne mit denjenigen Großbritanniens in Wettbewerb treten zu wollen, allen Anforderungen entsprechen. Gerade die friedliche Politik Deutschlands erhält dadurch die sicherste Bürgschaft, daß auch unsere Stärke auf dem Meere allen Mächten Achtung einflößt. Lehren doch gerade die jüngsten Vorgänge in China, daß es im Interesse der Sicherheit und des Schutzes deutscher Reichsangehöriger durchaus geboten ist, aller Orten, wo es nöthig und möglich ist, die deutsche Flagge zu zeigen.

Während der englische Oberbefehlshaber in Südafrika, Lord Roberts, durch die Besetzung von Johannesburg und Pretoria allem Anscheine nach die endgültige Entscheidung im Kriege gegen die Südafrikanische Republik und den Oranje-Freistaat herbeiführte, trafen aus China besorgnißerregende Nachrichten ein, aus denen auf eine tiefgehende Erbitterung eines Theils der chinesischen Bevölkerung gegen die Fremden zu schließen ist. Daß die Besitzergreifung chinesischer Gebietstheile durch europäische Mächte nicht von allen Schichten der dortigen Bevölkerung mit Gleichmuth aufgenommen wurde, kann im Hinblick auf den am Hergebrachten zäh festhaltenden Charakter der Chinesen nicht auffallend erscheinen. Auch fehlt es nicht an Anzeichen, wonach die aufständische Bewegung der Boxer, die sich an erster Stelle gegen die Fremden richtet, eine Zeit lang in maßgebenden Kreisen Pekings, wenn auch nicht unmittelbare Unterstützung, doch jedenfalls nur schlecht verhehlte Sympathien fand. Vielleicht wurde in diesen Kreisen auf die Gegensätze gerechnet, die unter den europäischen Großmächten hinsichtlich des äußersten Orients offenbart werden könnten. Ueberdies war auch die Stimmung der Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika sowie Japans in Betracht gezogen worden. In

dieser Rechnung fand sich nur ein Fehler, da die Mächte, einschließlich Japans, vor Allem in dem Bestreben einig waren, den Schutz und die Sicherheit der Fremden in China herbeizuführen. Alle Gegensätze mußten hinter diesem Bestreben zurücktreten, weil anderenfalls die Gefahr vorlag, daß die in China erzielten Errungenschaften der Civilisation wieder verloren gehen könnten.

Einer der vorzüglichsten Kenner der chinesischen Verhältnisse, der frühere deutsche Gesandte in Peking, Herr von Brandt, führt an anderer Stelle dieses Heftes aus, daß die Boxer-Bewegung zwar eine begreifliche Reaction darstelle, zu ernstlichen Besorgnissen jedoch keinen Anlaß gebe. In Peking verfügen die fremden Mächte, nachdem dorthin Truppenabtheilungen von den Kriegsschiffen aus entsendet worden sind, über geeignete, wenn auch vielleicht noch nicht ausreichende Machtmittel, um der chinesischen Regierung den Ernst der Situation klar zu erweisen. Sicherlich kann durch die Boxer im Inneren des Landes viel Unheil angerichtet und das Zerstörungswerk fortgesetzt werden. Der Gefahr, daß die Aufständischen des geheimen Einverständnisses der Kaiserin-Wittwe und anderer leitenden Persönlichkeiten sich versichert halten, kann jedoch durch ein energisches Vorgehen der diplomatischen Vertreter der Mächte und der ihnen zu Gebote stehenden Streitkräfte ein Ende bereitet werden. Die Besorgniß, daß unter diesen Mächten sich Combinationen bilden könnten, die mit verschiedenen Mitteln dasselbe Ziel der Unterdrückung der aufständischen Bewegung anstreben würden, ist, wie gehofft werden darf, beseitigt. Die Eifersucht Englands und Japans hätte wiederum erregt werden müssen, falls etwa Rußland eine besondere Action unternommen hätte. Für die englische Regierung mußte es gleichfalls geboten erscheinen, die Empfindlichkeiten Rußlands zu schonen. Neben dem entschiedenen Vorgehen der Truppendétachements mußte deshalb eine gemeinschaftliche Flottendemonstration in Betracht kommen. Sobald der kaiserliche Hof die volle Ueberzeugung von dem Ernste und der Einheitlichkeit dieser Action gewonnen hat, werden die leitenden Persönlichkeiten nicht ermangeln, ihren Einfluß bei den Boxern geltend zu machen. Die culturfeindlichen Elemente müssen vor Allem die Ueberzeugung gewinnen, daß nicht bloß die Fremden sowie die eingeborenen Christen China's jeder Zeit ausreichenden Schutz finden werden, sondern auch sämmtliche Mächte sich zusammen schließen, um diesen Zweck in vollem Maße zu erreichen.

Gleichsam zu den parlamentarischen Einrichtungen in Frankreich gehörte früher la trêve des confiseurs. Um das Neujahrsgeschäft in Paris nicht zu stören, pflegten die Oppositionsparteien in der Deputirtenkammer zur Zeit der Jahreswende Ruhe zu halten. Wie verbittert müssen daher die Nationalisten sein, wenn sie selbst den für die Weltausstellung angekündigten Waffenstillstand nicht gelten ließen und den aus aller Herren Ländern eintreffenden Gästen das wüste Schauspiel tumultuarischer Scenen im Palais Bourbon boten! Freilich fehlte ihnen auch diesmal nicht die Unterstützung von Republikanern vom Schlage Méline's und Ribot's, die es allem Anscheine nach nicht ertragen können, daß das Cabinet Waldeck-Rousseau in der parlamentarischen Geschichte der französischen Republik den Beinamen Weltausstellungs-Ministerium führen soll. Dürfte man aus der leidenschaftlich erregten Sprache der neu-boulangistischen Organe ernstere Schlußfolgerungen ziehen, so käme es diesen allerdings auch nicht darauf an, unverzüglich nicht bloß die Regierung, sondern auch die Republik selbst zu stürzen, obgleich der Führer der Nationalisten, Paul Déroulède, noch in seinen aus der spanischen Verbannung erlassenen Pronunciamientos verkündet, daß er lediglich die „plebiscitäre Republik“ anstrebe.

Als ob die Bonapartisten sich nicht zu demselben politischen Programme bekennen könnten, mit dem Hintergedanken, den Imperialismus in Frankreich wiederherzustellen, so bald die „Volksabstimmung“ zu Gunsten ihres Prätendenten ausgefallen wäre! Bezeichnend ist es, daß als solcher mehrfach nicht Prinz Victor, der Nächste zum Kaiserthron, sondern der russische General Prinz Louis Napoleon



genannt wird. Vom Standpunkte der Anhänger der französischen Republik kämpft also das Ministerium Waldeck-Rousseau einen ehrlichen Kampf, indem es den Ansturm der verbündeten Oppositionsparteien, denen Méline, Ribot und Genossen Heeresfolge leisten, mit Entschlossenheit abwehrt. Im republikanischen Feldlager war es Léon Bourgeois, der durch sein entschiedenes Eingreifen in den Kampf die Regierung kräftig unterstützte. Wiederum war es die Dreyfus-Affaire, die den Nationalisten einen willkommenen Anlaß für ihren Vorstoß bot. Immerhin erreichten sie diesmal, daß der Kriegsminister General de Galliffet aus „Gesundheitsrücksichten" aus dem Ministerium ausschied. Und doch war es gerade dieser ehemals bonapartistische Reitergeneral, der den Capitän im Kriegsministerium Fritsch in Inactivität versetzte, weil er einem nationalistischen Organe geheime Schriftstücke zur Verfügung gestellt hatte, aus denen die Absicht der Regierung erhellen sollte, die Revision des Dreyfus-Processes abermals vorzubereiten.

Als ein Verbrechen bezeichnete General de Galliffet das Vorgehen des Capitäns Fritsch, der ausdrücklich zugestand, er habe sich bei seinem Verhalten durch „politische" Erwägungen leiten lassen. Durchaus unverständlich mußte es daher erscheinen, daß in der Deputirtenkammer der Sturm losbrach, als der Ministerpräsident Waldeck-Rousseau die vom Kriegsminister als Verbrechen gekennzeichnete Handlungsweise mit dem jedenfalls harmloseren Namen „Felonie" charakterisirte. Wenn daher die neu-boulangistischen Organe den Rücktritt des Generals de Galliffet in der Weise begründen, daß er sich nicht länger habe mit dem Conseilpräsidenten identificiren wollen, der von der Felonie eines Officiers gesprochen, so stellen sie entweder der Logik oder der Loyalität des früheren Kriegsministers ein sehr schlechtes Zeugniß aus. J. Cornély konnte sich denn auch nicht versagen, in einem mit köstlicher Ironie gewürzten Artikel des „Figaro" auf die Autorität Littré's gestützt, nachzuweisen, wie viel schwerer die Beschuldigung eines Verbrechens ins Gewicht fallen muß als die der Felonie. Thatsächlich führte General de Galliffet nur die durch seine letzte Krankheit erschütterte Gesundheit in dem Entlassungsgesuche an und hob hervor, daß diese ihm nicht gestatte, „allen Erregungen des Augenblicks Widerstand zu leisten".

Da die Deputirtenkammer ein Vertrauensvotum für die Regierung beschloß, mußte der von Seiten der Nationalisten in Scene gesetzte Ansturm als zurückgeschlagen gelten. Indessen machten diese einen neuen Versuch, das Ministerium zu stürzen, indem sie eine Interpellation über die Ursachen des Rücktrittes des Generals de Galliffet einbrachten. Mit 313 gegen 171 Stimmen beschloß jedoch die Kammer die Vertagung dieser Interpellation, so daß auch diese nationalistische Intrigue durchkreuzt worden ist.

Wie wenig berechtigt andererseits der von den Oppositionsparteien erhobene Vorwurf ist, die Regierung bereite Material für eine neue Revision des Dreyfus-Processes vor, ergibt sich am deutlichsten aus der von dem Ministerium im Parlament eingebrachten Amnestievorlage. Vom juristischen Gesichtspunkte aus betrachtet muß dieser Gesetzentwurf allerdings als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen. Mit Fug weisen Emile Zola und Picquart darauf hin, daß ihr Recht, ihre volle Unschuld zu erweisen, nicht durch einen legislativen Act verkümmert werden dürfe. Dasselbe Recht nimmt Capitän Dreyfus für sich in Anspruch. Wie wenig Verständniß jedoch für den Grundsatz der Trennung der Gewalten in den maßgebenden Kreisen Frankreichs herrscht, zeigte sich bereits bei dem Kammerbeschlusse, durch den die Regierung aufgefordert wurde, die Dreyfus-Angelegenheit endgültig zu beseitigen. Als ob es sich bei dieser nicht um eine juristische Frage handelte, die so lange offen bleibt, als nicht alle Rechtsmittel erschöpft sind. Deshalb muß es als ein schwerer Eingriff der gesetzgebenden Gewalt in die richterliche bezeichnet werden, wenn das Revisionsrecht des vom Kriegsgericht in Rennes verurtheilten Capitäns Dreyfus aufgehoben werden soll. Vielmehr muß Diesem nach wie vor das Recht gewahrt bleiben, auf Grund neuer Thatsachen die Wiederaufnahme des Verfahrens zu erlangen.

Im Senate war es insbesondere der frühere Justizminister Trarieux, der bei der Berathung der Amnestievorlage alle gegen diese in Betracht kommenden Momente zusammenfaßte. Er betonte zugleich, daß die Oppositionsparteien die Dreyfus-Angelegenheit von Anfang an als Sturmbock gegen die republikanischen Einrichtungen benutzten. Der Conseilpräsident Waldeck-Rousseau machte jedoch in so eindringlicher Weise geltend, daß die Regierungsvorlage im Interesse der Beruhigung des Landes geboten sei, daß der Senat mit 238 gegen 34 Stimmen den Gesetzentwurf genehmigte.

Die allgemeinen Wahlen für die italienische Deputirtenkammer haben zu keiner wesentlichen Veränderung in der Zusammensetzung des Parlaments geführt. Das Ministerium Pelloux wird auch in Zukunft über eine Mehrheit verfügen. Da jedoch die äußerste Linke nicht nur nicht geschwächt aus dem Wahlkampfe hervorgegangen ist, sondern sogar eine Anzahl Mandate gewonnen hat, steht zu befürchten, daß die Obstruction von dieser Partei von Neuem aufgenommen werden wird. Bezeichnend ist allerdings, daß die von der äußersten Linken eroberten Kammersitze nicht auf das Verlustconto der Regierungspartei, sondern das der constitutionellen Opposition fallen, die unter der Führung Zanardelli's und Giolitti's in den Wahlkampf eingetreten ist. Aus dem zweideutigen Verhalten dieser Partei erklärt sich ihr Mißerfolg, da kein Zweifel darüber obwalten konnte, daß die beiden früheren Ministerpräsidenten sich nicht durch principielle Erwägungen bei ihrer Opposition gegen die gegenwärtige Regierung leiten ließen, sondern lediglich den Eingebungen ihres Ehrgeizes folgten. Andererseits hätten sie nicht stillschweigend die Obstruction der äußersten Linken gebilligt, ein Verhalten, durch das die parlamentarischen Einrichtungen in Mißcredit gebracht werden müssen. Auch die „Execution“ des Dichters und früheren Abgeordneten Gabriele d'Annunzio beweist, daß die italienischen Wähler für Charakterlosigkeit auf politischem Gebiet kein Verständniß haben. In Altavilla a Mare wurde d'Annunzio seiner Zeit von einer conservativen Mehrheit zum Deputirten gewählt. Welches Erstaunen mußte es daher erregen, als der Gewählte inmitten der parlamentarischen Schlacht bei Gelegenheit der von der äußersten Linken inscenirten Obstruction in das feindliche Lager überging! Wie er bei seinen mannigfaltigen literarischen Wandlungen bei Nietzsche angelangt ist, wollte er sich auch auf Monte Citorio als „Uebermensch“ gebärden und verließ, während der Kampf tobte, das eine Feldlager, um es mit dem entgegengesetzten zu vertauschen. Der schlichte Sinn der Wähler von Altavilla a Mare hatte kein Verständniß für diese Wandlungsfähigkeit, so daß Gabriele d'Annunzio darauf verzichten mußte, in seinem früheren Wahlkreise zu candidiren. In Florenz, wo er sich von der äußersten Linken auf den Schild erheben lassen wollte, erfuhr er dann das Mißgeschick, daß er von Cambray-Digny, dem Candidaten der Ministerpartei, aus dem Felde geschlagen wurde.

Die Niederlage Gabriele d'Annunzio's hatte insbesondere eine symptomatische Bedeutung. Es braucht nur an Felice Cavallotti erinnert zu werden, der, gleichfalls Dichter, in einer für Italien verhängnißvollen Weise die Führung der radicalen Partei übernommen hatte. Cavallotti trug die hauptsächliche Schuld an den Irrungen und Wirrungen dieser Partei; sein Geist geht heute noch um, und d'Annunzio gedachte wohl dessen Erbschaft anzutreten, zumal da er sich im Feldlager der Rechten verkannt fühlte. Ihn mochten wohl auch die allerdings höchst problematischen Erfolge nicht schlafen lassen, die François Coppée und Jules Lemaître in Frankreich als Parteiführer errangen. Im Interesse der constitutionellen Einrichtungen durfte es daher als ein beträchtlicher Gewinn für die italienische Regierung bezeichnet werden, daß ein Wirrkopf wie d'Annunzio von der politischen Schaubühne verschwunden ist, und daß er gerade durch Cambray-Digny ersetzt wurde, der bei der Annahme der neuen Geschäftsordnung der Deputirtenkammer eine wesentliche Rolle spielte. Innerhalb der socialistischen Partei wird allerdings die Absicht gehegt, dem neuen „Genossen“ eines der eroberten „Doppelmandate“ zu überlassen.



Die neue parlamentarische Geschäftsordnung wird den Mittelpunkt der Kämpfe bilden, die von den Organen der äußersten Linken bereits angekündigt werden. Nachdem das Ministerium Pelloux dafür Sorge getragen hatte, daß der hauptsächliche Stein des Anstoßes, das decreto-legge, aus dem Wege geräumt wurde, hegte die Regierung die Zuversicht, daß geordnete parlamentarische Verhältnisse wieder hergestellt werden könnten. Die Oppositionsparteien erblickten jedoch in der Art, wie die behufs Verhinderung der Obstruction vorgeschlagene neue Geschäftsordnung angenommen worden, eine Vergewaltigung, die nicht geduldet werden dürfte. Allerdings enthält die Geschäftsordnung eine Reihe von Bestimmungen, durch die tumultuarischen Scenen und willkürlichen Verzögerungen der Debatte vorgebeugt werden soll. Zur energischen Durchführung der neuen Bestimmungen bedarf es jedoch eines Vorsitzenden, der fest entschlossen ist, dem regolamento unbedingte Achtung zu verschaffen. In der französischen Deputirtenkammer bestehen längst scharfe Anordnungen, durch die widerspenstige Deputirte zur Anerkennung der Autorität des Präsidenten gebracht werden können. Nicht bloß die Censur, sondern auch die temporäre Ausschließung von Abgeordneten kann verhängt werden, die dann auch ihrer Diäten verlustig gehen. Weigert sich der betroffene Deputirte, den Sitzungssaal zu verlassen, so wird die regelmäßig im Palais Bourbon anwesende bewaffnete Macht aufgeboten, die kurzen Proceß zu machen pflegt. In Italien erhalten die onorevoli allerdings keine Diäten, das Einschreiten der carabinieri ist jedoch in der neuen Geschäftsordnung ebenfalls vorgesehen. Nur scheute sich der frühere Kammerpräsident, Colombo, das schärfste Mittel anzuwenden. Da die äußerste Linke in Italien mit französischen Einrichtungen zu coquettiren liebt, dürfte sie sich auch nicht darüber beklagen, falls die uscieri mit den onorevoli auf Monte Citorio ebenso unsanft umgingen wie die huissiers des Palais Bourbon mit den Mitgliedern der Deputirtenkammer. Nimmt aber die Obstruction wieder den früheren tumultuarischen Charakter an, so müssen die Barzilai und Costa nebst ihrem Anhange es sich auch gefallen lassen, daß, gerade wie im republikanischen Frankreich, Militär in die Aula einrückt, um die Ruhestörer zu entfernen.

Der frühere Präsident der italienischen Kammer, Colombo, gehört ebenfalls zu den Besiegten des jüngsten Wahlkampfes. Für die Wiederherstellung geordneter parlamentarischer Verhältnisse könnte diese Niederlage gerade von Nutzen sein, da Colombo, eben weil er bei der Herbeiführung der neuen Geschäftsordnung wesentlich mitgewirkt hatte, wohl Bedenken tragen mochte, diese in aller Strenge zur Anwendung zu bringen.

Zu welchen traurigen Zuständen die Obstruction im Parlamente führen kann, das hat sich neuerdings in Oesterreich gezeigt, wo die Regierung sich genöthigt sah, im Hinblick auf das wüste Treiben der Tschechen die Session des Abgeordnetenhauses für geschlossen zu erklären. So wird allem Anscheine nach auf der Grundlage von Nothverordnungen gemäß dem § 14 der österreichischen Verfassung eine Zeit lang regiert werden müssen. Daß die Obstruction schließlich den parlamentarischen Einrichtungen selbst gefährlich werden muß, — wer vermöchte das zu leugnen! Wie das Chaos auf parlamentarischem Gebiete beseitigt werden soll, läßt sich in keiner Weise absehen. Die ganze Situation verwickelt sich noch dadurch, daß dem österreichischen Reichsrathe in absehbarer Zeit wichtige Aufgaben, wie der Ausgleich mit Ungarn, gestellt sind. Als Regierungspartei kommen die Tschechen jedenfalls nicht mehr in Betracht. Freilich hätte es dazu nicht noch der jüngsten Obstruction bedurft. Kaiser Franz Joseph ist ein allzu ausgeprägter loyaler Charakter, als daß nicht auf ihn die tschechischen Angriffe gegen die Armee und die Bündnißverträge mit Deutschland und Italien den ungünstigsten Eindruck gemacht haben sollten.

Literarische Rundschau.

Eine populäre Himmelskunde.

[Nachdruck untersagt.]

Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde von M. Wilhelm Meyer. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1898.

Man kann ein Buch vom „Weltgebäude" nicht in die Hand nehmen, ohne des Mannes zu gedenken, der vor mehr als fünfzig Jahren auch mit diesem Titel spielte. Er verwarf ihn, um das glänzendere und tiefere Wort „Kosmos" zu wählen. Wenn heute der alte Humboldt sich von seinem weißen Marmorsitz vor der Berliner Universität aus noch einmal in das pulsende Leben der Großstadt mischen dürfte, er würde seltsame Dinge schauen. Sehr viel weniger noch als in seinen Tagen, über die er schon klagte, würde ihm der heiße Berliner Boden als die geeignete Stätte erscheinen zur liebevollen Hingabe an die beschauliche Betrachtung der Natur. Wie viel fehlt, so würde er in dem ganzen Häusermeer kein Fleckchen unberührten grünen Gartens mehr finden, um in abgeschlossener Stille sein „Magnethäuschen" aufzuschlagen, in dem er, mit rührender Einfachheit der Mittel, in den zwanziger Jahren eine neue Wissenschaft gründen half. Und doch rollt einer der Straßenbahncolosse, unter deren Stoß der Weltstadtboden heute am meisten erzittert, nach Moabit, wo neben Straßen, die Humboldt nicht gekannt hätte, die „Urania", das erste Institut der Welt für volksthümliche Himmelskunde, ragt. Und eine andere geht mit demselben dröhnenden Radstoß hinaus in den Treptower Park zum Riesenfernrohr, das nicht minder dem Volk, der Laienmenge für die Zwecke freier astronomischer Belehrung dient. Ideen, zu denen Humboldt den Keim gelegt, als er in der Singakademie seine öffentlichen Vorträge, damals eine That beinah verwegenen Muthes, begann, sind hier zum Stamme erstarkt. Gerade aus diesem Kreise kommt auch jetzt das neue populär-astronomische Buch — aus der Feder des Mannes, der die „Urania" erdacht und erbaut hat.

Humboldt's „Kosmos" ist als solcher ein classisches Buch, das jenseits aller Möglichkeit einer Nachahmung steht. Der Geist unserer großen Literaturepoche weht noch hindurch; man fühlt, daß es ein Buch war, das Goethe hätte schreiben mögen, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, noch zwanzig Jahre zu leben und sein ungeheures Wissen noch um ein Alexanderreich zu vergrößern. Die Individualität dieses gewaltigen Werkes kann heute, fünfzig Jahre danach, weder wiederholt noch nachgemacht, noch übertroffen werden. Selbst wo es in dem Detail engerer Thatsachen veraltet ist, wahrt es den Rang einer Geschichtsquelle. Aber Humboldt gibt uns heute im Neuschaffen allerdings noch eine gewisse Richtung an. Er führt uns immer wieder zurück auf den großen Ernst, den jede volksthümliche Verarbeitung naturwissenschaftlichen Fachwissens erfordern soll. In den Augen der Mitlebenden

galt Humboldt als der größte Naturkenner seiner Zeit, und er war es ganz gewiß, was Größe des universalen Rundblickes anbelangt. Trotzdem trat er als Dolmetscher, als Lehrer für die Allgemeinheit auf. In seiner eigenen Auffassung war dieses „trotzdem" ein „deshalb". Der Größte im Fach war gerade gut genug, um sich der Volksbelehrung zu widmen. Das zeichnet die Aufgabe vorbildlich noch heute mit ganzer Schärfe. Wie bekannt, ist der volksthümliche Zug gerade in der neueren Astronomie in engster Verbindung geblieben mit den angesehensten fachmännischen Spitzen dieser Wissenschaft. Es braucht bloß an die Thätigkeit Wilhelm Förster's, des Directors der Berliner Sternwarte, erinnert zu werden. An diesem Maßstab läßt sich nun thatsächlich auch das vorliegende Buch werthen. Es ist sich des Humboldt'schen Ernstes seiner Aufgabe bewußt und wendet sich popularisirend an die Menge, weil es wissenschaftlich dazu berechtigt ist.

Will man die beiden Werke, die so viel Zeit und Individualität trennt, noch nach einer anderen Seite mit einander vergleichen, so kommt man auf einen Punkt, der für die ganze Entwicklung der Naturforschung im neunzehnten Jahrhundert charakteristisch ist. Humboldt spiegelt — und hier ist es einerlei, ob wir vom Forscher oder Vermittler reden — in jeder Faser noch eine Epoche, die man die objective, in einem gewissen Sinne auch die ästhetische nennen könnte. Schopenhauer hat den Zusammenhang zwischen dem rein objectiven Schauen und dem Grundelement der Aesthetik festgestellt. Man kann aber objectiv in diesem Sinne auch als Naturforscher sein. Die abgeklärte Betrachtung ist dann Alles, ist Selbstzweck auch der Natur gegenüber. Sie faßt die Natur wie das gegebene größte Kunstwerk. Forschen heißt die Gesetze dieses Kunstwerkes enthüllen. Der letzte Zweck aller Forschung ist die reine Freude am Harmonischen, am „Kosmos", womit zugleich der Anschluß an das engere Aesthetische und andererseits an die tiefste versöhnende Philosophie erreicht ist. Diese Auffassung vom letzten Wesen der Naturforschung hat aber im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts und wesentlich seit Humboldt's Tode einer anderen, mehr subjectiven äußerlich weichen müssen. Die Ergebnisse der Forschung wurden Stufen einer wachsenden Natureroberung im praktischen, technischen Sinne. Die Naturforschung bekam einen engeren Zweck für den Moment des Kampfes, für den ringenden Menschen auf diesem Planeten. Der Mensch wollte die Natur nicht ästhetisch abgeklärt genießen, sondern die zunehmende Beherrschung der Naturkräfte verhieß ihm eine wachsende subjective Macht, gab Brot, gab Vortheile des Lebens, der Gesellschaft, sie preßte den Planeten unter ihn wie ein wildes Roß, das der sehnige Reiter bezwingt. Um noch einmal mit Schopenhauer zu reden: die Tendenz des forschenden Menschen der Natur gegenüber trat aus dem Stadium der Vorstellung über in das Stadium des Willens. Wer fühlt nicht, daß dieser Uebergang auf allen Gebieten das Wesen des neunzehnten Jahrhunderts umfaßt! Wir jetzt stehen noch mitten darin in dieser zweiten Welt. Wer heute eine volksthümliche Astronomie schreibt, kann sich dem nicht entziehen. Es sieht wohl so aus, als liege die Astronomie diesen praktischen Zielen überhaupt fern. Aber das ist nur scheinbar. In unserer Technik hängt Alles zusammen. Wenn wir den Sirius beobachten, so ist es letzten Endes doch nur eine Probe auf die Naturgesetze, die jeder Techniker vor seinen Maschinen braucht. Wenn wir ins Weltall mit Billionenziffern hinein rechnen, so ist diese Rechnung doch eigentlich nur die Leistung der Mußestunde eines Riesen, der sein Werkzeug am Himmel probt, um nachher auf der Erde Berge zu versetzen. Und wenn wir Menschen auf der Straßenbahn nach dem Park von Treptow führen, um ihnen im Riesenfernrohr die Ringe des Saturn zu zeigen, so erziehen wir im Innersten doch bloß ein Geschlecht, das eines Tages diese Straßenbahn selber noch unendlich vervollkommnen wird mit Hülfe derselben Kräfte, die zwischen Sonne und Saturn walten. Das heißt, wir, die Kinder der subjectiven, der technischen, der Willensepoche der Naturforschung. Das Tröstliche ist, daß beide Epochen sich am Ende doch nur ergänzen. Aus den Händen des Zeitalters der Technik geht uns schließlich eine neue Natur

hervor, die wir eines Tages auch wieder objectiv sehen werden und zwar mit ganz neuem Genuß. Einstweilen muß man aber mit der Phase rechnen, in der wir stehen, und ihren Bedürfnissen. In Meyer's „Weltall“ liegt der Schwerpunkt der Darstellung ausgesprochen auf der praktischen, der (im weitesten Sinne) technischen Seite. Mit einer bewundernswürdigen Anstrengung ist versucht, den Laien ohne Voraussetzungen in den Mechanismus des Weltsystems einzuführen, in die große Himmelsfabrik, wo die Räder schwirren, Räder, die Sonnen und Planeten sind. Auf den Farbenglanz der eigentlichen Beschreibung ist stark verzichtet. Dagegen ist die darstellende Fähigkeit um so packender und individueller, je mehr es gilt, rein mechanische Probleme schlicht und klar auseinander zu wickeln. Der zweite Theil des Bandes, der von den Bewegungen der Himmelskörper handelt, ist in diesem Sinne auch der eigentlich schriftstellerisch werthvolle, der die Kraft des Autors für jene edle Art des Popularisirens ins glänzendste Licht stellt. Das Historische ist nur so weit, als es für diese Aufgabe in Betracht kommt, gestreift, ohne einen Kern der Darstellung zu bilden. Und selbst die an und für sich stellenweise recht kühnen Speculationen der allerletzten Abschnitte über Schwerkraft und Entwicklungsgeschichte der Welten verlassen, bezeichnend genug, den Rahmen nicht. Es sind Speculationen eines tüchtigen Technikers über die muthmaßliche Baugeschichte der ungeheuren Fabrik, sehr logisch, aber auch sehr nüchtern bis zum letzten Satz. Im Ausgang wird erwogen, daß die Maschine eines Tages von selbst zusammenstürzen müsse. Eine vage Möglichkeit einer allgemeineren Weiterentwicklung des Ganzen selbst über diesen Sturz hinaus wird angedeutet. Jedoch die ganze eigentliche Culturarbeit, Alles, was mit dem Bewußtsein des Menschen zusammenhängt, erliegt dem Fall. „Aber es will uns scheinen,“ sagt Meyer, „daß jede Weltorganisation, welche es zu der Blüthe des Bewußtseins ihrer selbst, zur entzückten Anschauung ihrer eigenen Schönheit brachte, eine vollauf befriedigende Bestimmung erfüllt hat.“ In diesem Bekenntniß der vorletzten Seite blitzt etwas auf wie ein leises Wetterleuchten jener anderen, objectiveren Epoche. Eine tiefere philosophische Betrachtung wird allerdings zurückgewiesen. Aber man fühlt, daß die eine Epoche eben doch schließlich die andere wieder braucht. Wiederum in fünfzig Jahren werden treffliche Bücher wie dieses abermals ihre Arbeit erfüllt haben. Ein neues, großes Stück Wissen nach der technischen Seite wird in die Menge verbreitet sein. Dann wird man aber das „Himmelsgebäude“ nochmals in anderem Sinne schreiben, — aus einer selbstgewaltigeren Philosophie heraus. Wo jetzt der Gedanke sich wie bei einer Abschweifung ertappt, da wird er dann erst recht wieder einsetzen. Inzwischen würdigen wir mit Freude dieses Buch. Ein besonderes Lob verdienen noch die Abbildungen. Sie stellen jedes vorausgehende astronomische Werk in Schatten. Einige der Farbenbilder, die auf dem Theater der „Urania“ decorativ gut wirkten, hier in der Buchwiedergabe aber grob erscheinen (z. B. die ideale Marslandschaft), wären bei einer Neuausgabe wohl besser zu streichen. Die Masse der Textfiguren ist dagegen ausgezeichnet, nicht nur in der Wahl, sondern auch in der Reproduction. Die Leistungen des Bibliographischen Instituts bleiben hier unerreicht, und das Populäre erhält auch künstlerisch dabei den unbedingt besten Extract des streng Wissenschaftlichen.

Wilhelm Bölsche.

πρ. **Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.** Erster Band, 16. bis 18. Jahrhundert. Von Ludwig Salomon. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1900.

Das Vorwort des Buches beginnt mit dem Satze: „Mit der vorliegenden Darstellung wird zum ersten Male eine vollständige Geschichte der Entwicklung des deutschen Zeitungswesens dargeboten." Es scheint fast unmöglich, ist aber doch nur schlichte Thatsache, daß die „siebente Großmacht" bisher ihren Historiker nicht gefunden hat. Es liegen einige archivarische Specialuntersuchungen vor, wir haben auch Berichte über die Entwicklung einzelner Zeitungen, die Entwicklung der Zeitung aber hat man noch in keinem abgeschlossenen Werke spiegeln lassen. Den einzigen Versuch hat Robert Prutz gewagt, aber sein Werk kam nicht über den ersten Band hinaus, konnte nicht darüber hinauskommen, da dem Verfasser bei seiner breiten Darstellung mehr und mehr die leitenden Gesichtspunkte abhanden kamen. So wird Ludwig Salomon die Ehre der Priorität für sich in Anspruch nehmen dürfen, — sobald er den zweiten, abschließenden Band dieses Werkes vorgelegt hat. Der erste Band behandelt auf 258 Seiten Klein-Octav das 16., 17. und 18. Jahrhundert. Das ist keine „Gelehrtenarbeit", kein ehrbarer Bibliothekenhüter, aber gerade darin möchten wir einen Vorzug des Buches erblicken. „Von Anfang war ich bestrebt, ein lesbares Werk zu schaffen," betont der Verfasser im Vorwort. Das ist ihm gelungen, und das war unseres Erachtens gerade bei diesem Thema die vornehmste Aufgabe. Das Buch ist vortrefflich disponirt; Bücher aber, die vortrefflich disponirt sind, pflegen auch gut geschrieben zu sein, und das vorliegende Buch macht von der Regel keine Ausnahme. So viel für heute. Nach Erscheinen des 2. Bandes behalten wir uns vor, auf Einzelheiten zurückzukommen.

γ. **Culturwissenschaft und Naturwissenschaft.** Ein Vortrag von Heinrich Rickert. Freiburg, J. C. B. Mohr. 1899.

Dieser Vortrag ist in der kürzlich gegründeten „culturwissenschaftlichen Gesellschaft" zu Freiburg i. B. gehalten worden und verfolgt den Zweck, nach dem Begriff zu suchen, der die gemeinsamen Interessen und Aufgaben der in diesem Vereine zusammmen wirkenden Theologen, Juristen, Geistlichen, Philologen, Nationalökonomen „und vielleicht auch Philosophen" zu bestimmen und gegen die der Naturforscher abzugrenzen vermag. Dieser der „Natur" gegensätzliche Begriff ist der der „Cultur", welche sich geschichtlich entfaltet, und wir haben daher von einem Unterschied der geschichtlichen und der naturwissenschaftlichen Methode zu reden. Wenn die Naturwissenschaft darauf gerichtet ist, die Natur zu erkennen, und wenn zu diesem Zwecke allgemeine Begriffe und Urtheile gebildet, d. h. Naturgesetze erkannt werden müssen, so richtet sich die Culturwissenschaft in allen ihren Zweigen auf die Wirklichkeit selbst, welche niemals allgemein, sondern immer individuell ist; sie will den einzelnen Vorgang sozusagen nachleben lassen. Um aber das Bedeutungsvolle vom Bedeutungslosen zu scheiden, bedarf die Geschichte eines Werthmessers, und ihr wegen dieses Bedürfnisses den Charakter einer Wissenschaft abzusprechen, ist leerer und negativer Dogmatismus. Das sind einige der Hauptsätze der von ernstem Nachdenken zeugenden, aber nicht leicht zu lesenden und anzueignenden Schrift.

βλ. **Abendläuten.** Von H. Hansjakob. Stuttgart, A. Bonz & Co. 1899.

Dieser hübsch ausgestattete und reich illustrirte Band „Erinnerungen" reiht sich des Verfassers Schriften zu Ehr' und Verherrlichung seines Schwarzwälder Heimathlandes an. Sie haben ihm in deutschen Landen viele Freunde erworben; neben so Vielem, was nothwendiger Weise nur von localem Interesse ist, erfreuen sie sich an manchen Zügen volksthümlicher Sitte und einfacher Poesie, an der originellen Eigenart des mittlerweile alt gewordenen Priesters, an der aufrichtigen Ehrlichkeit seiner Gesinnung, der man es gern zu Gute hält, wenn er, was nicht selten der Fall, in Uebertreibungen verfällt und Schrullen zum Besten gibt, wie das fast regelmäßig, wo vom schwächeren Geschlechte die Rede ist, geschieht. Gescheidte Frauen, meint er, seien gottlob so selten wie weiße Raben, und ihm scheint der Dorfschmied von Haslach das Rechte zu treffen, weil er der Ansicht ist: „Die Wibervölker sind eben alle kurzräthig", womit er sagen will, sie hätten wenig Verstand und Ueberlegung. Heinrich Hansjakob's Werthschätzung der Frau deckt sich mit dem Lob, das ein Römer seiner Gattin in der Grabschrift spendete: „Sie war gut und schön, eine fleißige Spinnerin, fromm, züchtig, häuslich und sparsam." Wogegen Hansjakob der Meinung ist, wollte man „einer besseren Culturdame" den Leichenstein ehrlich beschreiben, so müßte es heißen: „Hier liegt Lilli, die Gattin eines dummen Mannes. Sie war weder schön noch gut, eine fleißige Radfahrerin, ein Freigeist, möglichst viel aus dem Hause und hat für Putz und Vergnügen ausgegeben, was in ihre Finger kam." Zur Entschuldigung so harter Reden sei erwähnt, daß Hansjakob in der Seele ein Pessimist und Leopardi sein Lieblingsdichter ist. Von sich selbst sagt er: „Zum Glück hat mich noch keine Secunde im Leben das Verlangen beseelt, irgend etwas auf der Leiter der katholischen Hierarchie zu werden. Ich bin zufrieden, daß ich nichts bin als der Pfarrer Hansjakob von Hasle. Und ich würde selbst das nimmer werden, wenn ich wieder auf die Welt käme, sondern ein simpler, ungebildeter Bäcker, wie meine Ahnen es gewesen sind." So viel an ihm lag, hat er das Schicksal corrigirt, indem er der Anwalt der Bauernschaft im Gegensatz zu Städtern und Culturmenschen blieb.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bachem. — Staatslexikon. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Julius Bachem. Erstes Heft. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1900.

Barth. — Est! Est! Est! Italienischer Schenkenführer von Hans Barth in Rom. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Baumgartner. — Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner. Bis zur 21. Lieferung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1900.

Bernatzik. — Die Zulassung der Frauen zu den juristischen Studien. Ein Gutachten von Edmund Bernatzik. Wien, im Selbstverlage des Vereins für erweiterte Frauenbildung. 1900.

Bernstein. — Zur Frage: Socialliberalismus oder Collectivismus? Von Edmund Bernstein. Berlin, Verlag der socialistischen Monatshefte. 1900.

Bertz. — Philosophie des Fahrrads. Von Eduard Bertz. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1900.

Biese. — Goethe's Bedeutung für die Gegenwart. Zwei Vorträge von Alfred Biese. Neuwied u. Leipzig, Heuser's Verlag. 1900.

Bitter. — Hamburgische Ausführungsgesetze und Verordnungen. Mit Anmerkungen und Sachregister herausgegeben von Wilhelm Bitter. Hamburg, Otto Meißner. 1900.

Bleibtreu. — Strategische Taktik der Schlachten. Mit Berücksichtigung des Burenkrieges. Von Karl Bleibtreu. Zürich und Leipzig, Th. Schröter. 1900.

Boeck. — Indische Gletscherfahrten. Reisen und Erlebnisse im Himalaja von Kurt Boeck. Mit 3 Karten und 6 Situationsskizzen und mit 4 Panoramen, 50 Separat- und circa 150 Textbildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1900.

Blumentritt. — Die Philippinen. Eine übersichtliche Darstellung der ethnographischen und historisch-politischen Verhältnisse des Archipels. Von Ferdinand Blumentritt. Mit einem Anhange: Die wichtigsten Paragraphen der Verfassung der philippinischen Republik. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Borght. — Handel und Handelspolitik. Von R. van du Borght. Leipzig, C. L. Hirschwald. 1900.

Chun. — Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. Von Carl Chun. Erste Lieferung. Jena, Gustav Fischer. 1900.

Colombier. — Les trois princesses. Par Marie Colombier. Paris, Ernest Flammarion. S. a.

Comeau. — Souvenirs des guerres d'Allemagne pendant la révolution et l'empire, par le Baron de Comeau. Avec un portrait en héliogravure. Paris, Librairie Plon. 1900.

Cross. — The development of the english novel. By Wilbur L. Cross. New York, Macmillan Co. 1899.

Debuysère. Die Clavier-Dilettanten. Beitrag zur Lösung der Dilettantenfrage. Von Karl Debuysère. Leipzig, Carl Merseburger. 1900.

Driesmans. — Moritz von Egidy. Sein Leben und Wirken. Unter Mitwirkung der Familie von Egidy und unter Mitarbeiterschaft von Arthur Müllberger, sowie einiger Freunde (Frau Amtsrichter R. Deutsch und Herrn Lehrer G. Herter). Herausgegeben von Heinrich Driesmans. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Fedorow. — Lebenshunger. Drama in drei Acten. Von Adolf Fedorow. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1900.

Firth. — Oliver Cromwell and the rule of the puritans in England. By Charles Firth. New York and London, G. P. Putnam's sons. 1900.

Fred. — Die Prae-Raffaeliten. Eine Episode englischer Kunst von W. Fred. Mit sechs Illustrationen. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1900.

Gaus-Bachmann. — Der Teufelsschlosser. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen. Von A. Gaus-Bachmann. Stuttgart und Wien, Josef Roth. O. J.

Gottschall. — Zur Kritik des modernen Dramas. Vergleichende Studien von Rudolf von Gottschall. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1900.

Grabowski. — Sehnsucht. Ein Menschenbuch von Adolf Grabowski. Buchschmuck von Franz Staffen. Berlin, Fischer & Franke. 1900.

Gumplowicz. — Ehe und freie Liebe. Von Ladislaus Gumplowicz. Berlin, Verlag der socialistischen Monatshefte. 1900.

Grimm. — Leben Michelangelo's. Von Herman Grimm. Illustrirte Ausgabe. Bis zum 27. Heft. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Haacke und Kuhnert. — Das Thierleben der Erde. Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Erste Lieferung. Berlin, Martin Oldenbourg.

Haase. — Der moderne Hauslehrer. Eine gesellschaftliche und pädagogische Studie. Von Karl Haase. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1900.

Hamerling. — Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit. Lyrisch-didaktisches Gedicht von Robert Hamerling. Nach der Widmungs-Handschrift neu herausgegeben und eingeleitet von Max Vansca. Stuttgart und Wien. Josef Roth. O. J.

Harro. — Die Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Kritische Beleuchtung der biblischen Auferstehungsberichte. Ein freies Wort an das deutsche Volk von Ferdinand Harro. Leipzig, Blumberg & Co. O. J.

Hartmann. — Römer und Langobarden bis zur Theilung Italiens. Von Ludo Moritz Hartmann. Leipzig, Georg H. Wigand. 1900.

Helmolt. — Weltgeschichte. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten herausgegeben von Hans F. Helmolt. Dritter Band, erste Hälfte. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Henne-am Rhyn. — Handbuch der Culturgeschichte in zusammenhängender und gemeinfaßlicher Darstellung. Von Otto Henne-am Rhyn. Erste bis vierte Lieferung. Leipzig, Otto Wigand. 1900.

Hertel. — Indische Gedichte. Aus dem Sanskrit übertragen von Johannes Hertel. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Hess. — Neue Thesen von Anton Hess. Hamburg, Otto Meissner. 1900.

Insel, Die. Mappenwerk. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder. Erster Jahrgang. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.

Kaeding. — Fortbildungsbuch für Stenographen. Bearbeitet von F. W. Kaeding. Erster Theil. Siebente Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Karadja. — Zum Licht. Von Mary Karadja Aus dem Schwedischen übersetzt von Alfr. Wocher von Trauchburg. Leipzig, Max Spohr. O. J.

Karsthaus. — Schwarze Cultur. Der katholische Clerus von heute. Eine Studie von H. Karsthaus. München, August Schupp. O. J.

Kastner-Michalitschke. — Psyche. Gedichte von Else Kastner-Michalitschke. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller & Sohn. 1900.

Keben. — Die Eselsbrücken der Sittlichkeit. Eine Antwort der Antiphilister. Von Georg Keben. Berlin, Georg Minuth. 1900.

Kiefer. — Ostara. Ein Sang aus dem Ilmthale. Von Thilo Kiefer. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 1900.

Klausner. — Adam und Eva. Ein Sittenbild von Ludwig Klausner. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Koppe. — Die neuere Landestopographie, die Eisenbahn-Vorarbeiten und der Doctor-Ingenieur. Von C. Koppe. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1900.

Kroell. — Der Aufbau der menschlichen Seele. Eine psychologische Skizze von H. Kroell. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1900.

Lacour. — Trois femmes de la révolution. Par Léopold Lacour. Avec cinq portraits. Paris, Librairie Plon. 1900.

Lagerlöf. — Astrid. Von Selma Lagerlöf. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. Stuttgart und Wien, Josef Roth. 1900.

Landsberg. — Los von Hauptmann! Von Hans Landsberg. Berlin, Hermann Walther. 1900.

Laverrenz. — Deutschland zur See. Von Victor Laverrenz. Bis zur dritten Lieferung. Berlin, Hermann J. Meidinger.

Levi. — Letteratura drammatica. Di Cesare Levi. Milano, Ulrico Hoepli. 1900.

Lie. — Malfa Jons. Roman von Jonas Lie. Autorisirte Uebersetzung von M. Janensch. Leipzig, O. Gracklauer. 1900.

Liebmann. — Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine

Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. Von Otto Liebmann. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner. 1900.

Lindheimer. — Beiträge zur Geschichte und Kritik der neukantischen Philosophie. Erste Reihe: Hermann Cohen. Von Franz Lindheimer. Bern, C. Sturzenegger. 1900.

Lisco. — Das Bild Christi. Die Lehre von Christus, dem Sohn des Menschen, im Grundriß dargestellt von H. Lisco. Berlin, F. Schneider & Co. 1899.

Lotz. — Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800—1900. Sechs volksthümliche Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirthschaft. Von Walther Lotz. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Lüdemann. — Der Mann aus der Fremde. Social-religiöse Ansprache von Heinrich Lüdemann. Berlin, Hermann Eichblatt. 1900.

Maeterlinck. — Prinzeß Maleen. Von Maurice Maeterlinck. Ins Deutsche übertragen von George Stockhausen. Berlin, F. Schneider & Co. 1900.

Marcus. — Das Frühlingsglück. Die Geschichte einer ersten Liebe. Von Hugo Marcus. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Mark. — König Saul. Historisches Trauerspiel in einem Vorspiele und drei Acten. Von Siegfried Mark. Bielitz, Adolf Hohn. 1900.

Metz. — Max Müller und sein Brief an die Deutschen. Eine logische Studie von Adolf Metz. Hamburg, Herold. 1900.

Meyer's Conversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Jahres-Supplement 1899/1900. Erstes Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Meyer's Reisebücher. Deutsche Alpen. Zweiter Theil. Sechste Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Michaëlis. — Innenleben. Von Liselotte Michaëlis. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Muhlfeld. — La carrière d'André Tourette. Par Lucien Muhlfeld. Troisième édition. Paris, Paul Ollendorff. 1900.

Muther. — Geschichte der Malerei. Von Richard Muther. Drittes bis fünftes Bändchen. (Sammlung Göschen, Nr. 109, 110. 111.) Leipzig, G. J. Göschen. 1900.

Oehlmann. — Erläuterungen für die schulmäßige Behandlung des Hirt'schen Anschauungsbildes „Die Hauptformen der Erdoberfläche". Bearbeitet von E. Oehlmann. Mit zwei Tafeln und sieben Figuren. Zweite, durchgesehene Auflage. Breslau, Ferdinand Hirt. 1900.

Philippi. — Die Kunst der Nachblüthe in Italien und Spanien. Von Adolf Philippi. Leipzig, E. A. Seemann. 1900.

Planitz. — Die Lüge von Meyerling. Antwort an die Prinzessin Odescalchi auf ihre „Enthüllung" über Kronprinz Rudolf und das Verbrechen der Vetsera. Von Ernst Edler von der Planitz. Zweite Auflage. Berlin, A. Piehler & Co. O. J.

Pleißner. — Lex Heinze. Protestnovellen von Arthur Pleißner. Leipzig, G. Müller-Mann. 1900.

Pohle. — Die Socialdemokratie eine vorüber gehende Erscheinung? Von Ludwig Pohle. Berlin, Carl Heymann. 1900.

Poradowska. — Pour Noémi. Par Marguérite Poradowska. Paris, Librairie Plon. S. a.

Poritzky. — Lamettrie. Sein Leben und seine Werke. Von J. E. Poritzky. Berlin, Ferd. Dümmler. 1900.

Reich. — Henrik Ibsen's Dramen. Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien von Emil Reich. Dritte, vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Rothwisch. — Die Bewegung im Weltraum. Kritik der Gravitation und Analyse der Axendrehung. Von Ernst Rothwisch. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, F. Schneider & Co. 1899.

Riat. — Paris. Eine Geschichte seiner Kunstdenkmäler vom Alterthum bis auf unsere Tage. Von Georges Riat. Mit 177 Abbildungen und vielen Vignetten. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann. 1900.

Rinne. — Kasana, Kamari. Eine Celebesfahrt von Fritz und Else Rinne in Hannover. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung. 1900.

Ritter. — Befreiung. Neue Gedichte von Anna Ritter. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Schaefer. — Die Erziehung der deutschen Jugend im Auslande. Ein pädagogisches Hand- und Lesebuch für Eltern, Schulvorsteher, Lehrer, Gouvernanten und sonstige Erzieher. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Erdmann A. Schaefer. Leipzig, Reimund Gerhard. 1900.

Schwering. — Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt von Julius Schwering. Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Vollbildern. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1900.

Schwiening. — Die Dienstpflicht der Frauen. Ein Beitrag zur Lösung der „Arbeiterinnen-Frage". Von Georg Schwiening. Kassel, Ernst Hühn. 1900.

Servaes. — Theodor Fontane. Ein literarisches Porträt von Franz Servaes. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1900.

Sonnenfels. — Ein Thronerbe. Roman von A. Sonnenfels. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Spelter. — Die Pflanzenwelt im Glauben und Leben unserer Vorfahren. Von P. Spelter. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Steindorff. — Die Blüthezeit des Pharaonenreiches. Von G. Steindorff. Mit drei Kunstbeilagen, 140 Abbildungen und einer Karte. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1900.

Sternberg. — Leier, Wanderstab und Sterne. Gedichte von Leo Sternberg. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 1900.

Stieve. — Abhandlungen, Vorträge und Reden. Von Felix Stieve. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Storm. — Aquis submersus. Novelle von Theodor Storm. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Storm. — Gedichte von Theodor Storm. Zwölfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Suse. — Gärten der Träume. In memoriam und andere Verse. Von Theodor Suse. Berlin, A. Asher & Co. 1900.

Thomas. — Die letzten zwanzig Jahre deutscher Literaturgeschichte, 1880—1900. Im Abriß dargestellt von Emil Thomas. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, Walther Fiedler. 1900.

Thurgau. — Sonne. Drama in drei Acten von Emil Thurgau. Dresden-Blasewitz, R. von Grumbkow. 1900.

Verga. — Geschichte eines Schwarzblättchens. Von Giovanni Verga. Uebersetzt von Lolo Ganghofer. Wien, Verlag „Die Zeit". 1900.

Walcker. — Der Schutz der Frauen und Kinder gegen Mißhandlungen. Auf Grund amerikanischer und europäischer Materialien erörtert von Karl Walcker. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung. 1900.

Waliszewski. — L'héritage de Pierre le Grand. Règne des femmes, gouvernement des favoris 1725—1741. Par K. Waliszewski. Avec un portrait en héliogravure. Paris, Librairie Plon. 1900.

Weiße. — Meeres- und Lebenswellen. Gedichte von Dr. Heinrich Weiße. Zweite Sammlung. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Wiegand. — Lorenzo il magnifico. Schauspiel in fünf Aufzügen von F. Wiegand. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1900.

Wille. — Das Buch des Lebens. Dramatische Dichtungen von Otto Wille. IV. Manisko. Bühnenspiel in zwei Aufzügen. Leipzig, Otto Wille. 1900.

Woerner. — Henrik Ibsen. Von Roman Woerner. In zwei Bänden. Erster Band: 1828—1873. München, C. H. Beck. 1900.

Wlast. — Südafrika. Entwicklungsgeschichte und Gegenwartsbilder von Peter Wlast. Berlin, Alfred Schall. O. J.

Wüscher-Becchi. — Italienische Städtesagen und Legenden. Nach alten Quellen neu erzählt von H. Wüscher-Becchi. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Die Petersinsel.

(L'île de Saint-Pierre.)

Ein Bekenntniß Rousseau's des Jüngeren.

Herausgegeben

von

Ferdinand von Hornstein.

Que ne puis-je aller finir mes jours dans cette île chérie sans en ressortir jamais . . . Delivré de toutes les passions terrestres, qu'engendre le tumulte de la vie sociale, mon âme s'élancerait fréquemment au-dessus de cette atmosphère et commercerait d'avance avec les intelligences célestes dont elle espère aller augmenter le nombre dans peu de temps.

J. J. Rousseau.

Wenn man von Biel nach Neuchâtel fährt, so erblickt man auf der linken Seite im See eine kleine, bewaldete Insel, die in der Mitte von einer hügelartigen Erhebung durchzogen ist und durch einen schmalen Landstreifen mit dem südlichen Ufer zusammenhängt.

Die meisten Reisenden schenken ihr kaum eine flüchtige Beachtung, und auch der Bädeker weiß nur in ganz klein gedruckten Lettern von ihr zu berichten, daß sie durch Rousseau's Aufenthalt im Jahre 1765 bekannt und mit alten Eichen, Weinbergen und Obstbäumen bedeckt ist. Was könnte auch die große Masse des Reisepublicums, die jährlich das Berner Oberland überschwemmt, auf diesem stillen Eiland suchen, das wie eine fremde Welt, einsam und vergessen, neben der großen Heerstraße liegt? Sie würde nur die wenigen Sonderlinge, Stimmungsmenschen und landschaftlichen Feinschmecker in ihrer beschaulichen Ruhe stören und das Andenken an den großen Mann verunehren, dessen Geist hier eine so wundersame Gemeinschaft mit der Natur eingegangen ist.

Beruht ja doch der Verkehr des Menschen mit der Natur auf denselben geheimen Verwandtschaften und Verschiedenheiten wie der Verkehr der Menschen unter einander.

Auch für den jungen Mann, der an einem Spätnachmittage im August von Neuenstadt aus sich nach der kleinen Insel einschiffte, hatte der Name derselben einen Klang, den keine Reiselust und kein Buch hervorzurufen im Stande ist. Obgleich er die Insel zum ersten Male betreten sollte, war es ihm, als kehrte er zu einer trauten Stätte seiner Kindheit zurück, und sein Herz klopfte in banger Erwartung, ob er auch Alles wieder finden würde wie ehedem. Und wie kurz war es her, daß er all' das erlebte, was in dem Namen „Petersinsel" für ihn eingeschlossen war! Er besann sich. Kaum ein halbes Jahr war verflossen, seit er zum ersten Mal von ihr gehört, und er wußte noch das Datum des Tages, an dem ihm Irene in ihrem kleinen Zimmer von der Ile de Saint-Pierre erzählt hatte, die sie aus eigener Anschauung kannte und die seitdem das Ziel seiner Sehnsucht war.

Freilich, damals war sie nur ein Symbol alles dessen, was sein sehnendes Herz erfüllte, und er hörte darum bei der Erzählung nicht einmal recht zu. Er malte sich dabei Alles noch schöner in seiner Phantasie aus und stellte sich vor, wie sie beide im Sommer einmal einen ganzen Tag auf der Insel erleben würden, im Grase liegend, den Blick auf der ruhigen Wasserfläche, während es über ihnen in den alten Eichen rauschte.

Einen ganzen Tag in Wärme und Freiheit!

Wie unendlich erschien ihnen diese kurze Spanne Zeit, als sie in Irenens Wohnung sich mühsam die Viertelstunden ihres Alleinseins zusammenstehlen mußten, in steter Angst, ob nicht der nächste Glockenzug schon mit einer schrillen Dissonanz den feinen Zusammenklang ihrer Seelen auseinander reißen würde! Wie hätte er damals ahnen können, daß schon wenige Monate später Alles, was in ihnen klang und zitterte, nur noch einen einzigen Mißton bildete, so häßlich, daß er gewaltsam jede Erinnerung an Irene zurückzudrängen suchte!

Nach seiner Trennung von ihr wollte er zuerst auch von der Insel nichts mehr wissen. Bald aber fing die Sehnsucht durch allen Groll und alle Bitterkeit hindurch wieder heimlich zu klopfen an, und auch seine Neugierde nach der Landschaft, mit der er sich so lange in Gedanken beschäftigt hatte, war so groß, daß er nicht widerstehen konnte, vom Berner Oberland aus, wo er sich zur Sommerfrische befand, der Insel einen Besuch abzustatten.

Er überredete sich dazu unter dem Vorwand, den Spuren des von ihm verehrten Rousseau nachzuwandeln, der nach der Flucht von Motiers-Travers mit seiner Therese dort eine kurze, glückliche Rast gefunden hatte. Diese Selbsttäuschung ging so weit, daß es ihm sogar gelang, die Erinnerung an Irene und die jüngste Vergangenheit vorübergehend zurück zu drängen. Erst als er sich auf dem kleinen Dampfer befand und die Insel vor sich liegen sah, drängte sich ihm mit gleicher Deutlichkeit auch das seinem Herzen Naheliegende wieder auf, und er versuchte jetzt wie eine Art Kraftprobe selber den Zusammenhang zwischen der Insel und dem geliebten Wesen wieder herzustellen.

Die Probe fiel nicht ungünstig aus. An Stelle der früheren unfruchtbaren Combinationen, wie Alles hätte kommen können, raffte er sich gewissermaßen zu einer historischen Betrachtung des Geschehenen auf und fand besonders über das, was er in Gedanken auf die Insel verlegt hatte, schon

eine Patina gebreitet, als ob nicht er selbst, sondern der alte Rousseau Alles erlebt hätte. Gelang es ihm erst, dem Alten auch den übrigen Theil aufzuhalsen, so war seine Reise die segensreichste, die er je unternommen. Aber dazu war einerseits sein Respect vor dem Verfasser der „Nouvelle Héloïse“ zu groß — ob zwar dieser in frühester Jugend auch keine einwandfreien Beziehungen zu einer jungen, verheiratheten Frau hatte — andererseits waren manche seiner Wunden noch zu schmerzhaft, um sich einfach auf einen Anderen übertragen zu lassen. Er zog es darum vor, nicht selbst in ihnen herum zu stochern, sondern mit den einzelnen Erinnerungen, wie sie auf einsamen Spaziergängen sich ihm stellen würden, es aufzunehmen und sie getrennt zu schlagen. Und dazu war die kleine Insel mit ihrem stillen Waldfrieden und der Aussicht auf den unbewegten See mit dem lieblichen Hügelland wie geschaffen.

Was ihr Besucher erlebt hatte, waren auch keine besonderen äußeren Begebenheiten. Im Gegentheil. Das Besondere lag, abgesehen von den Charakteren der beiden Liebenden, vielleicht gerade darin, daß es zu keinen Auftritten und Ausbrüchen kam. Die einzige wirksame Begebenheit, die Gelegenheit zu dramatischen Combinationen gegeben hätte zwischen Mann und Frau, Mann und Liebhaber und zwischen beiden Liebenden selbst, erfuhr unser Freund erst nach Monaten, nachdem der Vorfall schon halb im Sand verlaufen war. So kam es zu keinen anderen Combinationen als denen, die jeder der drei Betheiligten über die muthmaßlichen Combinationen der anderen Beiden anstellte. Aber diese waren für den Liebhaber so qualvoll, daß, wenn er eine Strafe verdient hat, es keine peinlichere für ihn geben konnte. Und heute noch weiß er von der Geschichte, die er selbst erlebt, nicht viel mehr als Einer, dem man ein Buch unterm Lesen weggenommen und es überlassen hat, die Fäden der Exposition selber auszuspinnen.

Während der schlanke junge Mann so in seine Vergangenheit vertieft war und, mit seinen blaugrauen Augen träumerisch in die Ferne blickend, gleich Napoleon am Bug des Schiffes gestanden, hatte sich der kleine Dampfer „Rousseau“ mit seinem einzigen Fahrgast an Bord dem Neuenstadt gegenüber liegenden Landungssteg von Erlach genähert.

Der Matrose, dessen langsame, schlaftrunkene Bewegungen den einzigen Gedanken auszudrücken schienen: „Ich habe Zeit, denn ohne mich geht's nicht!“ reichte einem alten Männchen, das in ängstlicher Spannung schon lange auf diesen wichtigsten Augenblick seines Tageslaufes gewartet hatte, einige Körbe hinaus, und langsam nahm das Schiff dann seinen Kurs nordöstlich auf die Insel zu.

Eine Art Beklommenheit befiel den einsamen Fahrgast, als er das Männchen den schmalen Sandweg zwischen den Weiden hinauf gehen sah, dem grauen Städtchen zu, das mit seinem mittelalterlichen Schloß etwas entfernt am Fuße eines kleinen, grünen Berges lag. Er war froh, daß er hier nicht aussteigen mußte. Und doch sah er da noch ein lebendes Wesen und bewohnte Häuser, während sich auf der Seite gegen die Petersinsel zu nichts Derartiges unterscheiden ließ.

Erst als er schon einige Zeit an dem schmalen Landstreifen, der Erlach mit der Insel verbindet, entlang gefahren war, entdeckte er vor dem bewaldeten Hügelrücken, der die Insel der Länge nach durchzieht, einen langen steinernen Damm mit einigen farbigen Gegenständen darauf.

Er holte sein Fernglas hervor und sah zu seiner Freude, daß es Menschen waren.

Bald unterschied er auch die Gesichter von zwei anmuthigen Sommerfrischlerinnen und entwarf heimlich den Plan, wie er mit den leuchtenden Farben ihrer Röcke den Schatten seiner Vergangenheit erfolgreich aus dem Felde schlagen könnte. Lebte er erst wieder in der Gegenwart, so war alle Vergangenheit etwas von seinem Leben Verschiedenes und konnte ebenso gut Jean Jaques wie Edgar heißen. Denn das war der Name des einsamen Fahrgastes.

Aber seine Hoffnung wurde geringer, je näher er dem Lande kam. Es war kein Zweifel: auch die letzten Bewohner der Insel kehrten mit dem Abendschiffe wieder nach dem Festland zurück.

Wenige Minuten darauf stand er auch schon allein mit seiner schweren, gelbledernen Handtasche auf dem Stege und sah unschlüssig und trübselig den kleinen Dampfer mit den rothgetupften Sommerkleidern, den einzigen farbigen Punkten in der einförmigen, bleigrauen Landschaft, immer kleiner und kleiner werden.

Was thun? Ein dienstbares Wesen, das ihm sein Gepäck hätte tragen können, war weit und breit nicht zu sehen, kein Haus, keine Hütte, kein Kahn, nichts. Nur in der Nähe im Sande stand eine Art Badehütte, die aber gerade nach der Seite des Steges hin ganz offen war. Und das war die einzige Richtung, wo Menschen hinein schauen konnten. Denn hinter der Rückseite, die eine dichte Bretterwand hatte, begann gleich die hügelartige Erhebung, die nach dieser Seite hin steil abfällt. Der Weg aber, den die letzten Insulanerinnen her gekommen sein mußten, ging hinter diesem Bergrücken und verlor sich gleich in dichtes Gebüsch.

Nachdem der Ankömmling einige Minuten so umher spähend und wartend gestanden hatte, entschloß er sich endlich, seine schwere Tasche selbst zu tragen und ans Land zu gehen.

Da, als er ungefähr in der Mitte des fast endlosen, aus großen Quadern gebauten schmalen Steges sich befand, sah er erst, daß er gar nicht so einsam war, als er geglaubt hatte. Denn ein mächtiger, gelb und weiß gefleckter Neufundländer lag quer über dem Steg und versperrte den Vorbeimarsch. Nur durch einen ziemlich gewagten Schritt ganz am Rande des Steges, der bloß am vordersten Theile ein Geländer hatte, war es möglich, dieses Hinderniß zu nehmen.

Nachdem aber der sonderbare Stegwart dem Gast durch seine scheinbar völlige Theilnahmslosigkeit seine Verachtung und Ueberlegenheit bewiesen hatte, schien er ihm zeigen zu wollen, daß er auch ein Amt auf der Insel bekleide. Denn als Edgar nach etwa dreißig bis vierzig Schritten sich umsah, bemerkte er, daß der Hund in gemessenem Abstand ihm lautlos folgte. „Ah,“ dachte

er, „das ist der Portier hier, der holt die Gäste ab," und er beschloß, ihm seine Tasche ins Maul zu geben. Denn obgleich er ziemlich groß und bei aller Elasticität sehr kräftig war, so schien ihm sein Begleiter an Stärke doch weit überlegen. Aber als er stehen blieb, um den Hund an sich heran kommen zu lassen, blieb dieser auch stehen und sah ihn mit einem so überlegenen Blick an, daß er vorzog, seine Tasche selber zu tragen.

Er war indessen die kleine Höhe hinauf gestiegen bis zu der Stelle, wo der Weg sich um den Bergrücken herum nach Südosten wendet, und stellte, um auszuruhen, seine Tasche auf die Erde. Er hatte ja keine Eile. Andere Ankömmlinge, denen er hätte den Rang ablaufen müssen, waren nicht da, und zum Abendessen war es noch zu früh. Er legte sich also ins Gras, was er sich schon immer als seine Hauptbeschäftigung auf der Insel vorgestellt hatte, und dachte an Irene. Er dachte nämlich schon die ganze Zeit an sie. Die Gegenstände um ihn her fielen nur so nebenbei in sein Bewußtsein. Gleich beim Betreten der Insel war ihm Alles so wunderlich vorgekommen, die Grenzen zwischen Einbildung und Wirklichkeit, Vergangenheit und Gegenwart hatten sich ihm so verschoben, daß es ihm ganz natürlich erschienen wäre, wenn aus dem Dunkel der Bäume heraus plötzlich zwei schlanke Arme sich ihm entgegen gestreckt hätten, um ihn auf „ihrer" Insel willkommen zu heißen. War denn die Art, wie ihn der Zufall oder geheime Mächte mit Irene zusammen führten, weniger wunderbar oder romantisch? Es fiel ihm wieder die reizende Stunde in ihrem Empfangszimmer ein, als sie ihm erzählte, wie sie zum ersten Mal seine landschaftlichen Skizzen in die Hände bekam, mit den kurzen Versen darunter, in denen er mit wenigen Strichen wie mit dem Pinsel die ganze Innigkeit und das Geheimnißvolle der Natur wieder gab. Obgleich er als Dichter nur ein Dilettant war — als Maler hatte er sich trotz seiner siebenundzwanzig Jahre schon einen Namen gemacht — so wirkte doch die Wahrheit seiner Empfindung, das Besondere seines Ausdruckes und das Einsame, Erwartungsvolle, Unergründliche seiner Stimmung so anziehend auf sie, daß sie es nicht unterlassen konnte, seinen Lebensschicksalen nachzuforschen.

Der Zufall wollte es, so erzählte sie ihm, daß sie sich um diese Zeit gerade in der Nähe seines Heimathortes, eines kleinen Städtchens am Rhein, befand, wo noch manche Erinnerungen seiner Vorfahren mit den Sagen der alten Burgen verwoben waren. Sie hatte gehört, daß der junge Landschaftsmaler von Zeit zu Zeit in dieses Städtchen komme, und der Wunsch, ihm zu begegnen, nahm allmählich die Form der festesten Ueberzeugung an, daß er kommen müsse, zu ihr kommen müsse, sicher, jeden Augenblick. Was er thun sollte, und was dann aus ihm und ihr würde, daran dachte sie gar nicht. Sie wußte nur bestimmt, daß er kommen werde, und ließ sich auch durch die Neckereien ihrer Angehörigen und Freundinnen in ihrer Ueberzeugung nicht im geringsten wankend machen.

„Ich habe immer auf Sie gewartet," sagte sie zu Edgar in ihrem ruhigen, bestimmten Ton, der keiner besonderen Bekräftigung bedurfte, „und Sie sind nicht gekommen."

Er wollte mit einem Scherz erwidern, aber es lag eine solche Enttäuschung, ein solcher Schmerz und Vorwurf in ihren Worten, daß er wie ein Schuldiger ihre Hand ergriff und um Verzeihung bat.

„Ich bin ja gekommen," sagte er nach einer Weile mit innigem Ton, während er die kleine, schmale Hand leise drückte.

„Ja, jetzt," erwiderte sie traurig. „Jetzt ist es zu spät."

Eine Krähe flog in diesem Augenblick hoch in den Lüften über ihm hinweg — kräh — kräh. Es klang wie ein Spott zu ihm hernieder. Gleich darauf war der schwarze Mahner im Wipfel einer hohen Eiche verschwunden.

Edgar fuhr empor, als wollte er dem Ruf der Gegenwart folgen. Zugleich aber hatte der schwarze Vogel wieder ein Bild der Vergangenheit in ihm erweckt, das Irene so oft gebrauchte als einzigen Ausdruck ihres Schmerzes, daß Alles so gekommen und nicht mehr zu ändern war.

„Der gefangene Vogel!" seufzte er leise und sank wieder zurück auf den Rasen.

Es lag aber in diesen Worten Irenens zugleich eine Abwehr gegen ihre eigenen Wünsche und seine Bestürmungen. Auch hierfür hatte sie keine anderen Worte, mochte er nun mit seinen melancholischen Augen bitten, mit leidenschaftlichen Ausdrücken fordern oder mit beredten Sophismen sie von der Berechtigung seiner Ansprüche zu überzeugen suchen. Sie ließ sich auf gar keine Discussion ein. Sie hörte ruhig zu und antwortete ebenso melancholisch wie eindringlich mit ihrer klangvollen Stimme: „Sie wissen, ich bin ein gefangener Vogel." Wenn diese Worte kamen, gab er mit verzichtender Miene jedes weitere Drängen auf. Es entstand dann gewöhnlich eine längere Pause, in der er nervös an seinem dunkelbraunen Spitzbärtchen zupfte und ihr sein scharfes Profil mit der fein geschnittenen Nase zukehrte, während sie ihre schwarzen Augenbrauen etwas zusammenzog und die schmalen, blassen Lippen fester auf einander preßte, wobei sich die Mundwinkel etwas erweiterten. Das waren die einzigen äußeren Zeichen der Energie, die das kleine, zarte Geschöpf in diesen Augenblicken aufwendete. Dabei sah sie ihn starr und unbeweglich an, und das waren die einzigen Momente, wo ihre braunen Augen einen falschen, unbestimmten Glanz bekamen. Vielleicht in Folge der Lüge, des Widerspruchs, in den sie mit sich selbst gerieth. Plötzlich dann, als könnte sie diese unsichere Position doch nicht länger mehr halten, zwinkerte sie mit den Augen und lächelte ihn an, als wollte sie sagen: „Bist Du mir trotzdem gut? Hast Du mich noch lieb?"

Die mißlichen Worte, die ihm der Rabe zugekrächzt hatte, hörte er zum ersten Mal auf einem Costümballe, und dahin entführte ihn die Gedankenverbindung jetzt. Er sah Irene wieder in demselben Costüm, das er damals für sie gezeichnet hatte, in einer Ecke des Saales, wo er sie vor dem Schwarm ihrer Bekannten verborgen hielt. Während es um sie her tanzte und wogte, saß sie auf dem zierlichen Rohrstuhle wie von einem Wall umgeben und hörte, gerade als ob sie in ihrem Besuchszimmer gewesen wäre, sein erstes Liebesgeständniß an. Sie hatten sich in ihrer Unterhaltung schon vorher in die Zukunft versetzt und von der Gegenwart wie einer längst ver-

flossenen Zeit gesprochen. Da war es ihnen ein Leichtes, von ihren „vergangenen" Gefühlen zu reden. Es war Alles vorbei, ein Scherz, eine Phantasie. Sie brauchte nicht einmal betroffen und überrascht zu erscheinen. Sie mußte längst Alles wissen, es waren ja nur Erinnerungen. Und was sie nicht wußte, das hatte sie „gefühlt". Mit der Zeit wurde aber ihre Verschanzung ausgekundschaftet, und um seine Beute nicht dem heran stürmenden Feinde zu überlassen, drückte er sie in seine Arme und walzte mit ihr davon. Nach dem Tanz aber — das brachte Edgar wieder auf die Zeit vor ihrer Bekanntschaft zurück — war ihre Freundin, die mit am Rhein war, auf sie zugeeilt und hatte sie gefragt, wer denn der Herr sei, mit dem sie eben getanzt habe. Als sie seinen Namen hörte, rief sie ganz entsetzt, als ob ihr mitten im Ballsaal ein Geist erschienen wäre: „Was? Der, auf den Du damals gewartet hast?"

Seit diesem Aufenthalt am Rhein waren ungefähr fünf bis sechs Jahre vergangen, und aus dem phantastischen Mädchen, das gewartet hatte, war eine dreiundzwanzigjährige junge Frau geworden. Sie hatte bald selbst nicht mehr an ihre Phantasien geglaubt und einige Jahre später, ohne zu warten, einem Manne die Hand gereicht, der in Allem das Gegentheil von ihr und Edgar war.

Wie sie dazu kam? Sie hatte es nicht gesagt. Sie sprach nicht gern über ihren Mann, und Edgar fragte nicht. Er bemühte sich überhaupt, den Mann so viel als möglich wegzudenken. Er kannte ihn kaum, hatte ihn nur einige Male getroffen und dabei ganz förmliche Begrüßungen und Worte ausgetauscht. War er im Gespräch nicht zu umgehen, so sprachen beide von ihm nur als „er". Einen anderen Namen hatte er nicht. Nur so viel konnte Edgar im Laufe der Zeit über ihn erfahren, daß er sie auf einer Landpartie kennen lernte, kurz bevor ihre Mutter nach des Vaters Tode sich zum zweiten Male verheirathet hatte. Obgleich Irene derselben in Liebe zugethan war, wollte sie doch die Erinnerungen an ihre Kinderzeit mit keinen fremden Eindrücken mehr verwirren und das Bild des Elternhauses so bewahren, wie es ihr Vater, an dem sie schwärmerisch gehangen noch gesehen hatte.

Es kam aber noch ein anderer Grund hinzu, der mehr in ihrer Natur als in den äußeren Verhältnissen lag, und das war der psychologisch merkwürdigere. Sie hatte in der kurzen Zeit, die sie mit ihrem künftigen Manne vor der Ehe zusammen war, die Beobachtung gemacht, daß sein heiteres, gesundes, natürliches Wesen einen günstigen körperlichen Einfluß auf sie habe, und nahm ihren Mann mehr, um sich zu verlieren, als um ihn zu gewinnen. Sie wollte lieber sich ganz aufgeben als in der eigenen Welt, in der sie bis dahin lebte, nur einen der vielen unerfüllbaren Wünsche. Sie war wie eine indische Blume, die sich nur im Mondlicht öffnet, feingliederig, zart an Körper und Seele, zitternd vor jeder fremden Berührung, aber elastisch, zäh und von höchster Willenskraft in ihrer eigenen Welt. Ein zweites solches Wesen zu finden, das wie sie dächte und empfände, das fühlte sie, wäre unmöglich. Wenn ihre Seele wie eine Saite mit ihm geschwungen hätte, sie wäre doch unglücklich geworden. Darum wollte sie lieber ein anderes, ganz anderes Wesen, dem ihre Welt auf immer verschlossen war.

Edgar war während dieser Gedanken langsam von der erhöhten Stelle, wo sein Kopf lag, ins Gras herab geglitten, und er sah nun mitten in die hohe Gräserwelt hinein, von der er bisher von seiner Höhe herab nur die Spitzen gesehen hatte.

Eine eigenartige Welt, diese langen, schmalen Geschöpfe mit ihrem gleichmäßigen Rhythmus und ihrer wundersam feinen Melodie! Und unten auf dem Grunde die groteske Käferwelt mit ihren leuchtenden Farben und ihren exotischen Domen, Kuppeln, Brücken und Säulenhallen. Wie sie sich abmühten, die drolligen, schwerfälligen Spießbürger, an den glatten Halmen hinauf zu klettern, die nicht für sie geschaffen waren! Immer wieder glitten sie ab und purzelten auf den Rücken. Trotzdem gaben sie den Versuch nicht auf. War es nur ein Sport, der sie auf die höchsten Spitzen trieb, oder eine Religion? Lag in diesem Drange schon eine Fortentwicklung zu einem höheren, fliegenden Wesen, wie sie von oben herab kamen aus „Glanz und Wonne", die luftigen, sechsbeinigen Ritter mit ihren goldenen Lanzen und krystallenen Schilden? Ach, frei zu sein, dort oben zu schweben, wo es keine Fallen und Spinnennetze mehr gab, wo die freie Liebe war!

„Haha!" Edgar mußte lachen. Als ob Liebe und Freiheit nicht ein ewiger Widerspruch wäre.

Aber vielleicht würde man dort oben nicht gleich aufgefressen, wenn man keine Gegenliebe fand?

O glückliche Käferseele, wenn Du erst Flügel hättest!

Ein dicker, schwarzer Bockkäfer lenkte jetzt Edgar's Aufmerksamkeit von diesen allgemeinen Betrachtungen wieder auf seine besonderen Erlebnisse. Der Schröter hatte sich an das höchste von allen Grasgeschöpfen gemacht, eine weiße Blume auf schlankem, violettem Stil, deren kleine Glocke ein einziger schimmernder Thautropfen füllte. Den rauheren Stiel hatte er glücklich erklommen, aber zur Glocke kam er nicht hinauf. Und da hing er und schaukelte die zarte Pflanze, daß sie sich halb zu Boden neigte, aber der Thautropfen fiel nicht herab.

„Arme Blume," sprach Edgar und schleuderte voll Wuth den Käfer um ein paar Tagereisen weiter ins Gras. Warum sagte er nicht „armer Käfer?" Aber er hatte einmal einen ganz ungerechten Haß gegen ihn, obgleich der Blume gar nichts geschehen war. Der Käfer hatte die Glocke gar nicht berührt, nur den Stiel — was lag daran? Jetzt aber, durch seine eigene Berührung, war der Thau herab gefallen, und der nächste Abendsonnenstrahl schmerzte vielleicht schon die arme Blume.

Ein unerträglicher Gedanke quälte ihn jetzt, der, eine Schuld auf sich geladen zu haben. Nicht im Sinne der landläufigen Moral. Solche „banalen" Vorwürfe machte er sich nicht. Er hatte sich ein moralisches System zurecht gelegt, nach dem er sich in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen brauchte. Er subtrahirte einfach den Mann, dachte ihn weg oder behandelte ihn als Bruchtheil, der nicht berücksichtigt werden konnte. Mußte aber mit ihm gerechnet werden, so betrachtete er schon seine bloße lästige Anwesenheit als eine feindselige, herausfordernde Handlung. Also brauchte man wieder keine Rücksicht

für ihn zu haben. Einem Feinde konnte man ruhig nehmen, was er besaß, um so mehr, wenn er es unrechtmäßig sich angeeignet und man schon vorher ein Recht darauf hatte. In diesem Punkte stand also Edgar vor seinem Gewissen schuldlos da. Auch daß er Irenen Schmerz zugefügt hatte, bedrückte ihn nicht. Er hatte viel mehr durch sie gelitten, und es hatte in ihrer Macht gestanden, Alles zu ändern. Aber vielleicht hatte er etwas an dem feinen seelischen Organismus, den das Schicksal in seine Hände gab, verdorben. Durch ihn war ja ihre Seele zum ersten Mal geöffnet worden. Wer konnte wissen, ob dieses feine Instrument je wieder denselben Ton gab? Es mußte schon deshalb anders klingen, weil „er" Alles wußte. War sie nicht gezwungen gewesen, „ihm" einen Einblick in ihr Inneres zu geben? Und konnte sie dann länger in dieser Welt leben, die ein Ungeweihter betreten? Sie hätte sich selbst umschaffen müssen, wenn sie nicht schon durch Den, der sie liebte, verdorben worden wäre. Welch' eine schöne Welt hatte er zerstört! Und für ein Verbrechen an einem solchen Kunstwerk der Natur gab es keine Strafe, die groß genug war.

Wenn nur „er" nicht gewesen wäre! dachte er jetzt wieder. „Er", der Mann, war an Allem schuld. Er hatte alles Häßliche, Lächerliche in ihr schönes Zusammensein gebracht.

Eine maßlose Wuth gegen „ihn" erfüllte ihn jetzt. Er stieß kurze, unverständliche Laute hervor und riß alles Gras aus dem Boden, das er mit der Hand fassen konnte. So ungerecht war er meistens gegen „ihn". Aber daß er es jetzt noch sein konnte, da er sich von seiner Leidenschaft geheilt glaubte, das erfüllte ihn mit schmerzlichster Besorgniß und Reue. So hatte er dem Andenken an den seligen Friedensgeist der Insel gehuldigt! Statt nieder zu knien in Ehrfurcht, wo der Verehrungswürdige gewandelt, hatte er die jungen, unschuldigen Pflanzentriebe aus der Erde gerissen und vielleicht gerade den Fleck verwüstet, wo der große Naturfreund die Vorfahren dieser Pflänzchen wie seine Kinder mit liebevollster Sorgfalt betrachtete. Es war Edgar ja bekannt, daß Rousseau an den Vormittagen, die er mit botanischen Studien verbrachte, oft mitten in seiner Arbeit mit Lupe und Linné unter dem Arm aus dem Zimmer eilte, um den Gegenstand, mit dem er sich beschäftigte, gleich an seinem Entstehungsorte kennen zu lernen. Er wußte, daß der große Mann das muthwillige Zerstören von Pflanzen für ein fluchwürdiges Verbrechen hielt.

Voll Bestürzung stand er auf, um die Stelle, wo er gefrevelt hatte, zu verlassen, räumte aber vorher noch mit peinlichster Sorgfalt alle Spuren seiner Schwäche aus dem Wege, um nicht später beim Vorübergehen daran erinnert zu werden. Dann hob er mit einem Seufzer seine Tasche von der Erde auf und machte sich wieder auf den Weg.

Sein erster Gedanke, als er wieder in der Gegenwart stand, war, sich nach seinem vierbeinigen Begleiter umzuschauen. Der ließ sich aber nirgends mehr sehen. Ein solcher Gast, der auf der kurzen Strecke vom Landungssteg bis zum Hotel eine halbstündige Rast machte, war ihm offenbar nie vorgekommen. Er lief daher voraus und gab am Portal des Gasthauses durch ein verächtliches Kopfwenden zu verstehen, daß noch Einer hinter ihm komme.



Edgar suchte sich nun gewaltsam von seinen Gedanken loszureißen und nur das Nächstliegende zu betrachten. Ein schmaler Weg führte ihn um den Hügel herum in nordöstlicher Richtung gerade auf das Haus zu, das er jetzt zum ersten Male hinter den Weinbergen auftauchen sah. Es mußte das Gasthaus sein. Denn ein zweites Gebäude gab es nicht auf der Insel. Das klosterartige Aussehen desselben stimmte auch ganz zu der Beschreibung, die ihm Irene davon gemacht hatte. Trotzdem befremdete ihn der Anblick des Gebäudes. Denn das Bild, wie es ihm in seiner Phantasie erschienen, war stärker als die Wirklichkeit. Aber diese war einmal ausnahmsweise noch schöner als die Vorstellung. Man konnte sich keine malerisch und poetisch stimmungsvollere Umgebung denken für das einsame Kloster mit seinem alten Mauerwerk und dem hohen, braunen Schindeldach mit dem kleinen Thürmchen darauf. Aus Obstbäumen, Weinbergen und Wiesen hervorschauend lag das massive, einstöckige Gebäude mit dem Rücken an den Hügel gelehnt, während seine Vorderseite auf grüne Wiesen und den nahen See hin sah.

Der bewaldete Hügelrücken, an dem Edgar jetzt entlang ging, durchschneidet, wie schon erwähnt, die Insel der ganzen Länge nach und fällt nach der Seite, von der das Dampfschiff kam, steil ab. Auf der Seite dagegen, an der das Gebäude liegt, senkt er sich sanft herab und ist mit Obstbäumen und Reben bewachsen. Nur rechts vom schmalen Weg, den Edgar ging, war Wiesenland bis zum See. Vor ihm aber schloß die Scenerie eine Reihe hoher Pappeln, die, wie um die Entfernung vom See bis zum Gasthaus zu messen, schräg hinüber in den Grasboden gesenkt schienen.

Nach fünf Minuten hatte Edgar das Gasthaus erreicht und trat durch den Thorbogen des rechten Seitenflügels in einen großen Hof, der auf drei Seiten von dem Gebäude umschlossen wurde. Nur nach rückwärts war er offen und ließ den Blick frei auf den hinter dem Hause sanft aufsteigenden Höhenzug. In der Mitte des Hofes, über den hölzernen Bänken und Tischen, die den ganzen Raum bedeckten, ragte ein mächtiger Nußbaum auf, dessen schattige Aeste bis an die Fenster der beiden Seitenflügel und an die Glasveranda des Hauptgebäudes reichten.

Edgar war so in die mittelalterliche Romantik dieses malerischen Erdenwinkels versunken, daß er zuerst den Mann gar nicht bemerkte, der inzwischen aus den Wirthschaftsräumen zu ebener Erde herausgetreten und einige Schritte auf ihn zugegangen war. Diese Räume lagen um den offenen Gang, in den man durch den Thorbogen kam, und der auf den Seiten gegen den Hof zu nur einige Säulen zur Stütze hatte. Ueber dem Gang nahm die ganze Rückseite des Hauptgebäudes eine große Glasveranda ein, und die betrachtete Edgar eben, als er des Mannes in seiner Nähe gewahr wurde.

Da es auf der Insel keine Eile gab, so dauerte es noch eine Weile, bis sich die Beiden begrüßten. Der Mann besah sich zuerst noch ein Astloch in einem Tische, das offenbar ein Gast, dem es an besserer Unterhaltung fehlte, erst kürzlich heraus getrieben hatte. Edgar seinerseits betrachtete sich den Mann, mit dem er nach menschlicher Berechnung doch früher oder später zusammenkommen mußte. Er hatte ein längliches, regelmäßiges Gesicht mit ruhigen

dunklen Augen, einen langen, graugesprenkelten Vollbart und auf dem unbedeckten Kopfe eine kahle Stelle, die fast wie eine Tonsur aussah. Er war aber kein Mönch, sondern der Verwalter oder, wie sein eigentlicher Titel lautet, Einnehmer der Insel. Wie er zu diesem Aussehen kam, das so ganz zu seiner Umgebung paßte, war eine jener vielen Zufälligkeiten, die zusammentreffen müssen, wenn es im Leben einmal zu einer Stimmung kommen soll. Oder hatte vielleicht die Regierung in Bern, der die Insel gehört, ihn mit seinem historischen Sinn in Rücksicht auf sein Aeußeres zu ihrem „receveur" ernannt? Möglich auch, daß sein Gesicht erst allmählich, nach Art der Schutzfärbung bei den Thieren, seiner Umgebung so ähnlich geworden war.

Edgar, für den die patriarchalische Erscheinung etwas Ehrfurchtgebietendes hatte, grüßte den Mann zuerst, und dieser führte ihn, ohne sein Begehren abzuwarten über die Treppe im linken Seitenflügel durch einen langen Flurgang nach seiner Zelle. Er that dies mit der Ruhe eines Mannes, dem sich alle Handlungen von selbst erklären. Auch daß der Gast seine Tasche selber die Treppe hinauf trug, schien ihm selbstverständlich. Nachdem er dem Fremden noch die Zimmerthür geöffnet hatte, empfahl er sich wieder schweigend, ohne einen weiteren Auftrag abzuwarten.

Der einsame Gast warf einen raschen Blick auf das Zimmer und trat dann ans Fenster. Es ging nach Norden auf die Weinberge. Auf der rechten Seite sah man noch einen Streifen See. Vor dem Fenster führte der Weg zu ihm hinab an der Pappelallee vorbei, die man jetzt von der Seite in der Verkürzung sah. Rechts am Wege, nur einige Meter vom Fenster entfernt, stand ein steinernes Brunnenhäuschen.

„Wenn es wenigstens laufendes Wasser wäre," dachte Edgar, während sein Blick auf den Ziehbrunnen fiel. „Aber diese tödtliche Einsamkeit und Stille!"

Kein Lufthauch bewegte sich, auch der See lag spiegelglatt in der Abendstille. Die vereinzelten Rufe der Raubvögel und Unken klangen ganz aus weiter Ferne.

Edgar ging wieder vom Fenster weg und zündete eine Kerze an. Da kam das Leben. Ein Heer grotesker, fratzenhafter Sumpfinsecten stürzte wie auf ein ideales Losungswort aus ihren Schlupfwinkeln ans Licht. Sie wären grauenhaft, entsetzenerregend gewesen, wenn man sie in menschlicher Größe gesehen hätte. Aber so waren sie nur komisch, wie Alles, das man nicht genau betrachtet. Die lächerliche Seite der Dinge ist ja immer die oberflächlichste. Wie drollig war diese Jagd nach dem eingebildeten Ideal, das verzweifelte Flattern, Sumsen und Stöhnen mit der ganzen komischen Prellerei am Ende! „Wie sie Musik machen," sagte ihr philosophischer Betrachter, „wenn sie sich die durchsichtigen Flügel verbrannt haben! Vielleicht dichten sie auch. Und doch flattern sie immer wieder zu dem unwiderstehlichen, glänzenden Zauber, weil sie müssen —, die dummen Teufel! — bis sie zu Grunde gehen."

Edgar stieß ein lautes, bitteres Lachen aus, erschrak aber selbst darüber, als es in dem feierlichen, matt erhellten Raum widerhallte. Das Zimmer war so hoch und ernst, und die wenigen alten Empiremöbel, die darin waren, machten nur den Eindruck noch größerer Leere.

„O diese beängstigende Gegenwart! Lieber wieder in die Vergangenheit!" dachte Edgar. Eine fast krankhafte Sehnsucht überfiel ihn, sich auszusprechen, überhaupt nur zu sprechen, sich in Uebereinstimmung mit einem geliebten Wesen zu wissen. Wenn es auch ein anderes wäre als sie. Aber es war Niemand da, wie immer in solchen Zeiten, und es fiel ihm auch Niemand ein. So dachte er wieder an Irene. Er wußte, daß er sich in dieser Stimmung ihr ohne Rückhalt, schrankenlos hingeben müsse, darum versuchte er gar keinen Widerstand und warf sich, in seiner Schwäche schwelgend, ihren Namen rufend, stammelnd auf sein Bett.

„So kann's nicht weitergehen," rief er nach einiger Zeit, sprang mit einem Satz auf und eilte an den Schreibtisch. Er wollte schreiben. Was, war ihm gleich. Wenn es ihn nur von seinen Gedanken abzog. Er hatte ohnehin einige Briefe, die ihm unangenehm waren, immer wieder verschoben, — die wollte er jetzt erledigen. Aber er fand kein Schreibzeug. Unwillkürlich mußte er an Rousseau denken, der hier auch keines besaß. Denn der verfolgte Mann hatte nach seiner Flucht von Motiers-Travers, wo er wegen seiner freigeistigen Schriften vom Pöbel Nachts in seinem Hause mit Steinwürfen überfallen worden war, einen solchen Widerwillen vor dem ganzen Schreiberhandwerk, daß er beschloß, sein Leben in Zukunft ohne Schreibzeug zu verbringen. Brauchte er es einmal zu einem unvermeidlichen Briefe, so nahm er es von seinem Wirth zu leihen und stellte ihm unmittelbar nach Gebrauch den unheilbringenden Gegenstand wieder zurück.

Edgar beabsichtigte zuerst, sich ebenso wie sein Vorgänger an den Wirth zu wenden. Wieder mit Rousseau beschäftigt, fiel ihm jedoch ein, daß er das Heiligthum der Insel, dessen Zimmer, noch nicht gesehen hatte, und er ging hinaus, es zu suchen. Ein freundliches Mädchen, das er auf dem Gange traf, geleitete ihn. Er kam zuerst in einen niedriger gelegenen Raum, eine ehemalige Küche, die Rousseau als Lagerplatz für seine Kisten und Koffer diente. Von hier aus führten ein paar Stufen in sein eigentliches Zimmer. Es ging auf einen Gemüsegarten vor dem Hause, und aus seinem kleinen, viereckigen Fenster sah man an klaren Tagen über den Garten hinweg auf den See und die fernen Gletscher des Berner Oberlandes. Aber der eigentliche Grund, warum sich Rousseau gerade dieses kleine Zimmer ausgesucht hatte, war ein anderer. Es besaß noch einen wichtigeren Vortheil als die reizende Aussicht: eine geheime Fallthüre, durch die der einsame Mann unbemerkt in den unteren Stock und ins Freie gelangen konnte, wenn zudringliche Bewunderer schon bis in sein Nebenzimmer vorgedrungen waren. Edgar erinnerte sich an ein altes Bild, das diesen Vorgang in drastischer Weise vor Augen führte: Therese, Rousseau's Geliebte und spätere Frau, die mit seinem Gepäck auf die Insel nachkam, macht eben den eintretenden Gästen die tiefste Verbeugung, während ihr Freund im selben Augenblick noch zuvorkommender und tiefer unter dem Deckel der Fallthüre verschwindet. Auf demselben Bild erblickt man noch ein paar alte Möbel aus blauweißem gedruckten Kattun, ein Bett und einen Tisch mit grünem Wachstuch. Auf und unter den Möbeln lagen botanische Schriften und Instrumente, getrocknete und frische Blumen in traulichster Unordnung.

Edgar sah jetzt all' diese Gegenstände im Geiste wieder und stattete damit den leeren Raum aus, dessen nackte Wände nur unzählige Namenszüge bedeckten. Glücklicher Weise war ihm Alles, was man von Rousseau's Aufenthalt auf der Insel wußte, schon vorher bekannt. Denn hier an Ort und Stelle hätte er es schwerlich erfahren. Es war ihm aber lieber, daß kein gewerbsmäßiger Fremdenführer oder eine mißlungene Gipsbüste seine Stimmung verdarb. Nur ein Buch von dem einstigen Bewohner dieses Zimmers hätte er gerne gehabt und daraus ein paar Seiten gelesen, nachdem seine Begleiterin ihn allein gelassen. Aber das war auf der Insel Rousseau's nicht aufzutreiben.

Als der Besucher das Zimmer wieder verließ, lag Haus und Hof in tiefster Dunkelheit. Da es auch schon Essenszeit sein mußte, ging er gar nicht mehr in sein Zimmer zurück, sondern gleich in den Speisesaal. Dieser bildete das Eckzimmer des Flurganges und war durch eine erleuchtete Glasthüre kenntlich. Auch hier störte nichts den bisherigen Eindruck. Wenn die Lehnen der Stühle etwas höher gewesen wären, in der Ecke statt des Claviers ein Harmonium und an den Wänden vielleicht noch ein paar geschnitzte Heilige gestanden hätten, konnte Jeder den Saal für ein Refectorium halten. Uebrigens machten die wunderlichen Heiligen, die murmelnd wie beim Gebet um den viereckigen Tisch saßen und eben mit dem Abendmahl begonnen hatten, ganz den Eindruck, als ob sie aus Holz geschnitzt wären. Obgleich sie nämlich um einen Tisch saßen und von einer einzigen Lampe mit einer intimen grünen Glocke beschienen wurden, stellten sie zwei ganz getrennte Herrschaftsgebiete dar, deren Grenzsteine die stehen gebliebenen Saucen und Salatschüsseln bildeten. Sonst stießen sie räumlich hart an einander und sprachen für jeden Nichtschweizer dieselbe Sprache. Sie waren aber aus zwei verschiedenen Cantonen, die Einen aus Basel, die Anderen aus Zürich. Das Haupt der einen Partei war ein Professor. Dem der anderen merkte man seinen Stand nicht an, dafür hatte dieser eine hübsche Frau, die Frau des Professors aber zur Entschädigung einen Tischnachbarn, der auch Professor und aus Basel war. Neben diesen, an der Ecke des Tisches, kam Edgar zu sitzen.

Er machte eine höfliche Verbeugung und wünschte guten Abend, vernahm aber als Erwiderung nur ein paar unarticulirte Laute, die auch von den Gräten des Fisches, der auf dieser Seite des Tisches servirt wurde, hervorgerufen sein konnten. Nur der Professor neben ihm, der ältere von beiden, machte den Versuch zu einer Verbeugung. Er lehnte sich aber nach derselben viel weiter zurück, als er sich vorgebeugt hatte, und hob dadurch nicht nur die Verbeugung wieder auf, sondern drückte um die Grade, die der Abneigungswinkel größer war als der Zuneigungswinkel, eine abwehrende Sicherstellung vor allen weiteren Belästigungen aus.

Edgar wartete nach diesem Empfange vergebens auf eine Gelegenheit, sich in discreter Weise am Gespräch zu betheiligen. Um sich zu beschäftigen, wollte er unterdessen die Platte mit den kleinen Fischen an sich ziehen. Er hörte aber gottlob noch zur rechten Zeit die Frau Professor an ihren Tischnachbarn die Frage richten, wo er denn „seine" Fische gefangen habe. Edgar wollte darauf seinerseits mit einer Frage an die Professorin antworten: „ob es denn auf der Insel noch

eine Insel gebe", bekam aber im selben Augenblick von der Tochter des Hauses, die ihn ins Rousseauzimmer begleitet hatte, eine Schüssel mit kaltem Rindfleisch servirt und versäumte darüber, der Professorin aufzuwarten. Er gab sich auch weiter keine Mühe mehr, mit ihr anzubinden. Er beschränkte sich darauf, mit der nächsten Gemüseschüssel eine neue Grenzscheide zu markiren, und empfahl sich nach dem letzten Gang mit einer höflichen Verbeugung nach dem anderen Theil des Tisches. Später erfuhr er, daß die beiden Gesellschaften schon seit drei Wochen auf diese Weise mit einander verkehrten.

Als er nach dem einfachen Abendessen wieder an der Glasthür im langen dunklen Gange stand, war ihm Eines sicher: daß er nicht zu den Insecten gehöre, die es jeden Abend nach diesem grünen Lichte zog. Einmal, als Unterbrechung seiner quälenden Gedanken, war ihm sogar diese sterile Gesellschaft willkommen gewesen, und er faßte sie mit dem Humor auf, der sich immer in der menschlichen Natur einstellt, wenn sie durch die Quälereien des Lebens abgestumpft ist und wieder für neue empfänglich gemacht werden soll. Nachdem aber die Gesellschaft ihren einzigen Reiz, den der Neuheit, für ihn verloren hatte, zog er es vor, allein mit seinen Gedanken zu bleiben, auch wenn er seine Freiheit um den doppelten Preis der äußerst billigen Pension erkaufen müßte.

Er erkundigte sich deshalb bei der Tochter des Wirths, die eben aus dem Speisesaal kam, nach den Gewohnheiten der Gäste, um diesen möglichst aus dem Wege zu gehen. Es schien ihm dies bei dem geringen Umfang der Insel eine schwierige und interessante Aufgabe, und er wollte eine Art Sport daraus machen. Aus der Unterhaltung mit dem Mädchen hatte er auch noch manches Andere erfahren: wann die Dampfschiffe anlegten, daß das einzige Buch auf der Insel das Fremdenbuch sei, und daß es gewöhnlich sehr still im Hause sei, außer wenn die jungen Maler aus Bern kämen und die Schulkinder aus Biel oder Neuchâtel.

Diese einfache Unterhaltung mit dem anständigen, freundlichen Mädchen hatte etwas Wohlthuendes, Beruhigendes für Edgar, wie das Plätschern des Sees, das durch das offene Gangfenster von fern herein klang. Es hinderte ihn auch zugleich, seinen eigenen Gedanken nachzugehen, und Alles, was er sich dabei dachte, bekam einen einfachen, natürlichen Sinn.

Er hätte gern das Gespräch noch länger fortgesetzt, aber er wollte das Mädchen nicht von seiner Arbeit abhalten. Es kam ihm vor, als ob Alles, was sie thun könnte, wichtiger wäre, als was er sie zu fragen habe, und daß er ihre kostbare Zeit nicht unnütz in Anspruch nehmen dürfe. Bei den meistbeschäftigten Personen in den Großstädten hatte er diese Empfindung nie, selbst wenn er sie mit den unwichtigsten Dingen, die das gesellschaftliche Leben mit sich brachte, aufhalten mußte. Er wußte dort, daß bei jeder Arbeit mindestens die Hälfte unnützes, überflüssiges Zeug war, leeres Formelwesen, Zopf, Schablone, mochte der „arme, überlastete" Mensch „von Bittstellern und Interviewern belagert", „von Verlegern und Kunsthändlern gedrängt" sein, „über Hals und Kopf in Geschäften stecken" oder „sich vor gesellschaftlichen Verpflichtungen kaum retten" können. Hier aber entsprang jede Thätigkeit den natürlichen Lebensbedürfnissen, und jede Arbeit war nothwendig. Da es

keine bestimmte Zeiteintheilung und Reihenfolge gab, sondern jede Thätigkeit gerade so, wie sie kam, sich von selbst ergab, so konnte jeder Augenblick einer solchen wichtigen, nothwendigen Arbeit gewidmet werden und war darum werthvoll.

In dieser Ueberzeugung machte Edgar keinen weiteren Versuch, das Mädchen aufzuhalten, sondern bat sie nur, ihm noch ein Schreibzeug zu bringen.

Sie fragte, ob er auch Ansichtskarten wünsche. Das war der erste störende Eindruck, den er von dem Mädchen und der Insel bekam. Denn die Gäste im Speisesaal paßten in ihrer Abgeschlossenheit und unzugänglichen Schwerfälligkeit sehr gut in den allgemeinen Rahmen. Mit dem Wort „Ansichtskarten" aber kam mit einem Schlage das ganze moderne Fexenthum auf die Insel. An den Klosterwänden hingen haushohe Plakate, die Bäume und Mauern hinauf bis zu dem Thürmchen auf dem Dache kletterten die Bergfexen mit ausgestopften Waden und gingen am Rande des Daches spazieren, um sich den Schwindel abzugewöhnen. Am See hielt der Ruderclub eine Regatta, auf der Wiese wurde Tennis gespielt, und den schmalen Weg vom Landungsplatz her fuhren die Radler alle auf e i n e r Linie, die der erste Radler vorgefahren hatte.

Zugleich wühlte das Wort wieder Edgar's schmerzliche Erinnerungen auf. Er dachte an die letzte Ansichtskarte, die er Irenen gesendet, in geschlossenem Umschlag, vom Orte aus, wo sie zuerst von ihm gehört hatte. Und nun, da er sich an der Stelle befand, von der sie so reizend zu erzählen wußte, wo sie in der Vorstellung so glücklich zusammen waren, konnte er ihr nicht einmal mehr einen Gruß schicken. Denn es war Alles aus zwischen ihnen.

Langsam, mit gesenktem Kopf ging er wieder zurück in sein Zimmer, nachdem er kurz geantwortet hatte, daß er nur Tinte und Feder brauche. Briefpapier führte er selbst bei sich. Er zog es zerknittert aus seiner Reisetasche hervor und begann einstweilen, was er schreiben wollte, sich im Kopfe zurecht zu legen. Als aber Tinte und Feder kam, überraschte er sich dabei, daß er an ganz Anderes gedacht, und unbewußt an seinen Gedanken fortspinnend, einen Brief an seine verlorene Freundin begonnen hatte.

Außerdem war ihm aber noch etwas Anderes aufgefallen, daß er nämlich, so lange er in Gedanken an sie schrieb, sich ruhiger, und gewissermaßen zufriedener fühlte, als während er sich immer bemühte, die Gedanken an sie gewaltsam niederzuhalten. Er erinnerte sich aus Eckermann's Gesprächen an einen Ausspruch Goethe's, daß Dieser nur dadurch einer Sache, die ihn peinigte, habe entrinnen können, daß er sie furchtlos und fest immer ins Auge faßte. Nur kam Edgar der Sinn dieses Ausspruchs jetzt nicht ganz vollständig vor. Es mußte mit dem geraden Losgehen auf den Feind doch auch eine geistige Arbeit verbunden sein. Das Gemüth allein konnte ihn nicht überwinden. Offenbar lag dieser Sinn unausgesprochen in Goethe's Bemerkung. Denn ihm verwandelte sich ja alles persönlich Erlebte unbewußt zu poetischen Stoffen, und während er an seine Qualen dachte, dichtete er sie: „Denn wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide."

Indem Edgar diese Betrachtungen anstellte, war aber die gute Wirkung des begonnenen Briefes vorüber. Denn er dachte zugleich, daß er den Brief doch

nicht schreiben würde. Wozu sich also die Mühe nehmen und den Ausdruck suchen für Empfindungen, die sich nur schwer, vielleicht gar nicht in Worte fassen ließen? Und doch reizte es ihn immer wieder, dies zu thun! War das kein Grund? dachte er. Und wenn es eine wohlthätige Wirkung auf ihn übte, mußte er sich nicht künstlich diese heilsame Thätigkeit erhalten? Ja, wendete er wieder ein, wenn er ein Dichter wäre, — auch nur ein kleiner! Aber er hatte noch keine Zeile geschrieben, wenigstens nicht in dieser Art. Nur Tagebücher und Briefe, und die waren ihm so schlecht bekommen. Die Gedichte, die er gemacht hatte, rechnete er gar nicht. „Die macht Jeder in solchen Lagen," dachte er. „Aber darauf kommt es gar nicht an," warf er wieder ein, um sich Muth zu machen. „Jedenfalls haben mich die Gedichte abgelenkt und beruhigt in einer Zeit, wo jedes andere Mittel versagte, — wie heute. Und wer weiß? Vielleicht bin ich ein Dichter. Warum bin ich denn Maler geworden? Weil es mich dazu trieb. Und jetzt treibt es mich ebenso zu dieser Kunst. Ist das nicht ein Beweis, daß ich Talent habe? Hängen nicht alle Künste untereinander zusammen? Haben Irene nicht die Verse gefallen, die ich zu meinen Skizzen machte? Freilich, ihr Urtheil zählt nicht," warf er dann wieder ein. „Aber auch Andere haben ebenso günstig geurtheilt. Und wenn ich Alle gegen mich hätte, gleichviel! Bin ich nicht ein Künstler? Hab' ich nicht die poetische Anschauung? Hab' ich nicht meinen Stoff selbst erlebt, so heiß und unmittelbar wie ein Rousseau? Und Schreiben hab' ich auch gelernt in der Schule. Was brauch' ich denn mehr?"

Er rief das in lautem, herausforderndem Ton, der zeigte, daß sein Entschluß unumstößlich feststand und bereits seine gute Wirkung übte. Dann sprang er auf, legte das Briefpapier wieder in den Koffer und nahm dafür ein größeres Format heraus, das er zum Zeichnen mitgenommen hatte. Dann besann er sich einen Augenblick und schrieb mit großen Buchstaben auf die erste Seite: „Irene" oder „Ein wenig über dem Erdboden". Novelle von Edgar von Klingenberg.

Damit war er dem Teufel verfallen. Demselben nämlich, der Rousseau der Verfolgung ausgesetzt und viele Andere um Ruhe und Frieden gebracht hatte. Edgar war aber schon in der Hölle. Er fürchtete sich nicht vor dem Teufel. Wenn es nur einmal ein anderer war, der ihn quälte!

Das eigentliche Werk des Teufels, den er zu seiner Gewaltcur gerufen hatte, fing aber erst damit an, daß er das Geschriebene wieder ausstrich. Er wollte nicht unter seinem Namen schreiben. Nicht, weil er fürchtete, sein Werk könnte in fremde Hände gerathen. Er mußte an die Veröffentlichung denken, wenn er sich seinen Stoff vom Herzen schreiben und als Dichter sich darüber erheben wollte. Nein, ein solcher Gedanke bekümmerte ihn gar nicht. Er hielt sich als Dichter für einen anderen Menschen, und Irenen kannte Niemand als er und sie selbst. Er brauchte nichts an ihr zu ändern, sie nur zu schildern, wie sie war und wie er sie sah, um sie allen Anderen unkenntlich zu machen. Vor Allem ihrem eigenen Mann. Der war ja ganz ausgeschlossen aus dieser feinen, ätherischen, inselartig abgeschlossenen Welt. Aber auch die Anderen, was wußten die von ihr? Ihren Namen, ihren Stand, wie sie aus-

sah und sich anzog, was sie sprach, — lauter Aeußerlichkeiten. Kein Einziger kannte ihr Inneres. Ihr Mann würde laut heraus lachen, wenn ihm Einer die Novelle brächte und sagte: „Du, das soll Deine Frau sein!" Edgar hörte deutlich dieses derbe, breit ausladende, gutmüthig, unverstellte Lachen des braven, anständigen Menschen. Er hatte es ja öfters in Wirklichkeit gehört und immer, wenn es nicht in die Stimmung oder zu dem Gespräche paßte. Es war ihm dann, als ob ein Mensch an der Unterhaltung Theil genommen hätte, der jedes ihrer Worte, Edgar's und Irenens, sofort unbewußt in eine andere Sprache übersetzte, in der es meistens den entgegengesetzten Sinn hatte. Von diesem Mann oder von den Anderen verstanden zu werden, brauchte er also nicht zu befürchten. Der Grund, warum er seinen Namen wieder ausstrich, war vielmehr der: er wollte sich bei der Niederschrift seiner Gedanken und Stimmungen noch mehr der Täuschung hingeben, daß er mit dem Menschen, der das Alles dachte und empfand, nichts zu thun habe. Erst dadurch würde ihm, glaubte er, das Erlebte so fern gerückt, daß er sich selbst darüber vergäße. Trotzdem wollte er die Form der eigenen Erzählung beibehalten, um auf den Leser — besonders seinen ersten, sich selbst — unmittelbar zu wirken. Denn er mußte die bisherige Gewißheit jetzt als Täuschung empfinden, daß Alles, was er las, wirklich erlebt und geschehen sei, nur von einem Anderen. Darum mußte der Stoff für ihn als Leser möglichst unmittelbar und erlebt, für ihn als Dichter aber möglichst fremd und unbestimmt erscheinen; deshalb wählte er aus Rücksicht für den Dichter einen falschen Namen, für den Leser die Ichform.

Er durchstrich also seinen Namen, um einen erfundenen an seine Stelle zu setzen. Bald bildete er sich aber ein, daß ein solcher künstlicher doch zu sehr seinen eigenen Namen durchschimmern lasse. Er wollte darum einen wahren Namen wählen, den einer Person, die wirklich gelebt und geschrieben hatte. Aber welchen? Er wußte es schon, denn es war zu naheliegend, aber er zögerte noch. Endlich ergriff er voll Hast, wie um sich zu einem verbrecherischen Entschluß zu zwingen, die Feder, durchstrich das Wort „Novelle" und schrieb mit mächtigen Buchstaben unter den früheren Titel: „Ein Bekenntniß von J. J. Rousseau."

Am Nachmittag wäre Edgar noch nicht so frech gewesen, — da scheute er sich, mit dem Gedanken an einen solchen Sündenbock nur zu spielen. Nun war er fest entschlossen, Rousseau nicht nur seine Sünden und Leiden, sondern auch seine Prosa aufzuhalsen. Das hatte die eindringende Beschäftigung mit dem Genfer Philosophen und die Verwandlungskraft der Insel zu Wege gebracht. Noch Jeder war auf ihr nach kurzer Zeit ein Anderer geworden. Warum sollte nicht auch er ein Besserer werden und sich ein wenig in Rousseau verwandeln? Der war ja todt und wußte es nicht. Und wenn, — ein Meschenfreund, wie er war, würde ihm auch einmal für ein paar Tage seinen guten Namen leihen.

Aber noch war Rousseau der Jüngere nicht schreibfertig. Die Einbildung mußte noch weiter unterstützt werden. Er wollte warten, bis Alle im Hause schlafen gegangen seien und dann in der Stille der Nacht mit seinen Schreibsachen, einem Tisch und Stuhl ins alte wahrhaftige Rousseau-Zimmer umziehen.

Dort wo der alte Wahrheitsfanatiker selbst gegrübelt und wohl auch ausnahmsweise geschrieben hatte, wollte auch der neue seine Bekenntnisse schreiben.

Vorher bestellte er sich nur noch einen Inselwein, den sein Vorgänger auch nicht verschmäht haben dürfte, und ein zweites Licht, um für die Nacht gerüstet zu sein. Dann zündete er sich eine Cigarre an und begann, bald behaglich im Lehnstuhl ausgestreckt, bald im Zimmer auf und abschreitend, seine Erlebnisse zu ordnen und einen Plan zu entwerfen.

Es war bald geschehen. Denn die äußere Handlung war sehr einfach, die innere bestand nur aus ihm schon bekannten psychologischen Beobachtungen, Stimmungen und Eindrücken, deren Reihenfolge sich aus den äußeren Vorgängen von selbst ergab. Die Zeit und der Schauplatz der Handlung traten hinter diesen allgemein-menschlichen Erlebnissen ganz zurück. Den Aufenthalt in Monte Carlo, die Redoute und einige andere unwesentliche Episoden ausgenommen hätte die Geschichte auch zu Rousseau's Zeit und zu jeder anderen sich abspielen können. Und das war gut. Denn die äußeren Umstände sollten möglichst wenig zu erkennen sein. Sie verändern wollte er aber nicht, um die Lebhaftigkeit seiner Anschauung und die Wahrheit der Schilderung nicht zu beeinträchtigen. Nur in Kleinigkeiten, auf die es nicht ankam, wollte er eine Ausnahme machen. So ließ er dem Mann statt seines Schnurrbartes einen mächtigen Vollbart wachsen und veränderte ihn im Allgemeinen etwas zu seinen Ungunsten. Denn es war begreiflich, daß er seinen Feind nicht idealisirte. Nur den Gegenstand seiner Liebe zu verändern, konnte er nicht übers Herz bringen, nicht einmal in Kleinigkeiten. Er durfte es auch nicht, wenn er sich von Irene befreien wollte. Sonst wäre sie eine Andere gewesen. Den Vornamen allein, mit dem er von ihr sprach, mußte er ändern. Und dieser erste gewaltthätige literarische Schöpferact kostete ihm mindestens eine halbe Stunde. Endlich entschied er sich für den Namen Irene, den ich auch für sie wählte, um den Leser nicht durch eine verschiedene Bezeichnung derselben Person zu verwirren. Er wollte offenbar durch diesen Namen, der auf griechisch εἰρήνη, Frieden bedeutet, seiner Geschichte den tiefen symbolischen Sinn unterlegen, daß es für einen Künstler keinen Frieden geben kann und darf. Ihren wirklichen Namen mußte er ja auch verschweigen. Doch darf ich das Eine dreist behaupten, daß ihr Charakter sicher nicht anders ausgefallen wäre, wenn man sie gleich nach der Geburt schon Irene getauft hätte. Dies zur Beruhigung der Veristen.

Und jetzt noch Einiges über den Verfasser des „Bekenntnisses". Auch sein Name Edgar von Klingenberg, den ich ihn unter den Titel seiner Novelle schreiben ließ, ist, wie sich der Leser schon gedacht haben wird, von mir erfunden. Der Autor, der mir seine Liebesgeschichte schon zum Theil einige Monate vorher auf einer nächtlichen Eisenbahnfahrt erzählt hatte, gab mir einige Wochen nach seiner Rückkehr von der Petersinsel sein Manuscript zur Benutzung und Veröffentlichung, da er es doch weder unter seinem eigenen Namen noch unter dem Rousseau's herausgeben konnte und als Anfänger auch kaum einen Verleger gefunden hätte. Ich erhob ihn dafür in den Adelstand und nannte ihn Edgar von Klingenberg nach einem Ort, der mit seinen Er-

lebnissen in Beziehung stand. Die Geschichte selbst versah ich mit einer novellistischen Einrahmung, und auch diese gibt der Hauptsache nach nur das wieder, was mir mein Freund von seinem Aufenthalt auf der Insel selbst erzählte. Das bedarf auch kaum der Erwähnung. Denn eine so einfache Handlung erfindet man nicht. Sie reizt uns nur, wenn sie uns von einem Menschen erzählt wird, den wir so genau kennen wie ich den falschen Klingenberg. Und das empfand wahrscheinlich mein Freund selber. Darum wollte er, statt seinen guten Malernamen zu gefährden, meinen schon discreditirten Schriftstellernamen zu seiner Unternehmung sich ausleihen, wie er es schon einmal mit dem seligen Rousseau gemacht hatte. Ich rächte mich aber, indem ich seine Erzählung mit Anmerkungen versah und fast wörtlich aufnahm, so daß ich immer noch die Ausrede habe, daß sie nicht von mir ist.

Doch jetzt nach der langen Einleitung zur Hauptsache. Nachdem Edgar also seinen Plan entworfen hatte und Alles im Hause still geworden war, nahm er seine sieben Sachen, siedelte in das Rousseauzimmer über und begann zu schreiben:

* * *

Es war ein Kampf zwischen uns auf Leben und Tod.

Jedes von uns wäre für das Andere der Tod gewesen, sie für meine künstlerische Individualität und Freiheit, ich hätte ihre innere Welt zerstört. Das fühlten wir und wehrten uns darum auf Leben und Tod. Denn Jedes liebte sich noch mehr als das Andere, — sonst wären wir glücklich gewesen, zu unterliegen.

Wenn wir dies aber empfanden, warum zog es uns mit unserem innersten Wesen so unwiderstehlich zu einander? Es kann doch nicht Alles plumpe Täuschung gewesen sein. Wenigstens bei mir nicht. Ich wußte, daß diese Macht, die sich in mein Leben drängte, ihm verderblich werden würde, und wich aus von Anfang an. Meine innerste Natur trieb es aber doch zu dieser Macht. Sonst hätte ich ihr ja nicht auszuweichen brauchen, — sie wäre mir gleichgültig gewesen. Ich, mein Bewußtsein, der allen Sinnestäuschungen unterworfene Mensch erkannte also die Gefahr und täuschte mich nicht, wie die Zukunft zeigte; meine innerste Natur aber, die unfehlbare, instinctiv gesetzmäßig handelnde, rannte verblendet in ihr Verderben. Ist das nicht widersinnig?

Aber genug. Lassen wir diese unlösbare Frage, wie der Kampf zwischen uns entstanden ist. Ich will ja nur schildern, wie wir ihn bewußt, mit unserem Willen, unserer Phantasie und unserem Verstande durchgekämpft haben und zu entscheiden suchen, wer nach den wechselnden Siegen und Niederlagen am Ende Sieger geblieben ist.

Am Anfang war ich der Stärkere. Ich wollte, wie schon erwähnt, nichts von Irene wissen und überwand nicht nur meine Neugierde, sondern auch meine Eitelkeit. Denn ich hatte schon vor längerer Zeit gehört, daß sie eine große Verehrerin meiner künstlerischen Arbeiten sei und mich gern kennen lernen würde. Zudem hörte ich, daß sie eine der anmuthigsten Frauen der

Stadt sei. Ich besiegte aber meine Eitelkeit wieder durch Eitelkeit, indem ich mir sagte, daß man durch persönliche Bekanntschaft nicht den Eindruck verderben dürfe, den man durch seine Werke gemacht. Was aber ihre Anmuth betreffe, so gebe es gewiß in der Stadt noch andere hübsche Frauen.

So hätten wir uns noch lange nicht kennen gelernt, wenn wir nicht durch einen unglücklichen Zufall plötzlich zu einander getrieben worden wären. Ich hatte nämlich für ein von mir illustrirtes Werk[1]) eines noch wenig bekannten Reiseschriftstellers einen geeigneten Verleger gesucht und zu meiner freudigen Ueberraschung auch nach einiger Zeit einen sehr liebenswürdigen und von Kunstinteresse erfüllten Menschen gefunden, mit dem ich bald in näheren schriftlichen Verkehr trat. Noch mehr als über diese Eigenschaften meines Verlegers erstaunte ich[2]) aber, als er sich schon in einem der ersten Briefe als Onkel der von mir so hartnäckig gemiedenen Dame herausstellte und mich nicht nur auf dieselbe aufmerksam machte, sondern mir auch in feinster Form nahelegte, ihre Bekanntschaft zu machen. Wie es sich später zeigte, hatte er sich nach Bekanntschaft mit meinen Arbeiten für meine unbedeutende Persönlichkeit interessirt und durch seine Nichte, die das gleiche Interesse hatte, Näheres über mich zu erfahren gesucht. „Vereint wirkte also dieses Paar, was einzeln Keinem möglich war", wie es im Liede heißt. Denn jetzt war mein Widerstand gebrochen. Der Besuch war nicht mehr zu vermeiden, und um die lästige Verpflichtung loszuwerden, zwang ich mich noch früher dazu, als es vielleicht nothwendig gewesen wäre.

Es war an einem schönen Winter-Nachmittag, schon etwas gegen die Dämmerung. Ich wartete im Empfangszimmer und hatte Muße, alle Nippsachen und Niedlichkeiten zu betrachten, die das kleine Frauengemach aufwies. Der Raum, in dem sich Jemand gewöhnlich aufzuhalten pflegt, bildet ja einen Theil seiner Person, und gerade dieses liebe Persönchen hätte in gar keinen anderen Raum hinein gepaßt. Das war der erste Eindruck, den ich von ihr bekam, als sie die Thür des Nebenzimmers öffnete, auf mich zukam und mir mit einfachen, freundlichen Worten die Hand reichte, als ob sie mich erwartet hätte. Auch mir war es, als ob ich sie schon lange kannte. Nur etwas größer hatte ich sie mir gedacht, aber in diesem Raume würde es gestört haben, wenn sie meiner Vorstellung genau entsprochen hätte. Ueberhaupt wurden mir alle äußerlichen Eigenschaften nebensächlich, als ich auf den ersten Blick sah, daß ihr Aeußeres ganz zu ihrem Wesen paßte, und nach ihren ersten Worten, daß ihr Inneres mit dem meinen in vollem Einklang stand. Jede ihrer Bewegungen mußte darum so sein, jede war ein Bild. Wenn sie sich auf das zweisitzige Sopha beim Fenster setzte unter die kleinen Palmen und Orangenbäumchen, die ihren feinen Körper umrahmten, oder wenn sie mit den

[1]) Hier hieß es im Manuscript: „für meinen neuesten Roman", da sich der Verfasser, als er unter dem Namen „Rousseau" schrieb, doch für einen Schriftsteller ausgeben mußte. Da aber später diese Fiction keinen Werth mehr hatte, gab ich ihm hier seinen früheren Beruf wieder.

[2]) Man sieht, daß der Verfasser kein Berufsschriftsteller ist, sonst würde er durch eine so ungerechtfertigte sarkastische Bemerkung nicht einen Stand beleidigen, auf den er angewiesen ist, und der, wie Jedermann weiß, immer die größten Verdienste gehabt hat.

schlanken Armen sich ihr dunkelbraunes Haar, das rückwärts in einen Knoten geschlungen war, zurecht steckte, wenn sie bald in freudiger Erregung ihr Köpfchen hob und die braunen Augen einen jähen Glanz bekamen, oder wenn sie es in schweigender Trauer senkte, so daß man unter den leicht gewellten Haaren, die an der Seite ins Gesicht gescheitelt waren, nur einen Theil der Stirne und die starken Augenbrauen sah: immer schien die gegenwärtige Stellung die schönste, denn jede war natürlich, unbewußt und der genaue Ausdruck der inneren Stimmung. Dabei lag eine merkwürdige, beinahe tragische Ruhe über Allem, was sie that und sagte, und dadurch erschien die ziemlich kleine, aber ungemein ebenmäßige und graciöse Gestalt viel größer, als wenn Irene hastig und beweglich gewesen wäre. Diese leise Schwermuth, die von ihr ausging, wurde noch verstärkt durch den Ton einer ziemlich tiefen, melodischen Stimme, die Alles, auch das Heiterste, mit einem dunkeln Schleier überzog, wie den Körper ein schwarzes Seidenkleid bedeckte, das nur an den dünnen Handgelenken und am Halse die weiße Haut hervor schimmern ließ. Und dies ganze Bild wieder war eingehüllt von dem letzten warmen Licht der untergehenden rothen Wintersonne, die noch ein innigeres Band um Menschen und Gegenstände schlang, die in dem kleinen Zimmer vereinigt waren.

Keines von uns versuchte, Conversation zu machen. Wir sprachen nur von uns und unseren Neigungen, um zu prüfen, ob wir zusammenpaßten, und wenn wir etwas nicht sagen wollten, schwiegen wir lieber, als daß wir auf ein gleichgültiges Thema übersprangen, — die nähere Bekanntschaft zweier Menschen fängt ja mit dem Schweigen an. Wenn Jemand allein in Gesellschaft mit einem ihm bekannten Menschen nachdenken, nur an sich denken kann, so muß Dieser ihm schon sehr vertraut sein. Und die Lust, zu schweigen, Irene nur zu betrachten, zu träumen, hatte ich bei ihr vom ersten Augenblick an. Nur wenn die Pause zu lang wurde, sah sie nach dem Theekessel, der an einem kleinen Messinggestell neben dem Sopha hing und behaglich brodelte.

Bald war die Sonne untergegangen, und statt durch das Fenster kam nun die rothe Gluth aus einem eisernen Oefchen, das zwischen der Eingangsthür und der des Nebenzimmers, kaum einige Schritte entfernt, stand. Alles war so nahe in diesem Zimmer, und doch entschloß man sich so schwer, aufzustehen. Ich hatte auch dabei immer eine unangenehme Vorstellung: entweder es kam Besuch, oder ich mußte Abschied nehmen.

Sie wollte Licht machen. Aber ich fand es so behaglicher, und sie unterließ es. Sie sagte mir jetzt, daß sie erst kürzlich wieder meinethalben in einer Wohlthätigkeitsvorstellung war, wo sie mich zu treffen hoffte. Ich nahm das als selbstverständlich hin und entschuldigte mich, daß ich nicht kommen konnte, als hätte ich annehmen müssen, daß sie hinkomme und mich erwarte. Sie beugte sich dann über das kleine Tischchen, das zwischen uns stand, um mir eine Tasse Thee zu reichen, und da ich die Tasse sicher fassen wollte, kam ich zugleich in Berührung mit Irenens Hand. Jetzt stand sie auf, um Licht zu machen.

Wir sprachen dann noch über allgemeine Dinge, Theater und Concerte, aber auch nicht, um uns zu unterhalten, sondern nur, um unsere innere Ueber-

einstimmung zu prüfen. Dann, als ich klingeln hörte, stand ich auf und empfahl mich. Sie reichte mir die Hand, aber weniger freudig als am Anfang, fast zögernd; dann blieb sie unbeweglich stehen und sah mir nach, bis ich aus dem Zimmer war.

Wir hatten nicht verabredet, wann wir uns wiedersehen wollten. Wir konnten uns jetzt doch nicht mehr ausweichen. Dies Gefühl der Abhängigkeit, in die ich durch den kurzen Besuch gerathen war, kämpfte in mir mit dem anderen, einen Menschen gefunden zu haben, mit dem ich eine Strecke zusammen gehen konnte, der meinen Schritt hatte. Ich wußte nicht, sollte ich mich freuen oder ärgerlich sein. Es war so schön, laut denken zu können, sich mit sich selbst zu unterhalten, nicht immer vergeblich reden, sich erklären, sich vertheidigen zu müssen, wie im Verkehr mit den meisten anderen Menschen. Es war Alles so einfach, so beruhigend, so klar. Wenigstens schien es mir damals so. Aber ich wußte zugleich, daß es nicht so bleiben würde, daß ich selbst diesen klaren Grund aufwühlen und Alles zerstören mußte, früher oder später, und daß alle Leiden von Menschen kommen, die wir oder die uns lieben. Denn die Anderen können uns nicht weh thun. Darum ärgerte ich mich, daß ich wider besseres Wissen und gegen meinen festen Vorsatz mich von Neuem hatte bethören lassen, sogar ohne mehr einen Widerstand zu versuchen. Was war nun der Erfolg meiner früheren Handlungsweise? Daß ich durch mein Entgegenwirken nur Irenens Neugierde gereizt hatte, und daß ich ihr selbst durch meine beständige Beschäftigung mit ihr in Gedanken so nahe getreten war, daß schon das erste Zusammentreffen für mich eine völlige Niederlage bedeutete. Jetzt hatte sie leichtes Spiel.

Nach einigen Tagen sah ich sie wieder, bei Bekannten, diesmal mit ihrem Mann. Ich weiß nicht, wie ich ihn beurtheilt haben würde, wenn ich ihn allein kennen gelernt hätte. Als Mann dieser Frau und neben ihr machte er einen höchst unangenehmen Eindruck auf mich. Er degradirte sie durch seine bloße Nähe. Er war in Allem ihr Gegentheil, massiv, unproportionirt gebaut, hastig und ungelenk in seinen Bewegungen, ungezügelt in seinen Gefühlsausdrücken. Besonders mißfiel mir sein großer Vollbart[1]), der sein Gesicht noch voller erscheinen ließ, und eine Mischfarbe von Braun, Gelb und Roth hatte. Auch seine Sprache schwankte so unbestimmt zwischen Schriftsprache und Dialekt wie eine Hand, die in einem zu bequemen Handschuh steckt und sich manchmal ausstreckt, um ihn straff zu spannen. Dagegen lag im Ton seiner Stimme und im Ausdruck seiner graugrünen Augen etwas Gutmüthiges. Nur in der Größe war kein besonderer Unterschied zwischen beiden[2]).

---

[1]) Wir wissen, daß er in Wirklichkeit einen Schnurrbart hatte.

[2]) Er war eher groß als klein. Ueberhaupt ist das Bild, das der Verfasser von ihm entworfen hat, übertrieben. Er wollte offenbar, indem er den Mann möglichst unvortheilhaft schilderte, seine eigene Handlungsweise gegen dessen Frau entschuldigen. Doch beweist er damit, daß er ein ziemlich schlechter Psychologe ist. Denn er würde viel eher die Sympathie des Lesers erworben haben, wenn er unparteiischer und gerechter bei der Beurtheilung seines Gegners verfahren wäre, der mir von allen Seiten als ein sehr guter Mensch und pflichttreuer Beamter geschildert wurde.

Seine Frau hatte ihm von meinem Besuch erzählt. Er forderte mich auf, doch öfters zu kommen und ihr Gesellschaft zu leisten, da er den ganzen Tag im Bureau beschäftigt sei. Er war als Jurist bei einer Bank angestellt. Davon, daß er die arme Frau auch Abends meistens allein zu Hause ließ oder allein ins Theater schickte, während er ins Wirthshaus ging, sagte er nichts.

Seine Aufforderung war mir sehr peinlich. Ich wollte sein Vertrauen nicht genießen und ihm nichts verdanken. Ich entgegnete ziemlich unverbindlich, seine Frau sei schon so liebenswürdig gewesen, mich aufzufordern. Ich verließ ihn dann bei der nächsten Gelegenheit und sprach auch mit der Frau nichts mehr.

Diese Begegnung hatte mir einen so unangenehmen Eindruck gemacht, daß ich vorläufig an keinen weiteren Besuch dachte. Es verging fast eine Woche. Da bekam ich einen Brief mit unbekannter Schrift. Es war ihr erster Brief. Sie schrieb mir aus einem kleinen Gebirgsort, daß sie vor einigen Tagen dorthin gereist sei, um eine Freundin zu besuchen, und sich sehr freue, mich nach ihrer Rückkehr in ein paar Tagen bei sich zu sehen. Hoffentlich hätte ich den Weg zu ihr nicht schon vergeblich gemacht. Dann schilderte sie noch die Schönheit und den tiefen Frieden der einsamen Winterlandschaft, in der sie endlich die richtige Stimmung gefunden habe, um meine Skizzen durchzusehen, und schloß mit einem einfachen Gruße ohne jede Formel das kurze Billet.

Ich sah sie aber trotzdem das nächste Mal nicht bei ihr zu Hause, sondern auf einem Faschingsball[1]). Wieder bildeten der Raum und ihre ganze Umgebung den größten Gegensatz zu ihr, wie fast immer, wenn man sie außerhalb ihres poetischen Heimes traf. Aber diesmal war der Gegensatz so schroff, daß der bizarre Hintergrund, von dem sich dieses ätherische, feine Menschengebilde abhob, diesem einen besonderen Reiz verlieh. Nichts hätte uns so eng zusammenschließen können als dieses grelle, fratzenhafte, gemeine Getriebe um und unter uns, und wir sprachen nie ernster als in diesem wüsten Satyrspiele.

Ich hatte sie, nachdem ich kaum den großen Theatersaal betreten, wie durch magnetische Kraft trotz ihrer Verhüllung sofort entdeckt und sie dann in ihre Loge im ersten Rang begleitet, wo sie mich aufforderte, an ihrem Tisch Platz zu nehmen. Sie saß mit mehreren Freunden ihres Mannes beisammen. Er selbst befand sich in Gesellschaft eines Dominos, in den er sehr eifrig hinein sprach. Er war überdies einige Plätze von uns entfernt, so daß er unser Gespräch nicht hören konnte.

Zuerst wollte ich gleich wieder gehen. Der vertrauliche Ton, den die jungen Leute gegen die Frau ihres Freundes sich erlaubten, stieß mich ab. Wenn sie unanständig oder frech gewesen wären, hätte ich es lieber gesehen. Dann war jeder Zusammenhang zwischen ihnen und Irene ausgeschlossen. Aber diese spießbürgerliche, gutmüthig-taktlose „Gemüthlichkeit" empörte mich. Um so mehr bewunderte ich die Feinheit und den Takt Irenens, wie sie, ohne

[1]) Nicht auf dem von mir in der Einleitung erwähnten. Der hier genannte war eine einfache Theaterredoute, die auch von den Damen der besseren Kreise im Domino besucht werden.

jemals verletzend oder unliebenswürdig zu werden, mit den Leuten wie mit einer untergeordneten Menschenclasse verkehrte. Ich saß neben ihr am oberen Theil des Tisches und rückte meinen Stuhl langsam immer weiter zurück, so daß sie sich ganz zurückwenden mußte, um mit mir zu sprechen. Sie rückte dann unwillkürlich nach, und so waren wir auch bald räumlich um ein gutes Stück von der Gesellschaft geschieden. Ich bereute es später, daß wir durch diese Absonderung die Aufmerksamkeit zu sehr auf uns gelenkt hatten. Ich wollte auch anfänglich bald wieder gehen. Aber als ich merkte, daß sich die Anderen über meine Anwesenheit ärgerten, blieb ich sitzen[1]).

Bald waren uns nicht nur die Leute am Tisch, sondern das ganze Menschenpack um und unter uns nur noch Schall und Rauch, Rhythmus und Farbenflecke. Irene war zuerst in phantastischer Stimmung. Sie kam sich als Göttin vor, die an unsichtbaren Fäden all' das Gewirr unter sich zu lenken hatte. Wenn sie einen solchen Gedanken faßte, so spann sie ihn aber nicht etwa launig und heiter aus, sondern lebte sich so in ihre Vorstellung hinein, daß sie die ganze Schwere der Verantwortung, die auf einem solchen Amte lastete, wirklich empfand.

„Wie die Fäden all' dieser geheimen Verbindungen sich wohl lösen oder noch fester knüpfen mögen," sprach ich, und um Irene auf einen bestimmten Gedanken zu bringen, setzte ich hinzu: „Noch heute Nacht?"

„Das ist häßlich," sagte sie, und der Gedanke war ihr so peinlich, als ob sie die Menschennatur so geschaffen hätte oder sie verändern könnte.

„Also sollten die Fäden lieber ganz durchschnitten werden und die Menschen, die jetzt so froh beisammen sind, sich nie mehr wieder sehen?"

Sie gab keine Antwort. Aber als ob sie plötzlich ihre ganze Göttlichkeit vergessen hätte und das Menschenschicksal theilen müßte, wurde ihr ganzes Wesen inniger und weicher. Ihre Augen glänzten wie die einer Orientalin über dem weißen Schleier hervor, ihr Körper begann zu zittern, und ich fühlte, wie sie sich leise an mich schmiegte.

Es war der Gedanke der Trennung, der sie mir so nahe gebracht hatte. Der Schlüssel zu ihrem ganzen Wesen lag in dieser plötzlichen Annäherung, und wenn ich sie damals verstanden hätte, würde ich ihr und mir viel Leid erspart haben. Später, als sie mich tiefer in ihre Welt blicken ließ, deren Erkenntniß ich mit so schweren Opfern erkaufen sollte, mußte ich mich oft an diesen Vorgang erinnern. War ich damals in diesem Augenblicke der Stärkere?

Noch ein anderes Gespräch an diesem Abend fällt mir ein, wobei ich sie so leicht hätte verstehen können. Wir unterhielten uns über die verschiedenen Richtungen in der Kunst, und ich fragte sie, wie sie die Kunst am liebsten habe?

„Ein wenig über dem Erdboden," gab sie zur Antwort.

Gerade in solche Stimmungen hinein fuhr dann gewöhnlich der Mann mit einer Frage wie: ob sie nicht Hunger habe, warum sie denn nicht tanze? und dergl. Er und die Anderen machten alle Tänze mit und kamen nur in den Pausen herauf, um sich zu stärken. Da wir die Absonderung nicht zu

[1]) Wieder ein sehr netter Charakterzug des Erzählers.

auffällig machen wollten, entschlossen wir uns, nach der Pause eine Quadrille mitzutanzen. Der Mann mit seinem Domino, einer Freundin seiner Frau, tanzte uns gegenüber. Er hielt diesen Tanz für den schönsten, weil man dabei am meisten springen und hüpfen konnte. Das war für ihn der Inbegriff der Gemüthlichkeit. Eine andere Unterhaltung kannte er nicht. Wir dagegen hatten uns die Quadrille herausgesucht, weil man bei ihr besser sprechen konnte als bei den Rundtänzen. Wir setzten daher unsere frühere Unterhaltung fort und suchten den Anderen gegenüber unsere Zerstreutheit nur hier und da durch ein paar Witze über uns wieder gut zu machen. Der Mann aber nahm seine „Gemüthlichkeit“ zu ernst und forderte uns in gereiztem Ton auf, „lustig zu sein“. Besonders bei der vierten Tour riß er uns hin und her, als ob er mit uns hätte „hanteln“ wollen. Sie war seine Lieblingstour. Er hatte sich den ganzen Abend darauf gefreut, und nach ihr beurtheilte er jeden Ball, ob er lustig gewesen sei oder nicht. Er überraschte dabei durch Phantasie und Genialität, und Niemand, der ihn nur von anderen Gelegenheiten her kannte, hätte ihm das zugetraut. Es waren unerschöpfliche Combinationen aller möglichen Körperverrenkungen und gymnastischen Uebungen. Bald sprang er in die Höhe, bald machte er sich ganz klein, — bald riß er den Kreis auseinander, bald schloß er ihn in einer einzigen Umarmung eng zusammen. Dabei stieß er die sonderbarsten Töne aus, die bald wie ein Schlachtruf, bald wie der Ausdruck allumfassender Menschenliebe klangen; wie wenn diese ganze Muskelsymphonie der Hunderte von Paaren den höchsten gymnastischen Ausdruck und die letzte Steigerung des Beethoven-Schiller'schen „Seid umschlungen Millionen“ bedeutete. Am groteskesten aber sah er aus, wenn er mit seinem langen Vollbart in der Kniebeuge tanzte[1]).

Nach der Quadrille saßen wir noch kurze Zeit beisammen, es kam aber zu keinem vertrauten Gespräch mehr zwischen uns. Die Possenreißerei und die erzwungene Berührung beim Tanz hatte uns in eine unangenehme Stimmung versetzt und uns wieder mehr von einander entfernt. Ich verabschiedete mich bald und ging nach Hause.

Einige Tage darauf machte ich wieder Besuch bei Irene. Zuerst war noch eine ältere Dame da, aber nicht lange. Sie mußte aus unserem gespannten, nervösen Benehmen gemerkt haben, daß sie überflüssig sei, und wollte nur eine Gelegenheit zum Aufbruch abwarten, damit wir nicht merken sollten, daß sie uns durchschaut habe. Als sie sich empfohlen hatte, und wir eben im angenehmsten Gespräch waren, klingelte es. Wir fuhren erschreckt zusammen und sahen uns an, als ob ein großes Unglück geschehen sei. Irene wollte zur Thüre gehen, blieb aber plötzlich stehen und zögerte. Ich erwartete jeden Augenblick, Schritte im Gange zu hören, und überlegte schon, ob ich der Quälerei und Verstellung, die jetzt sicher kommen mußte, nicht vorher aus dem Wege gehen sollte. Es schellte wieder. Eine Hoffnung stieg in mir auf. Ich sah Irene an, — sie stand mit gerunzelter Stirn in erregtester Spannung da.

[1]) Ich muß hier bemerken, daß ich meinen Freund schon in ähnlichen Stellungen tanzen sah; allerdings hatte er damals eine weniger feine, poetische Tänzerin. Der Einfluß der Liebe auf die Muskeln ist eben ein verschiedener.

Sie schien mit sich zu kämpfen. Ich wollte etwas sagen. Sie winkte mir aber, still zu sein. (Die Hausthüre lag nur einige Schritte vom Zimmer entfernt über dem Gange.) Sie flüsterte: „Das Dienstmädchen ist fort.“ Ich bat dringend: „Machen Sie nicht auf!“ Sie sagte: „Jetzt wäre es zu spät.“

Gleich darauf hörte man den Besuch langsam die Treppe hinab gehen, und wir waren allein in der Wohnung.

Ich fühlte mich sehr erregt. Es war das erste Opfer, das mir Irene brachte, die erste Heimlichkeit. Von diesem Augenblick an bekam unsere Bekanntschaft eine andere Bedeutung. Obwohl wir noch nicht einmal von Liebe gesprochen hatten [1], so kam mir jetzt Irenens eigene Wohnung, in der ich in aller Form zu Besuch war, als ein unerlaubter Zusammenkunftsort vor, und die Behaglichkeit, in der ich mich hier das erste Mal befunden, hatte einer erwartungsvollen Beklemmung Platz gemacht. Es war mir, als müßte ich jetzt in diesem Augenblick meine Stellung, meine Absichten, meine Gefühle Irene gegenüber in Wort und Miene genau bestimmen. Ihre Handlungsweise war wie eine Frage, der man nicht mehr ausweichen konnte, und auf die jede Antwort verletzend sein mußte. Ich durfte nicht gleich bestimmte Folgerungen aus ihrem Benehmen ziehen und auch nicht, nachdem sie den ersten Schritt gethan, hinter ihr zurück bleiben. Denn nichts beleidigt eine Frau mehr, als wenn sie sich exponirt hat und man sie nicht durch eine noch größere Kühnheit wieder entschuldigt. Damit konnte man aber bei einem so feinen Wesen wieder Alles verderben, und ich wollte jetzt nicht mehr zurück, sondern nur noch vorwärts; wohin, das wußte ich selbst noch nicht. Ich hatte mich bisher planlos von meinen Gefühlen leiten lassen, und jetzt sollte ich mit einem Mal in der Erregung die schwierigsten psychologischen Entscheidungen treffen. Hier zeigt sich eben der Vortheil, den die gemüthlosen Menschen haben. Denn in solchen Augenblicken kommt es nur auf Takt und Verstand an, und die Form triumphirt [2]).

All' diese Erwägungen machten mich so befangen, daß ich nur ganz zerstreute Antworten gab. Endlich sagte ich mir: „Wozu alle Ueberlegungen? Im entscheidenden Augenblick wird mein Temperament doch meine Absichten durchkreuzen.“ Und ich hatte Recht. Denn gerade als es am wenigsten vorbereitet und die Stimmung die ungünstigste war, versuchte ich in einer leidenschaftlichen Aufwallung, von meinem Platz aus Irenen gegenüber ihre Hand zu ergreifen und den Platz an ihrer Seite einzunehmen.

In einem solchen Augenblick kommt es auf den Theil einer Secunde, auf ein Zucken, auf die kleinste Wendung des Kopfes an, und Alles ist entweder geglückt oder mißlungen.

Obgleich sich Irene keinen Ueberfall erwarten konnte, hatte sie doch mit dem feinsten Instinct, der ja beim Weibe von frühester Kindheit an auf Ab-

---

[1]) Der Verfasser hat entweder das von mir erwähnte Costümfest (S. 166 u. 167), wo es zu einem Liebesgeständniß zwischen beiden kam, vergessen oder absichtlich weggelassen. Er kommt auch später nicht mehr darauf zu sprechen.

[2]) Ich glaube, daß es gerade bei den sogenannten „kalten Menschen“ und berufsmäßigen Verführern die Macht des Instinctes oder Triebes ist, die ihnen die Ueberlegenheit verschafft, und keine feine, klügelnde Berechnung.

wehr gerichtet wird, Alles vorhergesehen und war mir zuvorgekommen, indem sie sich bei meinem ersten raschen Vorbeugen blitzschnell erhob, um etwas Unnöthiges zu besorgen. Ich konnte nur ihren Namen rasch hervorstoßen und fuhr dann beschämt zurück, während ich meine schon vorgestreckte Hand wieder sinken ließ.

Es entstand jetzt eine peinliche Verlegenheitspause, und ich sann nach, wer von uns beiden das Recht hatte, beleidigt zu sein. Sie hatte es, und ich war es. Ich zeigte es ihr dadurch, daß ich das erste Mal von etwas ganz Gleichgültigem zu reden anfing, — ich glaube, vom Wetter. Sie antwortete gar nicht, sondern setzte sich ruhig wieder auf ihren Platz. Sie zog nur die Augenbrauen zusammen und preßte die schmalen Lippen auf einander, wie immer, wenn sie etwas schmerzte.

Ich dachte: „Sie will Dir nur nicht zeigen, daß sie sich innerlich über Deine Blamage freut. Sie hat Mitleid mit Dir.“ Ich nahm einen überlegenen, ironischen Ton an und sagte: „Sind Sie jetzt stolz auf sich?“

Sie mußte lächeln und sagte mit einem Ausdruck von Schalkhaftigkeit, Bedauern und Zärtlichkeit: „O, das bin ich nie.“ Sie sah mich dabei so lieb und verführerisch an, als wollte sie mich auffordern, meinen Versuch doch zu wiederholen. Dann, als ich verstimmt blieb, erzählte sie mir, wie um mich zu versöhnen, wann sie das erste Mal von mir gehört, und wie lange sie auf mich gewartet habe[1]).

Sie erzählte das Alles mit der Einfachheit und Trockenheit, durch die man, wenn sich einmal in diesem nüchternen Leben ein romantischer Vorfall ereignet, ihn entschuldigen zu müssen glaubt. Ich wurde aber selbst durch dieses liebe Geständniß nicht in die frühere Stimmung versetzt und verließ Irene ziemlich kühl, ohne mich noch einmal an der Thüre nach ihr umzusehen.

Das nächste Mal trafen wir uns bei Verwandten von mir. Irene wußte, daß ich den betreffenden Abend hinkäme, und hatte sich — was sie öfters zu thun pflegte — allein bei ihnen für den Abend angesagt. Auch sonst war Niemand da. Sie hatte sich besonders hübsch angezogen und gleich bei ihrem Eintreten war mir eine ausnahmsweise freudige Erregung an ihr aufgefallen, die sich in der Haltung, im Ton der Stimme und besonders in ihrem Händedruck äußerte. Sie sah aus, als ob sie sich durch einen gewaltsamen Entschluß von einem Zustande langen Schwankens befreit hätte, als ob ein drückender Zwang von ihr abgefallen wäre. Sie war lustig, fast übermüthig, ihr Blick herausfordernd. Sie vergaß manchmal ganz, daß sich noch meine Cousine und ihr Mann im Zimmer befanden, und sah mich mit einem so langen, durchdringenden, sinnlichen Blick an, daß es mich wie im Fieber überlief.

Wie ließ sich das erklären? Als ich sie in ihrer Wohnung berühren wollte, zuckte sie wie eine Mimose zurück. Hatte sie damals nur mit mir gespielt und sich verstellt? Aber sie coquettirte nicht. Sie gab sich immer, wie sie im Augenblicke war, wenigstens wenn wir uns allein befanden. Und jetzt

---

[1]) Die Erzählung, die nun folgte, habe ich vorausgenommen (S. 165 u. 166) und darum hier weggelassen.

dieses Bild! War es nicht das äußerste Zugeständniß, ohne Rückhalt, ohne Schleier? Und ich schied das letzte Mal beinahe kühl von ihr! War das vielleicht der Grund? Hatte sie mich schon zu verlieren geglaubt und suchte mich auf diese Weise zu halten? Oder bereute sie es, daß sie mich verletzt hatte? Jedenfalls hätte ich durch die größte Anstrengung und Liebesbezeigung diese Wandlung in ihrem Benehmen nicht herbei führen können. Die Art paßte auch so wenig zu ihrem Charakter, daß man nicht daran gedacht hätte, sie hervorzurufen. Und doch war sie nicht von ihrer Seite künstlich gemacht, sonst wäre nicht die Naivetät, Offenheit und Natürlichkeit dabei gewesen, mit der sie sich ganz ihrer Empfindung überließ. Es lag, offenbar ihr selbst gewöhnlich unbewußt, im tiefsten Grunde ihrer Natur und kam nur ganz selten elementar zum Ausbruch. Ich kann mich nur erinnern, sie noch einmal so gesehen zu haben, für einen Augenblick.

Nach Tisch sollte musicirt werden. Mein Vetter und meine Cousine waren hinaus gegangen, er, um die Cigarren, sie, um die Noten zu holen. Irene saß am Clavier in den Stuhl zurück gelehnt. Als ich auf sie zukam, legte sie sich zurück, als wollte sie sich ganz auf dem Stuhl ausstrecken, und drehte sich mir mit halb geschlossenen Augen zu, wobei sie den rechten Arm schlaff herunter hängen ließ. Ich fürchtete schon, sie fiele auf den Boden, und schloß sie, wie um sie zu halten, in meine Arme. Dann zog ich sie in einem heißen Kuß zu mir empor.

Wir sprachen kein Wort. Sie zitterte am ganzen Körper, als ob sie fröre. Ich drückte sie an mich, wie um sie zu erwärmen; ihre Kinnladen zuckten wie im Krampf, während ich sie küßte.

Plötzlich, mit einem Ruck machte sie sich los und hatte wieder ihren gewöhnlichen zarten, melancholischen Ausdruck.

„Sie dürfen mich nicht küssen,“ sagte sie mit bittendem, kindlichem Ton, wobei sie jede Silbe aussprach. „Ich kann Ihnen nicht mehr geben. Ich bin ein gefangener Vogel.“

Es gab mir einen Schlag, daß sie in diesem Augenblick ein Programm aufstellte, aber es war auch wieder natürlich, daß sie Alles heraus sagte, was sie dachte. Und woran hätte sie in diesem Augenblick sonst denken können?

Gleich darauf kamen die Verwandten wieder herein, und wir bemühten uns, eine gleichgültige Miene zur Schau zu tragen.

Dieses Ereigniß war ein Wendepunkt in unserem Verkehr. Unmittelbar nach ihm hatte ich zwar die Empfindung, daß mir etwas unerwartet Freudiges widerfahren sei, und daß ich darum glücklich sein müsse. Vor Allem empfand ich, daß ich mehr erreicht hatte, als ich hoffen durfte, und daß es jedenfalls vor der Hand keine Steigerung dieses Glücksgefühles gab. Es überkam mich daher eine wohlthuende Ruhe bei dem Gedanken, mein Glück nicht suchen, unterstützen, steigern zu müssen, und meine ganze Thätigkeit in diesem Zustand wunschlosen Träumens war, das Erlebte mir immer wieder möglichst lebendig vor die Sinne zu zaubern.

Dieser Zustand dauerte einige Tage, und ich wünschte während derselben nicht, Irene wiederzusehen. Ich wußte, daß auf diesen Höhepunkt ein Rück-

fall kommen mußte, wenn es auch — und mit diesem Gedanken fing die Qual an — vielleicht später noch eine Steigerung geben könnte. Wenigstens waren die paar Tage schön, und ich liebte Irene damals vielleicht am meisten. Denn später, als ich vielmehr um sie litt und für sie zu opfern bereit war, kam so viel Leidenschaft, gekränkte Eitelkeit und Starrsinn dazu, daß ich nicht wußte, welchen Antheil die Liebe an meinen Handlungen und Empfindungen hatte.

Als ich mit ihr das nächste Mal zusammenkam, war sie, wie ich vorausgesehen, zurückhaltender als je. Ihre Augen blickten mich nicht so offen und treuherzig an wie bisher, sie hatten etwas Unaufrichtiges, Unsicheres bekommen. Sie wies alle meine Zärtlichkeiten zurück, und nur ihrer unerschütterlichen Ruhe und kalten Entschiedenheit war es zuzuschreiben, daß es zu keiner erregten Auseinandersetzung zwischen uns kam. Denn man bleibt ebenso wenig längere Zeit allein erregt, als man allein lacht, wenn der Andere, der uns gegenübersitzt, keine Miene verzieht. Ich erschrak daher bei meinem ersten Versuch zu einer lauteren, erregteren Redeweise so sehr vor meiner eigenen Stimme, daß ich sie gleich auf den halben Ton setzte. Es war mir, als ob ihr leidenschaftlicher Accent den sensiblen Pflanzen in meiner Nähe weh thun müßte. Ich zog es daher vor, Irenen ruhig auseinanderzusetzen, daß mir ihr Betragen ganz unverständlich sei, daß ich nichts von ihr verlangte, als was sie mir freiwillig schon gegeben, wie sehr ich unter ihrer Laune zu leiden hätte, und daß sie mir wenigstens den Grund ihres Verhaltens angeben solle.

Sie antwortete mir: „Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe. Ich bin ein gefangener Vogel."

Aber das letzte Mal lag in diesen Worten ein verhaltener Schmerz, diesmal eine unbeugsame Härte. Ich wollte zuerst erwidern, daß sie doch auch gefangen gewesen sei, als sie mich das erste Mal küßte, und daß sich Alles entschuldigen lasse, nur eine solche Halbheit nicht, die durch ihre Feigheit schon den Stempel des Unrechts an sich trage, daß es überhaupt nur ein Entweder — oder in solchen Fragen gebe und kein Compromiß zwischen Recht und Unrecht, daß sich der Grad einer Liebkosung nicht abschätzen lasse, und andere Einwände mehr, wodurch ich nicht nur meine jetzigen Forderungen begründen, sondern zugleich auf Mehrforderungen übergehen wollte. Ich hatte aber Angst, damit Alles zu verderben, und sagte mir, daß Irene gewiß alle diese Einwände sich schon selber gemacht habe. Denn jeder Mensch ziehe selbst alle Gründe herbei, die ihm ein Vergnügen, das er haben will, erreichen helfen Ich unterdrückte darum Alles, was mir auf der Zunge lag, und ging auf ein ganz anderes Thema über. Und da, als wir nichts mehr von einander wollten, waren wir wieder so innig vereinigt, als wären wir eine Person gewesen. Die Zeit verging mir wie immer rasend schnell, und nur die Besorgniß, „er" möchte nach Hause kommen, trieb mich endlich zum Aufbruch.

Ich wollte „ihn" nicht näher kennen lernen, ihm nicht freundlich entgegen kommen. Damit hätte erst für mich das Unrecht begonnen[1]). Ich

[1]) Eine sehr praktische Moral. Als ob nicht die Verletzung eines rechtlichen und ethischen Verhältnisses, wie es die Ehe ist, an sich schon ein Unrecht wäre. Freilich wer, wie der Ver-

machte ihm keinen Besuch, warf ihm keine Karte ab und fragte niemals nach ihm. Es gelang mir auch fast immer, ihn zu vermeiden, da ich genau die Stunden wußte, wo er zu Hause war. Und traf ich ihn einmal in Gesellschaft, so hatte ich nur den flüchtigsten Gruß und die unumgänglichsten Redensarten für ihn. Er gab nicht viel auf Aeußerlichkeiten und hielt mich für einen Sonderling. Das genügte ihm zur Erklärung meines Benehmens.

Der Zufall wollte es, daß ich jetzt Irene öfters allein im Concert oder Theater begegnete. Ein solches unerwartetes Zusammentreffen machte uns immer besondere Freude. Sie wurde meistens nicht abgeholt — ihr Mann hielt das für überflüssig —, sondern fuhr mit einer Droschke oder der Trambahn nach Hause. Nur mit mir ging sie zu Fuß, gewöhnlich noch auf einem Umweg. Wenn sie sich dann in der Kälte an mich preßte und die Schneeflocken uns ins Gesicht wirbelten, so unterhielten wir uns am liebsten über die nahende Frühlingszeit und machten Pläne für den Sommer, wie wir uns treffen und einmal einen Tag mitsammen verbringen könnten.

Besonders schwebte uns dabei eine einsame Insel vor, deren Name mir damals noch fremd im Ohre klang, dieselbe, auf der ich heute diese Zeilen schreibe. Irene hatte sie einmal von Lausanne aus mit einer Institutsfreundin besucht und sie in Zusammenhang mit dieser frohen Mädchenzeit in Erinnerung behalten. Da tauchte sie in den leuchtenden Farben dieser Zeit wie ein glücklicher Zufluchtsort dann und wann in ihrem Geiste empor.

Gerade damals war sie durch ein Buch wieder besonders auf die Insel aufmerksam geworden. Nach einem Concert theilte sie mir mit, daß sie den Plan gefaßt habe, diese Institutsfreundin, die jetzt in Zürich mit ihrer Mutter lebte, wieder zu besuchen, und ich zog sofort die freudige Folgerung daraus, daß ich dabei mit Irene zusammentreffen und mit ihr die Insel besuchen würde. Ich malte ihr jetzt schon aus, wie ich unterwegs plötzlich in ihren Zug einstiege. Sie sagte aber: „Wozu denn? Wir können ja gleich von hier zusammen abreisen. Mein Mann ist froh, wenn ich eine Begleitung habe."

Diese Bemerkung verblüffte mich und riß mich wieder aus meinen schönen Träumen.

Was sollte das heißen? Wollte sie damit mich oder ihren Mann verhöhnen? Keinen von beiden. Als sie sah, daß ich betroffen war, sagte sie mit fast traurigem Ton: „Meinem Mann ist es doch gleich, was ich thue, er läßt mich auch allein ins Theater und nach Hause gehen. Warum sollten Sie deshalb lange Umstände machen?"

Sie hatte schon öfters ähnliche Aussprüche gethan und empfand offenbar, ohne daß sie ihren Mann liebte, die Vernachlässigung von seiner Seite als eine Art von Schmerz, wie ein Unrecht, das sie gewohnt war hinzunehmen.

fasser dieses „Bekenntnisses", die Ehe nur für ein Institut für Philister und Spießbürger hält, dem ist der Ehebruch auch nur, wenn er mit Betrug verbunden ist, moralisch verwerflich. Aber mit Rousseau dürfte sich mein Freund bei dieser Anschauung nicht in Uebereinstimmung befinden. Hoffen wir, daß er auch diese Ansicht nur zur Beschönigung und Rechtfertigung seiner Handlungsweise sich vorübergehend beigelegt hat.

Ich hörte aber noch etwas ganz Anderes aus der Bemerkung Irenens heraus, nämlich eine Verhöhnung von Seite ihres Mannes, die in der Voraussetzung lag, daß er mich ohne jeden Argwohn mit seiner Frau reisen ließe. Ein solches Vertrauen in einen jungen Mann von meinen Jahren hielt ich für eine Beleidigung und leitete daraus das Recht ab, dieses Vertrauen in höchstem Grade zu mißbrauchen.

Aber es war noch lange Zeit bis dahin, und solche freundliche Ausblicke auf den Sommer wurden immer seltener. Ich hatte in meinem Leben zu viel in Vergangenheit und Zukunft gelebt und den Werth solcher Träume kennen gelernt. Die Gegenwart verlangte jetzt ihr Recht. Wenn ich überdies annahm, wie langsam mir die Zeit von einem Besuch zum anderen verging, so war der Sommer überhaupt nicht zu erleben. Ich wurde daher immer ungeduldiger, drängender. Wenn ich schon mit einem Wechsel auf die Zukunft vertröstet ward, so wollte ich wenigstens wissen, ob ich ihn voll einlösen könnte, und dafür vermochte mir nur die Gegenwart Gewähr zu bieten. Mit welchem Recht sollte ich annehmen, daß die Zukunft besser würde als die Gegenwart. Sie war es ja nie und hatte mich immer betrogen.

In solcher Stimmung schrieb ich Irene einige Tage nach dem obigen Gespräch folgenden Brief:

„Liebe gnädige Frau[1])!

Ich kann Ihnen heute nicht die gewünschte Antwort bezüglich meiner Arbeiten geben. Ich habe plötzlich einen solchen Widerwillen gegen alles künstlerische Schaffen bekommen, daß ich froh bin, wenn ich nicht daran denken muß. Die schönste Zeit, die uns die Natur zur Entfaltung aller unserer Lebenskräfte, zum Handeln und Erleben[2]) gegeben, ist mir in solchen phantastischen Spielereien vergangen, und mein Geist hat sich so an dieses Traumleben gewöhnt, daß sich mir oft die Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit völlig verwischen. Alles zerrinnt mir unter den Händen zu Schatten, zu Bildern, zu abstracten Begriffen und ist vergangen, eh' ich es erlebte. Wie glücklich war ich, als ich Sie kennen lernte und an der Stärke meiner Empfindungen, und der Leidenschaftlichkeit meiner Wünsche merkte, daß ich überhaupt noch lebte! Da machte mir die Kunst erst wahre Freude, weil sie mir nicht das Leben selbst, sondern eine Verklärung des Erlebten, eine Unterhaltung im Traume schien, in dem wir zum Leben und Genießen neue Kräfte schöpfen. Darum unterhielt ich mich auch so gern mit Ihnen über meine Arbeiten und war glücklich, wenn Sie mich in diesem meinem Schattenleben verstanden. Es kam mir dabei vor, als ob wir zwei Schauspieler wären, die sich liebten und zugleich auf der Bühne ein Liebespaar darzustellen hätten. Die künstliche Uebereinstimmung, die wie eine Verstellung erschien, mußte den Reiz der natürlichen noch erhöhen. Aber das ist jetzt alles aus. Ich fühle, daß auch Sie mir nicht das wirkliche Leben geben, nach

[1]) Man wird sich vielleicht wundern, daß der Briefsteller nach Allem, was zwischen ihm und der Adressatin sich zugetragen, noch diese förmliche Anrede gebraucht. Indes hing bei ihm der Grad der Vertraulichkeit nicht von der Sprache ab. Er gehörte nicht zu jenen Menschen, die sofort nach dem ersten Liebesgeständniß oder Kuß sich duzen und ihre Sprache wechseln.

[2]) „Ausleben“ heißt das moderne Schlagwort.

dem ich so heiß verlange, daß ich im Gegentheil mehr ich selbst bin und in mir lebe als je. Meine Phantasie ist nur lebhafter und feuriger, der Schleier, durch den ich blicke, farbiger und blendender geworden. Nichts reißt ihn mir vom Auge, rüttelt mich auf und sagt mir: Du bist wach, es ist heller Tag! Nichts bringt mir den Beweis, daß es eine Welt gebe, die nicht ich bin. Alles, was Sie sagen und thun, kommt mir bekannt und vorausgesetzt vor. Ihr Leben ist nur das meine, und jede Qual, die Sie mir zufügen, ist mir eine Bestätigung dafür. Nur etwas Unerwartetes, Stürmisches, Freudiges könnte mich aus diesem Zustand erlösen. Es müßte ein freies, jauchzendes Lachen sein, das heller klänge als das der anderen Menschen, ein Opfer, das nicht erkauft, erbettelt, berechnet ist, eine Schuld, die nicht bereut, ein Glück, das nicht abwägt und vergleicht, eine Liebe, die nur noch handelt und nicht mehr denkt, die nur gibt und nichts mehr will! O wenn Sie diese Wirklichkeit mir zu geben vermöchten, wenn Sie mir das Wort zurufen könnten, auf das ich schon ein Leben lang mich verzehrend harre, wenn es auch nur für einen Augenblick wäre und ich dann zu Grunde ginge! Es ist ja noch immer Zeit. Ich bin ja noch jung. Es muß doch einmal kommen. Ich fühle, daß ich nur dazu auf Erden bin. Ich weiß, daß nichts über Sie eine Macht hat, kein Bitten, kein Fordern, keine Ueberredung. Sie handeln nach einem Gesetz, das ich nicht kenne, und darum darf ich Ihnen das Alles sagen. Denn sonst wäre der Zauber gebrochen, Ihr Handeln nicht mehr frei und das Unerwartete, Fremde, Erlösende nicht mehr möglich. Ich will nichts mit diesem Briefe, als Ihnen sagen, daß ich es so nicht weiter treiben kann, und daß, wenn Sie mich nicht von mir befreien, ich mich von Ihnen befreien muß." — —

Auf diesen Brief erhielt ich noch am gleichen Tage folgende Antwort:

„Lieber — —" (sie setzte hier meinen Vor- und Zunamen, denn das Wort „Herr" war ihr zu förmlich und der bloße Vorname zu vertraulich).

„Ihr Brief hat mich gar nicht überrascht. Ich habe mich so lange schon davor gefürchtet. Ich wußte, daß es einmal zu einer Aussprache kommen mußte, und hoffte nur immer, durch mein Benehmen sie noch hinausschieben zu können. Ach, nun wird Alles aus sein, die Wirklichkeit wird uns Alles zerstören. Ich verstehe Sie ja so gut, jeden Blick, jeden Gedanken von Ihnen, Alles. Es ist, als wär' ich ganz zu Ihnen gehörig. Ich kann Ihnen ja nicht mehr geben. Ich hab' es Ihnen schon gesagt. Ich lebe selbst in einer erträumten Welt. Da bin ich frei und glücklich, da kann ich Liebe geben und empfangen, sonst nicht. Das werden Sie aber nicht wollen und werden nun bös' sein und nicht mehr kommen und den armen, gefangenen Vogel verlassen. Wie *Sie* mir fehlen werden, das denken Sie wohl nicht, und wie weh Sie mir thun, das denken Sie auch nie. J." — —

Als ich den Brief gelesen hatte, überlegte ich einen Augenblick, ob nun wirklich Alles aus sei. Nachdem ich aber den Schluß noch einmal durchgelesen, war mir sofort klar, daß ich nun als anständiger Mensch [1]) erst recht

[1]) Es ist doch tröstend, daß dem Menschen das Gefühl für Anstand und Sitte in keiner Lebenslage abhanden kommt. Da will man noch von einer Moral an sich reden! Als ob nicht

nicht mit Irene brechen könne. Der Brief hatte mein Mitleid erregt, und ich beschloß in einer Anwandlung von Güte, obgleich durch meinen Schritt gar nichts erreicht war, Irene doch nicht zu verlassen. Es schien mir sogar nothwendig, daß ich auf diesen Brief hin sofort zu ihr gehen müsse, und eine Stunde später stand ich auch schon vor der Thüre ihrer Wohnung.

Sie öffnete selbst. Ich glaubte sie sehr überrascht zu finden über meinen Besuch, sie sagte aber, sie habe sich gedacht, daß ich käme. Das war das Einzige, was wir über die ganze Angelegenheit sprachen. Wir setzten uns dann auf die alten Plätze und unterhielten uns wie früher. Irene war nur weicher als gewöhnlich, und als ich sie einmal mit einem Lächeln ansah, das sagen wollte: „Sie sind doch die Stärkere," kam sie vom Fenster, wo sie eben stand, still und feierlich auf mich zu und küßte mich auf den Mund, ohne dabei etwas zu sagen oder die Hände zu rühren. Ein wenig später sagte sie ganz tonlos wie zu sich selbst: „Ich habe so viel um Sie geweint."

Wieder vergingen Wochen. Das unberechenbare Anziehen und Abstoßen, Sichgeben und Verweigern nahm unentwegt seinen Fortgang, nur mit dem Unterschied, daß es immer instinctiver, unbeabsichtigter und ungezwungener wurde. Irene handelte oft wie im Somnambulismus, so wenig bekümmerten sie die Leute, so naiv war sie dabei. Einmal stand sie in Gesellschaft am Tisch von ihrem Platz auf, setzte sich neben mich und wurde so hingebend und zärtlich, daß ich sie mit aller Eindringlichkeit zur Vorsicht mahnen mußte. Wenn ihr Mann nicht eben in ein sehr lebhaftes Gespräch verwickelt gewesen wäre, hätte er Alles merken müssen. Sie aß sogar in ihrer Zerstreutheit von meinem Brot und nahm ein Mal mein Glas.

Zu Hause konnte sie dann wieder so zurückhaltend und verschlossen sein, daß sie mich in helle Verzweiflung brachte. Mir war oft, als müßte ich sie packen und gewaltsam aufrütteln, zu sich rufen aus einem Bann, einer Fascination heraus. Und wirklich ein Mal, als kein Bitten und keine Vorstellungen etwas nützten, umfaßte ich sie in wildem Zorn so heftig und drückte sie so fest an mich, daß ich mich wunderte, daß das zarte Geschöpfchen dabei nicht zerbrach. Aber sie bewegte sich nicht, sprach kein Wort und blieb kalt wie ein Stein. Kein Bitten, kein Drohen, nicht die heißesten Küsse konnten ihren leidenschaftslosen Widerstand besiegen. Plötzlich aber, als ich sie immer nicht losließ, veränderte sie, zum ersten Mal in bewußter Verstellung, ihr ganzes Wesen, und während sie in unnachahmlicher Verführungskunst ihren Kopf zurück legte, sagte sie mit einem Lächeln, in dem alle verhaltene Wollust und Sinnlichkeit eines liebebrünstigen Weibes jäh zum Ausbruch kam: „Wenn Du mich losläss't, dann küss' ich Dich."

Den Eindruck, den dieses „küss' ich Dich", und das plötzliche „Du", das erste, seit wir uns kannten, auf mich machten, werd' ich nie vergessen. Obgleich ich sah, daß Alles Verstellung war, ließ ich sie los und sank in den

jeder Beruf und jedes Laster sogar seine eigene Moral hätte! Jeder Dieb, jeder Räuberhauptmann, jedes „Mädchen für Alles" hat seine sittlichen Forderungen, deren genaue Befolgung die Ehre ihres Berufes ausmacht. Es scheint sogar, daß, je niederer der Beruf, desto feiner dieses „Anstandsgefühl" ausgebildet ist.

Stuhl neben mir. Ich dachte nicht an den versprochenen Kuß. Was war mir jetzt noch ein Kuß! Sie hatte mich schon so oft geküßt. Aber daß das Alles in ihrer Vorstellung noch kein Kuß gewesen, daß sie mir noch gar nichts gegeben hatte in der langen Zeit, nach allen Kämpfen, das raubte mir meine ganze Energie und versetzte mich in ein dumpfes, resignirtes Brüten. Und dabei wußte ich jetzt, welcher Hingebung sie fähig war, und was sie für einen Anderen, der ihr gleichgültig war, schon gethan hatte, und noch that, wer weiß, wie oft. „Und mir," sagte ich, „hat sie überhaupt noch keinen Beweis ihrer Liebe gegeben. Ich habe mir Alles nur eingebildet, sie hat mich wirklich noch nicht geküßt. Ich nur habe sie immer geküßt, ich allein, und wenn sie hingebend war, hat sie sich auch nur verstellt, wie eben!"

Ich wußte jetzt gar nichts mehr. Ich wurde an Allem irre, selbst an ihrer Wahrheitsliebe. Ein Haß, eine ohnmächtige Wuth gegen sie überfiel mich. Und sie — triumphirte. Sie war nie so stark wie in diesem Augenblick. Ich hatte in Monate langem Kampf mit allen Mitteln versucht, von ihrem Wesen Besitz zu ergreifen, Macht über sie zu erlangen, und jetzt, nachdem ich zu Ende war mit meiner Taktik, Psychologie und Leidenschaft, sagte mir ein Lächeln, ein Wort von ihr, daß ich noch ganz am Anfang stünde, so gut wie nichts erreicht hatte. Was sollte ich jetzt noch beginnen? Fortgehen und sie verlassen, etwas Anderes blieb mir nicht mehr. Aber ich wußte ja nicht, ob sie nicht im nächsten Augenblick hingebender wäre als je. Vielleicht wartete sie nur auf die rechte Gelegenheit, um mir ihre Liebe zu beweisen. Und ich konnte doch nicht gehen, ohne wenigstens zu wissen, an was für ein Geschöpf ich all' die Liebe, Mühe und Zeit verschwendet hatte. Sie war mir heute räthselhafter als je. Ich mußte wenigstens erfahren, was auf diese Scene folgte. Jedes Beisammensein mit ihr hatte mir bis jetzt eine Ueberraschung gebracht. Ich nahm mir also vor, jedenfalls noch einen Besuch abzuwarten, bis sie über den heutigen Auftritt nachgedacht hätte. Da ich aber nicht in diesem Gefühl meiner Niederlage fortgehen wollte, sah ich sie noch ein Mal höhnisch an und sagte: „Ich bin doch der Stärkere."

„Körperlich," sagte sie, „aber ich habe den stärkeren Willen."

Sie hatte dabei die Zähne geschlossen und blickte mich voll tödtlicher Feindschaft an. Sie sah sehr schön aus in dieser Erregung mit den zerzausten Haaren.

Ich blieb in der Thüre stehen und sagte lächelnd: „Ich komme morgen wieder."

„Dann bin ich nicht zu Hause," entgegnete sie fest.

Ich lachte sie aus und ging. Wirklich traf ich sie das nächste Mal nicht zu Hause.

(Schluß folgt.)

Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung.

Von
Walther Gensel.

I.

Die Pariser Weltausstellung ist die Schlußfeier des neunzehnten Jahrhunderts und nicht die festliche Eröffnung des zwanzigsten. Dieser Eindruck, den man gleich am ersten Tage empfängt, befestigt sich immer mehr, je tiefer man in das ungeheure Unternehmen eindringt. Es will einen Ueberblick über die Errungenschaften des abgelaufenen Jahrhunderts geben, das in seinen Anfängen das Jahrhundert der Philosophie, der Geschichtschreibung und der Musik war, dann aber zum Jahrhundert der Naturwissenschaften, der Industrie und des Handels wurde. Das Verlangen, zu zeigen, wie herrlich weit wir es gebracht haben, drängt sich überall hervor und läßt uns die Keime des Neuen und Werdenden nur mühsam entdecken. Niemals haben die retrospectiven Abtheilungen einen so großen Raum eingenommen wie jetzt. Dies gilt in ganz besonderem Maße auch für die bildenden Künste. Wir finden hier die Ausstellung der französischen Kunst seit ihren frühesten Anfängen und die französische Jahrhundertausstellung; wir finden ältere Kunstwerke in den Repräsentationshäusern Deutschlands, Englands, Spaniens, Belgiens und Ungarns, in den japanischen, ostindischen und javanischen Abtheilungen, den gothischen Schatz von Petroassa und die Waffen des Maurenkönigs Boabdil. Ja, selbst die Ausstellung der zeitgenössischen Kunst trägt fast einen retrospectiven Charakter. Weitaus den meisten Malereien und Sculpturen sind wir in Paris, London, Berlin, München, Kopenhagen oder Venedig begegnet. Vor Allem aber treten die älteren Künstler, die schon 1867 oder 1878 auf dem Gipfel ihres Ruhmes standen und sich jetzt zum Theil überlebt haben, über Gebühr in den Vordergrund und lassen die Jungen, also die, auf die wir für das kommende Jahrhundert unsere Hoffnungen setzen müssen, häufig zu kurz kommen. Das schlimmste Beispiel hat hier Spanien gegeben, dessen Jury den begabtesten unter den jüngeren Künstlern, Zulaoga, einfach zurückgewiesen hat. Dagegen ist es hoch anzuerkennen, daß die Kunst auf dieser unter dem Zeichen der Elektricität stehenden Ausstellung überhaupt eine so

große Rolle spielt. Wir sind weit von der ersten Londoner Ausstellung, bei der sie vom officiellen Programm so gut wie ausgeschlossen war, und die Künstler nur nach hartem Kampfe zur Betheiligung bewogen wurden. Heute schaut der Künstler nicht mehr auf den Handwerker herab. Auf allen gewerblichen Gebieten, bei den Möbeln und Tapeten wie bei der Keramik und den Schmucksachen, ja selbst bei den Kleidern, verspüren wir wieder wie in den großen Epochen der Kunstgeschichte seinen Einfluß und selbst seine schöpferische Thätigkeit. Als Dank dafür ist seinen freien und großen Gebilden der Ehrenplatz eingeräumt worden.

* * *

Ueber die Architektur auf der Ausstellung mögen wenige Worte genügen. Aus den in den beiden Kunstpalästen ausgestellten Plänen und Entwürfen die Ansätze zu einer neuen Baukunst heraus zu lesen, muß ich Berufeneren überlassen. Es heißt, daß besonders bei den Schweden bedeutsame Versuche zu verzeichnen sind. Die eigentlichen Ausstellungsarbeiten aber sind mit wenigen Ausnahmen keine Häuser, in denen Menschen wohnen, lehren, sich erbauen oder Feste feiern, sondern Hallen aus Eisen und Glas, die bestimmt sind, ein paar Monate lang die verschiedenartigsten Dinge aufzunehmen und dann wieder zu verschwinden. Sie würden dann unser Interesse erregen, wenn der Eisenstil, der im Jahre 1889 in dem Wunderthurm Eiffel's einen großen Triumph davon trug, sich in ihnen weiter entwickelt hätte. Allein fast alle Baumeister haben die Eisenconstructionen des Inneren durch Stuckfassaden verklebt, also statt der aus Stoff und Zweck sich ergebenden architektonischen eine decorative Wirkung erstrebt. In ihrer hie und da von keck aufgesetzten bunten Tüpfchen belebten, blendenden Weiße machen sie einen fröhlichen Eindruck und vereinigen sich insbesondere auf dem Marsfelde zu einem überraschend glücklichen Gesammtbilde; die Ausstellung des Einzelnen aber ist in den meisten Fällen zugleich überladen und ideenarm. Wirkliche Eisenbauten sind nur die Treibhäuser des Architekten Gautier, deren grüne, mit mattrothen Rosetten gezierte Glieder durch die Feinheit des Tones und die treffliche Abwägung der Verhältnisse einen höchst anmuthigen Gesammteindruck hervor bringen, und deren bogenförmige Fassaden auch ein verwöhntes Schönheitsgefühl zu befriedigen im Stande sind. Eine rühmende Erwähnung verdient auch die neue Alexanderbrücke, bei der das treffliche Werk der Ingenieure allerdings durch den allzu reichlichen und pomphaften architekturalen und bildhauerischen Schmuck einige Beeinträchtigung erfahren hat. Für die Dauer bestimmt sind außer ihr nur die beiden großen Kunstpaläste in den Champs-Elysées. Das Grand Palais ist großartiger und strenger angelegt und würde mit seiner mächtigen Säulenhalle und dem breitheiligen Peristil vielleicht eine imponirende Wirkung ausüben, wenn das kleinliche Detail und insbesondere die puppenhaften Statuen nicht störten. Außerdem verträgt sich aber der Aufwand edelsten Materials an der Fassade schlecht mit dem Inneren, das eben auch wieder nur eine Glashalle mit umlaufenden Galerien ist. Das Petit Palais mit seinem aus antiker Strenge und französischer Grazie gemischten Louis XVI.-

Stil, das künftighin die Sammlungen der Stadt Paris aufnehmen wird, befriedigt mehr. Besonders schön wirken hier die kuppelgekrönte Eingangshalle und der halbrunde, offene Hof mit seinen durch goldene Lorbeerguirlanden verbundenen Marmorsäulen. Aber auch hier stören kleinliche Einzelheiten. Das außerordentlich reiche Licht, das von diesem Hofe aus wie von außen in die Räume fluthet, kommt den augenblicklich hier aufgestellten kunstgewerblichen Gegenständen sehr zu statten, dürfte sich aber für Gemäldegalerien weniger eignen. Unter den kleineren Ausstellungsbauten treten die Häuser der fremden Nationen am meisten hervor. Sie sind indessen schon dadurch nicht übermäßig interessant, daß ihre Architekten zum größten Theil berühmte alte Bauten mehr oder weniger treu copirt — so beim belgischen und englischen oder aus ihnen entlehnten Motiven neue zusammengesetzt haben — so beim deutschen, österreichischen, ungarischen, italienischen und spanischen. Mehr zu bewundern als der Architekt wäre also hier im Allgemeinen der Stuccateur, der in dem leichten Stoff die gothischen oder Renaissanceformen der Vorbilder so täuschend nachzubilden verstanden hat. Eine Ausnahme macht der phantastische, an ein Schiff erinnernde Holzpalast Schwedens, der hier in der Ausstellung nicht übel wirkt, aber sich kaum zur Nachahmung empfehlen dürfte. Am besten will mir von all' den Häusern der Rue des Nations das finnländische behagen, das in seinen, alten Kirchen entlehnten, trefflich abgewogenen Formen und seinen sparsamen, der heimischen Fauna entnommenen Ornamenten einen ebenso eigenartigen wie harmonischen Eindruck hinterläßt. Bei den Bauten der Colonialabtheilung am Trocadéro stoßen wir ebenfalls zumeist auf treue oder freie Copien. Von den Privatbauten ist wohl der kleine Kuppelbau der englischen Peninsularlinie der vornehmste. Ganz modern und mehr an ein englisches Möbel als an ein Haus erinnernd, aber amüsant ist das Restaurant Pavillon bleu. Man sieht, die Ausbeute ist hier nicht eben groß. Monumentale Bauten zu schaffen, bietet sich bei den Ausstellungen wenig Gelegenheit; diesmal bot sie sich bei den neuen Kunstpalästen, aber es ist nichts wirklich Eigenartiges oder sonst Hervorragendes zu Stande gekommen. Bei den eigentlichen Ausstellungsbauten zeigt sich meines Erachtens schon ein Rückschritt gegen 1889. Als die rühmlichste That der Architekten in diesem Jahre wird vielleicht die Schaffung des herrlichen Durchblicks von den Champs-Elysées nach dem Invalidendome gelten.

* * *

Unter den frei schaffenden, an keinen Zweck gebundenen Künsten beansprucht noch immer die Malerei das Hauptinteresse, obwohl die einseitige Bevorzugung der farbigen Erscheinung zurückzugehen scheint und in der letzten Zeit einige der besten Maler in tiefer Sehnsucht nach der reinen Form zum Meißel gegriffen haben. Der Katalog der Classe 7 der Ausstellung — Gemälde, Cartons und Zeichnungen — umfaßt mehr als fünftausend Nummern, von denen fast zweitausend auf die Franzosen kommen. Diese Anzahl würde genügen, um ein annähernd vollständiges Bild der zeitgenössischen Malerei bei allen Culturvölkern zu geben und einen Vergleich zwischen ihnen zu ermöglichen.

Leider wird der Kunstfreund, der in dieser Hoffnung die Ausstellung zu studiren beginnt, bald aufs Schmerzlichste enttäuscht. Zunächst sind die Nationen viel zu ungleichmäßig oder auch viel zu gleichmäßig, wie man es nehmen will, vertreten. Dänemark hat ebenso viele Bilder ausgestellt wie Deutschland, die Schweiz fast ebenso viele wie England. Man bekommt so den Eindruck, daß die Kunstbewegung in den kleineren Staaten viel stärker und tiefergehend sei als in den großen. Allein dort hat jeder bedeutende Künstler acht bis zehn Bilder ausgestellt, hier hat mit geringen Ausnahmen jeder nur ein einziges einsenden dürfen. Dann aber fehlen einige große Künstler ganz oder sind völlig ungenügend vertreten. Wie kann man sich von der Schweizer Kunst einen Begriff machen, wenn Böcklin fehlt, wie von der deutschen, wenn Klinger, von Hoffmann, die Worpsweder gar nicht vertreten sind, Menzel nur mit zwei kleinen Aquarellen, Brill mit einem Bildchen, das kein Mensch sieht, Thoma mit einem Porträt, das berufene Franzosen für eine très médiocre peinture erklären! In der deutschen Abtheilung ist es überhaupt mit am schlechtesten bestellt. Ihre geschmackvolle, nur ein wenig prunkhafte Ausstattung im Renaissancestil der Münchener Residenz ist wohl für Lenbach's Porträts geeignet, läßt aber die hellen, modernen Landschaften nicht zur Geltung kommen. Wie ist es übrigens möglich, daß Lenbach elf Bilder ausgestellt hat, von denen zudem nur fünf im Kataloge stehen, da er doch nur einer der Großen und nicht der Größte ist? Solche Dinge müssen bei uns laut und offen, sine ira et studio, verhandelt werden, da die Anderen, insbesondere die Franzosen, längst heimlich darüber die Köpfe schütteln. Die Franzosen stehen übrigens auch durchaus nicht einwandsfrei da. Statt von einer sorgfältig ausgewählten Commission eine Auslese des Besten treffen zu lassen, haben sie allen den Künstlern, die je einer Jury des Salons angehört haben, Juryfreiheit für acht Bilder gewährt, und dieses Privileg ist von Einigen in einer unerhörten Weise ausgenutzt worden. Kein Wunder, daß für die Anderen nicht eben viel Platz übrig war. So fehlen denn ganze Gruppen, wie die Impressionisten und die Neo-Impressionisten, und vor Allem fehlt ein großer Theil der Jungen. Mag man zehnmal sagen, daß diese meist freiwillig fern geblieben sind, wer weiß, ob ihr Fernbleiben nicht nur einen Protest gegen diese Art Gerechtigkeit bedeutet! Und wie viele Intriguen mögen sich noch hinter den Coulissen abgespielt haben! Es würde also ein bedenkliches Unterfangen sein, nach der „Decennale“ der Weltausstellung ein Bild von der gesammten gegenwärtigen Malerei zu entwerfen.

Wollen wir trotz alledem Vergleiche ziehen, so können sie sich nur auf die allgemeinsten Bemerkungen beschränken. Wir könnten sagen, daß Frankreich immer noch an der Spitze steht, aber in seiner Stellung hart bedroht wird; daß England in der Schönheit und Feinheit des Tons und der Vornehmheit der Auffassung in Amerika einen vollwerthigen Nebenbuhler gefunden hat; daß in Holland und Belgien die Kunst noch immer auf dem Boden eines gesunden Volksthums steht; daß die Skandinavier rüstig vorwärts streben, aber die älteren Meister bei ihnen immer noch die Ersten sind; daß in Deutschland auf allen Gebieten Bemerkenswerthes geleistet wird, sich aber hier die

geringste Geschlossenheit zeigt; daß Deutsch-Oesterreich sich in einer verheißungsvollen Entwicklung befindet; daß die alten Kunstvölker Spanien und Italien, mit Ausnahme einiger kraftvoller Individualitäten, den Vorsprung der Anderen noch nicht eingeholt haben; daß in Rußland die Polen am weitesten zurück und die Finnländer am meisten voraus sind; daß endlich die japanische Kunst in dem Augenblicke anfängt, sich zu europäisiren, wo in Europa die Japanmode so ziemlich vorüber ist. Im Uebrigen aber bleibt uns nichts Anderes, als die verschiedenen Gebiete der Malerei zu studiren und zu verfolgen, wie alte Auffassungen verschwinden und neue auftauchen. So werden sich wenigstens einige Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Kunst unserer Zeit ergeben.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, ein kleines Buch über die Kunst auf den fünf Pariser Weltausstellungen zu schreiben. Wir würden da höchst interessante Dinge über die Wandlungen des Kunstgeschmacks und Kunsturtheils erfahren. Wer waren die Juroren, welche Künstler erregten bei der Kritik und dem Publicum die größte Aufmerksamkeit, wer erhielt die Medaillen? Und umgekehrt: Welche bedeutenden oder später zum Ruhme gelangten Künstler wurden zurückgewiesen oder nicht beachtet oder nur mit ganz geringen Auszeichnungen bedacht? Und ferner: Welche Gebiete herrschten vor, welche Stoffe wurden mit Vorliebe behandelt? Das würden die hauptsächlichsten Fragen sein; an Material für ihre Beantwortung fehlt es nicht. 1855 bezeichnet die Apotheose der Schule von 1830. Ihre großen Meister hängen friedlich neben einander. Ingres findet bei den Gebildeten, Delacroix bei den Malern, Horace Vernet beim großen Publicum die meisten Bewunderer. Allein man befehdet sich nicht mehr, sondern freut sich, daß man „drei solche Kerle“ hat. Draußen aber schlägt Courbet mit rauher Faust an die heilige Pforte und verkündet, daß man aufräumen müsse mit dem alten Trödel, daß die Wirklichkeit wichtiger sei als das Ideal, das Leben wichtiger als die Geschichte, der Arbeiter wichtiger als der General. 1867 ist Alles verändert. Die Gesellschaft ist nervös geworden. Man verhimmelt Cabanel's sinnliche Orientalinnen und Gérôme's Neugriechenthum, man begeistert sich für die Bildchen von Meissonnier und Stevens und findet Knaus entzückend. Dann aber feiert die Landschaftsschule von Barbizon einen späten Triumph. Rousseau ist unter den Ehrenpreisen, Daubigny, Millet sind unter den ersten, Corot und Dupré unter den zweiten Medaillen. Daneben kämpft der Realismus seinen Kampf weiter und hält Japan seinen Einzug auf der Weltausstellung. Und wieder große Verwandlung im Jahre 1878. Makart, Matejko, Munkacsy, Pradilla, Siemiradzki, Wauters unter den Ausländern, Delaunay, Glaize, die beiden Lévy, der jüngere Robert-Fleury unter den Franzosen sind jetzt die neuen Götter. „Johanna die Wahnsinnige“, „Nero's lebendige Fackeln“, „Die Pest in Rom“, „Der letzte Tag von Korinth“ heißen die Bilder, die das allgemeine Entzücken hervorrufen. Es ist das letzte Auftauchen des Historienbildes. Aber der Realismus ist rüstig fortgeschritten. Herkomer erhält mit seinen „Invaliden“ eine Ehrenmedaille, Israëls mit seinem „Allein auf der Welt“ eine erste Medaille, Menzel und Leibl werden sehr bemerkt. Und abseits der Ausstellung, in Battignolles, wenig beachtet oder verspottet, schaffen Manet und Degas,

Monet und Renoir. 1889 finden sich die neuen Richtungen zum ersten Male alle zusammen. In der Jahrhundertausstellung erscheinen die Impressionisten mit einem Schlage nicht mehr als Tollhäusler, sondern als die Vollender der großen Freiheitsbewegung der modernen Kunst, und in der internationalen Ausstellung feiert die neue, große, kräftige, helle Volksmalerei Triumphe. Dagnan-Bouveret und Lhermitte (Roll ist „hors concours"), Liebermann und Uhde, Israëls und Melchers werden mit Ehrenpreisen ausgezeichnet. Und unter den übrigen Ehrenpreisen oder der ersten Medaillen finden wir Kroyer, Johansen und Zorn, Sargent, Orchardson und Whistler, Burnand, Claus, Leibl, Raffaëlli, Segantini, Struys. Etwas Frisches, Wagemuthiges, Frühlingsmäßiges geht durch die ganze Kunst, es ist eine Lust, zu leben und zu malen.

Und heute? Wo sind heute die neuen, großen Namen? Unter den mit der Ehrenmedaille ausgezeichneten Ausländern finde ich nur den Oesterreicher Klimt, den Spanier Sorolla y Bastida und den Russen Serov. Alle Uebrigen standen bereits 1889 an der Spitze. Noch eigenthümlicher aber steht es bei den Franzosen. Dagnan-Bouveret, Cazin und Roll wurden 1889 schon gefeiert, bei den anderen vier Medaillen aber hat man auf noch viel ältere Maler zurückgegriffen, den siebenundsechzigjährigen Vollon, den einundsiebzigjährigen Henner, den einundachtzigjährigen Harpignies und den zweiundachtzigjährigen Hébert, also Männer, die 1855 schon malten und 1878 schon zum älteren Geschlecht gehörten, die alle Ehren gekostet haben und wahrscheinlich nicht sonderlich nach dieser neuen dürsteten! Lag es an der Zusammensetzung der Jury, hat man absichtlich die Jüngeren umgangen, oder fand man unter ihnen wirklich keinen Würdigen? Und wofür sind die ausländischen Maler ausgezeichnet worden? Lenbach, Klimt, Zorn, Kroyer, Orchardson, Sargent und Whistler haben Porträts ausgestellt; ihnen gegenüber stehen drei Maler des Volkslebens (Israëls, Struys, Sorolla), ein Landschafter (Thaulow) und ein Classicist (Alma Tadema). Ist das Porträt fast das einzige Gebiet, auf dem heute noch Hervorragendes geleistet wird? Je weiter wir eindringen, desto mehr Fragezeichen starren uns entgegen.

* * *

Das Historienbild hat heute wohl seinen äußersten Tiefstand erreicht. Wenn wir durch die sechsunddreißig französischen Säle schreiten, finden wir kaum noch ein halbes Dutzend bemerkenswerther Bilder auf diesem Gebiete. Detaille's „Uebergabe von Hüningen", Roybet's „Karl der Kühne in Nesle", Robert-Fleury's „Washington", Tattegrain's „Einnahme von Saint-Quentin" treten am meisten hervor: sie sind zum Theil schon fast zehn Jahre alt. Dazu kommen dann die in Frankreich unvermeidlichen Bilder aus der Napoleonslegende und dem Leben der Jungfrau von Orléans und anekdotische Darstellungen aus dem siebziger Kriege. In den Sälen der anderen Länder ist das Verhältniß nicht besser; die dänischen und englischen enthalten fünf oder sechs, die deutschen zwei oder drei, die belgischen und amerikanischen kein einziges Historienbild. Wir können dies nicht bedauern. Die meisten Historien waren Costümbilder; sie waren nicht innerlich geschaut, sondern im Atelier zusammengestellt. Von den Bildern aus der Zeitgeschichte ist Detaille's

„Rückkehr nach der Parade bei Châlons“ wohl das bedeutendste. Bei ihm merkt man sofort, daß es aus dem unmittelbaren malerischen Eindruck hervorgegangen ist.

Auch die religiöse Malerei geht immer mehr zurück. Die zum Theil aus wirklich religiösem Empfinden, zum Theil aus Sensationslust hervorgerufenen Bestrebungen der achtziger Jahre, sie neu zu beleben, haben keine nachhaltige Wirkung gehabt. Gebhardt und selbst Uhde wirken heute schon ein wenig veraltet. Béraud's berühmte „Ehebrecherin“ betrachtet man mit einer gewissen Neugierde, in die sich weder Zorn noch Bewunderung mischt. Im Allgemeinen sind die Künstler zu dem Idealgewande zurückgekehrt, gegen das man damals so eifrig zu Felde zog. In Frankreich steht hier jetzt Dagnan-Bouveret obenan. Ich bin der Letzte, die großen zeichnerischen Qualitäten seines „Abendmahls“ und den liebevollen Ernst zu verkennen, mit dem er sich in die Aufgabe vertieft; aber der erste Gedanke, der Einem kommt, ist doch der, daß es einmal einen Leonardo gegeben hat, der die Scene noch viel tiefer aufgefaßt hat. Dagnan mag einwenden, daß uns nichts zwinge, immer gleich das Allerhöchste zum Vergleiche heranzuziehen, aber die ganze Anlage seines Bildes zeigt, daß er selbst unter Leonardo's Einfluß gestanden und also den Wettbewerb nicht gefürchtet hat. Sympathischer ist mir der Schweizer Burnand, der vor zwei Jahren die zum Grabe des Herrn eilenden Jünger, voriges Jahr den „Schmerzensmann“ (nach Jesaias), jetzt „Das Gleichniß von der königlichen Hochzeit“ (nach Matthäus XXII), ausgestellt hat. Es ist ein schönes, tief empfundenes Werk, aber doch mehr eine Genrescene im biblischen Gewande als ein eigentlich religiöses Bild. Die großartigsten Versuche zur Darstellung des Göttlichen haben in den letzten Jahren der Franzose Glaize und der Däne Skovgaard gemacht, beide mit demselben Stoffe: „Christus in der Vorhölle“. Beide haben Gestalten geschaffen, die eines Cornelius würdig sind, aber beide Bilder machen den Eindruck gewaltiger Zeichnungen, sind keine wirklichen Malereien. Vielleicht wäre es besser, wenn die Darstellung religiöser Gegenstände auf die Zeichnung und die graphischen Künste beschränkt würde; denn es kommt dem Künstler hier doch fast ausschließlich auf den Ausdruck und nicht auf die malerische Erscheinung an. Natürlich darf ein ganz großer Künstler einmal eine Ausnahme machen. Abzusehen wäre ferner von den Bildern, die für einen bestimmten Cultzweck gemalt sind; aber unser evangelisches Bewußtsein bedarf ja nicht der Versinnlichung des Göttlichen. Ueberhaupt ist für die ganze Gedankenkunst, wie Klinger ausgeführt hat, die Zeichnung das beste Ausdrucksmittel. Burnand's Illustrationen zur „Reise des Christen“ von Bunyan sind mir lieber als seine sämmtlichen religiösen Bilder — nebenbei bemerkt schätze ich ihn sehr hoch als Landschafter und Porträtisten — und wie wenige der Phantasie entsprungene Gemälde unserer Zeit vermögen sich mit den Zeichnungen und Radirungen von Klinger, Fantin-Latour, Legros, Odilon Redon und selbst dem oft abstoßenden und dann wieder unheimlich anziehenden Norweger Munch zu messen!

Ueber die heutige Raummalerei vermag uns die Ausstellung keinen Aufschluß zu geben. Denn das Raumbild soll eben kein aufgeklebtes Staffelnbild

sein, sondern erst im Raume und durch den Raum seine Bedeutung und Wirkung erhalten. Für das, was man heutzutage monumentale Malerei nennt, müßte in den meisten Fällen erst umgekehrt der Raum geschaffen werden, was sich wohl in den seltensten der Mühe verlohnen würde. Wer das Beste sehen will, was in den letzten Jahren auf diesem Gebiete geleistet worden ist, gehe ins Pantheon zu den Werken von Puvis de Chavannes und Humbert und ins Stadthaus zu denjenigen von Henri Martin. Auf der Ausstellung kamen für uns hauptsächlich vier Gebiete in Betracht, auf denen die moderne Malerei überhaupt das Beste leistet: das Porträt, das Intérieur, das Volksbild und die Landschaft.

Im 17. Jahrhundert brachten neben Spanien die niederdeutschen Stämme die höchsten Leistungen in der Porträtkunst hervor. Ende des 17. Jahrhunderts trat Frankreich, Ende des 18. England an die Spitze. Frankreich und die beiden angelsächsischen Nationen behaupten auch heute noch die ersten Stellen; neben sie ist nur noch Dänemark getreten. Was in Deutschland heute auf diesem Gebiete geleistet wird, kommt dagegen kaum in Betracht. Bei jenen aber finden wir auf der Ausstellung beinahe ein Dutzend Bilder, die den Vergleich mit den großen Werken der Kunstgeschichte nicht zu scheuen brauchen. Um gleich das Hauptsächlichste vorweg zu nehmen, so ist es nicht die Intimität eines Rembrandt oder gar eines Dürer, nach der die meisten dieser Künstler streben; sie wollen nicht sowohl das innere Wesen eines Menschen als den Menschen in der ganzen ihn umgebenden Atmosphäre geistiger und materieller Cultur darstellen, wie es Velasquez, van Dyck, Rigaud, Gainsborough thaten. „Es versteht sich schon gar nicht von selbst," sagt Burckhardt von den großen Renaissancekünstlern, „daß Meister hohen Ranges sich mit vollständiger Hingebung in das Wesen eines Individuums, welches es auch war, völlig versenken mochten." Der große Künstler wird in den meisten Fällen sich sein Modell etwas zurecht legen, etwas von seinem eigenen Charakter hinzu thun. Und so finden wir denn auch in allen Porträts von Zorn, Whistler oder Sargent das Modell plus ein Stück Zorn, Whistler oder Sargent. Daß darin Mancher zu weit geht, ist nicht zu verwundern. Boldini's Bilder sind eigentlich keine Porträts mehr, sondern amüsante Capriccios, bei denen Künstler und Modell sich über den Beschauer zu moquiren scheinen. Ein weiteres Kennzeichen der guten modernen Porträts ist die feine Behandlung der Farbe und des Lichts. Man hat sich darauf besonnen, daß ein Oelbild nicht wie eine Photographie, sondern vor Allem malerisch wirken müsse, und ist aus dem Kellerlicht, wie es Bonnat und Lenbach immer noch lieben, zum Tageslichte zurückgekehrt oder hat die Gestalten in hellstes Sonnen- oder Lampenlicht gestellt. Auch hier hat man manchmal übers Ziel hinaus geschossen. Besnard's wunderbar gemalte Madame Jourdain, die halb vom Mondlicht, halb vom Gaslicht beschienen ist, läßt in uns neben aller Bewunderung einen Nachgeschmack des Gekünstelten, rein Virtuosenhaften zurück. In der Technik herrscht der breite, kühne Auftrag entschieden vor, doch finden wir auch ausgezeichnete Bildnisse, bei denen z. B. auf der Stirn die warmen und kühlen Töne so fein verschmolzen sind, daß man den Pinselstrich kaum bemerkt.

Bei den männlichen Porträts stehen die germanischen Völker entschieden an erster Stelle. Ganz außer Vergleich möchte ich hier zunächst des Dänen Kroyer „Sitzung der Akademie der Wissenschaften" stellen. Wie Kroyer einen solchen Vorwurf zu behandeln versteht, wußten wir aus seiner „Sitzung der französischen Ausstellungscommission", die sich in Kopenhagen bei Jakobsen befindet, aber nach anderen Städten zu Ausstellungen geschickt worden ist. Die „Akademiesitzung" ist die bedeutendste Vereinigung von Porträts, die die moderne Kunst hervorgebracht hat. Ja, sie übertrifft in gewisser Beziehung sogar die Holländer. Auch bei Rembrandt und Frans Hals gibt es Personen, die in keiner Beziehung zu den anderen stehen, sondern aus dem Bilde heraus den Beschauer ansehen, und außerdem enthalten deren Bilder selten mehr als zehn Porträts. Hier aber sind fünfzig Personen vereinigt, jede nimmt vollsten Antheil an der Verhandlung, keine scheint auf den Künstler oder den Beschauer irgend welche Rücksicht zu nehmen, und jeder Kopf ist ein Meisterwerk der Zeichnung, der Lichtbehandlung und des Ausdrucks. Dabei waren durch die Vereinigung von schwindendem Tageslicht und Kerzenschimmer und die Querstellung der langen Tafel, um die herum die Akademiker gruppirt sind, die malerischen und perspectivischen Schwierigkeiten besonders erhöht. Das Wunderbarste ist wohl, daß auch bei den am fernsten stehenden Personen, für die der Maler sich mit wenigen andeutenden Strichen begnügen mußte, der Charakter voll zum Ausdruck kommt. Von den Einzelbildnissen möchte ich Orchardson's Sir Walter Gilbey den Preis zuerkennen. Ich kann es mit um so besserem Gewissen, als das dargestellte Gesicht mit den struppigen Brauen, dem Monocle, den grauen Augen, dem aufgewirbelten winzigen Schnurrbart durchaus nichts Sympathisches für mich hat, mein Urtheil also durch keine außerkünstlerische Association getrübt wird. Eine Zeitung auf den Knieen, in der einen Hand eine Lupe, die andere in der Hosentasche, sitzt er im Profil in einem Lehnsessel. Das Bild ist eine Harmonie in Gelbbraun und Braunroth und wirkt ungemein thonig. Selbst Herkomer's Sir Taubenau-Goldie, das beste und männlichste Porträt, das der Künstler seit Langem ausgestellt hat, wirkt dagegen nüchtern und fast photographiemäßig. Nur Zorn's König Oskar II. möchte ich neben Orchardson stellen, obwohl er auf eine ganz andere Wirkung ausgeht. Sind dort die Farben warm und gedämpft, so sind sie hier hell und luftig; war dort Alles intim, so ist hier Alles repräsentativ. Wie prächtig steht der schwarze Frack des Königs zu dem hellblauen Ordensbande und der hellgrünen Tapete, wie keck und breit und sicher ist das Alles heruntergemalt, wie ausgezeichnet ist der geistreiche und lebensfrohe Herrscher aufgefaßt! Wenn ich von den übrigen Männerbildnissen noch Benjamin-Constant's „Meine beiden Söhne", Sir George Reid's Theologen Mitchell, Jerndorff's Excellenz Estruth und Werenskiold's Ibsen hervorhebe, so weiß ich, daß die Reihe der ausgezeichneten, geschweige der guten Leistungen auf diesem Gebiete nicht erschöpft ist.

Bei den Frauenbildnissen treten natürlich die Franzosen am meisten hervor. Niemand kann das Raffinement der Pariserin glänzender schildern als Gandara, Niemand ihre ruhige Eleganz besser als Humbert und Benjamin-Constant.

Trotzdem ist hier ein gewisses Nachlassen zu bemerken. Einige der berühmtesten, in der ganzen Welt gefeierten Porträtmaler streifen in ihren neuesten Schöpfungen hart an das Süßliche oder haben die Grenze sogar schon überschritten. Von den Nichtfranzosen hat nur der in Florenz geborene, in London lebende Amerikaner Sargent diese blendende, berückende Eleganz. Dafür haben die germanischen Völker einige intime Frauenbildnisse aufgestellt, die in Frankreich ihres Gleichen nicht finden. Vielleicht das allerintimste ist Chase's Dame in dunkelgrauem Kleide mit weißem Shawl, die sich so unendlich schlicht und hoheitsvoll von der einfachen bräunlichen Wand abhebt. Sehr reizend wirkt die junge Frau des Wieners Klimt, eine äußerst zarte Harmonie in Rosa und Roth. Ich weiß nicht, ob darüber Untersuchungen angestellt worden sind, inwieweit gewisse Farben Associationen hervorzurufen im Stande sind. Jedenfalls ist es durchaus nicht gleichgültig, ob ein Künstler ein weibliches Wesen in rothem, gelbem oder blauem Kleide malt. Bei Chase und Klimt hat man das Gefühl: diese Frau konnte nur in einer Harmonie von Braun und Grau, diese konnte nur in einer von Rosa und Roth gemalt werden. Dieses Gefühl der Nothwendigkeit ist zum vollkommenen Kunstgenuß unerläßlich. Vielleicht den allergrößten Farbengenuß gewährt Whistler's Dame in Weiß. Sie lehnt in einem duftigen Musselinkleide an einem Kamin, auf den sie die eine Hand gelegt hat, während die andere, lässig am Leibe herabhängend, einen japanischen Fächer hält. Auf dem Kamin stehen ein rother Topf und eine blaue japanische Vase; von rechts unten her streckt ein Orchideenstrauch seine Blüthen herüber. Es ist sicher, daß die graziösen Linien, ja daß auch der schmerzlich-müde Zug des Gesichtes zu dem Gesammteindruck beitragen, das Hauptinteresse des Bildes beruht aber zweifellos auf der feinen Zusammenstellung verschiedener blauer und rother Töne mit dem Weiß. Eine solche Kunst ist natürlich Caviar für das Volk; ist es doch selbst vielen Gebildeten, ja selbst Künstlern versagt, farbige Accorde als rein oder unrein zu empfinden. Der ist zu bedauern, dem diese Genüsse entgehen; aber nicht minder ist es Der, der in der Malerei nur diese eine Seite sieht. In der englischen Abtheilung hängt ein Bild „Das Geständniß", von Dicksen, das ich zu den Porträts rechne, da es nicht denkbar ist, daß es nicht auf einem persönlichen Erlebniß beruht, daß die Personen nicht Porträts sind. Gedämpftes Tageslicht fällt in das Zimmer. Er sitzt gegen das Licht am Fenster, den Kopf in die Hand vergrabend, sie ihm gegenüber im Lehnstuhl, die Hände wie flehend und abwehrend zugleich gegen ihn ausstreckend. Was die Beiden sich zu sagen haben, ist etwas, das das Herz tief bluten macht und doch reinigend und erlösend wirkt, die Seele von noch schlimmerer Qual befreit. Wie ein schluchzendes Adagio klingt uns diese Harmonie von Grün und Weiß entgegen. Welche Welt von Leid und Entsagung liegt in den Augen und Händen dieser müden Frau! Und diese Augen und Hände sollten kein Vorwurf für einen Maler sein?

* * *

Intérieur nenne ich die Darstellung eines Innenraumes, bei der der Nachdruck auf der feinen Lichtwirkung und nicht auf dem Charakter oder dem Thun der ihn belebenden Personen ruht; nur so vermag ich das Gebiet gegen das

Porträt, das Genrebild u. s. w. abzugrenzen. Die Ueberschätzung der „großen" Kunst am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war ihm nicht günstig, später trat das Anekdotische zu sehr in den Vordergrund, im Sturm und Drang der Freilichtbewegung wollte man erst recht nichts von ihm wissen. Israël's, Uhde's und Liebermann's Innenräume sind wohl besser als Volksbilder zu bezeichnen, wogegen man allerdings bei Kuehl mindestens zweifelhaft sein könnte. Die heutigen Intérieurmaler gehen hauptsächlich auf zweierlei aus: sie wollen die Grundsätze der Freilichtmalerei auf den Innenraum anwenden, wobei sie denn zunächst entdeckt haben, daß auch schon einige alte Meister, wie van der Meer und de Hooch, ganz helles Licht in ihre Zimmer fluthen ließen und nicht hinter Butzenscheiben und schweren Vorhängen arbeiteten; oder sie wollen die feinen Wirkungen unserer modernen Beleuchtungsgegenstände darstellen.

Die eigentliche Heimath des Intérieurs ist natürlich der Norden. Je weiter man nach Süden kommt, desto mehr leben die Menschen im Freien, desto weniger kennen sie den Comfort, die Traulichkeit der Zimmer. Nur im Norden versteht man die Poesie der Abendlampe, des brodelnden Theekessels, konnte die Sitte des Christbaumes sich einbürgern und erhalten. Die besten Intérieurmaler besitzt augenblicklich Dänemark. Hammershöj vertritt die erste der genannten Richtungen. Er malt das feine Licht bewölkter Tage, das in helle Hausflure oder Zimmer fällt. Man kennt diese dänischen Wohnstuben mit den weißgescheuerten Fußböden. Die meisten Bilder sind weiter nichts als Tonleitern oder Accorde grauer und hellbrauner Töne. Wie wenig er dem Stoffinteresse entgegenkommt, beweisen die Titel: „Die weiße Thür", „Das kehrende Mädchen", „Das weiße Tischtuch". Viggo Johansen ist dagegen der Maler der dänischen Theeabende, an denen musicirt oder über die schwierigst zu fassenden Fragen der ästhetischen Cultur verhandelt wird. Ist doch das dänische Volk jetzt dasjenige, bei dem literarische und künstlerische Feinheiten am meisten verstanden werden und das Banale am wenigsten Aussicht auf Erfolg hat. Etwas von dieser Treibhauscultur, die in einer gewissen Unentschlossenheit des Charakters ihren Rückstoß findet, liegt in den Johansen'schen Bildern. Es ist, als verbreite die Lampe einen milderen Schein, als dufte der Punsch stärker, als entstiegen den Cigarren feinere Wölkchen, als man sonst gewohnt ist.

Unter den Franzosen ist mir in den letzten Jahren Lomont am Meisten aufgefallen. Er bevorzugt das Tageslicht, ist aber farbiger als Hammershöj. Mit Vorliebe stellt er Sophas mit vergoldeten Lehnen, silberne Körbchen oder dergleichen in sein Zimmer. Sein bestes Bild ist vielleicht die kleine „Häklerin". Ein so unendlich zarter silbriger Schimmer ist über sie gegossen, wie ich ihn noch nie auf einem neueren Bilde gesehen habe. Prinet hat ein schönes älteres Bild, „Tanzende Mädchen", und eine in kühlen, grauen Tönen gehaltene „Puffpartie" ausgestellt. Bréauté und Tournès ist es darum zu thun, gedämpftes Licht auf blühenden Nacken und Armen spielen zu lassen. Ersterer setzt sich zu diesem Zwecke kleine Familienscenen zusammen, Letzterer nennt seine Bilder einfach „Nach dem Bade" oder „Bei der Toilette". Es

sind, nebenbei bemerkt, fast die einzigen französischen Bilder, auf denen wirkliches Fleisch gemalt ist. Das, was sich sonst als Actmalerei breit macht, ist mit wenigen Ausnahmen hölzern, geschminkt oder süßlich. Und bei den anderen Völkern steht es nicht besser. Außer bei dem weiblichen Acte des Amerikaners Camp finde ich nirgends Spuren einer großartigen Auffassung des nackten menschlichen Körpers.

Das Anekdotische verschwindet immer mehr aus der Malerei. Noch vor wenigen Jahren begegnete man überall den geöffneten Briefen und ähnlichen Requisiten, die die Neugierde des großen Publicums anreizen. Jetzt endlich scheint die Ueberzeugung völlig durchgedrungen zu sein, daß solche Dinge den Kunstgenuß nicht nur beeinträchtigen, sondern unter Umständen ganz aufheben. Die wirklich großen Maler des Lebens haben sie denn auch stets verschmäht.

Die Volksmalerei litt eine Zeit lang darunter, daß man das Häßliche und Erbärmliche bevorzugte. Zum Theil war diese Richtung ein Protest gegen die Schönfärberei der üblichen Genrebilder, zum Theil entsprang sie den socialistischen Ideen, die unter den Künstlern Anklang gefunden hatten. Damit Hand in Hand ging eine Vorliebe für erdige und graue Farben. Die beiden größten Vertreter sind Israëls und Liebermann, die für Holland und Deutschland das wurden, was Millet für Frankreich gewesen war: die Verkünder der Schlichtheit und Ehrlichkeit, ohne die die Kunst nicht bestehen kann. Beide haben wieder in Paris ausgestellt, wo sie zuerst voll gewürdigt worden, Israëls einen Trödler, Liebermann seine berühmte Frau mit den Ziegen. Jetzt gibt es fast in allen Ländern treffliche Maler, die das Leben des Volkes auf den Straßen und Plätzen, in der Kirche und in der Schule, im Kranken- und Waisenhaus, auf dem Felde und in der Hütte aus reiner Freude an den Charaktern und der farbigen Erscheinung darstellen. Am zurückhaltendsten zeigt sich England, dessen Kunst fast immer einen aristokratischen Zug behalten hat. Dagegen finden wir in der amerikanischen Abtheilung Walter Gay, Mac Ewen, Gari Melchers, Ridgway Knight mit prächtigen, frischen Werken vertreten. Allerdings dürfen wir nicht vergessen, daß sie alle in Paris in die Schule gegangen sind und sogar jetzt noch dort leben. In Deutschland haben sich Uhde, Kuehl, Hans Herrmann, von Kalckreuth, Bartels, Bantzer und viele Andere an Liebermann angeschlossen. Eines der besten und vielleicht der tiefstempfundenen unter den jetzt ausgestellten Bildern ist der „Abschied“ von Arthur Kampf. Farbig höchst amüsant sind die sich im Kreise drehenden kleinen Holländerinnen von Jank. Unter den Oesterreichern sind mir Kurzweil („Geheilt“) und Liska („Der Wittwer“) besonders aufgefallen. In Dänemark stehen immer noch Michael Ancher mit seinen von hellster Sonne umflutheten „Drei Schiffen“ und den „Ertrunkenen“ und seine Frau Anna mit dem „Begräbniß“ obenan, in Schweden Zorn mit seinen in der Mitternachtssonne tanzenden Bauern, in Finnland Edelfelt mit seinen Fischern. Ihnen wäre eine ganze Anzahl von Namen anzureihen. Nicht so günstig steht es mit Italien. Der verstorbene Segantini, dem wir bei den Landschaften wieder begegnen werden, nahm hier fast eine Ausnahmestellung ein. Michetti ist es

nicht zum Heile ausgeschlagen, daß er seine letzten Ideen auf riesengroßen Leinwandflächen ausgeführt hat. Wenn man ihm früher nachrühmte, daß sich kein todter Punkt auf seinen Bildern befände, so trifft dieses Lob auf die jetzt ausgestellten keineswegs zu. Die Spanier besitzen in Sorolla y Bastida einen genialen Freilichtmaler. Vielleicht gebe ich den kleinen, sonnendurchflutheten Strandscenen, die er in den letzten Jahren ausgestellt hat, den Vorzug; jedenfalls haben die großen Bilder, „Die Netzenäherinnen", „Das Bad" u. s. w., auf denen die Lichtreflexe mit einer unerhörten Kühnheit und Sicherheit aufgesetzt sind, die Ehrenmedaille vollauf verdient. Etwas caricaturenhaft, aber höchst charakteristisch sind die ebenfalls im hellsten Freilicht gemalten großen Straßenscenen seines Landsmannes Pinazo Martinez. Als die eigentliche Heimath der Volksmalerei gelten Belgien und Holland. In der That dominirt sie hier mehr als in allen übrigen Abtheilungen. Hat man von den Holländern dem greisen Israëls die Ehrenmedaille zuerkannt, so hat sie von den Belgiern Struys erhalten. Struys ist auch in Deutschland gut bekannt. Er malt ärmliche Stuben, in denen Wittwen getröstet werden, Frauen, die am Krankenlager ihres Mannes sitzen, Geistliche, die Sterbesacramente bringen, in einem reichen und doch gedämpften Colorit, sehr schön und tief empfunden und doch etwas trocken. Es fehlt der poetische Schimmer, der die Armseligkeit harmonisch auflöst. Diese Trockenheit ist in erhöhtem Maße, weil sie sich bei ihm auch auf das Colorit erstreckt, Leempoels eigen. Seit Denner hat kein Maler mit solcher Liebe sich in alle Haare, Hautfältchen und Adern versenkt. Wir bewundern den Künstler stets, aber zu einem rechten Kunstgenuß kommt es nicht. Man kann einwenden, daß Dürer in ähnlichen Bildern ja auch trocken ist; aber würde er als der Größten einer dastehen, wenn er nur sie geschaffen hätte? Unter den Uebrigen möchte ich Fréderic mit seinen „Geschirrputzerinnen" und „Kartoffelschälerinnen" und Suyter mit seinen „Kindern des Meeres" — Großmutter, Mutter und Kinder, die bei der bescheidenen Mahlzeit versammelt sind, während die Männer draußen den Kampf mit Wind und Wellen bestehen — hervorheben. Von den Holländern ist neben Israëls vor Allem Neuhuys zu nennen.

Die reichste und interessanteste Entwicklung hat die Volksmalerei in Frankreich gewonnen. Der früh verstorbene Bastien-Lepage war der erste, der Figuren aus dem Volke in Freilicht darstellte. Seine genialsten Nachfolger sind Lhermitte und Roll. Roll ist mir der Liebere. Lhermitte's Bauern haben stets einen leisen Anflug von tendenziöser Theatralik, den man immer wieder störend empfindet, wenn man ihn einmal bemerkt hat. Von seinen jetzt ausgestellten Bildern gebe ich daher dem kleinen, hellen Beguinen-Arbeitssaal den Vorzug. Bei Roll hat man nur den Eindruck strotzenden, saftigsten Lebens und den Gedanken: Welches Vergnügen muß es ihm gemacht haben, diese im Sonnenschein badenden Menschen und Thiere mit seinem breiten Pinsel herunterzumalen! Ein so vollendetes, man kann ruhig sagen: classisches Bild wie die junge Bäuerin Manda Lamétrie im Luxembourg enthält nun freilich die jetzige Ausstellung nicht, aber welches Leben athmen der Junge, der da auf dem Ackergaul einher trottet, und das Kind mit dem Stier! Das

ist wirklich gesunde Malerei, da weitet sich das Herz wie bei einem Abschnitt aus Homer.

Lhermitte und Roll, Israëls und Liebermann haben Großes geleistet, aber den Einen fehlt die satte, ausdrucksvolle Farbe, den Anderen der Wagemuth, über den intimen Lebensausschnitt hinauszugehen, den Charakter eines Volkes in großen Scenen vorzuführen. Beides hat in den letzten Jahren ein jüngerer Künstler zu vereinigen gesucht, Charles Cottet. Seit zehn Jahren verbringt er seine Sommer in und mit dem Volke der Bretagne, diesem rauhen und gemüthvollen Stamme, der seine Sprache, seine malerischen Trachten und merkwürdigen Gebräuche so treu bewahrt hat. Er ist ein Maler und ein Träumer, ein sinnender Mensch, dessen Gedanken sich sofort in Farben umsetzen. Vor zwei Jahren hatte er ein großes Triptychon „Der Abschied" gemalt, das vom Luxembourg angekauft worden ist, in der Mitte das Abschiedsmahl am Vorabend in tiefblauen, tiefgrünen und gelben Farben, auf den Flügeln in blasseren Farben links die Gehenden, rechts die Bleibenden. Dies Jahr ist ein zweites großes Werk dazugekommen: „Die Johannistagsprocession", eine mächtige Fanfare in Weiß, Gelb und Roth, in der Mitte die weißgekleideten Confirmandinnen, die Mädchen und Frauen in ihren grellbunten Hauben und Brusttüchern und die leuchtenden Kirchenbanner, seitlich die dunklen Massen der Zuschauer, im Hintergrunde eine in ganz großen Massen gehaltene, rein decorative Landschaft. Das erste Werk fand ebenso sehr wegen seines tiefen Stimmungsgehaltes wie wegen seiner harmonischen Färbung fast allgemeinen Beifall, das zweite, vielleicht noch bedeutendere stößt auf manchen Widerspruch. Cottet fürchtet bei zu genauer Durchbildung im Einzelnen die große coloristische Gesammtwirkung zu verlieren. Da ihm aber die unfehlbare Sicherheit der Allergrößten abgeht, wirkt seine vereinfachte Zeichnung manchmal unsicher und flau. Jedenfalls ist die „Procession" nicht nur ein charaktervolles Volksbild großen Stils, sondern auch ein hochbedeutender Versuch, durch Nebeneinanderstellung kräftiger ungebrochener Farben eine gewaltige decorative Wirkung zu erzielen. Neben Cottet ist hauptsächlich Simon zu nennen, der ebenfalls Volksscenen aus der Bretagne, aber in kühleren, an Velasquez gemahnenden Tönen malt. Es lohnte sich, hierbei so lange zu verweilen; denn es geht eine Sehnsucht nach voller Farbigkeit durch die heutige Malerei, und ich glaube, daß Cottet auf dem richtigen Wege ist, diese Sehnsucht zu befriedigen. Noch einen Schritt weiter gehen einige Künstler, die ihre Gemälde gewissermaßen mosaikartig aus Farbenflächen zusammensetzen, so vor Allem der Engländer Brangwyn. Wir haben somit hier eine gewisse Verwandtschaft mit dem Pointillismus und doch seinen schärfsten Gegensatz. Die Pointillisten lösen alle Farbe schließlich in ein Geflimmer auf, Brangwyn erfreut sich am ruhigen Zusammenklang scharf geschiedener Töne.

Im eigenthümlichen Gegensatze zu diesen Künstlern, die mit der Farbe zeichnen, stehen einige andere, die die Farbe fast ganz entbehren zu können meinen und sie jedenfalls nur zur Aufhöhung ihrer ungemein charakteristischen Zeichnungen benutzen. Hier ist hauptsächlich Raffaëlli zu nennen, dessen neueste Bilder fast nur noch Malereien in Schwarz und Weiß sind. Auch diese



Richtung hat unter den jungen Künstlern aller Länder zahlreiche Anhänger gefunden.

* * *

Man hat in der letzten Zeit viel von dem Bankerott des Impressionismus gesprochen und geschrieben. Das ist wohl ein falscher Ausdruck. Der Impressionismus hat, wie alle Richtungen, seine aufsteigende Entwicklung, seinen Höhepunkt und seine Ausartungen gehabt. Jedenfalls war diese Entwicklung nothwendig, berechtigt und nicht vergeblich. Insbesondere hat er der Landschaftsmalerei dauernden Gewinn gebracht. Es wird in ihr immer zwei Auffassungen geben. Die eine versenkt sich in den Charakter einer Gegend, die Linien ihrer Höhenzüge, die Formen ihrer Bäume und Pflanzen; der anderen ist es in erster Linie um die Stimmung zu thun, um Frühling und Herbst, um Morgen und Abend, um Sonne und Nebel. Der einen ist die Linie die Hauptsache, die andere findet, wie schon Delacroix schrieb, in der Landschaft überhaupt keine Linie. Diese Auffassung fand ihren schönsten Ausdruck in den späteren Werken von Corot und Daubigny und den Werken aus Monet's und Sisley's bester Zeit. Ihr Niedergang begann, als ihr der Gegenstand völlig gleichgültig wurde, als sie den Satz aufstellte: „Nichts ist an und für sich weder schön noch häßlich. Alles ist malerisch im Lichte und in der Sonne," und als sie demgemäß nur noch die atmosphärischen Erscheinungen darstellen wollte und dafür schließlich zu wunderlichen und pedantischen Experimenten griff. Aehnlich steht es mit der Freilichtmalerei, die mit dem Impressionismus meist Hand in Hand ging. Sie wurde unerträglich, als ihre Vertreter die Gegenstände ausschließlich im hellsten Sonnenlichte und wo möglich gegen die Sonne malten. Denn da die Mittagssonne, wenigstens in unseren Gegenden, die Farben nicht erhöht, sondern auflöst, nahmen sie der Malerei ihre schönsten Wirkungen. Aber ihre Entdeckungen von der Farbigkeit und Durchsichtigkeit der Schatten und den Gesetzen der Lichtreflexe werden ein unverlierbares Gemeingut der Kunst bleiben.

So ist denn die Dämmerungslandschaft nicht sowohl eine Reaction gegen den Impressionismus und das Freilicht, wie man anzunehmen geneigt ist, sondern deren nothwendige Ergänzung. Jedenfalls sind es keine unüberbrückbaren Gegensätze. Warum soll derselbe Maler nicht heute eine ganz sonnendurchglühte Mittagslandschaft und morgen ein Mondscheinbild schaffen? Alles zu seiner Zeit und an seinem Platze. Nicht die Sonne um der Sonne willen, sondern um der Stimmung und der Farbe willen, die sie der Landschaft gibt. Leidenschaftliche Hellmaler sind heute noch — und mit Recht — die meisten Maler des Südens und des Orients und auch viele Marinemaler. Auch in den nördlichen Ländern gibt es noch Anbeter der hellen Mittagssonne, wie das Beispiel des Belgiers Claus beweist. Allein im Allgemeinen bevorzugt man hier jetzt den Morgen, den späten Nachmittag und die Dämmerung mit ihren weichen und leuchtenden Farben. In Frankreich ist Cazin unstreitig immer noch der Größte unter den Dämmerungslandschaftern. Wenn man nach Sonnenuntergang durch die Dünen der nordfranzösischen und belgischen Küste geht, dann ist es,

als hätten der Dünensand und die weißen Wände, die grünen Fensterläden und rothen Dächer der kleinen Häuser sich vollgesogen voll Sonne und strahlten nun etwas davon zurück. Diesen eigenthümlichen Glanz hat Cazin gemalt. Eine süße Mattigkeit strömt aus seinen Bildern, eine Schwermuth, wie sie die alten Landschaften nicht geahnt haben, und wie sie selbst Corot noch nicht gekannt hat. Ménard malt den goldenen Abendhimmel, der sich in stillen Bergseen spiegelt, Bouché die Nebel, die nach Sonnenuntergang aus dem Flusse aufsteigen, Billotte den aufgehenden Mond. In Belgien schildert Baertsoen die alten Canäle der „todten Städte“, bringen Willaert und Trèmerie in die stillen Beguinenhöfe ein und geben ihren schwermüthigen Zauber wieder. Von den nordischen Künstlern ist Thaulow immer noch an erster Stelle zu nennen, obwohl seine letzten Bilder einen Anflug von Süßlichkeit bekommen haben, der den früheren fremd war. In der deutschen Abtheilung sind die Landschaften fast durchweg so lieblos gehängt, daß sie kaum zu genießen sind. Der Berliner Bracht, der Düsseldorfer Kampf, die Münchner Hoch, Hummel, Kaiser, der Stuttgarter Reiniger sind mit stimmungsvollen Bildern vertreten. Ihnen schließen sich in der österreichischen Abtheilung Jettel, Hornisch, Sigmund und Andere an.

Aus Sehnsucht nach Farbe hatte man sich vom hellen Mittag abgewandt, aber erst jetzt fängt man an, zu wirklich „weichen Harmonien“ durchzudringen. Nur die Schotten und die Amerikaner haben dieses Ziel schon früher erreicht. Von den Ersteren ist leider auf der Weltausstellung nicht viel zu bemerken; in der englischen Abtheilung herrschen die königliche Akademie und das königliche Aquarellisten-Institut in London mit ihren süßen Oelbildern und Aquarellen fast ausschließlich. Dagegen finden wir bei den Amerikanern prachtvolle farbenglühende Landschaften von Wyant, Davis, Bruce Crome, Juneß, Ranger, Homer D. Martin, Minor und Anderen. Sie Alle sind Impressionisten, gehen von den farbigen Massen, nicht vom Umriß aus.

Natürlich hat auch die andere Richtung ihre Anhänger, und es scheint, daß deren Zahl in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen hat. Puvis de Chavannes' groß geschaute Hintergründe mögen zu dieser Begeisterung für die Linie in der Landschaft nicht unwesentlich beigetragen haben. Sein Einfluß ist bei einigen Franzosen, wie Lagarde, direct nachweisbar. Die bedeutendsten Leistungen der letzten Jahre auf diesem Gebiete sind wohl die drei nachgelassenen und nicht ganz vollendeten Landschaften Segantini's: „Die Natur, das Leben und der Tod“. Es ist mir eigenthümlich mit ihm ergangen. Am Tage der Eröffnung wirkten sie fast überwältigend, es war, als sei in diesem Schwanengesang des großen Künstlers mehr enthalten als in allen übrigen Bildern der Ausstellung zusammen. Dieser Eindruck hat sich dann ein wenig abgeschwächt. Vielleicht hat Segantini doch mehr sagen wollen, als er zu sagen vermocht hat. Dabei sehe ich ab von dem anspruchsvollen Titel, den ich erst ganz nachträglich aus dem Katalog erfahren habe. Nennen wir sie einfach „Frühling, Sommer und Winter“. Aber das Mittelbild stellt ebenso wenig den Sommer wie das Leben dar; es ist eine jener schönen Alpenscenerien nach Sonnenuntergang, wie der Künstler sie in kleinerem Maßstabe schon oft gemalt

hat. Doch wozu dann das riesige Format, wozu die Nebeneinanderstellung dieser drei großen Bilder? Außerdem tritt das Starre und wie Aufgemauerte seiner Figuren diesmal besonders deutlich hervor. Natürlich ist dies nur eine ganz persönliche Empfindung; vielleicht fühlen Andere das heraus, was hinein gelegt worden ist.

Gewisse Strömungen unserer Zeit sind der Malerei nicht günstig. Wir leiden an einer Ueberschätzung des Decorativen. Es gibt jetzt schon Liebhaber, die ihre Bilder danach aussuchen, wie sie zur Tapete passen. Warf man früher den Teppichwirkereien vor, daß sie in Verkennung ihres rein ausschmückenden Zweckes Bilder copirten, so kann man jetzt Bilder finden, die wie Gobelinvorlagen aussehen. Ein Bild aber ist ein in sich abgeschlossenes, in sich seinen Zweck tragendes Kunstwerk, in das der Künstler, ohne Rücksicht auf einen Zweck, ein Stück von seiner Seele, ein Bekenntniß seiner Auffassung von der Welt und dem Leben hinein legt. Der echte Kunstfreund wird die Tapete nach dem Bilde wählen und nicht umgekehrt. Die beachtenswerthen Versuche stilisirender Landschafter, wie sie in der letzten Zeit in Deutschland und Skandinavien zu Tage getreten sind und jetzt einige der Räume der deutschen kunstgewerblichen Abtheilung schmücken, werden bei der Ausgestaltung unserer Zimmer als Thürfelder und dergleichen künftighin vielleicht eine große Rolle spielen, gehören aber doch mehr zur angewandten Kunst.

* * *

Es ist Eingangs gesagt worden, daß es nicht räthlich ist, aus dem auf der Weltausstellung angesammelten Material ein abschließendes Urtheil über die heutige Malerei abzuleiten. Da der menschliche Geist aber einmal darauf angelegt ist, überall ein Facit zu ziehen, so seien wenigstens ein paar zusammenfassende Bemerkungen gestattet. Bezeichnete das Jahr 1889 den vollen Triumph der Hellmalerei, so begegnet man jetzt fast überall einer Sehnsucht nach voller Farbigkeit, die aber nicht in der Farbenverschmelzung des Colorismus ihr Genügen findet, sondern nach einer Nebeneinanderstellung ungebrochener Töne drängt. Macht sich hier und da eine Vorliebe für die Linie geltend, so verdankt sie eher dem Hange unserer Zeit zum Kunstgewerblich-Decorativen als der Sehnsucht nach dem einst von Ingres und Cornelius gepredigten schönen Contour ihren Ursprung.

Auf vier Gebieten leistet die Malerei Hervorragendes: im Porträt, im Intérieur, im Bilde aus dem Volksleben und in der Landschaft. Beim Porträt sucht sie den Menschen nicht nur als Charakterbild, bei dem man von Zeit und Ort abstrahiren kann, sondern als ein Product der heutigen Cultur hinzustellen. Beim Intérieur beherrscht sie die allerfeinsten Lichtprobleme wie in den besten Zeiten der Kunstgeschichte; beim Volksbilde hat sie das Anekdotische und Tendenziöse abgestreift und sucht den Charakter und das Milieu in kraftvollen und eindringlichen Schilderungen festzuhalten; bei der Landschaft strebt sie immer noch vor Allem nach der Stimmung und findet diese besonders in den melancholischen und farbig reizvollen Effecten des frühen Morgens, des trüben Tages und der Abenddämmerung.

Und der sogenannte Studir-Idealismus, von dem noch vor Kurzem so viel Wesens gemacht worden ist? Ich muß gestehen, daß ich auf der Weltausstellung sehr wenig von ihm bemerkt habe. In Frankreich scheint der Symbolismus, das „Priesterthum in der Kunst", bereits wieder begraben zu sein. Hie und da trifft man auf Schüler Gustave Moreau's, aber Keiner reicht auch nur entfernt an den Meister heran, der selbst nur zu oft überschätzt worden ist. In der englischen Abtheilung hängen einige Bilder des verstorbenen Burne-Jones und ein paar nicht sehr bedeutende Alterswerke von Watts; sie scheinen keine ebenbürtigen Nachfolger gefunden zu haben. Sollen wir uns für den wunderlichen Belgier Khnopff begeistern oder für des Schweizers Hodler „Nachtwache" oder gar für des Dänen Willumsen bizarre „Ultima Thule"? Auf den Auen deutscher Kunst tummeln sich eine Anzahl Böcklin-Schüler herum, die sich wie Zwerge neben dem Riesen ausnehmen. Böcklin's Fabelwesen leben ein wirkliches Leben; die der Anderen sind meist Schemen, denen man sofort anmerkt, daß nicht die Natur, sondern ein Menschlein sie hervorgebracht. Dieser Idealismus ist eben zu allen Zeiten nur das Werk einzelner Gottbegnadeter gewesen und kann nicht Schule bilden. Allein äußert sich der Idealismus nur in der Stoffwahl und nicht auch in der Behandlung? Finden wir in der Farbe und Form nicht idealistische Bestrebungen? Nicht die nackte und brutale Wirklichkeit wieder zu geben, sondern aus dem Leben das Charakteristische heraus zu greifen, es eigenartig zu gestalten und ihm durch die Farbe ein erhöhtes Dasein zu geben, danach streben die besten unter unseren Künstlern wie einst Velasquez und Rembrandt, die eigentlichen Ahnherren unserer Kunst.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Ganzen und die Halben: zwei Menschheitstypen.

Von
Erich Adickes.

Duo si faciunt idem, non est idem. Wer dies Wort ganz versteht und auch im Einzelfall ihm gemäß urtheilt und handelt, der ist ein Menschenkenner. Nicht leitet er aus wenigen Erfahrungen vorschnell allgemeine Urtheile ab; er vertieft sich vielmehr in die Eigenart der Persönlichkeit, in die Besonderheit der Umstände. Als wahrer Herzenskündiger sucht er die Menschen im Quellpunkt ihrer Individualität zu erfassen und kann dann beides sein: gerecht und doch milde, streng zugleich und schonend. In Streitigkeiten ist er der berufene Richter. Keiner aber kennt die Schwierigkeiten eines gerechten Schiedsspruches so klar wie er. Denn er weiß, daß auch Gründe verschieden wirken, daß, was für den Einen beweisend ist, den Anderen leerer Schall dünkt.

Woher diese Verschiedenheit? Meistens nicht aus dem Kopfe, sondern aus dem Herzen! Je größer die Erbitterung, mit welcher Meinungsdifferenzen ausgefochten werden, desto gewisser ist es, daß nicht Köpfe, sondern Herzen die Gegner sind. Und je weniger man begreift, daß nicht einzelne Ansichten, sondern Charaktere und Weltanschauungen einander bekämpfen, um so hitziger der Streit. Verschiedenheit der Auffassung wird dem Gegner als Dummheit angerechnet, Mangel an Verständniß als böser Wille. Heuchelei und Lüge wirft man ihm vor, kann er seiner ganzen Anlage nach einem Argument keine Beweiskraft zugestehen. So wird der Kampf der Meinungen vergiftet von Leuten, die das Gegentheil von Menschenkennern sind. Sie kennen nur sich selbst und schließen von sich aus auf alle Anderen.

Solche Menschen werden nie aussterben. Um so unerläßlicher ist es, daß immer wieder mit Nachdruck auf die gewaltige Bedeutung hingewiesen wird, welche der Individualität überall im geistigen Leben zukommt. Ihr entquillt alles Hohe und Edle, Gute und Schöne. Sie stellt aber auch dem gegenseitigen Verständniß Schwierigkeiten in den Weg — Schwierigkeiten, die überwunden werden können, wenn man fremde Eigenart schätzt und anerkennt, die aber zu unübersteigbaren Schranken werden, wenn man versucht, das

Fremde zu vergewaltigen und ihm die eigenen Ansichten und Gründe als die allein werthvollen und gültigen aufzudrängen.

Auf den folgenden Seiten soll dem Leser ein Gegensatz vorgeführt werden, der sich in dem ganzen Dichten und Trachten, Thun und Lassen des Menschengeschlechtes geltend macht. Er entstammt den Tiefen der Individualität; zu Parteiungen führt er und leidenschaftlichem Streit. Und Tausende in beiden Heerlagern stehen sich verständnißlos gegenüber, weil sie nicht einsehen, daß Gründe keine Brücken zu schlagen vermögen, wo Lebenstendenzen und Weltanschauungen das Trennende sind.

I.

Als „Ganze" und „Halbe" möchte ich die beiden Typen bezeichnen, in welche die Menschheit zerfällt. Was die Ausdrücke besagen sollen, ist dies: Der Ganze ist auf sich selbst gestellt. Er kreist um keinen fremden Schwerpunkt und bedarf keiner Stütze. Der Halbe ist ergänzungsbedürftig; sein Schwerpunkt liegt außer ihm. Er muß sich stützen, sich anlehnen können, sonst glaubt er den Boden unter seinen Füßen zu verlieren. Dem Epheu gleicht er, Jener der knorrigen Eiche.

Der Ganze kennt, außer der Selbstachtung und dem Vollbesitz seiner geistigen Kraft, nichts, dessen Verlust ihm Aufgabe eines Theiles seines Selbst bedeutete. Der Halbe ist von einer Menge von Personen, Dingen, Zuständen, Meinungen, Ansichten und Idealen abhängig. Mit ihnen würde er allen Halt, würde er sich selbst verlieren.

Die eigene Art prägt der Ganze nicht minder oft Anderen auf, als der Halbe fremde Art entlehnt.

Die Halben bedürfen etwas Letztes, Unbedingtes, Absolutes. Darum kann man sie, so seltsam es zunächst scheinen mag, auch die Absolutisten oder — kürzer, wenn auch sprachlich nicht ganz berechtigt — die Absoluten nennen. Dies Streben nach dem Absoluten ist nicht, wie Kant meinte, ein allgemeines Merkmal oder eine durchgehende Eigenschaft der menschlichen Vernunft. Man darf es vielmehr geradezu als das Schibboleth betrachten, auf Grund dessen die Geister sich scheiden. Nur gewissen Menschen ist es eigen, und auch bei ihnen ist es nicht ein Ausfluß der Vernunft — etwa eine Folge ihrer besonderen Stärke im streng logischen Denken —, sondern eine Eigenthümlichkeit des Charakters; Schopenhauer würde sagen: nicht der Intellect, sondern der Wille ist die Quelle.

Den Halben ist nicht wohl, wenn sie nicht in allen ihren Meinungen und Gewohnheiten, ihren Principien und Werthungen auf etwas durchaus Sicheres und Festes sich berufen können. Dies Absolute ist meistens eine äußere Autorität, aber durchaus nicht immer. Es kann auch eine innere Stimme sein, der man blind gehorcht, ein Vorurtheil, von dem man nicht lassen will, ein Ideal, an das man sich mit ganzer Seele klammert, wie wirklichkeitsfremd es sei. In solchen Fällen muß also der Halbe das Unbedingte, an dem er hängt, selbst erst hervor bringen. Trotzdem ist es ihm ein Absolutes, das er in seinem Heiligenschreine birgt und sorgsam vor pro-

samen Blicken hütet. Er glaubt daran, bedingungslos, und dieser Glaube läßt ihm jede Prüfung unnöthig erscheinen. Das selbstgeschaffene Absolute kann sogar zu Sitten, Gebräuchen, landläufigen Ansichten und anderen äußeren Autoritäten in scharfem Gegensatz stehen. Seine Kennzeichen jedoch bleiben auch dann dieselben. Vor Allem: wenn dem Halben die Discrepanz zwischen der Wirklichkeit und dem Bilde, welches er sich in seinen Illusionen und Vorurtheilen von ihr machte, zum Bewußtsein kommt, ist stets eine gewaltige Erschütterung oder gar Katastrophe in seinem geistigen Leben die Folge. Die Illusionen, an denen er hängt, sein Glaube dünken ihn der bessere Theil seines Selbst. Ohne sie ist es ihm unmöglich, sich in der Welt zurecht zu finden. Darum will er sich nicht von ihnen trennen, darum widerstrebt ihm im innersten Herzen jede Kritik, ja, schon jede Untersuchung. Würde er aber — fast möchte ich sagen: durch Wundermacht — von der Unhaltbarkeit seiner Stellung überzeugt, so ginge fortan ein Bruch durch sein ganzes Wesen. Mit den Illusionen würde er glauben sich selbst aufgegeben zu haben. Er wäre ein völlig Anderer vorher und nachher. Gewiß entgeht auch der Ganze den Illusionen nicht, aber er sucht sich von ihnen frei zu machen. Gewiß hat auch er Ideale, aber er vermag sich ohne Schmerz von ihnen zu trennen, erkennt er, daß sie verbesserungsbedürftig sind. Dem Halben liegt an seinen Illusionen mehr als an den Dingen, und von seinen Idealen verlangt er, daß sie als sichere Führer ihn von der Jugendzeit bis ins späte Alter begleiten.

Eines ruhenden Poles bedürfen die Halben in der Erscheinungen Flucht. Darum lieben sie nicht ein Vorgehen, welches das für sie Feste verflüchtigt, das Seiende als ein Gewordenes betrachtet und im Bleibenden nichts als langsamen Wechsel sieht: die historisch-genetische Methode ist ihnen unbequem. Wenigstens soll nicht Alles ohne Unterschied ihr ausgeliefert werden. Einem gewissen Lebens- oder Erkenntnißbereich wünschen sie eine Ausnahmestellung eingeräumt zu sehen — eben dem Bereich, der ihnen gerade besonders am Herzen liegt. Daher die Neigung, den Analogieschlüssen, dieser Hauptwaffe der Geschichtswissenschaft, Einzelnes zu entziehen.

Die Ganzen kann man auch als Relativisten oder kürzer als Relative bezeichnen. Absolutes gibt es für sie nicht; Unbedingtes ist ihnen ein leerer Name, Schall und Rauch. Ueber jedes Gegebene drängt es sie hinweg zu seiner Bedingung. Das Seiende vermögen sie nur als ein Werdendes aufzufassen und zu verstehen. Die heiligsten Gebräuche sind geworden, die ehrwürdigsten Anschauungen sind allmählich entstanden. Würdigen und werthen kann die Gegenwart nur, wer die Vergangenheit kennt. Und kein Schlupfwinkel bleibt, wohin das Hergebrachte, lang Geheiligte fliehen könnte, gegen alle Verfolgung gefeit. Gerade das allgemein Gefeierte, welches der Prüfung sich gern entziehen möchte, das Sacrosancte, über dessen Ursprung ein mystisches Dunkel schwebt, es ursprungslos erscheinen lassend: gerade das halten die Relativen für besonders prüfungsbedürftig. Sie wollen klar sehen um jeden Preis: die Dinge und ihr Werden erkennen, so weit menschliche Einsicht reicht, und, wo sie an den Glauben grenzt, zwischen beiden wenigstens eine weithin sichtbare Scheidewand errichten.

Bei diesem Streben nach Klarheit lassen sie sich nicht durch Gefühle und Stimmungen aufhalten, weder durch eigene noch durch die Anderer. Wahrheit gegen sich, Wahrheit gegen die Dinge! Intellectueller Radicalismus gegenüber Allem, was sich der Untersuchung entziehen möchte und eben dadurch den Verdacht erweckt, ein Vorurtheil zu sein! Wie manches Gewohnheitsrecht erscheint als das, was es ist: als Unrecht, so bald man seine Genesis aufdeckt! Landläufige Begriffe, die für klingendes Gold genommen werden, braucht man nur ihrer Entstehung und Entwicklung nach zu verfolgen: sofort erweisen sie sich als werthlose Rechenpfennige. Bei Hunderten von Ansichten tritt die innere Bedeutungslosigkeit zu Tage, wird man sich nur darüber klar, wie sie geworden sind, wie sie sich bilden mußten, sei es auf Grund der Individualität ihres Trägers, sei es in Folge der räumlich-zeitlichen Verhältnisse. Die historisch-genetische Betrachtungsweise ist daher für den Relativen ein Noli me tangere; es gibt kein Gebiet, welches er ihr und den Analogieschlüssen in ihrem Gefolge verschlossen sehen möchte.

Darum kann er auch, so weit die Forschung reicht, eine äußere Autorität weder kennen noch anerkennen. Denn seine Methode würde ihn in eine Zeit zurück leiten, wo diese Autorität erst wurde, und in eine andere, wo sie noch nicht war. Eine Autorität aber für das Erkennen, die selbst erkannt, d. h. durchschaut, begriffen wird, ist ein Unding. Auch von einer inneren unwandelbaren Autorität wird er nicht gern etwas wissen wollen. Er selbst ist wandelbar, darum auch seine Meinungen. Deshalb kann er nicht als obersten Richter, in welchen Dingen es sei, eine innere Stimme anerkennen, mit dem ausgesprochenen oder unbewußten Vorsatz, die Gültigkeit dessen, was diese Stimme sagt, als etwas über allen Zweifel Erhabenes anzusehen. Im Reich des Erkennbaren, wo die Wahrheit die einzige Göttin sein soll, darf es keinen Ort geben, wo Götzendienst getrieben wird in Gestalt von mystischer Verehrung, dargebracht einem Undefinirbaren, Unnennbaren, einem *δαιμόνιον*, einer Stimme Gottes im Menschen.

Die Ganzen bilden sich keine abschließende Meinung ohne den ausdrücklichen Vorbehalt, sie gegebenen Falls zu modificiren, sei es auf Grund neuer Eindrücke, sei es in Folge einer Revision früherer Erfahrungen. Ihr Ziel ist nie Aufstellung von Dogmaten oder Parteimeinungen; gern hingegen wirken sie mit an deren Zerstörung durch fortwährende Umbildung und Weiterentwicklung.

Das Unbedingte ist nichts als ein Erzeugniß unserer Vernunft. Die Halben bleiben dabei stehen als bei etwas Gegebenem, Wesenhaftem. Aber dieselbe Vernunft, welche auf einer Stufe der Entwicklung den Begriff schafft, vernichtet ihn auf einer anderen, höheren. Hier durchschaut sie ihr eigen Spiel und legt Rechenschaft ab vor sich selbst. Die Vernunft „kommt zur Vernunft", indem sie historisch wird. Und die, welche diesen Weg ganz mitmachen, welche den Gipfel erklimmen und nicht meinen, was sie auf halber Höhe nicht erblicken, sei nicht vorhanden: das sind die Ganzen.

Der Absolute klebt an der Scholle. Den Relativen drängt es hinaus in unbekannte, ungenannte Fernen. Er ist der Seemann auf dem Meere des

Geistes. Des Halben Vaterland ist die Gegenwart; in ihr ruhen die „starken Wurzeln seiner Kraft“. Für den Ganzen ist die Gegenwart ein Räthsel, lösbar allein dem, der die Vergangenheit zu deuten weiß.

Ihr Leben lang arbeiten die Ganzen daran, sich von Vorurtheilen frei zu machen, die Halben, sich in ihre Vorurtheile tiefer hinein zu denken und sie als Wahrheit zu erweisen. Die Ganzen suchen den Schleier zu heben, der sie von den Dingen trennt. Die Halben weben und weben, den Schleier zu verstärken. Er *verhüllt* ihnen nicht das Ding, er *ist* für sie das Ding. Darum sind auch *sie* wahrhaft. Der Unterschied zwischen Ganzen und Halben ist nicht gleich dem zwischen Wahrhaftigkeit und Heuchelei: er ist ein Charakterunterschied. *Dort* der Wunsch und zugleich die Fähigkeit, um der Erkenntniß willen auch liebgewordene Gewohnheiten und durch Alter oder Autorität geheiligte Ansichten aufzugeben: *hier* der Wunsch und Wille, beim Alten, Festen, Geheiligten zu bleiben; Unfähigkeit, den Schleier der Maja zu durchschauen und hinter den angeblich objectiven Gründen die subjectiven Motive zu erkennen, welche das *wirklich* Entscheidende waren.

Und selbst für die Ganzen gibt es *ein* Gebiet, auf dem sie die individuellen Factoren nicht eliminiren und doch andererseits auf Entscheidungen nicht gänzlich verzichten können, — es ist das die Weltanschauung: Metaphysik und Religion. Die Halben verfallen der Täuschung und halten das Subjective für objectiv. Auch die Ganzen lassen sich hier von subjectiven Factoren: von ihrem Wünschen und Hoffen, Werthen und Wollen bestimmen. Aber sie blicken hinter die Coulissen und sehen dort die treibenden Kräfte. Die Halben träumen und meinen, sie wachten. Die Ganzen träumen und wissen, was sie thun.

Zu den Halben gehören die Herdenmenschen, zu den Ganzen die großen Individualitäten. Der Letzteren Kennzeichen ist nicht etwa schrankenloser Subjectivismus. Eine solche Richtung ist stets absolut, nie relativ. Der wahrhaft Relative ist relativ auch seiner eigenen Persönlichkeit gegenüber. Er *kann* seinem ganzen Wesen nach in ihr nichts Absolutes, der Kritik Unerreichbares sehen. Er wird das Bedürfniß nach Schranken haben, aber nach Schranken, die er sich selbst setzt; und indem er sie inne hält, zeigt er seine wahre Freiheit. Die am meisten von *Subjectivität* reden, sind im Innersten oft durch und durch absolut und alles Andere eher als eine *Individualität*. Auch sie, beispielsweise die Nietzsche-Anbeter, sind Heerdenthiere, nur liegt ihr Weideplatz in einer anderen Gegend, die einsamer, aber dafür auch um so dürrer ist, und *ihre* Herde steht an Zahl hinter *anderen* zurück, auf welche sie, als Uebermenschen, mit gebührender Verachtung herab sehen. Wahrhaft große Individualitäten, wie die Goethe's, haben mit dem Objectiven eine viel zu enge Fühlung, als daß sie überhaupt nach schrankenloser Subjectivität streben könnten. Sie binden sich freiwillig an das Objective: an Sitten, an Institutionen, an Gebräuche. Und darum sind sie beides: gebunden und doch frei.

Ganz klar ausgeprägt tritt der Gegensatz zwischen Ganzen und Halben nur selten zu Tage. Zwar: durch und durch absolute Menschen scheint es oft genug zu geben. Ob auch rein relative vorkommen, dürfte zweifelhafter sein. Ist es überhaupt der Fall, dann sicherlich nur ausnahmsweise. Die Meisten

gehören der Mischform an. Kant mag als typisches Beispiel gelten. In manchen Dingen denkt er ganz relativ: so über Christenthum, über menschliche Schwächen, über Frauen und Ehe. Aber im Innersten ist er doch absolut: so in seinem Glauben an die Vollkommenheit und Ewigkeit der kritischen Philosophie, in seinen Ansichten über Moral und Vernunftreligion, und überall da, wo er Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit als Merkmale wahren Wissens hinstellt. Der Gehorsam, die Autorität, die Regel, die keine Ausnahmen erleidet, das instinctive Bedürfniß nach einer Schranke, bei der alles Räsonniren, alle Subjectivität ihr Ende findet: all dies echt Preußische steckt ihm tief in den Knochen.

Das Letztgesagte muß man im Auge behalten, um die folgenden Bemerkungen nicht mißzuverstehen. Sie wollen nicht etwas behaupten, was immer und überall der Fall sein müßte. Darum dürfen sie nicht so aufgefaßt werden, als ob jeder Halbe und jeder Ganze die sämmtlichen Eigenthümlichkeiten vereinigt an sich trüge, welche für die beiden Classen sich entwickeln lassen. Es handelt sich im Folgenden überhaupt nicht um einzelne Personen; es handelt sich nur um die allgemeinen Richtungen, in denen die Lebensbethätigung der verschiedenen Arten von Menschen sich bewegt, um die entgegengesetzten Seiten, nach denen Ganze und Halbe in ihren Neigungen und Entscheidungen zu tendiren pflegen.

Solchen Darstellungen von Menschentypen kommt auf jeden Fall das Verdienst zu, daß sie den Blick auf das Allgemeine lenken und lehren, in scheinbar disparaten Erscheinungen das zu Grunde liegende Gemeinsame zu erfassen, und zu erkennen, wie in weit aus einander liegenden Gebieten eine und dieselbe Denkungsart und Lebensrichtung sich zur Geltung bringt.

Im einzelnen Menschen können sich jene Eigenthümlichkeiten auf die mannigfaltigste Weise zu einer Einheit verbinden; absolute und relative Eigenschaften und Meinungen können mit einander eng verwachsen. So entstehen die wunderbarsten Mischgestalten. Von der Art sind die Menschen, welche uns die größten Räthsel aufgeben, weil das scheinbar Unvereinbarste in ihnen als Einheit sich darstellt. Charaktere aus einem Guß sind selten. Häufig täuschen wir uns in den Menschen nur deshalb, weil wir sie für einheitlicher: für „halber" oder „ganzer" halten, als sie wirklich sind, und dann von diesem Standpunkt aus ihre Handlungen beurtheilen und unsere Forderungen an sie stellen. Für den Menschenkenner ist es eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß auch der Relativste nicht ganz intellectuell frei ist. Im Innersten seines Herzens gibt es noch einen Altar, wo dem „unbekannten Gott" Weihrauch gestreut wird, noch ein Rühr-mich-nicht-an, dem gegenüber seine sonstigen Principien nicht Stand halten. Die verschiedensten Gestalten mag der Eindringling annehmen als wahrer Proteus; ein Doppeltes macht ihn kenntlich: unentbehrlich weiß er sich dem, deß Herz er einmal in Besitz nahm, keiner Prüfung glaubt er sich unterwerfen zu müssen als etwas selbstverständlich Gültiges. Und andererseits: auch bei dem Absolutesten gibt es Gebiete, denen er gleichgültig oder mit Abneigung gegenüber steht; Ansichten, Sitten, Institutionen, an deren Unterminirung er sich freudig betheiligen würde. So

ist der liberale Bildungsphilister seinem Charakter und seiner Willensstellung nach ganz absolut; hinsichtlich alles dessen aber, was die Gegenpartei betrifft, denkt er durchaus relativistisch.

Ein Mißverständniß des Folgenden dürfte nunmehr ausgeschlossen sein. So wollen wir denn der Reihe nach die Gebiete des täglichen Lebens, der Politik, der Wissenschaft, Kunst und Philosophie durchwandern. Ueberall wird der Gegensatz zwischen Halben und Ganzen sich in bedeutsamer Weise geltend machen. Zunächst also das tägliche Leben!

II.

Beim Halben ist es das *δός μοι ποῦ στῶ*, welches überall wiederkehrt und oft in den seltsamsten Formen zu Tage tritt. Abhängigkeit von etwas Gegebenem, Heteronomie ist sein Wesen. Der Sitte wird er sich beugen; blinder Wahn, so weit er opinio communis, findet an ihm einen treuen Verehrer. Seine Selbstschätzung ist nur ein Reflex der Werthschätzung, welche Andere ihm zu Theil werden lassen. Was werden die Verwandten, was wird die Gesellschaft sagen?, das ist die entscheidende Frage bei seinem ganzen Thun und Denken. Die Standesehre ist sein Leitstern, „Correctheit" des Handelns geht ihm über Alles. Er klebt an Aeußerlichkeiten, an Formen und vergißt über ihnen die Sache. Um gegen die Forderungen des Anstandes nicht zu verstoßen, gibt er die Pflichten der Höflichkeit preis. Officielle Gelegenheiten, Zweckessen, Festlichkeiten in großem Stil sind ihm wichtige Dinge. Je glänzender die Versammlung, desto mehr fühlt er sich auf der Höhe der Zeit. Die Kleidung spielt bei ihm eine große Rolle: stets ist er elegant und modern, oft wird er zum Stutzer, zum Gigerl.

In der Religion ist er Ceremoniendiener. Sein Thun ist dem des Midas entgegengesetzt: Gold wandelt sich unter seinen Händen zu Talmi. Der natürliche Ausdruck innerster Gesinnung und Herzensrichtung wird ihm zum bloßen opus operatum.

Er glaubt an Autoritäten jeder Art, glaubt an diesen oder jenen Arzt, an diese oder jene Curanstalt und Curmethode; er glaubt an jeden Sachverständigen und ist trostlos, wenn zwei von ihnen sich widersprechen; er glaubt an „seinen" Professor, bei dem er einst Colleg hörte, und glaubt an die Berichte „seiner" Zeitung, seien sie noch so unverständig oder tendenziös gefärbt. Ueberhaupt: gedrucktes Wort ist ihm heilig. Wie von Verleumdungen immer etwas hängen bleibt, so erscheint es ihm unmöglich, daß Gedrucktes ganz und gar der Phantasie entstamme. *Αὐτὸς ἔφα*: das ist ein Wort, welches allen Zweifel abschneidet und jede weitere Untersuchung überflüssig macht.

Der Halbe hält fest an den Vorurtheilen seiner Zeit: er hält fest auch an seinen eigenen Vorurtheilen. Sie leiten ihn und bestimmen sein Verhältniß zu den Mitmenschen. Diese sind ihm entweder Engel oder Teufel. Unter Denen, die er idealisirt, sind es wieder Einige, welche er vergöttert. Er schwört auf seinen Maler, seinen Tenor, schwört auf die erste Heldin. Er schwört aber auch auf sein Bier und seine Stammkneipe. Seine Lebensgewohnheiten sind die rechten, die einzig wahren. Wehe Dem, der davon abweicht: Krank-

heit und Unglück sind bei ihm etwas Selbstverschuldetes! Der Halbe hat nicht Principien: sie haben ihn; er ist ihr Knecht und vermag nicht, wo eine höhere Sittlichkeit es fordert, sich ihrem Zwange zu entziehen. Seinen Angehörigen verelendet er das Leben, indem er ihre Handlungen nach seinen Principien mißt und — verurtheilt, statt sie in ihrer Besonderheit zu verstehen und zu dulden. Seine Werthungen sind unbedingte; sein Maßstab ist der allein richtige, weil er der einzige ist, den die Dinge selbst an die Hand geben; Jeder, der anders werthet, ist eben darum intellectuell oder moralisch minderwerthig.

Der Ganze nimmt nicht gern etwas auf Treu' und Glauben hin. Mißtrauen ist in gewissem Sinne sein Lebenselement. Er traut keinem Fundamente, dessen Tragfähigkeit man mit hohen Worten anpreist, ohne doch eine nähere Prüfung zu gestatten. Seine Skepsis richtet sich daher gegen Alles, was auf Grund uralten Bestandes Anspruch auf Gültigkeit erhebt. Ein Heiligenschein der Alterthümlichkeit ist ihm von vornherein verdächtig; denn wie oft findet er es bestätigt, daß „Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage" wird! Der Sitte, der Gesellschaft, der Standesehre, überkommenen Institutionen, festen Verkehrsformen, kurz: jeder äußeren Autorität, Allem, was als fertig Gegebenes, Unwandelbares auftritt, steht er zunächst kritisch gegenüber. Auch sich selbst verschont er nicht mit seiner Kritik. Nicht werden ihm unvermerkt die Irrthümer seiner Jugend zu ewigen Wahrheiten. Druckerschwärze ist in seinen Augen nicht ehrwürdiger als andere Farbe, und auch die Männer der Wissenschaft glaubt er nicht frei von Menschlichkeiten und Schwächen.

Autonomie ist die Grundbedingung, ohne welche es keinen Relativismus, keine Ganzheit geben kann. Autonomie — doch nicht Anomie oder gar Antinomismus! Sitte und Autorität prüfen heißt nicht: sie verwerfen. Der Nothwendigkeit irgend welcher Institutionen ist der Ganze sich bewußt; doch den gegebenen wird er sich nicht von vornherein bedingunglos unterwerfen, er wird sie auch nicht in jedem Fall anerkennen. Selbst wird er prüfen wollen und suchen, das bestehende Schlechte in das künftige Bessere hinüber zu führen. Eine völlig abgeschlossene Entwicklung ohne die Möglichkeit der Fortbildung kennt er nicht, ebenso wenig ein Sein, das immer gewesen wäre und sich nicht entwickelt hätte. Nicht Sein: Werden ist seine Hauptkategorie. Eben darum hat er auch Verständniß für das Gewordene wie für das Werdende und behält stets im Auge, daß alle Entwicklung langsam vor sich geht. Freiwillig ordnet er sich der Sitte, der Autorität unter, erkennt er Institutionen, Gesellschaftsformen an: aber er schreibt ihnen keinen unbedingten Werth zu. Je mehr der äußere Zwang wegfällt, desto stärker wird das Gefühl der Verantwortlichkeit, des innerlichen Gebundenseins. Der Ganze weiß, welcher Segen mit einer stetigen, ruhigen Entwicklung verbunden ist. Sein Ruf wird sein: Reformation, nicht Revolution! Und wehe dem Halben, der jene hindert! Er würde die Fortbewegung nicht aufhalten, aber die Revolution unvermeidlich machen. Der Ganze denkt geschichtlich: er weiß, daß auf die Revolution die Reaction zu folgen pflegt. Um beide zu vermeiden, forscht er im Bestehenden nach Sinn, Zweck und Nutzen und sucht den vernünftigen Kern aus entstellenden Hüllen herauszuschälen.

Auch gegen die äußeren Formen des Anstandes verhält er sich durchaus nicht ablehnend. Doch ist er nie ihr Knecht, und die conventionellen Gebräuche wird er manchmal durchbrechen, um das Natürliche, Sachgemäße zu thun. Sein sicherer Wegweiser ist die innere Höflichkeit, die Höflichkeit des Herzens, aus der nach Goethe's Ausspruch „die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens entspringt". – Seine Kleidung wird er nicht verwahrlosen; er paßt sie den Gelegenheiten an, weil er Harmonie des inneren und äußeren Menschen liebt. Doch glaubt er nicht, durch das reichste Feiertagskleid sich selbst, seiner Persönlichkeit auch nur das Geringste an Werth und Würde hinzusetzen zu können.

Von allen Vorurtheilen sucht der Relativist sich zu reinigen. Er will die Dinge, die Menschen erkennen, wie sie sind. Deshalb gibt er sich keinen Illusionen hin. Auch der Edelste erscheint ihm nicht frei von Schwächen, auch von dem Besten gilt das „homo sum". Doch unterschätzt er die Menschen auch nicht, noch scheut er ihre Gesellschaft. Nicht leicht wird er glauben, ein abgeschlossenes Urtheil über einen Menschen fällen zu können. Stets rechnet er mit der Möglichkeit, daß vorgefaßte Meinungen in ihm mächtig waren, und neuen Erfahrungen wird er sich darum nicht verschließen. Anderen gegenüber ist er duldsam, gegen sich selbst streng. Der Nebenmenschen Handlungen sucht er zu verstehen und vermeidet es, vorschnell über sie abzuurtheilen. Wie er selbst strebt, eine Individualität zu sein, so achtet er auch bei Anderen dies Streben, schätzt und erkennt freudig fremde Eigenart an und stellt nicht *seine* Lebensformen und Werthungen als die einzig möglichen und allein berechtigten hin.

Besonders heimisch fühlt sich der *Halbe* natürlich da, wo es dem analysirenden Verstande am schwersten wird, Zutritt zu erlangen: innerhalb des dunklen, verwickelten *Gefühlslebens*. Es ist ihm sehr willkommen, wenn unklaren, vieldeutigen Gefühlscomplexen eine führende Rolle zufällt, wenn sie für große Gebiete menschlichen Handelns Fundament und Richtschnur hergeben. Der *Ganze* erkennt die gewaltige Bedeutung des Gefühlslebens willig an. Er weiß — oder könnte wenigstens wissen —, daß es am nächsten an den unbewußten Urgrund unseres Wesens grenzt, dem alles Höchste, vor Allem auch jede schöpferische Thätigkeit, entstammt. Und auch ein Weiteres gibt er gern zu, daß nämlich die ersten impulsiven Entschließungen, bei denen nicht dem kühlen, abwägenden Intellect, sondern dem Gefühl die Entscheidung zufällt, oft die edelsten und sittlich höchststehenden sind. Auf *Einem* aber wird er bestehen: kein derartiger Gefühlscomplex darf sich der Analyse entziehen wollen. So groß der Gefühle Einfluß *vor* und *bei* den Entschließungen und Handlungen sein mag: *nach* der Handlung wird man wenigstens *suchen* müssen, sich nach Möglichkeit von ihm Rechenschaft zu geben. Unausbleibliche Folge ist sonst die gefährlichste Form der Lüge: die Unwahrheit gegen sich selbst. Sie demoralisirt den Menschen, indem sie nicht nur sein intellectuelles Leben vergiftet, sondern ihn auch bequem und feige macht: lästigen Fragen geht er gern aus dem Weg, den Dingen wagt er nicht mehr Auge in Auge frank und frei gegenüber zu treten, unangenehme Wahrheiten läßt er nicht auf sich

wirken, um sich nach ihnen zu richten, sondern verfälscht sie seinen Wünschen gemäß. Und darum, was dem Halben Seligkeit ist, das betrachtet der Ganze als ernstliche Gefahr: das Schwelgen in Gefühlen, das Wohlgefallen am Dämmerlicht, wo durch Aufziehen der Vorhänge der helle Tagesschein zu erreichen wäre.

Den Halben hindern oft die Gefühle der Pietät, den Thatsachen ins Gesicht zu schauen. Liebe und Verehrung haben diese oder jene Persönlichkeit in seinen Augen mit einer Aureole umwoben, deren Zerstörung zugleich seine Verehrung aufheben würde. Instinctiv geht er deshalb Allem aus dem Wege, was jenem Nimbus gefährlich werden könnte; er verschließt die Augen gegen alle Züge, welche sein Idealbild zu entstellen drohen. Die Verehrung des Ganzen ruht auf festerem Grunde. Was liebende und geliebte Eltern, ein wahrer Freund, ein edler Mann ihm je gewesen: das ist und bleibt sein sicherer Besitz, für immer unverloren, dem Wechsel der Zeiten nicht unterworfen. Darum drängt es ihn, auch solche Personen in ihrem wahren Wesen zu erfassen; denn diese Wahrheit entfremdet nicht: sie verbindet nur noch enger. Wer, gereift, wahrnimmt, daß es auch bei den Führern seiner Jugend- und Jünglingsjahre ein Werden, ein Sich-Entwickeln mit Kämpfen, Siegen und Niederlagen gab, daß auch ihnen das „Menschliche" nicht fern blieb: dem treten sie eben dadurch menschlich nur noch näher; was er ihnen verdankt, erscheint in um so hellerem Licht. Es ist ein Gefühl nicht der Enttäuschung und Vernichtung, als wenn ein Idol von seinem Altar gestürzt würde, sondern ein Gefühl zugleich stiller Wehmuth und erhöhter Bewunderung, wie wenn man dem Werden und Wachsen eines Genius nachgeht.

Im Eheleben dasselbe Bild! In der Unvernunft trunkener, leidenschaftlicher Liebe verschwindet der Unterschied zwischen Halben und Ganzen, -- in der Ehe lebt er wieder auf. Einmal in seinem Leben ist auch der Ganzeste nicht ganz: er glaubt das Unbedingte, das Vollendete gefunden zu haben; zur Seite eines Menschenkindes, bedingt und endlich wie er selbst, erwartet er — nicht ein Glück, sondern das Glück. Es ist eine Zeit der Trunkenheit, welche ihn dem Absolutesten der Absoluten gleich macht. Lernte er sie nie kennen: er wäre kein Mensch, aber auch kein Uebermensch (denn des Genies Leidenschaften sind die gewaltigsten); er wäre ein Untermensch, der elendeste der Philister.

In der Ehe verfliegt der Rausch. Der Ganze wird wieder Der, welcher er früher war. Gemischt sind die Gefühle, mit denen er auf die vergangene Epoche zurück schaut: Staunen ob der wunderbaren zwiefachen Wandlung, die sich an ihm vollzog, leise Wehmuth, daß der Rausch nicht ein ganzes Leben lang währen konnte, Resignation und stille Ergebung in das Unvermeidliche, welches jetzt nachträglich in seiner ganzen Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit begriffen wird. Er versucht nun nicht, sich selbst zu belügen, Gefühle zu erheucheln und Verhältnisse vorzutäuschen, welche für immer dahin sind. Mit dem Dichter spricht er: die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben. An die Stelle der groben Kette, welche, von der Leidenschaft geschmiedet, mit deren Ende jäh zersprang, treten feinere, aber auch festere Bande, wie inniges Zusammenleben, Gemeinsamkeit der Interessen und noch mehr die Sorge um die junge Generation sie weben. Der Uebergang vom Alten, Versunkenen zum Neuen,

Werdenden ist die kritische Zeit in jeder Ehe. Gelingt es nicht, die Brücke zu schlagen, so ist das Glück dahin: die Zeit der Enttäuschungen, des gegenseitigen Sich-nicht-Verstehens beginnt. Der Halbe scheitert oft, sehr oft an dieser Klippe: er wagt es nicht, sich (geschweige denn Anderen) einzugestehen, daß seine Gefühle sich wandelten, naturgemäß sich wandeln mußten. So entsteht das Streben — oft entspringt es aufrichtiger Liebe und Werthschätzung —, sich und Andere über die wahre Sachlage hinweg zu täuschen und Gefühle zu heucheln, die nicht mehr vorhanden sein können. Eine Zeit lang mag die Täuschung gelingen, aber die Stunden werden nicht ausbleiben und sie werden sich mehren, wo der Nebel zerreißt und die Wahrheit hindurchleuchtet, wo auf die Täuschung die Enttäuschung folgt mit ihrem Gefühl der Leere. Und was das Schlimmste: der Absolute wird nicht in sich die Schuld suchen, in seiner Halbheit, in seiner feigen Scheu, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, sondern in den Verhältnissen oder noch lieber im Ehegenossen. Statt an die eigene Brust zu schlagen, wird er von Versprechungen reden, die nicht gehalten, von Erwartungen, die nicht erfüllt wurden, von Gefühlen, die kein entgegenkommendes Verständniß fanden. Glück und Ruhe fliehen auf diesem Wege davon, und ein Halten gibt es schwer auf ihm.

Darum wehe dem Absoluten, hier wie anderswo, dem Gefühle früherer Entwicklungsstufen zu lieb oder zu heilig, als daß er sich von ihnen trennen könnte, ob sie schon dem neuen Boden so fremd sind, daß sie nicht von selbst aus ihm emporwachsen, sondern künstlich gezüchtet oder geheuchelt werden müssen! Wehe dem Manne der Halbheit, der in eine neue Lebensphase eintritt und doch noch mit allen Fasern seines Herzens in der alten wurzelt! Er gleicht Dem, der die Hand an den Pflug legt und siehet zurück.

Großes schaffen wird er nie, er ist ein laudator temporis acti. Kritiklosigkeit dunkeln, unbestimmten Gefühlen gegenüber und in ihrem Gefolge ein unberechtigter Idealisirungsdrang: sie verfälschen zunächst seine eignen Erlebnisse, sie machen sich weiterhin bei der Beurtheilung des geschichtlichen Lebens geltend. Die goldene Zeit, die er thätig wirkend helfen sollte herbeizuführen, erschaut er nur in Träumen der Vergangenheit. Die Vergangenheit erstrahlt ihm im Zauberlicht, und dieses wiederum verklärt auch das Geringe und Häßliche mit dem Schimmer verehrender Liebe. Was war und nicht wiederkehrt: das erscheint ihm als das Vollendete. Entwöhnt des freudigen Vertrauens auf die Zukunft, unklaren Gefühls einer Vergangenheit nachschwärmend, die unwiederbringlich ist, entfremdet er sich so der Gegenwart und ihren Anforderungen. Der Ganze dagegen zollt dem Vergangenen zwar den schuldigen Tribut, glaubt aber auch an die Zukunft, und thatenfroh greift er in die Gegenwart ein, um sie nach seinem Ideal zu gestalten.

Von eigenartiger Bedeutung sind die Gefühle da, wo sich in ihnen, wie in den patriotischen, ein ganzes Volksleben spiegelt. Auch hier ist der Absolutismus Quelle ernster Gefahren. Er macht Chauvinisten, diese Erzfeinde nicht nur reinen Menschenthums, sondern auch wahrhaft nationalen Lebens. Das eigene Volk idealisiren sie in einer Weise, welche sie gegen seine Fehler ebenso blind macht wie gegen die berechtigten Eigenthümlichkeiten anderer Nationen. Alles Gute und Heldenhafte nehmen sie für die Volks-

genossen in Anspruch, und zwar in absolut vollendeter Weise. Und alles dies ist für sie etwas durchaus Selbstverständliches, über allen Zweifel Erhabenes. Wie den Fledermäusen ist ihnen wohl in zweideutiger Dämmerung. Mit aller Macht wehren sie sich dagegen, aus ihrer unklaren, verschwommenen Gefühlsseligkeit hervor zu treten in das Licht des zersetzenden Verstandes. Alles, was unter der Firma des Patriotismus geht, gilt ihnen sacrosanct. Eine Prüfung auch nur fordern heißt: das Vaterland verrathen. Um von ihr abzuschrecken, appelliren sie an die dumpfen, ungezügelten Triebe und Instincte des Volkes und machen die Massen trunken in Gefühlen nationaler Größe und Herrlichkeit. Jedes Uebermaß ist hier gefährlich, mögen diese Gefühle der Wirklichkeit entsprechen oder nicht. Denn es hat in beiden Fällen Großmannssucht und Prahlerei zur Folge, hemmt den Flug zu höheren Zielen und wiegt in verderbliche Sicherheit. Indem der Chauvinismus an volltönende Phrasen gewöhnt, macht er unfähig zu thatkräftigem Handeln. Zugleich führt er zum Servilismus den Größen gegenüber, welche angeblich patriotische, in Wirklichkeit chauvinistische Politik treiben. Und was das Schlimmste des Schlimmen ist: auch in die Schulen sucht er einzudringen, vergiftet die Seelen der Jugend und nährt den ihr eigenen Hang zum Uebertreiben und Großthun. Frankreich möge uns ein warnendes Beispiel sein! Leider ist solche Mahnung nicht überflüssig; denn schon jetzt kleidet sich manches Mannes Deutschthum in das Gewand nationalen Protzenthums. Der Halbe, als Chauvinist, sät Nationalitätenhaß, und der Saat wird eine blutige Ernte folgen. Der Ganze, als wahrer Patriot, sucht sein Volk in seinem geschichtlichen Werden zu verstehen, er verehrt und liebt es, aber er achtet auch andere Nationen. Wie er fremden Einzelpersönlichkeiten gerecht zu werden strebt, sie in ihrer Eigenart respectirt und sich der Mannigfaltigkeit freut, in der doch allein das Wesen „des" Menschen ganz zum Ausdruck kommt: so freut er sich auch der Vielheit der Individuen im Völkerleben. Und so vereint er Vaterlandsliebe und Humanität zu einem reinen Accord.

III.

Der Patriotismus mag uns zur Politik überleiten. Vielleicht glaubt man hier den Unterschied zwischen Absoluten und Relativen in dem großen Gegensatz von Conservativen und Liberalen wieder zu finden. Doch das wäre weit gefehlt! Der Relative ist überhaupt kein Mann der Parteien. In dem Maße, in welchem er sich auf ein bestimmtes Parteiprogramm einschwört, wird er glauben, das eigene Urtheil und die selbständige Bildung von Ansichten abzuschwören. Das wäre aber ganz gegen seine Art: er hält es für eine Schande, den Dingen zuzusehen und sich nicht von ihnen belehren zu lassen. Nenne ich ihn „ganz", so will das nicht sagen: ein Mann, der „voll und ganz" zu seiner Partei steht und „unentwegt" an ihr festhält. Das würde dem wahren Ganzen kein Ehrentitel sein, ebenso wenig, wie er seinen Ruhm darin suchen könnte, am Ende seines Lebens dasselbe zu meinen wie fünfzig Jahre früher in den Tagen der Jugend. In jedem Ganzen steckt daher ein gutes Stück von einem Opportunisten. Der Halbe dagegen ist der

„Unentwegte“, der eifrigste Leser und Anbeter des Parteikatechismus. Die Stichworte der Seinen hypnotisiren ihn, sie sind ihm etwas Unbedingtes und machen alles selbständige Prüfen unmöglich; die der Gegner wirken auf ihn wie auf den Stier das rothe Tuch, sie werden ungeprüft verdammt. In den Reihen der Absoluten sind die politischen Kannegießer, die Bierbankphilister zu suchen, bei den Relativen die Indifferenten, aber auch die kritischen Köpfe.

Die Sache liegt auch nicht so, als müßte der Halbe Anhänger der jedesmaligen Regierung sein, während der Ganze auf Seiten der Opposition zu suchen wäre. Im Gegentheil. Halbe gibt es hüben wie drüben, und die Ganzen werden auf keiner von beiden Seiten zu finden sein: sie entscheiden von Fall zu Fall und verkaufen ihre Seele keinem Parteidogma und keiner vorgefaßten Meinung. Vor Allem entferne man die Ansicht, es sei der Ganze ein Kläffer, ein Oppositionsmann à tout prix. Das zu sein und damit sich selbst zur Unfruchtbarkeit zu verdammen, hindert ihn nicht weniger als Alles: hindert ihn sein Gerechtigkeitsgefühl gegenüber Personen und Sachen, seine Freude am Werden, am Sich-Entwickeln, seine historische Betrachtungsweise mit der Erkenntniß, daß alles Werden langsam vor sich geht.

Ist der Relative einmal Parteigänger geworden, so wird er ein treibendes Moment sein; er tritt für Weiterentwicklung der Principien ein und möchte sie neuen Zeitumständen anpassen. Den Absoluten gilt er deshalb als Apostat, als Schande der Partei; am liebsten stoßen sie ihn aus. Ist die relative Richtung aber in einer Zeit zu mächtig, so ziehen sie sich grollend zurück oder hängen sich dem Ganzen als Kloß ans Bein. In dem Mauserungsproceß der Socialdemokratie spielt sich gerade jetzt solch' ein Vorgang ab: Bebel ist der Absolute, Bernstein der Relative.

Und welcher Partei wird der Halbe, welcher der Ganze sich am ehesten anschließen? Letzterer vielleicht noch lieber den Conservativen als den Liberalen! Freilich nicht den Conservativen, welche mit Ausnahmegesetzen wirken und aufstrebende geistige Bewegungen mit der Schärfe des Schwertes und Polizeimaßregeln unterdrücken möchten; welche Interessenpolitik treiben und das Bestehende zu erhalten suchen, nur weil es besteht (mögen die Mißbräuche noch so sehr zum Himmel schreien!), oder weil es der Machtstellung ihrer Partei günstig ist. Aber wohl einem Conservatismus, der das Erhaltenswerthe erhalten wissen will, der durch die Schale hindurch den guten Kern sieht oder ahnt, der gewaltsamen Erschütterungen ein gleichmäßiges Werden vorzieht, der aber eben darum auch dem Neuen, Aufstrebenden Licht und Luft gönnt, um seine Lebensfähigkeit zu erproben, und, fällt die Probe günstig aus, auch dies Neue willig aufnimmt in den Kreis seiner Pflege. In einem solchen Sinne etwa war Paul de Lagarde conservativ.

Gegen den Anspruch der Masse auf Herrschaft, auf Führung wird der Ganze schon einen instinctiven Widerwillen haben. Und freilich: es liegt ein Widerspruch in den Begriffen. Die Vielen werden geführt; Führer sind Wenige, ist Einer. Herrschaft der Masse ist dem Ganzen nur eine neue Autorität, der er sich beugen soll, und eine um so gefährlichere, als Niemand zu sagen vermag, wer sie ist und wo sie ist. Im Grunde sind es ja auch

hier einige Wenige, welche die Parole ausgeben, die gilt. Aber wo diese Wenigen finden? Es ist ein Kampf mit ungleichen Waffen: hier mit offenem Visir, dort maskirt. Und dann noch eins: nie ist Unduldsamkeit empörender, als wenn sogenannte Liberale sie in antiliberalster Weise ausüben; nie klingen Phrasen widerlicher, als wenn sie von liberalen Lippen ungeprüft nachgesprochen werden.

Naturgemäß wird deshalb der Ganze geneigt sein, von der Masse, welcher bei den Liberalen die Autorität zukommt, an die Vernunft zu appelliren. Aber vernimmt er ihre Stimme bei der Gegenpartei? Bei den Conservativen, wie sie *sind*, und wie sie als politische Partei wohl *immer* sein werden, gewiß nicht.

So wird er denn meistens vorziehen, ohne an Parteiprincipien einen sicheren Leiter zu haben, allein seine Bahnen zu wandeln. Doch geht seine Antipathie gegen die Autorität der Masse nie so weit, daß er nicht großen Bewegungen von weltgeschichtlicher Nothwendigkeit, wie dem Aufwärtsstreben früher des dritten, jetzt des vierten Standes, seine volle Sympathie zuwendete. In solchen Bewegungen bricht gerade die Vernunft durch, die wir in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit so gern suchen und noch lieber finden. Und das zu erkennen, ist in erster Linie *Sache*, aber auch *Pflicht* des Ganzen kraft der historischen Auffassung, mit welcher er an das Seiende wie an das Werdende heran tritt. Ist er anders der Mann dazu, so wird er mit jenen Bewegungen nicht nur *passiv* sympathisiren, sondern sich an ihre *Spitze* stellen, um sie nach Möglichkeit von Uebertreibungen und Abwegen fern zu halten. Kommen Roheiten und Extravaganzen vor: er wird sie tief beklagen, aber nicht nach Polizei und Unterdrückung schreien. Es sind das Kinderkrankheiten, welche bei weiterer Entwicklung von selbst aufhören.

Freilich, Eines sei nicht verschwiegen: mit dem „an die Spitze treten" ist es eine heikle Sache. Der Relative wird sich als Relativer selten dazu eignen, eine solche Rolle zu spielen. Er kritisirt und analysirt zu sehr, der „wenn" und der „aber" sind bei ihm zu viel. Alles Große, was die Welt gesehen hat, ist von Männern geschaffen, welche Absolute waren oder wenigstens, mochten sie sonst noch so relativ sein, mit Bezug auf dies Große absolut dachten. *Eines* ist allen Genies der That gemeinsam, wie entstanden und geartet ihre Schöpfungen seien: stets gibt es für sie ein Unbedingtes in ihnen und außer ihnen, etwas, was sie nicht in Zweifel ziehen und keiner Prüfung unterwerfen. Und gerade dieses Etwas ist für sie das Fundament ihres Seins und Schaffens. Die Heroen, welche neue Perioden in der Menschheitsgeschichte oder in der Entwicklung ihres Volkes einleiteten, die großen Religionsstifter oder Staatsmänner, Gesetzgeber oder Kriegshelden, — sie alle waren *relativ* gegenüber dem *Bestehenden*: was ihrer Zeit als etwas Absolutes, Ewiges galt, erschien ihnen als so durchaus bedingt, zufällig, zeitlich und unberechtigt, daß sie es haßten, es vernichteten um jeden Preis und auch vor blutigen Revolutionen nicht zurückschreckten. Das ist aber, wie wir sahen, im Allgemeinen durchaus nicht Art der Relativen. Und auch jene bahnbrechenden Genies haben gehaßt und verdammt, vernichtet und gestritten nicht als Rela-

tive, sondern als Absolute. Sie glaubten an ihren Beruf, an ihre Aufgabe, glaubten an ihr Werk mit der ganzen Kraft ihres Feuergeistes. Dieser Glaube gab ihnen Muth und Ausdauer; ihm entstammt der Eifer, der sie verzehrte, mit dem sie niederwarfen Alles, was sich ihnen entgegenstellte. Der Glaube ward ihnen zur Kraft, welche eine Welt überwindet; er war es aber auch, der ihnen das Eisen in die Hand zwang und sie vor Blut und Grausamkeiten nicht zurückbeben ließ. Nimm einem solchen Mann der That den Glauben an sich selbst, an sein Werk, und Du nimmst ihm Alles: kraftlos wird er zusammenbrechen wie unter Delila's Schere Simson der Held.

Was den Absoluten fern zu halten droht vom thätigen Leben, sahen wir oben: es ist die Gefühlsseligkeit. Was dem Relativen gefährlich zu werden pflegt, lernen wir hier kennen: es ist das unsichere, unentschlossene Wesen, die häufige Folge eines Uebermaßes von Kritik und Skepsis. „Wer allzu viel bedenkt, wird wenig wagen.“ Und darum: wo es sich um Wirken und Thätigsein, um den Kampf des Lebens und Durchsetzen der Persönlichkeit handelt, da sind wir Alle Absolute, da müssen wir es sein. Da gilt nur eine Devise: „Du mußt glauben, Du mußt wagen, denn die Götter leih'n kein Pfand.“ Wehe Dem, der, von des Gedankens, von des Zweifels Blässe angekränkelt, des Augenblickes Gunst ungenützt vorüberstreichen läßt! Sie wird sich nicht zum zweiten Male nahen.

IV.

In der Wissenschaft hat der Relativismus die Oberhand, in der Kunst der Absolutismus.

Die Wissenschaft ist ein steter Kampf mit den Dingen, denen sie das Geheimniß ihres Seins und Werdens abzutrotzen sucht. Sie ist nie vollendet, nur in fortwährender Annäherung an ein Ziel, welches sie nie erreicht. Darum kann sie nichts Absolutes in sich dulden, weder in Werthungen noch in Ansichten, weder in Zielen noch in Methoden. Sie ist durch und durch Fortschritt.

Auch die Kunst ist in jedem Zeitalter eine neue. Aber nicht braucht eine spätere Phase die frühere an Vollkommenheit zu überragen. Jedes Zeitalter kann vollendete Kunstwerke hervorbringen und doch wiederum auch jedes andere. Jede Zeit hat eben ihre besondere Kunst. Die Kunst ist abhängig von der Art und Weise, wie sich Mensch und Natur, Welt und Geschichte in dem Geiste einer Zeit und besonders in ihren ausgeprägt künstlerischen Individualitäten spiegeln. So viel Zeitcharaktere, so viel verschiedene Kunstideale, wohingegen es nur ein Ideal der Wissenschaft gibt.

Die Wissenschaft hat es mit den Dingen zu thun, die Kunst mit unserer Auffassung der Dinge. Den Dingen kann man näher und näher kommen, und dieser Wechsel des Standpunktes gestattet nicht, daß etwas Unbedingtes, der Prüfung Entzogenes sich bilde. In seine Auffassung spinnt man sich je mehr und mehr ein; sie kann hindernd zwischen uns und die Dinge treten. Diese Auffassung nimmt deshalb leicht den Charakter des Absoluten an. Aus Erwägungen, Kritik, Prüfung geht sie nur zum kleinsten Theil hervor; der Hauptsache nach ist sie von vornherein mit der Persönlichkeit gegeben und eben darum einem Wandel auf Grund intellectueller Einflüsse nur in geringem

Maße zugänglich. So erscheint sie dem Menschen als etwas Selbstverständliches, Bleibendes, Unbedingtes.

Und wie dem Einzelnen so auch den Vielen. In aller Kunst spielt das Handwerksmäßige eine große, nicht zu unterschätzende Rolle. Auch das Genie bedarf seiner, so gut wie der Bildhauer der Arme bedarf. Niemand wird zwar Künstler durch bloße Fertigkeit, aber andererseits: kein Künstler kann die Fertigkeit entbehren, oder er beraubt sich der Fähigkeit, das auszudrücken, was in ihm gährt. Das Verhältniß zwischen Lehrenden und Lernenden wird nun aber in der Kunst der Regel nach viel inniger, persönlicher sein als in der Wissenschaft. Und darum wird, was den Meister absolut dünkt, auch dem Schüler absolut erscheinen. So wird der Glaube an ein Unbedingtes, allein Richtiges vom Einzelnen auf die Vielen übergreifen. Und wo der Einfluß überragender genialer Geister versagt, da tritt die Macht der Zeitströmungen ergänzend ein. Ihnen entzieht sich kein Künstler; er darf es auch nicht, denn er soll ja der Prophet seiner Zeit, der Deuter und Offenbarer ihrer tiefsten Geheimnisse, ihres geheimsten Sehnens sein.

So kommt es, daß in der Kunst, vor Allem in der bildenden, stets die Schulen, die Parteirichtungen eine viel größere Rolle gespielt haben als in der Wissenschaft. Mit den Schulen aber auch die von ihnen unzertrennlichen Autoritätsverhältnisse und in deren Gefolge das Absolute. In der Kunst darf es und muß es Schulen geben, denn es gibt nach einander und neben einander verschiedene gleichberechtigte Kunstideale. In der Wissenschaft wird jedes Schulwesen sofort Cliquenwesen, denn für sie gibt es nur eine Wahrheit, nur ein Ideal. Sie darf nur eine Autorität kennen: die Dinge selbst.

Auch hier fehlen jedoch der Regel nicht die Ausnahmen. Es kommen manche Fälle, ja Perioden vor, wo in der Kunst der Relativismus, in der Wissenschaft der Absolutismus erwünscht oder gar nothwendig ist.

Wenn in der Kunst Süßlichkeit und Geziertheit, Manirirtheit oder vornehme akademische Langeweile eindringen, wenn die lebendige Ueberlieferung zu todten Formen erstarrt, wenn ein Zeitalter beim andern um den künstlerischen Ausdruck seiner Gefühle und Empfindungen, seiner Welt- und Lebensauffassung betteln geht: dann ist die Zeit da, wo Alles, was Autorität und Schultradition heißt, aus der Kunst verschwinden muß. „Naturalismus“ ist dann die Losung: aus Schulzwang, Brauch und Etiquette zurück zur Natur, zu den Tiefen der Individualität! Und in allen solchen Fällen wird der Naturalismus unwiderstehlich mit sich fort reißen: auf seiner Seite ist dann Gestaltungskraft und Gluth der Empfindung, er bedeutet Selbstbesinnung und Anbruch einer neuen Zeit.

Und wenn so das Alte stürzt, und neues Leben aus den Ruinen blüht, dann pflegt es auch an den großen Bahnbrechern der Menschheit nicht zu fehlen: an den Genies. Sie schaffen das neue Leben nicht, aber sie sind Führer und Herold zugleich, wenn es seinen Siegeszug antritt. Was in Vieler Kopf und Herzen gährt und zum Durchbruch drängt, das dunkel Geahnte, halb Verstandene: sie lösen es aus seinen Hüllen und führen es zu freiem Dasein; in Worten und Thaten, in Gedanken und künstlerischen Ge-

stalten geben sie ihm Leben, Form und Ausdruck. Die geistigen Bewegungen gleichen einem Strom; unaufhaltsam ziehen sie dahin, bis sie das Meer erreicht haben, bis das Neue, das sie brachten, Allgemeingut geworden ist. Und die Genies sind nicht die Quelle des Stroms, sondern sein Sammel- und Läuterungsbecken. Man kann auch sagen: das Genie ist ein Testamentsvollstrecker der alten, ein Prophet der neuen Zeit. Die alten Autoritäten stürzt es. Es lehrt sie in ihrer Endlichkeit, es lehrt das alte Absolute, die alten unbedingten Werthe in ihrer Bedingtheit verstehen. So weit ist es ganz relativistisch. Aber zugleich glaubt es unbedingt an sich selbst, an seine Aufgaben, an seinen geschichtlichen Beruf. Die neuen Ideale, die neuen Werthungen, welche es verkündet, haben schlechthin absolute Gültigkeit. Das ist dem Genie ganz selbstverständlich; jeder Zweifel daran, jede Prüfung, jede Kritik erscheint ihm als Profanation. So schafft es den kommenden Zeiten ihre unbedingten Werthungen und Ideale: der Autoritätenfeind wird selbst Autorität; der Relative erzeugt aus sich heraus das neue Absolute, dessen die neue Zeit werth ist und bedarf.

Was die Wissenschaft betrifft, so wird der Relative unübertrefflich sein in Sachen der Kritik und der eigentlichen Forschung, unübertrefflich auch in aller Detailarbeit. Und zwar in der Detailarbeit höchster Art: er wird den Blick stets auf das große Ganze gerichtet haben und bei jeder einzelnen Frage oder Lösung ihre Wirkung auf dies Ganze erwägen, sowie aus der Rücksicht auf das Ganze heraus die Probleme finden. Geniale Apperçus, geistvolle Ueberblicke werden vorzugsweise Männern relativer Auffassung zu danken sein.

Ein ander Ding ist es, wenn diese Ueberblicke als Grund- und Aufriß dienen sollen, um ihnen gemäß das Gebäude einer Wissenschaft wirklich aufzuführen. Da muß der Absolute eintreten. Denn des Relativen Blicke würden sich beim Bau wie mit magischer Gewalt auf das Unfertige, Provisorische richten. Er käme über die Risse im Baugestein nicht hinweg, welche der Absolute durch Verputz verbirgt. Er traute dem Fundamente nicht noch den eisernen Stützen. Der Absolute glaubt an die Stützen, glaubt an das Fundament und glaubt — an seinen Stern; er hofft, daß eine gütige Zukunft den Kalk in Stein wandeln werde. Der Relative würde vor lauter Selbstkritik nie fertig werden. Und doch sind solche Conceptionen großen Stils der Wissenschaft geradezu unentbehrlich. Gewiß haben die Relativen nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, auf Risse und Unfertiges hinzuweisen oder auch das ganze Gebäude für unbewohnbar zu erklären. Eines aber bleibt: mehr als die blendendsten Apperçus spornen solche Werke aus einem Guß an, nach den höchsten Zielen zu streben; sie stellen neue Aufgaben und lassen die Probleme mit der ganzen Wucht ihrer Schwere wirken. Freilich sind es nicht Compendien, Lehr- und Lernbücher, die ich im Auge habe. Vielmehr Erzeugnisse wissenschaftlichen Geistes, die sich dem Kunstwerk nähern, bei denen deshalb auch das Absolute der Kunst sich geltend macht.

In noch höherem Maße ist das bei der Philosophie der Fall; denn sie steht überall da, wo sie nicht streng wissenschaftlich vorgehen kann, d. h. wo die Welt- und Lebensanschauung in Frage kommt, in der Mitte zwischen

Wissenschaft und Kunst. Die Philosophie verdankt daher auch beiden, den Relativen und den Absoluten, gleichviel. Jene sind zum Erkenntnißtheoretiker prädestinirt, diese zum Metaphysiker. Plato, Plotin, Spinoza, die Trias Fichte, Schelling, Hegel, dazu Schopenhauer: das sind die Größen auf dieser Seite; auf jener als höchster Gipfel, der seine Nachbarn weit überragt, David Hume. Auch an Zwischenformen fehlt es nicht unter den Heroen der Philosophie; man denke an Aristoteles, Descartes, Leibniz, Kant.

Der Metaphysiker will die Welt, das All erkennend, erfassen. Kein Stern ist ihm zu hoch: er meint ihn erreichen, keine Ferne zu weit: er meint sie durchmessen zu können. Auf diesem Ikarusfluge darf er nicht an das Wachs seiner Flügel denken, soll ihn nicht Schwindel ereilen und in todbringende Abgründe stürzen. Seine Metaphysik wird ihm daher etwas Absolutes sein. Sucht er auch, sie zu unterbauen: ihre Prämissen stehen ihm persönlich von vornherein fest und sind über allen Zweifel erhaben. Nur um des guten Tones, um der Zweifler willen stellt er eine scheinbare Prüfung an, beansprucht aber dafür auch, Alle zu überzeugen, Allen die allein selig machende Wahrheit zu beweisen.

Der Erkenntnißtheoretiker dagegen will vor Allem die Grenzen und die Sicherheit des menschlichen Erkennens festgestellt wissen. Er ist daher durch und durch relativ. Metaphysik ist ihm keine Wissenschaft, sie ist ihm ein Träumen, abhängig vom Willen, Charakter und anderen individuellen Factoren. Auch er hat gewiß seine Ansichten über das, was „die Welt im Innersten zusammenhält". Aber er wird nicht glauben, eine Ausnahme von der Regel zu sein und eine Metaphysik zu besitzen, die von dem Einfluß seiner Persönlichkeit frei ist. Im Gegentheil: er wird das Spiel durchschauen und sich dessen bewußt sein, daß in seiner Metaphysik nicht die Dinge selbst sich spiegeln, sondern in erster Linie seine eigene Individualität mit all' dem Wünschen und Hoffen, Sehnen und Streben, welches die Dinge in ihr auslösen.

Systematiker und Architektoniker sind als solche stets absolut; der Relative wird eher zum Aphorismenschreiber. Die meisten metaphysischen Genies sind zugleich große Architektoniker; ihre Systeme sind Kunstwerke, deren Bausteine sie nicht durch mühsame Kleinarbeit, sondern in künstlerischer Schau gewinnen.

Den Metaphysikern nah verwandt sind die Geschichtsphilosophen. Auch sie streben ein Wissen an weit über die Grenzen objectiven Erkennens hinaus. Und eben darum ist auch bei ihnen die Individualität von ausschlaggebender Bedeutung. Sie stellen eine wundersame Mischung von Relativem und Absolutem dar. Die Relativsten der Relativen sollten sie eigentlich sein; denn Werden, Entwicklung ist ja gerade das Object ihres Studiums. Und so weit sie Gegenwart und Vergangenheit unter dem Zeichen des Werdens betrachten, sind sie auch relativ. Absolut aber sind sie in Hinsicht auf die Zukunft. Was der Geschichtsphilosoph als Aufgabe der Zukunft ansieht, das soll und muß auch das Ziel der Geschichte sein. Was er gut und edel, gerecht und human heißt, das soll auch die Geschichte als Solches erweisen. Hätte er nicht die feste Ueberzeugung, daß seine Werthungen, Urtheile und Ziele etwas absolut Gültiges sind, das die Zukunft lediglich bestätigen kann, — er

würde nicht das undankbare Geschäft übernehmen, den Geschichtsphilosophen und damit den Propheten zu spielen. Hier hört also alle Relativität auf. Der Prophet glaubt an sich und seine Weissagung; er meint die Wage des Weltgerichts in der Hand zu haben und Völkern und Zeiten Segen oder Fluch verkündigen zu können. Den Schlüssel aber zu seiner Philosophie liefert nicht die Geschichte. Man findet ihn allein im Kopf oder besser im Herzen (vielleicht auch im Magen) des Philosophen. Sich selbst und seine Ideale sieht der Prophet in die Dinge, in die Entwicklung der Menschheit hinein.

Auch bei den *politischen Parteien* können geschichtsphilosophische Ueberlegungen eine große Rolle spielen, so bei der Socialdemokratie. Auch sie ist ein Gemisch von absolut und relativ: relativ in dem, was sie verneint und bekämpft, absolut in den positiven Idealen, die ihr etwas Definitives, der Prüfung nicht mehr Bedürftiges *sind* — oder wenigstens bis vor Kurzem *waren*.

In der Erkenntnißtheorie ist der Absolute seiner ganzen Natur nach auf den *Rationalismus* hingewiesen, der Relative auf den *Empirismus*. Jener bedarf einer festen Grenze für jede Untersuchung. Angeborene Begriffe oder Functionen, feststehende nothwendige Denkkategorien sind ihm ein Letztes, bei dem er sich willig beruhigt. Hier ein Werden nachweisen wollen, gilt ihm als Zeichen eines ebenso freveln intellectuellen Hochmuths wie dem Zoologen alten Schlages der Zweifel an der Unabänderlichkeit der Arten.

Der Relative dagegen kennt nichts principiell Unveränderliches. Daß es auch *intellectuelle* Eigenthümlichkeiten gibt, die auf dem Wege der Vererbung sich fortpflanzen, wird ihm nach allen Analogien sehr wahrscheinlich sein. Aber wie weit diese erbliche Belastung geht, ob sie Gemeingut *aller* Menschen ist oder zum Theil nur *gewissen hochentwickelten* Zeiten und Völkern zukommt: diese Frage wagt er nicht in Bausch und Bogen zu beantworten, sondern verweist auf die Erfahrung als die einzige Lehrmeisterin. Auf jeden Fall beschränkt er das Angeborene auf ein Minimum und denkt, wenn er von Erblichkeit redet, nicht an *fertige* Begriffe, sondern nur an *Anlagen*, in dieser oder jener Richtung Begriffe zu entwickeln, — Anlagen, die nicht ewig sind, sondern werden und sich wandeln.

Von *Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit* bleibt, wenn man die Ausdrücke in ihrer eigentlichen Bedeutung nimmt, unter solchen Umständen für den *Relativen* nichts übrig. Es mag Nothwendigkeit in der Welt geben: er wird das sehr wahrscheinlich finden und der Letzte sein, es zu bezweifeln. Aber von dieser Nothwendigkeit eine nothwendige Erkenntniß haben — was doch der Fall sein müßte, sollte es in unserem *Wissen* Nothwendigkeit geben —, das ist ihm ein ganz unvollziehbarer Gedanke. Er entbehrt jedoch auch nichts, wenn er diesen Schemen aufgibt. Was Erfahrung und Induction an Allgemeinheit aufzuweisen vermögen, genügt ihm völlig.

Der *Absolute* dagegen glaubt, der Boden wanke unter seinen Füßen, wenn er hört, in unserer Erkenntniß der Dinge gäbe es weder Allgemeingültigkeit noch Nothwendigkeit. Die ganze Wissenschaft sammt der wissenschaftlichen Disciplin, meint er, falle der Selbstauflösung anheim, das Wahrscheinliche müsse dem Gewissen, das Vielleicht dem Sicher gleich gestellt werden.

Und doch kommt in seinen Augen Allem, was mit Nothwendigkeit zusammenhängt, eine ganz besondere Würde zu! Damit er der gegnerischen Ansicht gerecht werden könne, müßte nicht nur sein Denkhabitus, es müßte sein ganzer Charakter, seine Lebensrichtung sich ändern.

So spielt mitten in grundlegenden wissenschaftlichen Untersuchungen die Individualität eine entscheidende Rolle. Sie theilt die Forscher in zwei Gruppen, zwischen denen eine Kluft gähnt, so tief, daß man sich gegenseitig oft kaum versteht. Die Absoluten wenigstens pflegen für die Relativen nur ein mitleidiges Lächeln und Achselzucken zu haben; denn sie sind ja auf das Festeste davon überzeugt, daß die ewige Wahrheit selbst auf ihrer Seite ist, was einzusehen die Empiristen nur ihre Seichtigkeit hindert. Die Relativen ihrerseits müßten wissen, daß nicht einzelne Behauptungen, sondern Weltanschauungen mit einander im Streite liegen. Sie müßten die Ansichten der Gegenseite in ihrem Werden zu begreifen suchen, um so auch für fremde Eigenart psychologisches Verständniß zu gewinnen.

Ganz aussichtslos ist das Streben, Den, der mit Bewußtsein und in Uebereinstimmung mit seinem Charakter in diesen Fragen Partei ergriffen hat, durch Gründe und Beweise auf die andere Seite hinüber zu zwingen. Der Liebe Mühe ist da ganz umsonst. Denn was ihn gerade zu dieser seiner Partei getrieben hat, das waren nicht Gründe, sondern etwas für Gründe und überhaupt für intellectuelle Einflüsse Unerreichbares. Man denke an Kant! Keiner der deutschen Philosophen seiner Zeit hat den Einfluß Hume's so stark verspürt wie gerade er. Er war der Erste, der die Tragweite der Nothwendigkeitstheorie des großen Schotten erfaßte. Aber er war weit davon entfernt, Hume's Bahnen zu folgen. Die Revolution, die in seinem Denken vorging, vermochte auch nicht im Geringsten die rationalistischen Grunddogmen zu erschüttern. Als ganz selbstverständliche Prämissen blieben sie stehen. Der Irrthum der Associationspsychologie war ja von vornherein unzweifelhaft; die einzige Frage war: wie ihn vermeiden? Man weiß, wie sehr Kant seinen Vorgänger schätzte und verehrte. Aber hätte man ihn im geheimen Selbstgespräch belauschen können, so würde nach vielen Lobeserhebungen seine eigentliche Meinung vielleicht der Zusatz verrathen haben: „Ein wunderlicher Kauz ist er doch, der alte Zweifler!"

Von fast noch größerer Wichtigkeit als in der Erkenntnißtheorie ist das Nothwendigkeitsproblem in der Moral. Die meisten Ethiker denken absolut. Für sie hört die Moral auf, eine Wissenschaft zu sein, wenn es nicht unbedingt nothwendige Moralprincipien gibt, zu deren Anerkennung Jeder auf dem Wege logischer Beweisführung gezwungen werden kann. Kirche, Staat und landläufige Meinung fügen hinzu: alle Laster würden frei walten, spräche man den Moralgeboten ihre unbedingt verpflichtende Kraft ab. Dem Absoluten schwindelt bei dem Gedanken, es könne Jemand den Vorwürfen wegen einer schlechten That sich entziehen wollen nicht etwa durch einen Hinweis auf die menschliche Schwäche, sondern durch die Behauptung, die That sei gar nicht schlecht, oder, wenn auch, er für seine Person erkenne keine Verpflichtung an, diese oder eine andere Schlechtigkeit nicht zu begehen. Der Vorkämpfer für



Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit ist auch hier Kant. Reinheit und Kraft des sittlichen Lebens, Autonomie und Selbstlosigkeit — Alles ist nach ihm an den kategorischen Imperativ gebunden. Was für Kant eine heilige Ueberzeugung war, Charakteranlagen entstammend und innerstem Herzensbedürfniß, durch Jugendeindrücke genährt und die geistige Atmosphäre seiner Mannesjahre: Vielen ward es seitdem ein Loosungswort, an dem sie mit Inbrunst hangen, Anderen geht es glatt von der Zunge als eine Phrase, bei der man wohl fährt in Staat und Kirche.

Auch in der Ethik also gleich zu Anfang ein Gegensatz, welcher nicht auf intellectuellen Momenten, sondern auf einer Verschiedenheit der Individualitäten beruht. Und auch hier heißt es: Gründe und Beweise verfangen nichts, wo die Macht der Persönlichkeit das Entscheidende ist. Den Demonstrationen der Einen fehlt in den Augen der Anderen die beweisende Kraft.

Die folgenden Bemerkungen können daher nicht den Zweck haben, die Absoluten zu überzeugen. Das wäre umsonst, es sei denn, daß sie durch eine Wiedergeburt zuvor zu Relativen würden. Meine Absicht ist nur, zu zeigen, daß der ethische Relativismus durch die Vorwürfe und Verleumdungen, welche sich in so überreichlicher Weise gegen ihn richten, nicht getroffen wird.

Der Relativist leugnet, daß moralisches Handeln rein um seiner selbst willen geschieht, ohne einen Zweck außer sich zu haben. An solchen Zwecken bietet sich aber nur einer. Mag man ihn Vervollkommnung, Entwicklung, allgemeines Glück oder wie sonst nennen: die Sache bleibt dieselbe. Die Menschheit als Ganzes und ihre Interessen sind der Maßstab, nach welchem Recht und Unrecht, Gutes und Böses geschieden werden. Nun ist man aber nicht immer einer Meinung über das, was der Menschheit frommt. Letzteres, also das Gute, mag sogar in vielen Fällen wirklich etwas nach Völkern und Zeiten Verschiedenes sein. Es wäre z. B. auf einer tieferen Culturstufe derselbe Verstoß gegen die Sitte unsittlich, der heute im Namen der Sittlichkeit von Denen gefordert werden muß, die berufen sind, die unsittlich gewordene Sitte zu versittlichen. Schon deshalb kann nicht die Rede sein von Unbedingtheit und ewiger Gültigkeit der sittlichen Werthe. Aber existirten auch solche Werthe, könnte in jedem Fall, wo überhaupt ein moralischer Maßstab angelegt wird, nur eine Handlung als gut und moralisch nothwendig bezeichnet werden: wie sollten wir diese Nothwendigkeit erkennen? In den Dingen mag, wird es Nothwendigkeit geben, — wir können es nur hoffen und glauben. Unbedingte moralische Werthe mögen vorhanden sein, — wir können ihre Unbedingtheit auf jeden Fall weder erkennen noch beweisen. Auch in der Moral bleiben wir stets innerhalb des Wahrscheinlichen, wie nahe es der Gewißheit oft stehe.

Es gibt keine Unbedingtheit des Gebotes; es gibt auch keine Unbedingtheit der Verpflichtung. Man müßte denn einen Zweck ausfindig machen, der von allen Menschen nothwendig als lustbringend vorgestellt und darum auch erstrebt wird. Das ist aber ausgeschlossen. Sondern so verschieden die Individualitäten sind, so verschieden ist auch das, was sie als

Glück, als möglichen Zweck ansehen. Keinem vermag man durch theoretische Gründe eine Verpflichtung aufzudrängen. Ein Selbstsüchtiger erkläre das Wohl der Gesammtheit für etwas ihm Gleichgültiges! Glaubt Ihr ihm die Verpflichtung andemonstriren zu können, jenes Wohl zum Leitstern seines Handelns zu machen? Oder denkt Euch einen Augenblicksmenschen, mit machtvollem Drange, stürmischer Leidenschaft, dem jeweiligen Genusse ganz zugewandt, in ihm völlig aufgehend, ohne Kraft der Entsagung, ohne die Fähigkeit, durch Träumen einer schöneren Zukunft sich über die Leiden der Gegenwart hinwegzutäuschen. Gewiß wäre es sehr wünschenswerth, könntet Ihr ihm durch intellectuellen Zwang die Verpflichtung aufnöthigen, sich nicht zu verzetteln, vielmehr einem höchsten Gut alle anderen unterzuordnen. Aber es ist unmöglich, wie jeder Mann der Praxis, jeder Erzieher weiß, der sich nicht in einer Welt von Träumen bewegt.

Fällt damit für den Relativen jede moralische Verpflichtung fort? Durchaus nicht! Keine Ethik, welche den Thatsachen gerecht werden will, kann der Begriffe „Verpflichtung, Gewissen“ entrathen. Nun ist, was die Pflicht betrifft, zwischen Heteronomie und Autonomie zu unterscheiden; und ebenso gibt es zwei Arten des Gewissens: das eine die Stimme der freiwillig übernommenen Verpflichtung, das andere der Widerhall eines fremden Willens.

Heteronomie ist das Gewöhnliche. Die meisten inhaltlich guten Handlungen geschehen, weil Sitte, Gesellschaft, Gesetz, Standesehre, Kirche sie fordern, also aus Furcht vor Strafen und dem Gerede der Menschen. Allen diesen Factoren ist eine verpflichtende Kraft von mächtiger Wirksamkeit eigen. Der Inhalt der Verpflichtung wechselt nach Völkern und Zeiten, die Energie bleibt. Sie kann wohl zeitweilig unter das normale Niveau herabsinken: in Zeiten des Ueberganges, wo eine neue Welt der Sitte und des nationalen Lebens sich emporringt. Das Niveau ist auch nicht stets und überall dasselbe. Heute, im Zeitalter wachsender Individualität, steht es niedriger als einst im Mittelalter, bei Völkern mit Kastenwesen höher als in Ländern, wo die Bewegung eine freiere ist. Ganz oder fast ohne Einfluß sind jene Factoren höchstens bei sinkenden, degenerirten Nationen. Die sind dann aber auch sicher dem Untergange geweiht, und keine Macht der Welt kann sie retten, es sei denn die Mischung mit jugendkräftigen Völkern. Denn „Blut ist ein ganz besondrer Saft“. Durch intellectuelle Gründe wird die äußerlich verpflichtende Kraft nie geschaffen, nie ersetzt. Die Moralsysteme mögen erstehen und vergehen, kategorische Imperative ausgedacht und bekämpft, langathmige Deductionen ersonnen und widerlegt werden: die Volkssittlichkeit richtet sich nicht danach. Der ethische Relativismus mag siegen auf der ganzen Linie der Wissenschaft: so lange jene Factoren lebenskräftig sind, bleibt das Alles ohne Einfluß. Sie sind die wahren „Stützen der Gesellschaft“. Werden sie morsch, dann allein — dann aber auch sicher — „lösen sich alle Bande frommer Scheu“. Und keine Wissenschaft wäre im Stande, dem Verfall Einhalt zu thun, vermöchte sie auch mit mathemathischer Sicherheit eine bedingungslose allgemeinmenschliche Verpflichtung nachzuweisen. Man würde ihr lachend den Rücken kehren und mit Nathan sprechen: „Kein Mensch muß müssen.“

Ungleich höher als diese heteronome Verpflichtung steht die wahrhaft sittliche: die autonome. Der Gute stellt sich freiwillig in den Dienst des Guten, nicht um äußerer Vortheile willen (sei es in der Zeit, sei es in der Ewigkeit), nicht wegen der Meinung der Menschen, nicht aus Furcht vor Strafen und Nachtheilen, sondern aus innerem Drange. Er wird nicht von außen her verpflichtet, er selbst ist der Verpflichtende zugleich und der Verpflichtete. Kein kategorischer Imperativ steht ihm dräuend gegenüber, sondern ein spontanes Gelübde bindet ihn an das Gute als an das ihm Gemäße. Nur durch Thun des Guten kann er Befriedigung und Glück erlangen; Arbeit im Dienste des Guten erscheint ihm als die allein würdige Bethätigung seiner Kräfte. Droht oder erfolgt ein Bruch des Gelübdes, so verlangen die unterdrückten Tendenzen, Triebe, Gefühle gebieterisch ihr Recht: das ist die Stimme des Gewissens.

Ueberall hier kann von Gründen und Gegengründen nicht die Rede sein. Die freiwillige Verpflichtung zum Guten — dieses höchste moralische Phänomen — kann Niemandem aufgezwungen werden. Aus dem innersten Herzen muß sie kommen als Ausfluß des guten Charakters. Nicht die Verpflichtung macht den Willen gut, sondern der Wille muß schon gut sein, um die Verpflichtung eingehen zu können. Das Problem ist nicht, einen Verpflichtungsgrund zu finden, der alle Menschen ohne Weiteres bindet und bessert. Die Kunst besteht vielmehr darin, die Menschen gut zu machen; dann kommt die Verpflichtung von selbst. Es gilt: das Wesen des Menschen erforschen, der sich dem Guten in Treue gelobt, die Motive darstellen, die ihn treiben, die Gefühle, die ihn beseelen, die Freude, mit der das Gute ihm lohnt, — und dann suchen, durch Erziehung den Einzelnen diesem Ideale nachzubilden.

Zu dieser Arbeit drängt es den Relativen noch mehr als den Absoluten. Denn die selbstgewählte Verpflichtung ist dem Ganzen etwas Naturgemäßes, nicht so dem Halben, dessen Wesen Heteronomie ist, der an Vorurtheilen, Meinung der Menschen und tausenderlei Rücksichten hängt, welche die Innerlichkeit der Verpflichtung nicht aufkommen lassen.

Der Relativismus ist also weit davon entfernt, der Moral zu schaden. Er ist es vielmehr, der zu ihren Höhen führt, zu dem freiwilligen Gelübde, welches dem Guten schlechthin gilt, seiner ewigen Wesenheit und nicht nur seinen zufälligen Erscheinungen in Gesetz und Sitte, Brauch und Form.

V.

Bisher beschränkte sich die Betrachtung auf das Individualleben. Doch auch Zeit- und Volkscharaktere lassen sich in ganze und halbe, in relative und absolute scheiden.

Aber natürlich: noch viel weniger als bei den Individuen prägt sich hier der Gegensatz rein und unvermischt aus. Stets gibt es neben der überwiegenden Masse von Menschen der einen Art, welche Völkern und Zeiten ihren charakteristischen Stempel aufprägen, Individuen der anderen Art, welche die Reinheit dieses Charakters trüben.

Doch sind auch so die Unterschiede noch groß genug und treten klar hervor. Es gibt Zeiten des Aufbauens, der Sammlung, des Befestigens, und es

gibt Zeiten der kritischen Prüfung und damit der Zerstörung, zugleich aber der Weiterentwicklung.

Bevor Philosophie und Wissenschaft dem Relativismus seine Waffen schmieden, blüht die Anbetung des Absoluten auf allen Gebieten des menschlichen Denkens und Handelns: in Religion und Mythologie wie in Recht und Moral, im politischen wie im alltäglichen Leben. So war es in dem Griechenland vor Beginn der Perserkriege. Dann ward die Wissenschaft eine Macht, es kamen die Sophisten: die Herolde des Relativismus. Sie brachten das *ἄνθρωπος μέτρον ἁπάντων* zum Bewußtsein, zugleich aber auch in Mißcredit durch die jugendlich unbesonnenen und thörichten Folgerungen, welche sie daraus zogen. Was ihnen fehlte und fehlen mußte, war jene Reife des Urtheils, welche dem Menschen nur als späte Frucht genetischer Auffassung zu eigen wird.

Im Verlauf des Peloponnesischen Krieges gewinnt der Relativismus größere Verbreitung. Doch schlägt er bald in schrankenlosen Subjectivismus, d. h. in einen neuen Absolutismus um. Dieser wird dann später, zugleich mit der griechischen Bildung, in Rom importirt. An dem Untergang der antiken Welt ist der Relativismus nicht schuld. Im Gegentheil! Er gerade hätte sie retten können, wären die Massen ihm erreichbar gewesen. Denn die stoische Moral hat in mancher Beziehung einen relativen Charakter. Die antike Welt geht zu Grunde, weil ihre führenden Völker verbraucht sind, weil Sitte, Gesellschaft und Gesetz — diese Hauptquellen heteronomer Verpflichtung — ihre verpflichtende Kraft verloren haben. Das ist auch der Grund, weshalb ein gesunder Relativismus nicht aufkommen kann, sondern nur sein Widerpart und Zerrbild. Nicht der Relativismus verdirbt also die antike Welt. Sondern sie in ihrer Verdorbenheit verdirbt den Relativismus.

Was aus dem Schiffbruch des Alterthums sich rettet, bedarf, um wieder lebensfähig zu werden, neuer Ideen und Ideale, neuen Blutes. Die geistige Verjüngung geht vom Christenthum aus, das neue Blut bringen die jugendfrischen Germanen.

Das Christenthum will, wie alle revolutionären Bewegungen, vorhandene absolute Werthe *entwerthen* und neue an ihre Stelle setzen. Es hat deshalb in seinen Ursprüngen einen stark relativen Beigeschmack. Doch nur soweit es revolutionär ist, soweit es das Recht des Individuums gegenüber althergebrachten Ordnungen und Gebräuchen betont, soweit es das religiöse Leben auf individueller Basis aufbaut. Daneben stehen von vornherein stark ausgeprägte absolute Elemente. Und diese sind es, welche in der Weiterentwicklung durchaus in den Vordergrund treten.

Das christliche Mittelalter ist das Urbild eines allseitig gebundenen, auf absolute Dogmen und Werthe eingeschworenen Zeitalters. Es ist die goldene Zeit der Autorität, und diese Autorität ist der gläubigen Menge etwas Selbstverständliches, über alle Anzweiflung und Prüfung hoch Erhabenes. Renaissance und Reformation sind die Todtengräber des Mittelalters. Mit ihnen beginnen Bewegungen, in denen wir — die Neuesten — noch mitten drin stehen. Es ist eine Zeit wachsenden Relativismus. Im Mittelalter herrscht der Herdenthier-Charakter: Stände, Classen, bestenfalls Gruppen von Menschen sind

es, die denken und handeln, wünschen und hoffen. Jetzt bilden sich Individualitäten aus; der Mensch wird auf sich selbst gestellt. Er lernt die Geister sichten und das Ueberkommene prüfen.

Zunächst sind es nur kleine Gruppen, von denen die Bewegung ausgeht: die Vornehmen der italienischen Renaissance, die Führer der religiösen Bewegung (denn die Masse der Protestanten wird alsbald in neue absolutistische Fesseln geschlagen), die neue Wissenschaft, die neue Philosophie. In der Aufklärungszeit schlägt die Bewegung größere Kreise. Heut zu Tage will man auch Bürgern, Bauern und Arbeitern das Licht des Relativismus bringen. Aufzuhalten ist die Bewegung nicht! Ob sie von Segen sein wird? Es kommt darauf an, in welchem Maße die historisch-genetische Betrachtungsweise sich unter den Menschen wird verbreiten lassen. Ohne sie ist der Relativismus Gift: er macht nicht frei, sondern ungebunden. Mit ihr ist er Segen: er befreit und bindet zugleich, — bindet mit doppelt starken Seilen, weil es der freie Entschluß ist, der die Fesseln wählt.

Seit den Tagen der Renaissance und Reformation hat nicht nur die Zahl der Menschen, welche zum Relativismus neigen, sich fortwährend vergrößert: auch neues Gebiet ist ihm zugänglich geworden. Zuerst waren es einige wenige Punkte, wo der Glaube an absolute Dogmen und Werthe erschüttert wurde. Und selbst da trat an Stelle des einen Absoluten oft nur ein anderes, so im Protestantismus an Stelle der päpstlichen Autorität die der Bibel. Aber dies neue Absolute war doch nie so absolut wie das alte; es war leichter zu erschüttern und abzuschleifen, war aus einem bewußten oder unbewußten Compromiß in den führenden Geistern hervor gegangen und daher doppelseitigen Angriffen ausgesetzt, sobald man sich seiner Compromiß-Natur bewußt wurde. Im Vergleich zum alten Absoluten muß deshalb das neue Absolute zum Relativen gerechnet werden; und der ganze Zeitcharakter ist, solange der Kampf gegen das alte Absolute im Vordergrund steht, zweifellos ein relativer. Anders jedoch, sobald dieser Kampf schweigt, sobald das neue Absolute sich festzusetzen beginnt, um schließlich gegenüber nachdrängenden relativeren Werthen und Meinungen zu einer Vertheidigungsstellung gezwungen zu werden. Da tritt dann sofort seine eigentliche Natur zu Tage: man sieht, daß auch das Neue noch ein Absolutes war. Dieser Proceß wiederholt sich unaufhörlich: jede Culturepoche hat die Neigung, das Zeitalter zu verachten, auf dessen Schultern sie steht, und das sie eben darum zuvörderst unter sich erblickt.

Trotz dieser Umwege schreitet die Relativisirung stetig, wenn auch langsam fort. Es würde zu weit führen, dies im Einzelnen nachzuweisen. Nur auf einen Punkt möchte ich noch eingehen: auf die Entwicklung der religiösen Ansichten.

Die Aufklärungszeit ist relativer als das Reformationszeitalter, unsere Zeit relativer als jene. Es handelt sich hier auch nicht etwa um große Fluthwellen des geistigen Lebens: als ob, wie auf den Radicalismus der Aufklärungszeit die „religiöse Erweckung" in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so auf den Radicalismus unserer Tage ein neuer, noch mächtigerer

Aufschwung des orthodoxen Glaubens folgen werde. Die Bewegung der Geschichte vollzieht sich zwar nicht in gerader Linie, aber sie ist auch nicht ein einfaches Hin und Her ohne Entwicklung. Sie folgt der Form einer Spirallinie: ähnliche Erscheinungen sind es zwar, die einander ablösen. Aber: „was vergangen, kehrt nicht wieder"; nur in veränderter Gestalt, auf höherer Stufe bringt die Geschichte es zurück. Das Entwicklungsfähige wächst; es wird verklärt und nimmt zu an Macht und Einfluß. Das Ueberlebte geht unter. Doch mag besondere Gunst der Umstände ihm wohl eine äußerlich glänzende Nachblüthe verschaffen, besonders wenn empörende Einseitigkeit die Parole gewesen war.

So war es bei der Wiedergeburt des Glaubens nach den Zeiten des Rationalismus. Dieser hatte das Verstandesmäßige maßlos übertrieben und bevorzugt; Herz und Gemüth erhoben sich dagegen in stürmischer Reaction. Kein Wunder, wenn dabei die Anforderungen des Verstandes ganz unberücksichtigt blieben und auf Seiten der Glaubensstreiter ein Anklang an das alte, trotzige credo quia absurdum sich vernehmen ließ. Bisher war der Intellect Alles gewesen: jetzt sollte er nichts mehr sein; auch in seinem eigentlichen Herrschaftsbereich, in streng wissenschaftlichen Fragen, wollte man ihn zum Schweigen bringen. Doch eine solche Gewaltherrschaft ist nie von Dauer. Läßt der Elan, läßt die flammende Begeisterung erst nach, so kann dem Unzeitgemäßen durch Hochdruck von autoritativer Seite her wohl noch kurze Zeit ein Scheindasein gefristet werden, aber nicht zum Besten der Sache.

Jeder Anachronismus, der seine Zeit beherrschen will, birgt die schwersten Gefahren für ruhige, stetige Entwicklung in sich. Die Kirche kann ihren Gliedern auf die Länge nicht zumuthen, sich auf den Glauben des 16. und 17. Jahrhunderts zu verpflichten. Thut sie es dennoch, so wenden sich die Gebildeten wie die Massen noch mehr von ihr ab. Und nicht nur die werthlosen Schalen würden vergehen, deren Schicksal ohnehin entschieden ist: auch der kostbare Kern liefe Gefahr, als unbrauchbar fortgeworfen zu werden. Den Häuptern der Kirche aber wäre derselbe Vorwurf zu machen wie einst den Leitern des jüdischen Volkes: daß sie die Zeichen der Zeit nicht zu deuten wissen.

Nur Eines kann retten: die Resultate der Wissenschaft anerkennen (nenne sie sich Naturwissenschaft oder Bibelkritik oder Geschichte) und sich ganz und gar auf das genuine Gebiet des Glaubens beschränken. Innerhalb dieses Bereiches ist das Christenthum gefeit gegen alle Gründe und Beweise der Wissenschaft. Gefährdet wäre es nur, wenn es gelänge, den Born zu verstopfen welchem Metaphysik und Religion entquillen. Doch das hat keine Noth: der Born fließt überreichlich.

Man wende auch nicht ein, beim Christenthum heiße es: Alles oder nichts, entweder die ganze biblische Tradition anerkennen oder auf jede Gemeinsamkeit des Glaubens verzichten! Das ist ebenso wenig nöthig, als man auf Gemeinsamkeit der moralischen, gesellschaftlichen oder politischen Anschauungen deshalb zu verzichten braucht, weil es an einem geschriebenen Codex fehlt. Das ungeschriebene Recht ist das stärkste, die ungeschriebene Sitte bindet

fester als erlernte Sittenformeln. Ob man nur die biblische oder auch die außerbiblische Tradition anerkennt, und wie weit man der ersteren zu folgen sich verpflichtet, das ist für die Masse der Gläubigen wiederum Sache der Tradition; es entscheidet darüber die Sitte, die Anschauung der Kreise, in denen sie aufwachsen. Und darum bedürfte es nur einer Folge von wenigen Generationen, um ein Christenthum concret zu gestalten und populär zu machen, welches mit der Wissenschaft in Frieden lebte und ihre Resultate durchweg respectirte. Der theilweise Gegensatz zwischen diesem Christenthum und dem früherer Jahrhunderte würde sehr bald aufhören, ein Stein des Anstoßes zu sein. Wie dem Aufklärungszeitalter sein Christenthum, so poesielos es war, als das Ideal des Christenthums und zugleich der Religion überhaupt galt, so werden auch künftige Generationen nicht daran zweifeln, daß ihre Gottesverehrung die „im Geist und in der Wahrheit" ist, daß ihr Christenthum die Ideen und Absichten des Meisters reiner und reifer zum Ausdruck bringt als irgend eine frühere Zeit.

Und dies Christenthum der Zukunft: welcher Art wird es sein? Es wird nicht alles Absolute abstreifen; anders wäre es keine Religion mehr. Aber soll auch die Zukunft in ihm ihre Weltanschauung finden, dann muß es so relativ sein, wie es eine Religion überhaupt vermag.

Den Katholiken war die ganze kirchliche Tradition etwas Absolutes, den Reformatoren nur die Bibel, den Aufklärern nur die durch Vernunft beweisbaren biblischen Dogmen. Die Religion der Zukunft wird ein Christenthum der Entwicklung sein. Es wird nicht beweisen wollen, was es glaubt, es wird seinen Glauben auch nicht einer unwandelbaren Tradition entnehmen noch ihn in starre Dogmen zwängen. Dogmatische Formeln wird es als etwas Nebensächliches, Wechselndes betrachten, das mit gewissen Zeitströmungen entsteht und vergeht. Der Grund des Glaubens wird zwar bei der Masse derselbe sein, der es immer gewesen ist und allein sein kann: Erziehung, Gewöhnung, Herkommen, Sitte. Bei den autonom Glaubenden aber, besonders bei den geistigen Führern, wird es allein die innere Wahrheit des Glaubens sein, welche überzeugt, wie es ja auch bei den Gedanken eines Goethe, eines Lessing der Fall ist, wie ja auch das Schöne keiner autoritativen Bestätigung bedarf, um als schön empfunden zu werden. Das Absolute, das einer äußeren Autorität anhaftet, geht jener inneren Wahrheit zwar ab, aber dafür ist die Ueberzeugung, welche ihr entstammt, als eine frei geschaffene, selbstgewählte um so sicherer und unerschütterlicher. Sie beruht auf festem Grunde: auf der Thatsache, daß einerseits das menschliche Gemüth Gefühle, Stimmungen und Triebe hervorbringt, durch die es sich in ein Verhältniß zum All setzt, und daß andererseits das Christenthum diese Grundelemente religiösen Lebens in Worte gekleidet und zu einer Gesammtanschauung verbunden hat, welche den Bedürfnissen der großen Mehrheit des Menschengeschlechtes ungleich besser entsprechen als alle übrigen Religionen. So lange diese Bedürfnisse dieselben bleiben, wird auch dem Christenthum der Zukunft bei der Masse des Volkes wie der Gebildeten der Eindruck innerer Wahrheit nicht fehlen.

Doch ein Einwand liegt nahe. Beweist nicht die Geschichte des Atheismus, daß auch das Christenthum bald zu den überwundenen Standpunkten gehören wird?

Im vorigen Jahrhundert wurde vielfach die Frage ventilirt, ob ein Atheist ein tugendhafter Mensch sein könne; die Möglichkeit wurde auch von philosophischer Seite in ernsten Zweifel gezogen. Voltaire, der große Relativist und noch größere Spötter, war weit davon entfernt, Atheist zu sein. Er war nicht einmal Pantheist, sondern ein ganz rechtschaffener Deist. Auch heuchelte er nicht etwa: sein Gott war ihm als Bürge für die moralische Ordnung und als Weltschöpfer unentbehrlich. Eine unendliche, anfangslose Reihe von Zuständen konnte Voltaire sich nicht vorstellen. In diesem Punkte dachte er so absolut wie jene Wilden, welche die Erde auf einem Elephanten, den Elephanten auf einer großen Riesenschildkröte ruhen lassen.

Und heute? Ganze Volkskreise sind atheistisch gesinnt oder reden sich wenigstens ein, sie seien es. Doch das ist sicher nur eine vorübergehende Erscheinung, und die Schuld an ihr darf man nicht dem Relativismus als solchem beimessen. In Zeiten freilich, wo das Absolute herrscht, wäre eine derartige Bewegung, die sich zu mehrtausendjähriger Ueberlieferung in scharfen Gegensatz stellt, ohne allen Zweifel ganz undenkbar. Aber trotzdem gilt, daß der Atheist viel absoluter ist als der Theist. Was sich in der atheistischen Strömung kund gibt, ist ein Relativismus, den besondere Zeitumstände (die politischen und wissenschaftlichen Verhältnisse) auf eine falsche Bahn gebracht und in sein Gegentheil, den Absolutismus, verkehrt haben.

Die Socialdemokratie als radicalste Partei greift naturgemäß zur radicalsten Weltanschauung. Von oben her tönt es: dem Volk muß die Religion erhalten werden; und viele „Stützen der Gesellschaft“ sprechen das Wort nach in der Hoffnung, mit der Religion werde sich auch zugleich die herkömmliche Macht- und Gewinnvertheilung erhalten. In seinen officiellen Vertretern stellt sich das Christenthum den Plänen der Socialdemokratie entgegen: zur Strafe wird es als culturfeindliche Macht verschrieen und verfolgt. Der mächtige Aufschwung der Naturwissenschaften hatte einen blinden Glauben an ihre Leistungsfähigkeit zur Folge. Seichte Denker übertrugen diesen Glauben sogar auf das Object der Naturwissenschaft: auf die Materie. Sie wurden von den conservativ-orthodoxen Parteien mit dem Anathema belegt und mit dem Materialismus zugleich die Naturwissenschaft als seine Quelle. Alles aber, was von den herrschenden Classen, als ihren Interessen entgegen, verfolgt wird, findet natürlich an den Socialdemokraten wärmste Vertheidiger.

Alles dies macht es verständlich, daß der materialistische Atheismus scheinbar zu einer Massenweltanschauung werden konnte. So bald jedoch die allgemeine Lage sich ändert, wird auch diese Erscheinung verschwinden. Der Materialismus ist schon jetzt in der Wissenschaft stark in Mißcredit gekommen, die Socialdemokratie (trotz Allem, was scheinbar dagegen spricht!) auf dem Wege, sich in eine bürgerliche Oppositionspartei umzuwandeln. Und ist der Classengegensatz und Classenhaß erst beseitigt oder wenigstens gemäßigt, so melden sich auch alsbald die jetzt unterdrückten Triebe wieder. Bei der atheistischen Weltanschauung wird die Masse sich auf die Dauer niemals wohl fühlen. Dem Durchschnittsmenschen ist sie viel zu phantasielos, zu

prosaisch, zu verneinend, zu radical gegenüber gewissen Gemüthsbedürfnissen, die, als allgemein menschliche, auch ihm nicht fremd sein können. Außerdem ist er zu feige, um nicht immer wieder an Verneinung und Zweifel irre zu werden. Die Wechselfälle des Lebens, Krankheit und plötzlicher Tod, Gewitter und Naturkatastrophen lassen ihn seines Atheismus nicht froh werden. Immer von Neuem wird in ihrer Sprache ihm die Frage in den Ohren klingen: Wenn doch ein Gott lebte, zu strafen und zu rächen?

Die weite Verbreitung des Spiritismus ist eine bedeutsame Erscheinung. Ob an seinen angeblichen Wundern Alles Betrug ist, oder ob räthselhafte Naturkräfte im Spiel sind — das zu untersuchen ist Sache der Wissenschaft. Für das Gros seiner Anhänger hat auf jeden Fall der Spiritismus keine andere Bedeutung als für das Rom der Kaiserzeit Aberglaube, Magie und Mysteriendienst. Auch heut zu Tage bestätigt sich die alte Erfahrung, daß Unglaube und Aberglaube Hand in Hand gehen. Die metaphysischen Bedürfnisse der Menschennatur verlangen Befriedigung; finden sie dieselbe nicht auf legalem Wege in einer religiösen Weltanschauung, so versuchen sie es auf Schleichwegen. So betrachtet, ist die spiritistische Bewegung unserer Tage ein Zeichen für weit verbreitete Sehnsucht nach Religion.

Alle diese Thatsachen sind nicht hinwegzuleugnen. Sie scheinen mir die Auffassung nahe zu legen, daß die atheistische Strömung nur eine vorüberrauschende Woge ist, daß über kurz oder lang eine Zeit kommen wird, wo auch die Masse der Arbeiter dem Christenthum wieder freundlich gegenüber steht. Freilich nicht dem Christenthum der Staatskirche, der starren Orthodoxie, des Wunderglaubens, sondern dem Christenthum der Entwicklung!

Es gebricht an Raum für den Nachweis, daß auch auf den übrigen Gebieten menschlichen Lebens die absolutistische Denkweise in den letzten Jahrhunderten allmählich eingeschränkt und gemildert ist, ohne jedoch irgendwo ganz zurückgedrängt zu werden.

Nur noch ein kurzes Schlußwort sei mir gestattet, die heutige Lage betreffend!

Gerade in den letzten Jahrzehnten waren große Fortschritte des Relativismus zu verzeichnen. Das wirkte auf viele Menschen wie neuer Wein. Es machte sie trunken und verdrehte ihnen die Köpfe. So sind manche Tageserscheinungen zu erklären: die Anbetung Nietzsche's und des Uebermenschenthums, das Treiben der Anarchisten, der Modernsten in der Kunst und Aehnliches.

Der wahre Relativismus lehrt: Alles ist geworden; Autoritäten und sonstige Bande sind nicht ewig, sie mußten entstehen und sich entwickeln. Die Pseudorelativisten machen daraus: es gibt überhaupt keine Autoritäten, keine Pflichten, keine Fesseln mehr. Jener lehrt: der moralische Mensch unterwirft sich freiwillig dem Guten, das er als solches erkennt, und der Sitte, in die das Gute sich kleidet; diese sagen: der moralische Mensch erkennt überhaupt keine Schranke an. Jener: die Moral muß individuell sein; diese: das freie Sich-Ausleben jeder Individualität ist die einzige Moral. Jener: Gesetze wechseln, sie werden und vergehen, aber die Gesetzmäßigkeit bleibt; diese: jedes Gesetz ist überflüssig und schädlich obendrein. Jener: die allgemein menschliche

Vernunft schafft das Absolute, sie zerstört es auch wieder, indem sie sich und ihr Thun begreift; diese: Ich, der einzelne Mensch, bin das Absolute und schaffe das Absolute.

Was die Modernsten anstreben, ist ein schrankenloser Subjectivismus, also kein Relativismus, sondern sein Gegentheil: ein neuer Dogmatismus. Es ist ein Absolutismus der Selbstsucht, der darauf ausgeht, das eigene Ich zu erheben und zu verherrlichen. Der wahre Relativismus dagegen überzeugt von nichts so sehr wie von der Kleinheit und Armseligkeit menschlichen Wesens und Wissens.

Unverkennbar ist eine gewisse Aehnlichkeit zwischen unseren Tagen und den Zeiten des Niederganges der antiken Welt. Doch waren damals weitere Volkskreise von dem Gift des Subjectivismus durchseucht als heutzutage; die Stützen heteronomer Verpflichtung waren morsch, die Völker degenerirt. Wir Deutschen haben Grund, uns noch nicht zu den sinkenden Nationen zu zählen. So dürfen wir denn hoffen, daß auch das „Erdreusten" der Modernen nur ein Uebergangsphänomen sei. Es gehört zu den Geburtswehen, welche das Nahen einer neuen Zeit verkündigen, — einer Zeit, in welcher die äußere Verpflichtung in demselben Maße zurücktreten wird, in dem die innere, wahrhaft sittliche an Bedeutung gewinnt.

Für den Mißbrauch, den unreife Geister mit dem Relativismus treiben, darf dieser so wenig verantwortlich gemacht werden wie die Naturwissenschaft für die Irrfahrten des Materialismus. Den Proceß zunehmender Relativisirung kann Niemand aufhalten; er ist eine geschichtliche Nothwendigkeit. Doch wird es nie so weit kommen, daß die Absoluten und das Absolute völlig verschwinden. Im Gegentheil: die Halben werden den Ganzen zu allen Zeiten numerisch überlegen sein.

Für starke, große Persönlichkeiten ist der Relativismus das Lebenselement. Sie haben in *sich* selbst ihren Halt: darum bedürfen sie keiner äußeren Autorität. Sie sind gesund: darum ist das Gute zugleich das ihrem Wesen Gemäße. Unfreien Geistern dagegen, schwankenden Naturen, Denkträgen und Denkschwachen bringt der Relativismus Fluch und nicht Segen. Den Halben ist es nicht gegeben, aus ihrer Haut zu fahren und Ganze zu werden. Keine Metamorphose vermag den Absolutismus zu bannen; schlimmsten Falls wird er zur Caricatur des Relativismus, zum Subjectivismus.

Im Hinblick auf die Zukunft bleibt also den Menschen ein Doppeltes: Eins sollen sie thun, ein Anderes lassen. Dem natürlichen Lauf der Dinge sollen sie sich nicht entgegen stemmen; es wäre umsonst, denn er ist unabänderlich. Statt dessen strebe Jeder, sich und Andere zu kernigen Individualitäten auszubilden, damit das kommende Neue *ganze* Menschen vorfinde, die seinen Anforderungen gewachsen sind. Ein *Ganzer* aber kann Niemand sein, der nicht von historisch-genetischem Standpunkt aus das Seiende betrachtet. Der Institutionen und der Sitte Recht zu erfassen und Unrecht zu ertragen, vermag nur Der, welcher ihr Werden erkennt und in seiner Nothwendigkeit begreift. Deshalb heißt es: historische Denkweise verbreiten, und andererseits: geistiger Eigenart freien Spielraum gewähren, den Charakter stählen, das Herz wacker, die Gesinnung gut machen.

Der „Rechte“ der Gräfin Hahn-Hahn.

Eine Liebesgeschichte aus vormärzlicher Zeit.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Literaturgeschichtliche Arbeit, die auf andere als rein ästhetische Zwecke gerichtet ist, wird secundäre Schöpfungen von nachweisbarem Einfluß ebenso berücksichtigen müssen wie Erzeugnisse von allgemeinem und dauerndem Werth. Handelt es sich um Erforschung der Geschmacksrichtungen und Tendenzen eines bestimmten Zeitabschnittes, so können die ersteren unter Umständen wichtiger sein als die letzteren. Shakespeare, der fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode vergessen war, und zu dessen Wiederentdeckung es eines reichlichen Jahrhunderts bedurfte, kann auf seine Zeitgenossen größere Einwirkungen nicht geübt haben; von Goethe wissen wir, daß er während der zweiten Hälfte seines Lebens an Einfluß und Popularität nicht nur hinter Schiller und Jean Paul, sondern zeitweise sogar hinter Lafontaine und Frau von Paalzow zurückstand. Man kann für alle Zeiten gelebt haben, ohne die eigene Zeit beherrscht zu haben, und umgekehrt. Nur allzu häufig sind die wahren Beherrscher des Zeitgeschmacks Größen zweiten Ranges — zuweilen auch solche gewesen, die der dritten oder einer noch niedrigeren Ordnung angehört haben.

Wenn das für Deutschland in noch höherem Maße gilt als für andere Länder, so kommt dafür der Umstand in Betracht, daß die führenden Geister unserer Nation nur ausnahmsweise den politisch und social maßgebenden Classen angehört haben. An Denkern und Dichtern, die Geschmack und Bildung ihrer Nation bestimmten, ist der deutsche Adel ärmer gewesen als derjenige irgend eines anderen europäischen Culturvolkes. Nach Männern vom Range der Bacon, Shaftesbury, Byron, Walter Scott und Lyttow-Bulwer oder der Montesquieu, Condorcet, Chateaubriand u. s. w. sieht man sich in der älteren Geschichte des deutschen Volkes vergeblich um; selbst die russische Aristokratie, der die Von-Wisin, Puschkin, Lermontow, Chomjakow und Turgenjew angehörten, ist in dieser Rücksicht vor der unsrigen begünstigt gewesen. Als die Regel bestätigende Ausnahmen sind allein die beiden Humboldts anzusehen; daß die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg Dichter waren und einer Dichtergesellschaft beitraten, ist cultur-

geschichtlich sehr viel bedeutsamer gewesen als in literarischer Hinsicht. — Damit aber nicht genug. Während die Bürgerlichen unter den großen Schriftstellern der Engländer und Franzosen gleichsam von selbst in die dirigirende Classe aufstiegen und Bildung und Interessen derselben vollauf theilten, galt in Deutschland das Gegentheil als Regel. Nicht nur, daß unsere großen Denker — etwa Leibniz und Goethe ausgenommen — innerhalb des Bürgerthums, welchem sie entsprossen waren, verblieben: die einzelnen, dem Adel angehörigen Vertreter deutschen Schriftthums assimilirten sich der Bürgerlichkeit, indem sie dabei von der Sphäre ihres Ursprunges abrückten. Schriftsteller, die zugleich das Gewicht ungewöhnlichen Talents und hohen gesellschaftlichen Ranges in die Wagschale geworfen hätten, sind bei uns kaum vorgekommen.

Unter dem egalisirenden Einfluß des Zeitgeistes hat sich das allmählich geändert. Seit der Wende des 18. Jahrhunderts begegnen wir in der deutschen Literaturgeschichte specifisch aristokratischen Schriftstellern, denen ein größerer Einfluß auf ihre Zeit beschieden war. Größen ersten Ranges haben freilich auch hier gefehlt. Sieht man von Platen ab, der immerhin unter die bedeutendsten Lyriker des 19. Jahrhunderts gehört, so handelt es sich fast ausschließlich um literarische patres minorum gentium — besten Falls um Modeschriftsteller im höheren Sinne. An erster Stelle ist hier der Fürst Pückler-Muskau zu nennen, dessen „Briefe eines Verstorbenen" viele Jahre lang den Ton des deutschen Feuilletons und insbesondere der Reisebeschreibung bestimmt haben. Beziehungen auf den „Verstorbenen" kehren in der deutschen Literatur und Literaturgeschichte der dreißiger Jahre gerade so häufig wieder, wie das ein Decennium früher mit dem „großen Unbekannten" (Walter Scott) der Fall gewesen war. Von Anderen abgesehen, beweisen Heine's Deferenz und Börne's Feindseligkeit gegen den hochgeborenen Collegen den Eindruck, den die „Briefe" allen Schichten der deutschen Gesellschaft zurückgelassen hatten. An diesem Erfolge war die Neuheit des behandelten Gegenstandes bekanntlich nicht minder betheiligt gewesen als die Originalität Pückler-Muskau's. „Le grand monde peint par lui-même" — eine erste Gelegenheit zum Einblick in das Leben einer Gesellschaftsschicht, deren Treiben sonst von dichten Schleiern umgeben gewesen war, und zugleich die erste Bekanntschaft mit einer Betrachtungsweise, die der herkömmlichen direct zuwider lief! „Hatten die Schriftsteller sonst so schwärmerisch, begeistert und idealistisch wie möglich gethan", so lernte man jetzt einen Mann kennen, „der etwas blasirt, aber höflich und kühl auftrat, ohne Illusionen war, aber an gute Kleider und gutes Essen gewöhnt zu sein schien". Das Erstaunen darüber, daß ein vornehmer Herr unter die deutschen Belletristen gegangen war, und daß er zu uns Bürgersleuten von der großen Welt und im Tone derselben geredet hatte, hielt länger als ein Jahrzehnt vor. Die „Briefe eines Verstorbenen" waren vor Ausbruch der Julirevolution geschrieben und gegen das Ende des Jahres 1830 veröffentlicht worden. Nichtsdestoweniger glaubte der jugendliche Georg Herwegh seine elf Jahre später erschienenen ersten Dichtungen nicht wirksamer einführen zu können als dadurch, daß er sie „Gedichte eines

Lebendigen“ nannte und daß er sie mit der gegen den „Verstorbenen“ gerichteten Herausforderung einleitete:

> O Ritter, todter Ritter,
> Leg Deine Lanze ein,
> Sie soll in tausend Splitter
> Von mir zertrümmert sein —

einer Rodomontade, die dem damals sechsundfünfzigjährigen Fürsten zur besonderen Ergötzung diente und für einen Beweis der unverwüstlichen Frische seines Autorrufs galt.

Noch bevor Pückler-Muskau an den Ausgang seiner Schriftstellerlaufbahn gelangt war, trat ihm eine Standesgenossin zur Seite, deren Erfolge hinter den seinigen nicht zurückblieben und einen literarischen Aufstand erregten, der erst gegen Ende der vierziger Jahre zur Ruhe kam. Wer von der Gräfin Ida Hahn-Hahn und deren Romanen nur aus der Literaturgeschichte weiß, möchte zu glauben versucht sein, sie sei niemals ernsthaft genommen, sondern von Hause aus als tragikomische Figur behandelt, hier ausgelacht, dort bemitleidet worden. Das wirkliche Verhältniß ist ein ganz anderes gewesen. Ihrer Zeit sind die Romane „Aus der Gesellschaft“ mit einem Eifer und einer Aufmerksamkeit gelesen worden, wie sie anderen Erscheinungen der nämlichen Schriftgattung damals und später nicht gegönnt waren. So sichtlich stand die Verfasserin im Vordergrunde der öffentlichen Theilnahme, daß die Parteinahme für und wider sie zeitweise eine Art von Bekenntniß bedeutete, daß ihre Person und ihre Schriften in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft gleichmäßig discutirt wurden, und daß man Spuren der von ihr geübten Wirkung noch begegnete, als diese Wirkung selbst längst vorüber war. Auch in Kreisen, die zu den aristokratischen Tendenzen der Hahn-Hahn in bewußtem Gegensatz standen, galt die Verfasserin der „Ilda Schönholm“ viele Jahre lang für eine der Sand ebenbürtige Schriftstellerin, wenn nicht für die deutsche George Sand. Fanny Lewald, deren im Jahre 1847 erschienene Satire „Diogena“ dem Ansehen der Gräfin den letzten schweren Stoß gab, hat mit dem Eingeständniß nicht zurückgehalten, daß die Hahn-Hahn'schen Romane ihr anfänglich „sehr imponirt hätten“. — „Gab man die Grundlagen der Charaktere zu,“ heißt es in einer ihrer Aufzeichnungen, „so waren sie mit Meisterschaft durchgeführt; die Reflexionen der Gräfin hatten etwas Blendendes, ihre Empfindungen waren zuweilen tief — sie war in jedem Betracht ein großes Talent“[1]). Noch Jahr und Tag später, als entgegengesetzte Erwägungen die Oberhand behalten und als die wohlgezielten Pfeile der Lewald'schen Schrift ihre volle Wirkung gethan hatten, bestritt eine der verbreitetsten radicalsten Popular-Publicationen, Adolf Glaßbrenner's „Komischer Kalender“, das Lachbedürfniß des Berliner Publicums zu nicht ganz geringem Theil mit Scherzen auf die „Gräfin Ida Kikeriki“, deren „perlende Seufzer und diamantene Grüße“, die a. a. O. ebenso häufig wiederkehrten wie die „Stammbaum-Ritte auf den

---

[1]) Meine Lebensgeschichte. Dritte Abtheilung (Befreiung und Wanderleben). Th. II. S. 155.

Blocksberg". Der viel verspotteten Schriftstellerin wandten aber auch andere und ernsthaftere Leute ihre Aufmerksamkeit zu. Obgleich die großen Ereignisse des Jahres 1848 die Romane „Aus der Gesellschaft" so gut wie vollständig verweht und ganz andere Probleme als diejenigen der Auffindung des „Rechten" auf die Tagesordnungen deutscher Männer und Frauen gesetzt hatten, sah Julian Schmidt sich veranlaßt, dieser vormärzlichen Frau zwölf Seiten seiner im Jahre 1851 erschienenen „Literaturgeschichte" zu widmen und in eine Polemik gegen sie einzutreten, welche gegenstandslos gewesen wäre, wenn es sich um eine abgethane und begrabene Erscheinung gehandelt hätte. Ein Theil dieser Auseinandersetzungen des verdienstvollen Kritikers galt allerdings dem kurz zuvor stattgehabten Uebertritte der Gräfin zur katholischen Kirche. Daß diese Conversion in Tagen noch nicht dagewesener politischer Erregung zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit geworden war, bewies aber zum Ueberfluß, daß die viel genannte Frau auch Denjenigen merkwürdig geblieben war, die längst mit ihr fertig geworden zu sein glaubten.

Gemeinhin pflegt man der Verfasserin der „Faustine", des „Rechten" und des „Sigismund Forster" neben Pückler-Muskau und den Jungdeutschen den Platz anzuweisen und Gewicht darauf zu legen, daß ihr erster Roman den „Briefen des Verstorbenen" und der „Lélia" George Sand's auf dem Fuße gefolgt sei. Charakteristischer dürfte indessen sein, daß das Auftreten der Hahn-Hahn in eine Zeit fiel, zu welcher ein Umschwung des deutschen Wirthschaftslebens eingetreten war, der tiefgreifende Veränderungen in der socialen Stellung des weiblichen Geschlechts vorbereitete. In der durch den Untergang der alten Naturalwirthschaft verwandelten Welt fand sich (nach Treitschke's treffender Bemerkung) die Frau „schwerer zurecht als der Mann und wurde sie an ihrem natürlichen Berufe irre. Die alte, vorsorgliche Wirthschaft . . . verbot sich jetzt von selbst, die weibliche Handarbeit im Hause verlor Sinn und Werth... Das patriarchalische Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde ging zu Grunde . . . den Frauen kam ein guter Theil ihrer gewohnten, stillen Wirksamkeit abhanden, sie fühlten sich unglücklich in einem halb zwecklosen Leben. Da überdies die Eheschließung in den höheren Ständen . . . erschwert wurde, wuchs die Zahl der unbefriedigten, der kranken und nervösen Frauen beständig an und stand die Welt vor einer Frauenfrage, welche die einfachere Vorzeit nicht gekannt hatte" (Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 508). Es darf hinzugefügt werden, daß diese durch die Wandlungen der Zeit herbeigeführten Stimmungen vielfach auch da Platz griffen, wo an den Existenzbedingungen des weiblichen Geschlechts Wesentliches noch nicht verändert worden war, und daß die „Unbefriedigung" der Frauen mit dem politischen Mißvergnügen der Männer in engem Zusammenhang stand. Der allmähliche Zusammenbruch der alten Autoritäten in Staat und Gesellschaft hatte den Frauen nicht verborgen bleiben können und war von ihnen in das Weibliche übersetzt, d. h. auf diejenigen Verhältnisse angewendet worden, welche die Schranken der weiblichen Existenz bilden. Bei der Unfertigkeit unserer politischen Bildung und dem Vorwiegen literarischer und philosophischer Interessen war es ohnehin unvermeidlich gewesen, daß der erwachende Oppositionsgeist ziellos über die

verschiedensten Gebiete schweifte und daß vielfach Dinge in Frage gestellt wurden, an denen in Wahrheit Niemand etwas geändert sehen wollte. Bei den in den Wirbel der Bewegung gezogenen Frauen mußte das in noch höherem Maße der Fall sein als bei den Männern, die mindestens auf den Gebieten ihres Berufes festen Boden unter den Füßen behalten hatten.

Was noch fehlte, wurde durch die eigenthümliche Beschaffenheit der weiblichen Bildung unserer höheren Gesellschaftsclassen beschafft. Außerhalb der Kreise, in denen das festgefügte Kirchenthum der Väter die alt- und wohlbegründete Herrschaft behauptete, war man unter den Einflüssen einer Schönseligkeit empor gekommen, an welcher Jean Paul und die späteren Romantiker gleichen Antheil hatten. Während die Männer sich aus der „Art und Unart" der rein literarischen Epoche heraus zu arbeiten begannen, waren die Frauen — und vielfach die begabtesten und besten von ihnen — in den Ueberlieferungen der Sentimentalität stecken geblieben.

Allen Grundes entbehrte es ja auch nicht, wenn sie in dem Umschwung, der sich seit den dreißiger Jahren bei uns vollzog, einen Abfall von den idealen Interessen sahen, der mit Verarmung des geistigen Lebens und banausischer Versenkung in die Materie gleichbedeutend sein sollte. Verglichen mit dem Antheil, den das weibliche Geschlecht an der Zeit-, Literatur- und Gesellschaftsbewegung des classischen und des romantischen Zeitalters besessen hatte, war es mit dem Einfluß der deutschen Frauen auf die Männer in der That zurückgegangen. Von den Dingen, welche seit Ausgang der literarischen Periode die Männer beschäftigten, wußten die Frauen überdies nichts oder doch nur wenig. Und woher hätte solches Wissen auch kommen sollen? Ueber den Staat und dessen Interessen war im „Wilhelm Meister" und den „Wahlverwandtschaften" ebenso wenig zu finden wie im „Titan", dem „Hesperus", den Tieck'schen und den Hoffmann'schen Erzählungen. Vaterland, Freiheit und Volksthum waren unbekannte oder doch inhaltlose Begriffe geblieben, so lange harmonische Entwicklung des Individuums, Erziehung zum Weltbürgerthum und zu ästhetischer Betrachtungsweise die vornehmsten Ziele der Bildung abgegeben hatten. Daß es eine andere als die bürgerliche und private Moral geben könne, und daß die Beschäftigung mit dem Staate und dessen Aufgaben eine ideale Seite habe, ging ja auch einem großen Theil der Männerwelt erst nach langen und erbitterten Kämpfen auf. War da zu verwundern, daß die in der Welt des schönen Scheins, der zarten Empfindungen und „holden Hindernisse" empor gekommene Frauengeneration die herrschend gewordene Versenkung in die Aufgaben des Staats-, Wirthschafts- und Erwerbslebens als Rückschritt ansah und über zunehmende Verödung ihrer Existenz klagte?

Aber noch in anderer Beziehung wirkten die Ueberlieferungen der schönseelig-ästhetischen Periode verwirrend auf das Leben ein, das sich in dem Deutschland der dreißiger Jahre zu entfalten begann. Unter dem Einfluß einer Anschauung, welche den Dichter als den einzigen wahren Menschen erscheinen ließ, war das Bürgerthum in die Gefahr gerathen, den sittlichen Halt zu verlieren und aus seiner natürlichen Sphäre — derjenigen der Arbeit und Pflichterfüllung — herauszustreben. „Nur der Adel, die Classe der Genießen-

den, die ihre Freiheit an keinen bestimmten Beruf verpfändete, sollte an der Poesie des Lebens Theil haben." Unaufhörlich wiederholt, war dieser Gedanke Gemeingut der Gebildeten geworden. Die „gute Gesellschaft", in welche „Wilhelm Meister" und „die Wahlverwandtschaften", „der Geisterseher" und dreißig Jahre später die „Epigonen" Immermann's die deutsche Leserwelt geführt hatten, übte eine Anziehungskraft, die zu dem Gehalt, welchen diese Gesellschaft besaß, außer allem Verhältniß stand. Auch nachdem der ideale Glanz gewichen war, mit welchem die großen Dichter die Aristokratie umgeben und ihre moralische Armuth verhüllt hatten, wirkte die Anziehungskraft der privilegirten Kreise weiter fort und zog sie Diejenigen in ihre Wirbel, denen allseitige Ausbildung für den letzten und höchsten Zweck des Daseins galt. Pückler-Muskau hatte ohne bestimmte künstlerische Absicht und lediglich, weil er selbst ein vornehmer Herr war, von dem Leben der großen Welt erzählt, die auf ihn folgenden Romanschriftsteller hatten den Faden der alten ästhetischen Tradition dagegen bewußt aufgenommen und in die Farbe getaucht, welche des „Verstorbenen" realistischen Schilderungen eigenthümlich gewesen war. Der pretiöse und junkerhafte Ton, den die Romane der Gräfin Hahn-Hahn anschlugen, war Pückler-Muskau abgelernt worden — das Recht, ihre Gesellschaftssphäre als die ästhetisch allein berechtigte zu behandeln, hatte die Verfasserin dagegen aus unserer classischen Literatur abgeleitet. Daß Grafen und Gräfinnen die privilegirten Träger derjenigen Ideen seien, welche dem Leben den idealen Inhalt gaben, das schienen ja auch die Meister deutscher Erzählungskunst angenommen zu haben, Allen zuvor Jean Paul, der kleine Höfe und vornehme Salons als die gefriedeten Stätten höherer Bildung und wahrer Seelenschönheit verherrlicht hatte. Konnte da verwunderlich erscheinen, wenn eine vornehme Dame auch noch in den Tagen vorschreitenden Einflusses des „dritten Standes" ihre Gesellschaft als die erstberechtigte behandelte? Der dritte Stand selber war in diesem Betracht mindestens getheilter Meinung. Fanny Lewald hat mit dem Bekenntniß nicht zurückgehalten, daß selbst die gebildeten und wohlhabenden Kreise, denen sie angehörte, noch in den vierziger Jahren eine gewisse Empfänglichkeit für die Reize der sogenannten vornehmen Welt besessen hätten. Die geistreiche Frau hat das in außerordentlich lebensvoller Weise dargestellt, indem sie in dem Bericht über den eigenen Lebensgang das Folgende u. A. sagt: „Wenn ich in der Kanzelstube saß und auf die Nachbarhäuser und die Nachbarn blickte, auf den Materialwaarenhändler und den Klempner, und dabei an den Mittag dachte, und ob die Köchin auch nichts verderben werde; oder wenn ich Abends die Gesellschaft der Männer um mich hatte, die müde gearbeitet und voller Sorgen waren, so dünkte es mich gar zu beneidenswerth, wenn die Romangräfinnen (sc. der Hahn-Hahn) in rosa Mousselinekleidern mit schwarzseidenen Schuhen auf der Plattform des Mailänder Doms saßen, auf das Land und auf die schneebedeckten Alpen schauten, keine Sorgen hatten und obendrein über alle Maßen geliebt wurden."

Daß die in den Hahn-Hahn'schen Romanen erörterten Probleme sich vielfach mit denjenigen berührten, welche kurz zuvor von George Sand und den Dichtern des jungen Deutschlands auf die Tagesordnung gesetzt worden waren.

ist bekannt. Den Muth, die Ehe als solche in Frage zu stellen und das Verhältniß der beiden Geschlechter nach Kriterien des Gefühlslebens zu beurtheilen, hätte die Verfasserin des „Rechten", der „Gräfin Faustine" und der übrigen Romane „Aus der Gesellschaft" schwerlich aufgebracht, wenn verwandte Anschauungen nicht bereits von diesen Schriftstellern ausgesprochen und in die Mode gebracht worden wären. Anderweite Abhängigkeit von der Sand und deren Seitengängen wird der Gräfin Hahn-Hahn dagegen nicht nachgewiesen werden können. Ihr geistiges Naturell war von demjenigen der genialen Französin durchaus verschieden, ihre Tendenz derjenigen der neuromantischen und der jungdeutschen Schule entgegengesetzt. Ihre Grundanschauungen hatten mit denjenigen der Vertreter des Radicalismus und der socialen Revolution nicht das Geringste gemein. Bei Jenen stand die Verwerfung der Ehe mit einer Kriegserklärung gegen die gesammte bestehende Gesellschaftsordnung in nächster Verbindung. Auf nahezu allen Gebieten des Lebens gedachten diese neuen Stürmer und Dränger das bestehende System durch ein anderes zu ersetzen und das Oberste zu unterst zu kehren. Zugleich mit dem genialen Individuum sollten auch die Classen emancipirt werden, welche die Fesseln des überkommenen autoritären Zustandes vornehmlich getragen hatten. Davon ist in den Schriften unserer Gräfin nirgend die Rede; sie steht auch in diesem Betracht auf dem Standpunkt des classischen Zeitalters, das allein diejenigen Schichten berücksichtigt hatte, die in die Sphäre der Kunst und Schönheit vorgedrungen waren. Zu einer Polemik, wie die berühmte Französin sie gegen die alte Gesellschaft eröffnete, hätte das Talent ihrer deutschen Zeitgenossin überdies nicht ausgereicht; zu solcher Polemik fehlte der in der Enge der privaten Existenz emporgekommenen Deutschen die Veranlassung und außerdem die Bildung. Sie hatte der Welt nur von Dem zu sagen, was sie selbst erlebt und empfunden, — die Welt des Herzens war die einzige, in welcher sie sich orientirt hatte. Von dem großen Kampf der Zeit wußte sie ebenso wenig wie von dem Kampf, den die eigene Nation um die Gewinnung würdiger Staats- und Gesellschaftsformen führte, und von welchem sich allein diejenige Schicht ausgeschlossen hatte, in deren Namen sie redete. — Um das zu verdeutlichen, wird ein Blick auf die Verhältnisse geworfen werden müssen, unter denen Ida Hahn-Hahn aufgewachsen war, und die ihren Lebensgang bestimmt hatten.

II.

Einerlei, ob man auf Abstammungs- und Vererbungsverhältnisse, auf das sogenannte Milieu oder auf die Art der Erziehung entscheidendes Gewicht legt, — die Gräfin Ida Hahn hatte das Licht der Welt unter einem unglücklichen Stern erblickt. Ihr im Jahre 1782 geborener Vater, Graf Carl Friedrich Hahn, war, so zu sagen, ein umgekehrter Wilhelm Meister geworden. Wie dieser vom Kunstenthusiasten und Schauspieler zum vornehmen Herrn, so war Jener vom vornehmen Herrn (denn als solcher durfte der Landmarschall und reichste Gutsbesitzer Mecklenburgs sich ansehen) zum Theaterschwärmer und schließlich zum Director einer fahrenden Schauspielergesellschaft geworden, der in

Armuth und Verkommenheit starb. Die Mutter wird als würdige, aber beschränkte Landedelfrau bezeichnet, die den wunderlichen Gemahl verließ und die in Glanz und Reichthum erwachsenen vier Kinder unter dem Druck beschränkter Verhältnisse erzog, ohne nachhaltigen Einfluß auf dieselben üben zu können. Die im Jahre 1805 geborene älteste Tochter Ida hatte von der Art des Vaters mehr abbekommen, als sie selbst wußte: seine phantastische Ader und den aristokratischen Tic, der in der Familie erblich war. So mangelhaft erzogen und so schlecht gebildet, wie in der adligen Gesellschaft des alten Mecklenburgs immerhin möglich war, blieb sie Zeit ihres Lebens in der Vorstellung befangen, der Elite der Menschheit anzugehören. In die Ehe mit ihrem Vetter, dem Grafen Friedrich Hahn-Basedow, brachte sie wenig mehr als einige Kenntniß des Französischen und derjenigen Gattung von Literatur mit, die damals Mode war. Der Vetter und Gemahl war ein Junker gewöhnlichen Schlages, der allein für Hunde und Pferde Sinn besaß, die auf höhere Interessen gerichtete Frau schlecht behandelte und sich von ihr scheiden ließ, noch bevor sie ihre einzige Tochter gebar. In seinem Hause und unter der Herrschaft seiner zweiten Frau wurde das Hahn'sche „Regierungsfest" im Jahre 1842 gefeiert, das aus Fritz Reuter's ergötzlicher Schilderung bekannt ist; Friedrich Hahn's ältester (in der zweiten Ehe geborener) Sohn Graf Cuno bot noch zu Anfang der sechziger Jahre dem „Kladderadatsch" und dem Wallner-Theater Gelegenheit zu vernichtendem Spott, als er ein „Hausreglement für Hahn'sche Beamte und Diener" erließ, das u. A. den Tagelöhnern vorschrieb, bei der Herrschaft nicht anders als mit weißer Binde und weißer Weste zu erscheinen, das ein Begrüßungsformular mit „unterthänigstem" gutem Morgen und guter Nacht festsetzte und mit den denkwürdigen Worten schloß: „Gott aber, der mich zum Herrn berufen hat, gebe mir Kraft und Strenge, um Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten, allwege zu seines Namens Ehre."

Als sie das drei Jahre lang getragene Joch dieser unglücklichen Ehe im Jahre 1829 abgeworfen hatte, trat die vierundzwanzigjährige Gräfin zum ersten Male in die außermecklenburgische Welt. Eine Rente von 2000 Thalern, die sie mit einer geistesschwachen Tochter zu theilen hatte, war Alles, was sie in Verhältnisse mitbrachte, die von denjenigen ihres bisherigen Lebens völlig verschieden waren, und von denen sie eine nur sehr undeutliche Vorstellung besaß. Der Enge kleinstädtisch-bürgerlicher Existenzen, wie sie sie bei ihrer in Greifswald lebenden Mutter kennen gelernt hatte, entfloh sie so bald wie möglich: nach den hier empfangenen Eindrücken hat sie ihre Ansichten von Bürgerthum, bürgerlicher Bildung und bürgerlichem Pflichtenleben gebildet, — von der Religion des Bürgerthums, dem Protestantismus, aber nicht mehr erfahren, als was sie von dem Prediger des väterlichen Gutes, einem in Abhängigkeit und Beschränktheit vertrockneten Rationalisten alter Schule, gelernt hatte. Was noch fehlte, um der haltlosen, trotz peinlicher Bildungslosigkeit ästhetisch verzärtelten Frau das Lebensconcept zu verrücken, wurde durch die Eheschließung ihrer jüngeren Schwester mit einem Landpfarrer fertig gebracht, von dem sie in dem Roman „Faustine" die nachstehende Charakteristik entwirft: „Er war von der Sorte, die man jetzt die fromme zu nennen pflegt, — ein Mann

mit gescheiteltem Haar und niedergeschlagenen Augen, aus denen zuweilen hastig suchende, inquisitorische Blicke schossen, die unbehaglich mit dem salbungsvollen Ton contrastirten.“

In der Generation, welche unter den Einflüssen des Restaurationszeitalters und der romantischen Periode emporgekommen war, lebte ein Idealismus, der mit der Armuth und Verkümmerung des damaligen Lebens in engem Zusammenhang stand. Je weniger die äußere Existenz bot, und je geringer der Umfang dessen war, was man heutzutage „Interessen“ nennt, desto unvermeidlicher erschien, daß reicher ausgestattete Naturen „in des Herzens heilig-stille Räume“ und das „Reich der Träume“ flüchteten, wo nach der Verheißung des Dichters Freiheit und Schönheit immerdar zu finden sein sollten. Eine reiche Natur ist Ida Hahn-Hahn unzweifelhaft gewesen. Bedürfniß und Fähigkeit zu grenzenloser Hingabe waren ihr in ungewöhnlichem Maße eigen und dazu ein reiner Sinn, der sich bei aller Regellosigkeit ihrer Phantasie behauptet hatte. Beweglich genug, um Eindrücken der verschiedensten Art zugänglich zu sein, und zu überschwänglich angelegt, um die eigene Empfindung im Zügel zu halten, wußte sie ihr Leben gleichwohl von den häßlichen Verirrungen frei zu halten, denen Frauen ihrer Art und ihrer Antecedenzien beinahe regelmäßig ausgesetzt sind. Es will das um so mehr sagen, als der aus dem 18. Jahrhundert hinübergenommene Maßstab für sittliche Dinge damals ein laxer war und als die von Frankreich eindringenden neuromantischen und emancipatorischen Tendenzen moralischer Verwilderung direct in die Hände arbeiteten. In den Romanen der merkwürdigen Frau hat das sinnliche Element eine sichtbare Rolle ebenso wenig gespielt wie in ihrer Lebensführung: die „Rechte des Herzens“, welche sie der Ehe gegenüber verfocht, haben mit den Forderungen der sogenannten Emancipation des Fleisches niemals das Geringste zu schaffen gehabt. So absurd es sich auch ausnimmt, daß in den Büchern der Hahn-Hahn der „Freibrief des Genies“ als oberstes Gesetz behandelt und daß er für Frauen gefordert wird, deren Genialität allein in schrankenloser Liebesfähigkeit und schrankenlosem Liebesbedürfniß besteht, so ernsthaft nimmt es die aristokratische Vorkämpferin dieses vermeintlichen Rechts mit dem noblesse oblige. Von den Pflichten des Genies gegen die Gesellschaft wußte die Gräfin ebenso wenig wie von den Pflichten der Aristokratie gegen den Staat; gegen sich selbst und die eigene Würde sollten die Privilegirten dagegen streng verpflichtet sein. Unter den Frauengestalten, in welche die Verfasserin sich kleidet, ist keine, die sich weggeworfen und den Adel wahrer Weiblichkeit verletzt hätte. Und was von den Büchern der Gräfin galt, galt auch von ihrer Person.

Zunächst haben wir es allein mit dieser Person zu thun. Als die im vierundzwanzigsten Lebensjahre stehende Frau Herrin der eigenen Geschicke wurde, war sie zu jung, „um ohne Wunsch zu sein“, aber noch nicht zu alt, „um zu spielen“. Gleichwohl hat sie sich auf das Spielen mit Empfindungen niemals eingelassen, weil ein solches ihrer innersten Natur entgegenlief und weil es ihr mit dem Glauben, in *einem* Menschen und in *einem* Verhältniß volles Genügen finden zu können, durchaus Ernst war. Wie es „keine Schmach geben sollte, die derjenigen gleich kam, einem Manne anzugehören, den

man nicht liebt", so sollte es kein Glück und keine Befriedigung geben, die nicht bei dem „Rechten" gefunden werden konnten. Naive Frauen- und Mädchennaturen sind dieses Glaubens zu allen Zeiten gewesen, aber immer nur zeitweise, und so lange sie an den Pforten des Lebens standen. Daß eine nichts weniger als naive, krankhaft zu Reflexion und Selbstbespiegelung neigende und dabei ehrliche Natur, wie die Hahn-Hahn eine war, sich an diese Auffassung verlieren und an derselben das halbe Leben lang festhalten konnte, erscheint heute unerklärlich. Seit „alle Wirkungen nach außen gerichtet sind" und die Zahl auf den Einzelnen eindringender „Wirkungen" sich ins Grenzenlose vermehrt hat, ist diese Art der Empfindung verloren gegangen. Aufgabe und Pointe des Lebens in einem Verhältniß zu suchen, kommt Niemandem mehr in den Sinn, und wo Regungen solcher Art auftauchen, werden sie erdrückt, hier durch den Drang und die Noth des Daseins, dort durch die Weisheit, welche „im farb'gen Abglanz" der Dinge das Leben selbst zu ergreifen wähnt. Noch vor sechzig und vor fünfzig Jahren war das anders. Bei den Einen gehörte es zum guten Ton, bei Anderen zur Bildung, an die Welt des Herzens und der Ideale zu glauben und wenigstens zeitweise in dieselbe zu flüchten. Auch bei Männern, die die Zeituhr hatten schlagen hören, kam es noch vor, daß sie sich in die Probleme des Herzens vertieften, daß sie an „zwei Seelen und einen Gedanken" glaubten, über erste und zweite Liebe Betrachtungen anstellten und ernsthaft abwogen, ob Griseldis Recht oder Unrecht gehabt habe, als sie „Parcival, dem groben" den Dienst kündigte. „Willst Du wissen, ob Du wahrhaft liebst, so frage Dich nicht, ob Du an der Seite dieses Mannes glücklich werden könntest, sondern ob Du auch unglücklich an seiner Seite bleiben möchtest," las ich neulich in dem Tagebuch eines jenseit des Schwabenalters stehenden Genossen jener Jahre, der nach Meinung seiner Freunde für andere als politische Fragen niemals Sinn und Zeit gehabt haben sollte.

In der Lebensgeschichte der Gräfin Hahn-Hahn begegnen wir zwei Männern, welche diesem heute ausgestorbenen Stamme der „Asra" angehörten. Beide haben ihrer Zeit eine gewisse Rolle gespielt, beide haben Jahre lang in dem Banne dieser Frau gestanden, die niemals schön und (ihrer äußeren Erscheinung nach) kaum „interessant" hatte genannt werden können. Freunde ihrer Jugendjahre beichten, daß die hoch aufgeschossene, schmächtige Gestalt mit den schmalen, aber großen Händen und Füßen, dem feinen, von mattblondem Haar eingerahmten Antlitz wohl Theilnahme und Wohlgefallen, aber schwerlich Leidenschaft einzuflößen vermocht habe. In dem Lebensalter, das man bei Frauen die zweite Jugend zu nennen pflegt, war die Gräfin „passirt", hatte sie das eine Auge eingebüßt und konnten ihre Züge „kaum mehr ansprechend genannt werden". „Eine fast durchsichtige Hautfärbung," so heißt es in einem erhalten gebliebenen Bericht ihrer Biographin „Marie Helene" vom Jahre 1845, „und das klug und tief blickende Auge verliehen ihrer Physiognomie den Ausdruck geistiger Begabung und eines mehr als gewöhnlich regen Seelenlebens. Das Haar trug sie glatt gescheitelt, ihre Nase war klein, der Mund frisch und trotz der schmalen, scharf geschnittenen Lippen von einem wohl-

wollenden, freundlichen Zuge umspielt, so daß die innere Güte des Herzens sich wie rosiges Licht über ihr ganzes Gesicht zu verbreiten schien. . . . . Ihre Kleidung, entweder weiß oder hellgrau, war ebenso anspruchslos als unscheinbar.“ Daß es „Millionen schönerer Weiber gibt“, hat die Gräfin selbst anerkannt, und im Munde einer Frau von ausgeprägter Eitelkeit will das etwas sagen. Wenn sie hinzufügt: „auch tausend klügere (Weiber) und einige bessere, aber was Herz und Phantasie betrifft, so suche ich wieder unter Millionen meines Gleichen,“ so kommt das hier nur so weit in Betracht, als der Verzicht auf den Vorzug der Schönheit dadurch zu einem uneingeschränkten wird.

In den Romanen „Aus der Gesellschaft“ treten zwei männliche Typen hervor; der stille unerschütterliche Freund, der das widerstrebende Herz der geliebten Frau durch hingebende, nie wankende Treue überwindet, und der Virtuose der Persönlichkeit, der im ersten Anlauf Sieger bleibt. Diese Figuren kehren so häufig und in so verschiedenen Verkleidungen wieder, daß sie schließlich ermüdend wirken, und daß es auf Rechnung der Zeitstimmung und ihrer Vorliebe für gewisse Probleme gesetzt werden muß, wenn die Aufmerksamkeit der Leserwelt ihnen dennoch durch ein volles Jahrzehnt zugewendet blieb. Daß die Verfasserin selbst nicht müde wurde, das einmal ergriffene Thema zu variiren, hatte besseren Grund. Die Originale zu den Gestalten, welche die Hahn-Hahn'schen Romane belebten, sind in der That merkwürdige und bedeutende Menschen gewesen. Im wirklichen Leben hießen sie Adolf Baron Bistram aus Kurland (er selbst schrieb: Bystram) und Heinrich Simon (von Breslau). Außerhalb des Kreises seiner Landsleute und näheren Freunde ist der Erstere kaum bekannt geworden, obgleich er von Denen, die ihn gekannt haben, als durch Geist, Bildung, Liebenswürdigkeit und männliche Schönheit hervorragend gerühmt und innerhalb gewisser Kreise der deutschen Gesellschaft noch lebhafter bewundert wurde als in seiner Heimath. Anders stand es um Heinrich Simon, der als Vorkämpfer der Demokratie von 1848 und als Verfasser einer Anzahl noch heute unvergessener Schriften in dem vormärzlichen und märzlichen Deutschland eine sichtbare und anerkannte Stellung eingenommen hat. Lesern, die die von Johann Jacoby herausgegebene Biographie des einstigen „Reichsregenten“ und die Lebenserinnerungen Fanny Lewald's in Händen gehabt haben, braucht Simon's Bedeutung nicht erst nachgewiesen zu werden. Ueber sein Verhältniß zu Ida Hahn-Hahn gibt der von „Marie Helene“ veranschaulichte Lebensabriß der weiland berühmten Schriftstellerin nähere Auskunft. In das gehörige Licht tritt dieses Verhältniß aber erst, wenn es mit demjenigen zusammengehalten wird, in welchem die Gräfin zu Bistram stand, und das für die Geschicke „ihres Herzens“ bestimmend geworden war.

Adolf Baron Bistram war im Jahre 1798 als ältester Sohn eines in Lithauen begüterten kurländischen Edelmannes geboren worden. In den Tagen polnischer Oberhoheit über das Herzogthum Kurland hatte sich eine Anzahl ritterschaftlicher Eingesessener dieser Adelsrepublik in dem ihrer Heimath benachbarten lithauischen Landstrich niedergelassen, die daselbst erworbenen Lehnsgüter in kurländisch-deutscher Weise bewirthschaftet und da-

durch Ansehen und Einfluß erworben. Nach Sprache, Bildung und Gesinnung waren diese Colonisten deutsche Protestanten und Kurländer geblieben, rücksichtlich der äußeren Lebensformen mochten sie von ihren polnischen Nachbarn Manches angenommen haben. Die russische Besitzergreifung Lithauens und des alten Samogitien hatte an diesem Verhältniß nichts geändert und dem Kreise des Gouvernements Kowno den Charakter einer kurischen Grenzmark gelassen. Nicht weil er auf sein Volksthum verzichtet hätte, sondern weil die deutschen Hochschulen zu Folge der napoleonischen Kriege ungangbar geworden waren, bezog Adolf Bistram in Gesellschaft seiner jüngeren Brüder im Jahre 1810 die Moskauer Universität. — Göttingen, der alte Mittelpunkt kurländischer Studirender, stand unter französisch-westphälischer Herrschaft und mußte von Unterthanen Kaiser Alexander's gemieden werden. Nach beendigter Studienzeit kehrte der junge Jurist in die Heimath zurück, um das durch den Tod des Vaters erledigte Familiengut Dauzger anzutreten; der jüngere Bruder hatte im Jahre 1812 russische Kriegsdienste genommen, nach Beendigung der napoleonischen Feldzüge indessen den Abschied erbeten und sich gleichfalls der Landwirthschaft zugewendet. Indessen er in einem langwierigen und kostspieligen Proceß den Besitz eines alten Familiengutes, der „Gesammterhandstiftung" Waddax in Kurland, erstritt, hauste der ältere Bruder auf seiner lithauischen Herrschaft. Für die Bedeutung des Mannes ist bezeichnend, daß der damals stockpolnische, an den nationalen Traditionen festhaltende und dazu streng katholische Adel Kowno's den noch im Jünglingsalter stehenden Protestanten und Kurländer zum Gouvernements-Adelsmarschall wählte, und daß derselbe sich in dieser schwierigen Stellung behauptete. Ungestraft wird aber Niemand in die Wirbel der polnischen Gesellschaft gezogen: der jugendliche Adelsmarschall verheirathete sich im Jahre 1818 mit der Tochter eines alten polnischen Geschlechts, Eleonore Wersczinska. Das ihm gegönnte Glück sollte indessen nur von einjähriger Dauer sein. Bereits im folgenden Jahre starb die junge Frau zugleich mit dem Kinde, dessen Geburt ihr das Leben gekostet hatte. Heimath und bisherige Thätigkeit waren dem zweiundzwanzigjährigen Wittwer so schmerzlich verleidet, daß er sie zu verlassen und nach Deutschland überzusiedeln beschloß, um daselbst der Vervollständigung seiner Bildung oder (wie man damals sagte) der Entwicklung seiner Persönlichkeit zu leben. Sein lithauisches Besitzthum überließ er dem jüngeren Bruder gegen eine feste Rente, die sich auf den für die Verhältnisse der Zeit ansehnlichen Betrag von „1000 Ducaten" (= 3000 Thaler) bezifferte. Ob er (wie Vehse behauptet) der sterbenden Gattin gelobt hatte, nicht wieder zu heirathen, oder ob er sich — wie die Familientradition wissen will — verpflichtet glaubte, dem Erbrecht der Söhne seines Bruders kein Hinderniß zu bereiten, hat sich nicht feststellen lassen, — genug, daß er keine zweite Ehe schloß. Als Beweis für die Richtigkeit der ersteren Version ist der Umstand angesehen worden, daß der Held des ihm gewidmeten Romans „Der Rechte" ein ähnliches Gelübde ablegt und in Gemäßheit desselben den Lebensgang einrichtet; der zweiten Angabe steht indessen die Charakteristik zur Seite, welche uns von dem eigenthümlich gearteten Mann entworfen wird. Adolf von

Bistram verband in seiner Person Eigenschaften, die einander auszuschließen schienen; über denselben Mann, den wir in seinem Verhältniß zu der Gräfin Hahn-Hahn als schwärmerisch hingebenden, seiner Herrin unwandelbar ergebenen ritterlichen Romantiker kennen lernen, wird aus Kurland das Folgende berichtet:

„Bistram zeigte sich als liebenswürdiger, geistreicher und fein gebildeter Mann, der mit einer gewissen Pedanterie die conventionellen Formen festhielt. Sein Verhalten war bei wichtigen wie bei unwichtigen Anlässen niemals impulsiv, sondern nach wohlerwogenen Grundsätzen geregelt, die er in Form von Sentenzen auszusprechen liebte. In seinem geistigen Leben spielte die Phantasie keine sichtbare Rolle; diese fiel vielmehr scharfer Combinationsgabe und strenger Logik zu. Mit Vorliebe pflegte er das Schachspiel, dessen theoretischer Seite er regelmäßig eine Morgenstunde widmete. Als Beispiel für die strenge Ordnungsliebe, mit welcher er seine Zeit eintheilte, mag angeführt werden, daß er seinem Bruder einmal aus Lissabon schrieb, er gedenke an einem bestimmten Tage zum Mittagessen bei ihm in Mitau einzutreffen, und daß er in der That eine halbe Stunde vor Beginn der Mahlzeit eintrat, — eine unter den damaligen Verkehrsverhältnissen staunenswerthe Leistung. Seine Unterhaltungsgabe war eine so glänzende, daß er bei seinen Besuchen in der Heimath mit Einladungen und gesellschaftlichen Verpflichtungen förmlich überlastet wurde.“

Das Interesse an dieser Charakteristik wird durch anderweite, mit dem Vorstehenden anscheinend unvereinbare Mittheilungen erhöht. Obgleich Baron von Bistram einer Landestradition gegenüber stand, welche von dem Edelmann vor Allem praktisch-politische Thätigkeit und Betheiligung an den Interessen seiner Heimath verlangte, den Vorzügen ästhetischer und philosophischer Bildung dagegen einen nur beiläufigen Werth beilegte, spielte der den heimathlichen Verhältnissen entrückte Auswanderer viele Jahre lang die Rolle eines Tonangebers in der Mitauer Gesellschaft. Lange nach seinem Tode erzählten kurländische ältere Damen und Herren, Bistram's Art der Kleidung, des gesellschaftlichen Auftretens und der Unterhaltung sei ihrer Zeit für die Jugend des Landes maßgebend gewesen, zu dessen Eigenthümlichkeiten sonst eine Frische und Derbheit gehörten, von denen sein Wesen durchaus nichts zeigte. — In den zwanziger und dreißiger Jahren war der „Byronismus“ Mode, und einen Typus desselben schien Bistram darzustellen, der noch in späteren Lebensjahren den Gegenstand vielfacher Bewunderung der eleganten deutschen Gesellschaft bildete. „Groß und schlank von Gestalt, herrschte volle Harmonie in allen Theilen derselben. Der wohl auf den Schultern ruhende Kopf war von pechschwarzem Haar umgeben und wurde von einem Paar sehr dunkler und ernst blickender Augen belebt und erleuchtet. Seine ruhige und würdevolle Haltung war die des Gentlemans aus der alten Schule, deren ungezwungene, vornehme Grazie leider immer mehr verloren geht.“ Vehse rühmt von Bistram, es sei in ihm „das Ausgezeichnete der alten, religiösen und romantischen Zeit mit der feinen Bildung und vorurtheilslosen Aufklärung der neuen verbunden gewesen“, — er habe den liebenswürdigsten Humor und dabei keine Spur von Eitelkeit be-

sessen und „mit diesen echt männlichen Eigenschaften das tiefstfühlende Herz und die rührendste Zärtlichkeit verbunden".

Auch wenn man die in dergleichen Fällen gebotenen Abzüge von diesen Hyperbeln macht, bleibt der Eindruck übrig, daß dieselben einem in mehrfacher Rücksicht merkwürdigen und anziehenden Manne gegolten haben. Neigung und Fähigkeit, in gleicher Weise den traditionellen Anforderungen der alten Gesellschaft und den Bildungsansprüchen der neuen Zeit genug zu thun, waren vor sechzig Jahren allerdings häufiger anzutreffen als in unseren Tagen. Wo man das noblesse oblige überhaupt noch anerkannte, gab man ihm damals eine andere als die heute übliche, auf politische und sociale Adelspflichten angewendete Auslegung. Gerade weil man von diesen letzteren wenig oder gar nichts wußte, pflegte man die Anstandspflichten gegen sich selbst genau zu beobachten und mindestens so viele ideale Velleitäten in sich aufzunehmen, als für die Idealisirung der eigenen Persönlichkeit erforderlich schien. An diesem Durchschnittsmaß hat Adolf von Bistram sich nicht genügen lassen. Zu philosophischen, wie es scheint, auf das Hegel'sche System gerichteten Studien bestimmte ihn ein wirkliches Bildungsbedürfniß. Dialektische Anlage und Neigung zu methodischer Behandlung der Dinge hatten ihn so viel lernen lassen, als sich ohne allzu gewaltige Anstrengungen lernen ließ, während die Beweglichkeit seines Geistes ihn zu behender Benutzung des Erlernten befähigte. Sehr viel weiter als zu der damals sehr verbreiteten Fertigkeit, mit Hegel'schen Kategorien zu operiren, concrete Fragen in das Gebiet der Abstraction zurückzuschieben und so zu verallgemeinern, daß sie mit vieldeutigen Formeln beantwortet werden konnten, soll, wie uns versichert wird, auch Bistram nicht gelangt sein. Daß er es zu *bestimmten* Resultaten nicht brachte, lag in der Natur der Sache, wenn man will, im Charakter der Zeit. Auch wenn wir nicht mehr wüßten, als daß die Freundin von ihm die Formel übernommen hatte, das Christenthum sei überlebt, ein Neues müsse an seine Stelle treten und ein Prophet erstehen, der den „Bedürfnissen der neuen Zeit Rechnung trage", so könnte man sich die Beschaffenheit seiner Philosophie bereits ziemlich deutlich vorstellen. Bistram's Wesen war aber nur nach *einer* Seite von dem neu erworbenen Bildungsbesitz beeinflußt worden. In seinem *Kern* war der Mann, „in dessen Leben die Phantasie keine sichtbare Rolle spielte", Romantiker und Gefühlsmensch geblieben. Die ihm eigenthümliche ruhige, sichere und gleichmäßige Art war die Hülle für eine tiefe, leidenschaftliche, zu grenzenloser Hingabe fähige Empfindung. Wie es nicht nur Fanatiker aus Temperament, sondern auch Fanatiker aus Reflexion gibt, so kommen auch Menschen vor, bei denen romantische Lebens*auffassung* mit Kühle des Temperamentes und verstandesmäßig geregelter Lebens*behandlung* gepaart ist. Es darf als Beweis für die unwiderstehliche Macht gewisser Zeitströmungen angesehen werden, daß sie Naturen ergreifen können, deren Anlage ihnen nirgend entgegen kommt. In der Regel sind es erste und bei besonderen Anlässen empfangene Eindrücke, die dabei die entscheidende Rolle spielen und die angeborenen Tendenzen des Naturells in die ihm entgegengesetzte Richtung lenken. Das scheint bei Bistram der Fall gewesen

zu sein, — dem „Baron Reblau“ des Romans „Faustine“, der in jedem einzelnen Lebensverhältniß die Ueberlegenheit und Ruhe des voraussehenden, ruhig abwägenden, immer maßvollen Verstandesmenschen bewährt und der nichts-destoweniger von einer Empfindung des Herzens so vollständig erfüllt ist, daß seine Liebe keine Grenzen, seine Treue keine Probe kennt, welche ihn zur Umkehr bestimmen könnte.

Ihren kurländischen Freund hatte die Gräfin Ida bereits vor Auflösung ihrer Ehe kennen gelernt, nähere Beziehungen zu ihm indessen erst einige Zeit nach der Scheidung angeknüpft. Nach ihrer Schilderung war freilich schon der erste Eindruck, den sie von Bistram's Persönlichkeit empfangen hatte, ein bewältigender gewesen. Ob dem wirklich so war, wird bei einer Frau zweifelhaft bleiben, bei der „Schreiben ein Surrogat fürs Leben“ bildete, und die von der Neigung, sich die Dinge nachträglich zurecht zu legen, ziemlich zahlreiche Beweise gegeben hat.

Genug, daß der Abschluß dieses zu Wiesbaden perfect gewordenen Bündnisses von ihr mit einer Ueberschwänglichkeit gefeiert wurde, wie sie eben nur im Zeitalter der Romantik möglich war. Für das Gefühl, welches sie erfüllte, wußte sie keinen Namen und wollte sie keinen wissen. „Ich nannte es,“ läßt sie die Faustine sagen, „nicht Liebe, denn bei diesem Worte fiel mir die durchaus sinnliche Liebe meines Mannes ein, und ich mochte mein Gefühl nicht einmal durch den Gleichklang des Namens entadeln lassen . . . Meine Seele blühte auf vor seinem Lächeln, meine Träume wurden wach vor seinem Blick, die Welt schlug die Augen auf, wenn ich in das seine blickte, in dies ernste, denkende Auge, das forschend, denkend, prüfend auf den Gegenständen ruhte und ihnen Werth und Bedeutung zu geben schien.“ — Nicht minder tief war Bistram ergriffen, wenn der gehaltene Ernst seines Wesens gleich Excentricitäten von der Art der ihrigen ausschloß. „Die Pendelschwingungen seines Herzens blieben gleich und stetig,“ und zwar das gesammte Leben hindurch. Er hielt die einmal geschlossene Verbindung mit allen Fasern eines Herzens fest, das gewöhnt war, unter der Aufsicht eines kühl abwägenden Verstandes zu stehen, und das dennoch „nicht klug, sondern unendlich liebte“, wenn es sich einmal hingegeben hatte. Weil er die Geliebte kannte, ließ er sich durch die Absonderlichkeiten ihres Wesens nicht beirren und gab er dem „tout comprendre c'est tout pardonner“ eine Anwendung, die ihn schließlich zum Sieger und Herrn machte. Während der Anfänge des neuen Verhältnisses scheint dieser Mann der ruhig abwägenden Kritik von dem überlegenen Temperament seiner Partnerin freilich ins Schlepptau genommen worden zu sein. Er, der über die Literaturen der Zeit genauen Bescheid wußte, soll die Freundin zur Veröffentlichung ihrer nichts weniger als einwandfreien, und in formaler Hinsicht durchaus mangelhaften lyrischen Ergüsse bestimmt und ihre Romane mit einem Enthusiasmus begrüßt haben, der bei einem anders gearteten Manne auf Abwesenheit allen Urtheils hätte schließen lassen. Es darf erwähnt werden, daß die „Gedichte“ auch zur Zeit der Popularität ihrer Verfasserin wenig Glück gemacht haben. Erhalten hat sich nur eines derselben, das von Rücken

und Anderen componirte Lied: „Ach, wenn Du wärst mein eigen“. Es sind vorher und nachher sehr viel bessere Verse gemacht worden als:

Und ganz versunken in mein Glück,
Gönnt' ich der Welt nicht einen Blick.

Daß sie von einer tiefen und starken Empfindung eingegeben worden sind, wird gleichwohl durch die Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdruckes bezeugt, der dem Gedanken durchaus adäquat ist.

III.

Die Production der Romanschriftstellerin begann erst mehrere Jahre, nachdem Ida Hahn-Hahn „den Rechten“ gefunden hatte und eine Weile zweifelhaft gewesen war, ob Bistram wirklich dieser „Rechte“ sei. Wenn auf dieses Capitel ausführlicher eingegangen wird als auf die übrigen inneren und äußeren Erlebnisse der „berühmten Frau“, so rührt das aus der Absicht her, in welcher die vorliegenden Blätter geschrieben worden sind: nicht von einzelnen vergangenen Menschen, sondern von einer verloren gegangenen „Art zu empfinden“ sollte gehandelt werden. Sogenannte Romane werden heutzutage ebenso häufig erlebt wie vor sechzig Jahren — die Art, wie das damals geschah und aufgefaßt wurde, hat indessen eine Wandlung erfahren, die für den Unterschied zwischen sonst und jetzt höchst charakteristisch ist.

Während des Aufenthaltes, den sie im Jahre 1836 bei ihrer zu Greifswald lebenden Mutter genommen, lernte die einunddreißigjährige Gräfin Ida einen kurz zuvor an das dortige Appellationsgericht versetzten bürgerlichen Assessor kennen, Heinrich Simon, der in ganz anderem Sinne ein Romanheld war als der um siebzehn Jahre ältere kurische Baron. Indessen dieser über die Arbeit an der eigenen Persönlichkeit nicht hinaus gekommen war und zu der Zeitentwicklung kein anderes Verhältniß als dasjenige des kritisch zuschauenden Beobachters einnahm, war Simon eine productive Natur, ein Mann, der im vollen Leben und in der Mitte seiner Zeit stand. Fest gefügt wie sein Rival und gleich diesem gewohnt, sein Temperament unter die Herrschaft eines energischen Willens zu stellen, war er Idealist in höherem Sinne und dabei ein Mann von sprühender, fortreißender Lebendigkeit des Geistes und der Ausdrucksweise. Von der Leidenschaft für die Ideen des Rechts und der Freiheit, an welche er sein Leben gesetzt hat, war Heinrich Simon bereits als junger Mann (er zählte zur Zeit seiner Bekanntschaft mit der Hahn-Hahn einunddreißig Jahre) erfüllt. In der äußeren Erscheinung mag er Lassalle ähnlich gesehen haben, mit dem er, der Mann der Selbstzucht und des strengen, sittlichen Ernstes, im Uebrigen nichts gemein hatte. Wie er der Gräfin erschien, hat diese selbst in einem ihrer Romane berichtet: „Der Mensch sieht aus wie ein Mensch, nicht wie eine Puppe. Sein Benehmen hat eine durchaus aristokratische Ungezwungenheit, ohne die schlaffe, langweilige Nachlässigkeit der Aristokraten; sein Ton war frei, ohne die harten, ungalanten bürgerlichen Manieren. In Gang und Haltung war dieselbe Frische und Ungezwungenheit. Der Kopf war prächtig, von jenem marmorfarbenen, durchsichtigen Colorit, den blonde Männer nie und brünette nur sehr selten

haben, und das, mit dunklen Augen und Haar contrastirend, den strahlenden Lichteffect hervorbrachte, der auf Gemälden von Rembrandt so häufig und so magisch ist. Wenn er schwieg, war der Ausdruck des Gesichts nachdenkend und sehr ernst, wenn er sprach, heiter und fast übermüthig, weil die sehr kurze, scharf geschnittene Oberlippe und die blendend weißen Zähne dem Munde einen Anflug von Ironie gaben"[1]).

Heinrich Simon's Ueberlegenheit über Bistram beruhte nicht sowohl auf den Eigenschaften des Intellects als auf denjenigen des Temperaments. Einer leidenschaftlichen Natur, wie die Hahn-Hahn es war, mußte die verhaltene Gluth, die aus Simon's Wesen sprach, bewältigenderen Eindruck machen als die immer gleiche Wärme in Bistram's Wesen.

Heinrich Simon und Ida Hahn-Hahn trafen zum ersten Male in einer Gesellschaft auf einander — einer jener kleinstädtischen Veranstaltungen des deutschen Nordens, wie sie in dem Roman „Ilda Schönholm" lebensvoll geschildert worden sind. Beiden mag die philiströse Umgebung, in der sie einander begegneten, zur Folie gedient haben. Noch wenige Tage zuvor hatte der (seiner eigenen Meinung nach bei vollendeter Resignation angelangte) junge Jurist einem Freunde geschrieben, daß er sich „aus dem ewig trüben, wahrhaft engelländischen" Nebelhimmel, „der hier auf allen Zuständen liegt", fortsehne; daß es hier keinen Menschen gebe, „dessen Umgang erquickt" u. s. w. Kein Wunder, daß er jetzt zu berichten hatte, „die geistreiche, recht liebenswürdige und sehr interessante Frau, die sich bis an die Grenzen der Weiblichkeit offen gebe", habe ihn den ganzen Abend über in Anspruch genommen. Wenige Wochen später hatte er ein Bekenntniß anderer Art abzulegen — ein Bekenntniß, das eigentlich eines war, weil es die Hauptsache zu verschweigen suchte, und das doch bezeichnend genug lautete:

„Ohne daß ich in sie verliebt wäre (was auch sehr unnütz, da sie durch heilige Bande gebunden), hege ich doch die Empfindungen der Freundschaft für diese Frau, der liebenswürdigsten, geistreichsten, mit der ich jemals in Berührung kam. Wir treffen uns seit einiger Zeit täglich auf den hiesigen Spaziergängen und verleben dort die anregendsten, genußreichsten Stunden, daß ich in der That nur wünschen könnte, diese Bekanntschaft einige Jahre früher gemacht zu haben. Eine Welt von Gedanken, nicht kleiner als Bettina's Welt, lebt in dieser Frau; der Gegenstand sei, welcher er wolle, er erhält vor meinen staunenden Augen die neuesten, originellsten und doch ursprünglichsten Seiten. Bei diesem Geist ist, wie bei Bettina, nichts Angelerntes, nichts von außen Hergebrachtes — es ist Alles frisch aus dem Kern gezogen, Alles aus eigenster Natur. Da ist von Stückwerk, Flickwerk und Flitterstaat nicht die Rede; sie bildet ein Ganzes, einen Menschen, und zwar einen Menschen durch und durch. Ueber die beschränkenden Verhältnisse,

---

[1]) Der Vollständigkeit wegen fügen wir die Schilderung hinzu, welche „Marie Helene" in dem mehrerwähnten „Lebensbild der Gräfin Hahn-Hahn" von Simon entwirft. „Schöne, fast immer ruhige Züge zeigten die Harmonie und den Ernst eines in sich abgeschlossenen Charakters, dem Recht und Freiheit — weniger die flüchtigen Ideale des Herzens — als große, heiße Lebensaufgaben galten. Daher der ruhige, fast kalte Ausdruck seines Gesichts, wenn er sich selbst überlassen war, der aber begeistert und leuchtend erschien, wenn ein großer Gedanke ihn ergriff — freundlich und voll lachender Anmuth, wenn er mit Menschen verkehrte, die er liebte, und vollends, wenn er Kinder um sich hatte, für welche er ungewöhnliche Zärtlichkeit, man könnte sagen jene Achtung besaß, die in ihnen den künftigen Menschen anzuerkennen weiß." (a. a. O. S. 32 ff.)

welche Convenienz, und wie die beschränkenden Dinge sonst heißen mögen, gebildet haben, setzt sie sich mit ziemlicher Freiheit hinweg. Ihr seht wohl aus Allem, ein bißchen verliebt bin ich doch, aber das schadet nichts . . . Als ich vorhin durchlas, was ich gestern geschrieben, fiel es mir auf, daß ich das Aeußere der geliebten Frau unerwähnt gelassen, und allerdings mag dies wohl den tieferen Grund gehabt haben, daß es keineswegs der sinnliche Eindruck ist, der bei mir vorherrscht."

Heinrich Simon war, als er die Gräfin kennen lernte, weder Neuling in Beziehungen zu den Frauen noch einer der Männer, die den Maßstab für weibliche Erscheinungen an Bekanntschaften mit vulgären Weibern gebildet haben. Seit Jahren wurde er von einem Mädchen geliebt, das die Gräfin Hahn-Hahn an Jugend, äußerem Reiz, geordneter Bildung und geistiger Bedeutung (wenn auch nicht an geistiger Freiheit) übertraf. Dieses Mädchen war Fanny Lewald, von der Freunde und Verwandte annahmen, daß sie, wenn nicht die Verlobte, so doch die künftige Frau ihres Vetters Simon sei. Sie selbst hat aus dieser Hoffnung und aus dem Verhältniß, das derselben zu Grunde lag, kein Geheimniß gemacht, seine Geschichte vielmehr in den ersten Bänden ihrer Selbstbiographie ausführlich erzählt und offen eingestanden, daß der Erwählte weder ihre Leidenschaft erwidert noch eine directe Verbindlichkeit gegen sie übernommen habe. Gleichwohl hielt sich der gewissenhafte Mann für verpflichtet, ihr von Dem, was in ihm vorgegangen, eine Rechenschaft abzulegen, deren Consequenz sie selbst ziehen mußte. Ihre Rivalin bei Namen zu nennen, hat Fanny Lewald in den auf diese bezüglichen Aufzeichnungen vermieden — vielleicht, um nicht durchsehen zu lassen, daß an dem geistreichen Pamphlet, welches sie zehn Jahre später gegen dieselbe schleuderte, das eigene gekränkte Herz einen erheblichen Antheil gehabt habe.

Wenn nichts Anderes, so bewiese das der Jugendfreundin abgelegte Bekenntniß, wie mächtig die Leidenschaft war, welche „die geliebte Frau" dem schon damals als geistige Capacität bekannten Manne einzuflößen vermocht hatte. Es liegen aber auch directe Zeugnisse dafür vor. „Ich bitte Sie um Alles," schrieb er der Freundin, „seien Sie nicht so unerlaubt liebenswürdig. Sie werden einmal schwer Rechenschaft dafür abzulegen haben." Die Antwort, die er erhielt, war nicht danach angethan, ihn abzukühlen:

„Wem soll ich Rechenschaft über meine Liebenswürdigkeit geben? Dem lieben Gott? Ach, der ist mir so gut, daß er mich dereinst auf den Schoß nimmt und sagt: Herzenskind, ich freue mich, daß ich Dich wieder bei mir habe, nun soll Dir immer wohl sein, denn auf der harten Erde ging es Dir zuweilen recht übel. Ja, ja, so spricht der liebe Gott zu mir — und die Menschen etwa? Meine Liebenswürdigkeit ist von der Art, daß die Mehrzahl sie nicht goutirt — und die Minorität hat, wie überall, zu schweigen."

Bei dem bloßen Gedankenaustausch „auf Spaziergängen" kann es unter dreißigjährigen Menschen nicht bleiben, wenn sie von so heftiger Leidenschaft erfüllt sind, wie diese Liebenden es waren. Der Gedanke an das, was man heutzutage ein „freies Verhältniß" nennt, war für beide ausgeschlossen. Für Simon, weil er ein anderes als ein festes Verhältniß nicht eingehen zu können glaubte, ohne seinen Grundsätzen zu vergeben; für die Gräfin nicht, weil sie auf ihre weibliche Würde hielt, — und weil sie sich, trotz der eingestandenen Heftigkeit ihrer neuen Leidenschaft, an Bistram gebunden glaubte.

Zur Bürgersfrau und gar zur „Frau Simon" zu werden, mochte die mecklenburgische Gräfin überdies Bedenken tragen. Für das gesammte Verhältniß ist bezeichnend, was sie darüber selbst gesagt hat: „Nur ein einziges Mal während unserer Bekanntschaft berührte Simon meine Hand, aber bei dieser einzigen Berührung fühlte ich mein ganzes Wesen in das seine übergehen." Einmal darüber ins Klare gebracht, daß an die Ehe, die er ihr angeboten, nicht zu denken sei, beschloß Simon, mit der Geliebten zu brechen. Was ihm das kostete, kam nicht in Betracht, — zum Cicisbeo einer vornehmen Dame fühlte er sich zu gut — zum Ritter Toggenburg zu stark. Sich in „holden Hindernissen durch Lust und Leid zu winden" und darüber der Theilnahme „an dem großen Kampfe der Zeit" untreu zu werden, war er überdies nicht der Mann, — in diesem Stück kein Romantiker, sondern ein moderner Mensch, für den die Zeituhr im Jahre 1830 geschlagen hatte. Was er beschlossen, that er ganz, indem er den folgenden Brief schrieb und fortan jede Begegnung mit ihr vermied, die immer noch sein Herz besaß.

„Ich bin der Mann, an mir ist es, die Entscheidung zu treffen, mit der ich Tage lang gerungen, mich selbst nach Wochen langem Schwanken wieder gefunden. Du stehst in einer Verbindung, die Du nicht brechen kannst, ohne wahrhaft unglücklich zu werden, ohne Dich selbst aufzugeben. — Wir sprachen darüber: es gibt zwei Arten Unglück: die eine, in der noch Glück blühen kann, weil das Unglück bloß vom Geschick gesendet — die andere, welche allein tödtlich ist, weil das Unglück durch Aufgeben des Menschenwerthes herbeigeführt . . . Ich habe Dir nichts von meinen Kämpfen erzählt, die sich seit der Mitte des vorigen Monats bis jetzt in entsetzlicher Progression gesteigert haben. Ich habe gewußt, daß Du mir gehörtest — und ich habe Dir entsagt. — Du möchtest ferner von mir hören oder nicht, glaube an mich, wie ich an Dich glaube, fest und unerschütterlich."

Daß dieses bewunderungswürdige Schreiben die Signatur der dreißiger Jahre an sich trage, wird nicht wohl behauptet werden können: zu anderer Zeit als derjenigen romantischer Nachwirkungen wäre dasselbe indessen nicht möglich gewesen und am wenigsten in unseren realistischen Tagen. Der von den Gluthen unbefriedigter Leidenschaft verzehrte Mann entsagt, weil er der Freundin nicht zumuthen will, „sich selbst" und den „Menschenwerth" aufzugeben, weil die ideale Rücksicht ihm wichtiger ist als diejenige auf das eigene Glück, und weil es für ihn kein Glück gibt, das mit Minderung der menschlichen Würde erkauft werden dürfte. Der idealistische Gesichtspunkt ist der allein maßgebende, und das so ausschließlich, daß er den entscheidenden Schritt thut, bevor derselbe äußerlich nothwendig geworden ist. — Aus der erwähnten Biographie (die den Namen der Gräfin übrigens nicht nennt) wissen wir, daß Simon nie geheirathet hat. Nach seinem Austritt aus dem preußischen Justizdienst (1845) lebte Simon ausschließlich der politischen Sache, in deren Dienst er sich begeben hatte, um nach dem Scheitern der 48er Bewegung (die ihm die zweifelhafte Würde eines „Reichsregenten" eingetragen) als Flüchtling in die Schweiz zu gehen und bei einem Bade im Wallensee den Tod zu finden (Sommer 1860). Sein Wahlspruch: „Und wenn der Weg der Wahrheit quer durch mein Herz durchführt, — ich werde ihn einschlagen; ich darf es sagen, denn ich habe es gethan," war derjenige des echten Idealisten.

IV.

Von der Gräfin wird berichtet, daß sie, nachdem Simon sie verlassen hatte, drei Tage lang halbtodt auf ihrem Bette lag, und daß sie sich nur allmählich von ihrem Schmerze erholte[1]). Was es damit auf sich gehabt hat, mag ununtersucht bleiben: daß die Wunde, welche der Bruch mit Heinrich Simon ihr geschlagen, nur langsam vernarbte, und daß das Verhältniß zu ihm ihrem Herzen dauernde Spuren hinterlassen hat, wissen wir, wenn aus nichts Anderem, aus ihren Büchern, die dem Hauptinhalte nach die im Jahre 1836 erlebten Kämpfe zum Gegenstande haben. Heinrich Simon ist „Sigismund Forster," wie er „Cecil," „Mario Mengen" und in gewissem Sinne auch „Ulrich" ist. Seiner Gestalt begegnet man in den Hahn-Hahn'schen Romanen so unaufhörlich, als habe erst das Verhältniß zu ihm die Verfasserin zur Romanschreiberin gemacht.

In dem Kampfe mit dem glänzenden Rivalen war Bistram, der Mann der stillen, unerschütterlichen Treue und zähen Beharrlichkeit, Sieger geblieben. Auch als die Flamme der Leidenschaft über ihr zusammenschlug, scheint die Gräfin mit dem sicheren Instincte der Frau gewußt zu haben, daß sie in ihm den Mann gefunden, der ihr allein lebte, der neben ihr keine Götter hatte, und der ihr das „ganz von einer Empfindung volle Herz" entgegen trug, das sie gesucht hatte. In diesem Sinne war Bistram der Rechte gewesen und geblieben, in diesem Sinne hatte sie Simon bekannt, „daß sie in einer Verbindung stehe, die sie nicht brechen könne, ohne wahrhaft unglücklich zu werden", in diesem Sinne hatte er ihr geschrieben, daß sie sich nicht „selbst und ihren Menschenwerth aufgeben dürfe". Sie hatte Bistram angehört, und zwar durch Bande, die auch Simon „heilige" nannte, — das stärkste dieser Bande aber war das Bewußtsein gewesen, einen Mann in so vollständigen Besitz genommen zu haben, wie das bei einem modern gearteten Menschen nicht möglich gewesen wäre. „Bistram," hat sie einmal gesagt, „hat mir kein Opfer gebracht; er liebt mich zu sehr, um irgend etwas, was er für mich that oder litt, als ein solches anzusehen." Nimmt man hinzu, daß dieser Mann dem innersten Wesen nach Verstandesmensch war, „in dessen Leben die Phantasie keine sichtbare Rolle spielte, und der nicht impulsiv, sondern nach wohlerwogenen Grundsätzen handelte", so wird man die Erklärung dafür bei der Hand haben, daß das frühere Verhältniß sich alsbald wieder herstellte, daß es Bistram bereits im Jahre 1837 gelang, die Gräfin zu einer gemeinsamen Reise nach Oesterreich zu bestimmen und von dort in die gemeinsame Behausung nach Dresden zurückzukehren. Beiläufig bemerkt, hat in demselben Hause (An der Promenade, gegenüber der Kreuzkirche) während einer zeitweiligen Abwesenheit unseres Paares, Gustav Freytag die Flitterwochen seiner ersten Ehe verbracht.

Ihren ersten Roman („Aus der Gesellschaft") hat Ida Hahn-Hahn während des erwähnten Wiener Aufenthaltes geschrieben, und zwar unter beständigem Gedankenaustausch mit Bistram, dem sie Morgens beim Frühstück vorlas, was sie, zuweilen unter „strömenden Thränen", Tags zuvor nieder=

[1]) Vergl. Marie Helene, a. a. O. S. 32.

geschrieben hatte. Der lebenskluge Mann wußte genau, was er that, wenn er die Freundin zur literarischen Thätigkeit ermuthigte und an derselben, so weit an ihm war, Theil nahm. Sich aus der stürmischen Bewegung des Verhältnisses zu Simon in das ruhige Fahrwasser des Zusammenlebens mit dem minder glänzenden und minder temperamentvollen Freunde zu gewöhnen — auf das Hangen und Bangen, die Schmerzen und die Entzückungen auf- und niedergehender, von Klippen umgebener Leidenschaft zu verzichten, mußte der emotionsbedürftigen Frau schwer ankommen. Das wußte Bistram. Er wußte außerdem, daß ihr „Schreiben ein Surrogat für Leben" bedeute, und daß es einer Ableitung der Bewegung bedürfe, welche dieses unruhvolle Herz ergriffen hatte. Mit dem Interesse, das er daran hatte, die Schriftstellerei zum Beruhigungs- und Beschäftigungsmittel für seine Gefährtin zu machen, ging die in dem Zeitgeschmack begründete Befriedigung darüber Hand in Hand, „Probleme" des Herzenslebens schöngeistig erörtert zu sehen und auf deren Lösung einen wenigstens mittelbaren Einfluß üben zu können. Der Welt „nicht einen Blick zu gönnen", wie es die Dichterin des „Ach, wenn du wärst mein eigen" gelobt hatte, konnte Bistram's Sache freilich nicht sein; weil er an den Zeitereignissen indessen nur als Zuschauer Theil nahm und die von der Freundin erörterten Fragen zugleich diejenigen waren, die sein eigenes Leben bestimmt und bewegt hatten, übte die Beschäftigung mit ihren Romanen (in denen er überdies der eigenen interessanten Person immer wieder begegnete) eine Anziehungskraft, die für Männer seiner Bildung sonst nicht obzuwalten pflegt.

Schilderungen des Dresdener Stadt- und Gesellschaftslebens der 30er und 40er Jahre liegen in zu großer Anzahl vor, als daß Veranlassung wäre, auf den bezüglichen Abschnitt im Leben der Gräfin einzugehen. Das „Schmuckkästchen des deutschen Rococostyls," die Stadt der „Vespertina", der ästhetisirenden Hofräthe, der Theodor Hell und Therese aus dem Winkel hatte sich ihre „makellose politische Unschuld" vollständiger bewahrt als irgend eine andere deutsche Stadt von gleicher Bedeutung und war darum zum Stelldichein vornehmer und schöngeistiger Seelen aus aller Herren Ländern geworden. An dem Gesellschaftsleben der hier versammelten Adelsfamilien hat die Hahn-Hahn nur mäßigen Antheil genommen, dem Typus derselben war aber auch das Haus angepaßt, in welchem sie ihre Freunde versammelte. Alle Interessen der Zeit ragten in dasselbe hinein, nur nicht diejenigen, welche die treibende Kraft der gesammten Epoche bildeten: die politischen. Mit der Befangenheit, welche noch lange das ausschließliche Privilegium des deutschen Adels geblieben ist, war die Frau, die sich für eine Aristokratin hielt, den wahren Aufgaben der Aristokratie vollständig fremd geblieben. In der politischen Bewegung, die die Welt zu ergreifen begonnen hatte, sah sie nichts weiter als das Bestreben der Antichambere, in den Salon einzudringen und „die Barrière ebenso zu überspringen, wie es unser Privilegium ist". Es darf gleich hier bemerkt werden, daß die sonst so gescheidte Frau sich diese Bornirtheit bis an das Ende ihrer Tage erhalten hat, daß sie, die bei Gelegenheit wohl das Unglück empfand, „als Deutsche kein Vaterland zu haben", daß sie aber niemals eine

IV.

Von der Gräfin wird berichtet, daß sie, nachdem Simon sie verlassen hatte, drei Tage lang halbtodt auf ihrem Bette lag, und daß sie sich nur allmählich von ihrem Schmerze erholte[1]). Was es damit auf sich gehabt hat, mag ununtersucht bleiben: daß die Wunde, welche der Bruch mit Heinrich Simon ihr geschlagen, nur langsam vernarbte, und daß das Verhältniß zu ihm ihrem Herzen dauernde Spuren hinterlassen hat, wissen wir, wenn aus nichts Anderem, aus ihren Büchern, die dem Hauptinhalte nach die im Jahre 1836 erlebten Kämpfe zum Gegenstande haben. Heinrich Simon ist „Sigismund Forster," wie er „Cecil," „Mario Mengen" und in gewissem Sinne auch „Ulrich" ist. Seiner Gestalt begegnet man in den Hahn-Hahn'schen Romanen so unaufhörlich, als habe erst das Verhältniß zu ihm die Verfasserin zur Romanschreiberin gemacht.

In dem Kampfe mit dem glänzenden Rivalen war Bistram, der Mann der stillen, unerschütterlichen Treue und zähen Beharrlichkeit, Sieger geblieben. Auch als die Flamme der Leidenschaft über ihr zusammenschlug, scheint die Gräfin mit dem sicheren Instincte der Frau gewußt zu haben, daß sie in ihm den Mann gefunden, der ihr allein lebte, der neben ihr keine Götter hatte, und der ihr das „ganz von einer Empfindung volle Herz" entgegen trug, das sie gesucht hatte. In diesem Sinne war Bistram der Rechte gewesen und geblieben, in diesem Sinne hatte sie Simon bekannt, „daß sie in einer Verbindung stehe, die sie nicht brechen könne, ohne wahrhaft unglücklich zu werden", in diesem Sinne hatte er ihr geschrieben, daß sie sich nicht „selbst und ihren Menschenwerth aufgeben dürfe". Sie hatte Bistram angehört, und zwar durch Bande, die auch Simon „heilige" nannte, — das stärkste dieser Bande aber war das Bewußtsein gewesen, einen Mann in so vollständigen Besitz genommen zu haben, wie das bei einem modern gearteten Menschen nicht möglich gewesen wäre. „Bistram," hat sie einmal gesagt, „hat mir kein Opfer gebracht; er liebt mich zu sehr, um irgend etwas, was er für mich that oder litt, als ein solches anzusehen." Nimmt man hinzu, daß dieser Mann dem innersten Wesen nach Verstandesmensch war, „in dessen Leben die Phantasie keine sichtbare Rolle spielte, und der nicht impulsiv, sondern nach wohlerwogenen Grundsätzen handelte", so wird man die Erklärung dafür bei der Hand haben, daß das frühere Verhältniß sich alsbald wieder herstellte, daß es Bistram bereits im Jahre 1837 gelang, die Gräfin zu einer gemeinsamen Reise nach Oesterreich zu bestimmen und von dort in die gemeinsame Behausung nach Dresden zurückzukehren. Beiläufig bemerkt, hat in demselben Hause (An der Promenade, gegenüber der Kreuzkirche) während einer zeitweiligen Abwesenheit unseres Paares, Gustav Freytag die Flitterwochen seiner ersten Ehe verbracht.

Ihren ersten Roman („Aus der Gesellschaft") hat Ida Hahn-Hahn während des erwähnten Wiener Aufenthaltes geschrieben, und zwar unter beständigem Gedankenaustausch mit Bistram, dem sie Morgens beim Frühstück vorlas, was sie, zuweilen unter „strömenden Thränen", Tags zuvor nieder-

[1]) Vergl. Marie Helene, a. a. O. S. 32.

geschrieben hatte. Der lebenskluge Mann wußte genau, was er that, wenn er die Freundin zur literarischen Thätigkeit ermuthigte und an derselben, so weit an ihm war, Theil nahm. Sich aus der stürmischen Bewegung des Verhältnisses zu Simon in das ruhige Fahrwasser des Zusammenlebens mit dem minder glänzenden und minder temperamentvollen Freunde zu gewöhnen — auf das Hangen und Bangen, die Schmerzen und die Entzückungen auf- und niedergehender, von Klippen umgebener Leidenschaft zu verzichten, mußte der emotionsbedürftigen Frau schwer ankommen. Das wußte Bistram. Er wußte außerdem, daß ihr „Schreiben ein Surrogat für Leben" bedeute, und daß es einer Ableitung der Bewegung bedürfe, welche dieses unruhvolle Herz ergriffen hatte. Mit dem Interesse, das er daran hatte, die Schriftstellerei zum Beruhigungs- und Beschäftigungsmittel für seine Gefährtin zu machen, ging die in dem Zeitgeschmack begründete Befriedigung darüber Hand in Hand, „Probleme" des Herzenslebens schöngeistig erörtert zu sehen und auf deren Lösung einen wenigstens mittelbaren Einfluß üben zu können. Der Welt „nicht einen Blick zu gönnen", wie es die Dichterin des „Ach, wenn du wärst mein eigen" gelobt hatte, konnte Bistram's Sache freilich nicht sein; weil er an den Zeitereignissen indessen nur als Zuschauer Theil nahm und die von der Freundin erörterten Fragen zugleich diejenigen waren, die sein eigenes Leben bestimmt und bewegt hatten, übte die Beschäftigung mit ihren Romanen (in denen er überdies der eigenen interessanten Person immer wieder begegnete) eine Anziehungskraft, die für Männer seiner Bildung sonst nicht obzuwalten pflegt.

Schilderungen des Dresdener Stadt- und Gesellschaftslebens der 30er und 40er Jahre liegen in zu großer Anzahl vor, als daß Veranlassung wäre, auf den bezüglichen Abschnitt im Leben der Gräfin einzugehen. Das „Schmuckkästchen des deutschen Rococostyls," die Stadt der „Vespertina", der ästhetisirenden Hofräthe, der Theodor Hell und Therese aus dem Winkel hatte sich ihre „makellose politische Unschuld" vollständiger bewahrt als irgend eine andere deutsche Stadt von gleicher Bedeutung und war darum zum Stelldichein vornehmer und schöngeistiger Seelen aus aller Herren Ländern geworden. An dem Gesellschaftsleben der hier versammelten Adelsfamilien hat die Hahn-Hahn nur mäßigen Antheil genommen, dem Typus derselben war aber auch das Haus angepaßt, in welchem sie ihre Freunde versammelte. Alle Interessen der Zeit ragten in dasselbe hinein, nur nicht diejenigen, welche die treibende Kraft der gesammten Epoche bildeten: die politischen. Mit der Befangenheit, welche noch lange das ausschließliche Privilegium des deutschen Adels geblieben ist, war die Frau, die sich für eine Aristokratin hielt, den wahren Aufgaben der Aristokratie vollständig fremd geblieben. In der politischen Bewegung, die die Welt zu ergreifen begonnen hatte, sah sie nichts weiter als das Bestreben der Antichambere, in den Salon einzudringen und „die Barrière ebenso zu überspringen, wie es unser Privilegium ist". Es darf gleich hier bemerkt werden, daß die sonst so gescheidte Frau sich diese Bornirtheit bis an das Ende ihrer Tage erhalten hat, daß sie, die bei Gelegenheit wohl das Unglück empfand, „als Deutsche kein Vaterland zu haben", daß sie aber niemals eine

Vorstellung von der nationalen Bedeutung des Jahres 1848 erlangt, sondern die unvergleichliche Thorheit begangen hat, ihren holsteinischen Standesgenossen aus der Theilnahme an dem Kampf für das Landesrecht einen schweren Vorwurf zu machen und über Abfall zu revolutionären Ideen zu klagen. Diesem politischen Stumpfsinn hat Fanny Lewald in ihrer gegen die Gräfin gerichteten Satire einen Spiegel vorgehalten, der schon als Beitrag zur Sittengeschichte des deutschen Adels der guten alten Zeit aufbewahrt zu werden verdient.

Von den socialen Unarten und Lächerlichkeiten des Standes, zu dessen Verherrlichung die Schriftstellerin sich berufen fühlte, ist die Frau — nach den übereinstimmenden Zeugnissen Unbefangener — frei geblieben. Dieselbe Einfachheit, die sie in Hausrath und Anzug beobachtete, war ihren Verkehrs- und Umgangsformen eigenthümlich. Gekünsteltem und manirirtem Wesen gründlich abgeneigt, lehnte sie z. B. die persönliche Bekanntschaft des Fürsten Pückler-Muskau ab, weil Dieser sich durch anspruchsvoll gedrechselte Billets und abgeschmackte Vorschläge für die Art der ersten Begegnung hatte einführen wollen. Affectiren und Finassiren war ein für alle Mal ihre Sache nicht. Weder wollte sie für eine „schöne Seele" gelten noch war sie eine solche. „Ein großer, die Welt überwindender Charakter," pflegte sie zu sagen, „bin ich nicht. Ich habe mir das Leben leicht gemacht, indem ich meinem Herzen folgte und mich mit dem Manne, den ich liebte, auf eine einsame Klippe stellte." Ihre Art, sich zu geben, wird im Uebrigen als „herzlich und freundlich, offen und gesprächig" bezeichnet. „Man sah sie niemals müßig, nie kopfhängerisch, niemals unzufrieden, höchstens ungeduldig." Gegen Personen, „deren Geist und Gemüthsart ihr widerstrebten", schroff und abweisend, war sie gegen Arme und Bedrängte hülfreich und opferwillig und trotz der Bescheidenheit ihrer Mittel von fürstlicher Freigebigkeit gegen Bedrängte.

Zu dem Bilde, das man sich von der Schriftstellerin macht und machen muß, scheint das, was über die Frau berichtet wird, nicht zu stimmen. Ganz so, wie gemeinhin berichtet wird, ist es aber auch um ihre Bücher nicht bestellt. So gespreizt die Form ihrer Darstellung sich auch mitunter ausnimmt, — hohl können diese Bücher nicht genannt werden. Die Zahl geistreicher Gedanken und treffender Beobachtungen erweist sich Lesern, die genauer zuzusehen wissen, vielmehr als überraschend groß. Den Romanen der Hahn-Hahn geschieht weiter Unrecht, wenn man sie als bloße Variationen über das Thema von den Liebesexperimenten einer unbefriedigten Frauenseele bezeichnet. Diese Romane sind von anderen der nämlichen Gattung zunächst dadurch verschieden, daß sie „nicht allein den inneren Entwicklungsgang des weiblichen Herzens, sondern alle Krankheiten, Krisen, Uebergänge und Widersprüche desselben wieder zu geben und ein anatomisches Präparat aus den Seelenleiden der Frau zu bereiten suchen; sie sagt Dinge, welche das Weib auch dem geliebtesten Manne verbirgt, weil es nicht für ihn ist". Daraus erklärt sich der Erfolg, den die Romane „Aus der Gesellschaft" überall und bei allen Gesellschaftsschichten jener Zeit hatten, in welcher der Glaube an den Idealismus in der Liebe einen integrirenden Theil der Weltanschauung der Gebildeten aus-

machte. Mit der Breite der auf diesen einen Punkt gerichteten Ausführungen versöhnen die einzelnen Züge reinen Gefühls und „süßer weiblicher Hingebung“ (Treitschke), die da durchbrechen, wo die Verfasserin die Maske bei Seite schiebt, um selbst und im eigenen Namen zu sprechen. So hat sie ihrem Verhältniß zu Bistram in der Vorrede zur „Faustine“ ein Denkmal gesetzt, dessen einfache Schönheit noch heute ergreifend wirkt. „Dieses Buch“ — schrieb sie nach einem fünfmonatlichen Augenleiden, in welchem der Freund sie gepflegt und davor bewahrt hatte, in Stumpfsinn, Verzweiflung und Apathie unterzugehen — „dieses Buch soll Deinen Namen wie ein Diadem an der Stirn tragen. Vielleicht ist er das Beste an dem ganzen Buche.“ — Aber nicht das allein. In den besseren ihrer Romane wechseln breit ausgeführte, zuweilen unerträglich emphatische Salon- und Liebesscenen mit Schilderungen landjunkerlichen und kleinstädtischen Alltagslebens, die von außerordentlich feinem und glücklichem Humor zeugen. Treffender und boshafter ist der Mangel an Harmonie in der Lebensgestaltung des höheren Bürgerthums alter Zeit kaum irgendwo aufgewiesen worden als in der Geschichte des Besuchs, den Sigismund Forster seiner Braut, der Regierungsrathstochter, und dem Hause seines Schwagers, des Doctors, macht, — ergötzlicher die Selbstzufriedenheit des hausbackenen adligen Gutsbesitzerthums nirgend geschildert als in der Beschreibung des Hauswesens von Faustinens Schwester, — der Schilderungen des Pfarrhauses nicht zu gedenken, in welches die Schwester der Gräfin Ilda Schönholm verschlagen worden ist. So tief verstimmend es auch wirkt, daß die Verfasserin nur eine Seite der bürgerlichen Existenz sieht und sehen will, daß ihr der wahre Begriff der Pflicht unbekannt geblieben, und daß sie über der Wahrheit, daß Pflichten bloßen Verpflichtungen vorgehen, die andere Wahrheit vergißt, daß aus Verpflichtungen echte und wahre Pflichten erwachsen können: an der Sicherheit, mit welcher sie der Philistrosität aller Gattungen und Arten die humoristische Seite abzugewinnen weiß, kann man doch volle Freude haben. Hinter der Breite, mit welcher das Hauptthema erörtert wird, treten diese Episoden freilich zurück. Mit ihren Herzensanalysen ist die Verfasserin so unaufhörlich beschäftigt, daß sie verschmäht hat, die Staffage ihrer Erzählungen durch Wechsel der Localität und durch Reminiscenzen ihrer zahlreichen Reisen zu beleben.

Und sie war eine unermüdliche Reisende, die zu Zeiten, wo Fahrten von Berlin nach Dresden oder Wien für Unternehmungen galten, nicht nur den Norden und den Süden Europa's, sondern auch den Orient und Aegypten durchstreift und die dort empfangenen Eindrücke in einer ganzen Anzahl von Büchern niedergelegt hat. Das anziehendste derselben dürften die (1841 erschienenen) „Erinnerungen an und aus Frankreich“ sein.

Die Stimmung ist frisch und zuversichtlich, die Sprache einfach und natürlich, der Reichthum an guten und glücklichen Gedanken ein überraschend großer. So zutreffenden Vergleichungen wie denjenigen zwischen Spanien und den südfranzösischen Provinzialen begegnet man in der modernen Reiseliteratur nicht allzu häufig, so muthigen Urtheilen wie denjenigen über Paris und die Pariser überhaupt nur selten. Dabei erfährt man, daß es der kosmo-

politisch thuenden Frau an echtem Nationalgefühl keineswegs gefehlt und daß sie bei der Rückkehr aus Frankreich nach Deutschland eine Freude am Vaterlande gehabt hat, deren Wärme mitunter rührend ist. Den Klang der Sprache, „in der man betet und dichtet", mit Begeisterung zu begrüßen, ist freilich nachgerade trivial geworden: auf die Hinzufügung „und in der man zu seiner Liebe spricht" konnte dagegen nur eine Frau kommen, der die Liebe noch die Hauptsache im Leben bedeutet. — Verglichen mit den „Erinnerungen" nimmt das ein Jahr zuvor erschienene, sehr viel mehr bemerkte und besprochene Buch „Jenseits der Berge" sich nicht allzu glücklich aus. Neben dem Vorwalten lyrischer Ergüsse, wie sie dem Geschmack der Zeit entsprachen, wirkt der Mangel an vertiefter Bildung und an ruhiger Beobachtung störend. Den zumeist aus Stimmungsbildern zusammengesetzten italienischen Berichten fühlt man an, daß es nicht sowohl das Bedürfniß nach Erweiterung des Gesichtskreises und nach Bereicherung der Welt- und Lebenskenntniß als innere Unruhe gewesen ist, die die Reisende in die Ferne getrieben hat. Sie nimmt sich selbst allenthalben mit und läßt durchsehen, daß sie das Glück, welches sie in dem Verhältniß zu dem „Rechten" gefunden, gewaltsam festhalten und durch den Wechsel der Umgebung in neue Beleuchtung bringen muß. Man hat schon hier die Empfindung, daß ein so fieberhaft gesteigertes Empfindungsleben früher oder später zum Bankerott führen muß.

Dieser Bankerott trat freilich erst viel später ein, und nachdem das Herz der merkwürdigen Frau zu einer gewissen Ruhe gelangt war. Des Reisens müde, hatte die Gräfin sich im Jahre 1845 dauernd in Dresden niedergelassen und damit einen dringenden Wunsch Bistram's erfüllt, dem das Umherschweifen in der Welt stets ein Opfer bedeutete. Drei Jahre vergingen in beglückter Abgeschlossenheit, — dann aber wurde die Dresdener Idylle durch die Ereignisse des Bewegungsjahres 1848 peinlich unterbrochen und die Gräfin in eine leidenschaftliche Verbitterung gegen das „demokratische Princip" und seine Ausgeburten getrieben, an welcher angeerbtes Vorurtheil, unvollständige Bildung und Unfähigkeit zu unbefangener Betrachtung historischer Dinge gleich stark betheiligt waren. Briefschaften und Tagebuch-Aufzeichnungen aus damaliger Zeit bestätigen, daß die bei aller Gescheidtheit in kindischem Subjectivismus stecken gebliebene Frau niemals verstanden hat, worum es sich eigentlich handelte, und daß sie sich schließlich auch gegen diejenigen Standes- und Gesinnungsgenossen abschloß, die ihr das auseinandersetzen wollten. Ihr graute vor dem neuen Zeitalter, in welchem Kriterien aufgestellt werden sollten, vor welchen sie nicht bestehen konnte! Dieses Grauen ging so weit, daß sie sich die unnütze Mühe nahm, ihre mit Bistram geführte Correspondenz durch Verbrennung vor späterer Entheiligung zu retten. „Die Zeit, die nun kommt," sagte sie, „soll nichts von uns wissen; auch würde sie uns nicht verstehen. Nicht bloß unsere Ausgangspunkte, auch unsere jetzige Richtung ist ihr ganz entgegenstehend." Wenige Tage nach Vornahme dieses Autodafé, kurz vor Ausbruch des Maiaufstandes, reiste sie, wie alljährlich, auf einige Tage nach Berlin, um nach ihrer geistesschwachen Tochter zu sehen; Bistram hatte eines Unwohlseins wegen in Dresden bleiben müssen, von wo

her er tägliche Berichte über sein Befinden sandte. Er litt an einem unheilbaren Herzübel, über dessen Fortschritte er die Freundin zu täuschen suchte, das aber bald eine Wendung nahm, die ihm das Schreiben unmöglich machte. Als die gewohnten Briefe einige Tage ausgeblieben waren, reiste sie, von Angst gefoltert, nach Dresden zurück: sie fand einen Sterbenden, der sie mit den Worten empfing: „Du solltest ja nicht kommen, um mich sterben zu sehen.“ Nach dreitägigem, qualvollem Leiden war Alles vorüber. Die Karte, auf welche die unglückliche Frau ihr ganzes Leben gesetzt hatte, war verloren, die Basis ihrer Existenz vernichtet. Nachdem sie dem Freunde einen Leichenstein mit der Inschrift: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht,“ hatte setzen lassen, gab es auf Erden nichts mehr für sie zu thun. Rath- und hülflos stand sie einem inhaltlos gewordenen Dasein gegenüber.

„Ueber mein Herz,“ so heißt es in einem einige Jahre später geschriebenen Berichte, „legte der Tod einen Trauerflor, der so dicht und so schwarz war, daß ich lange Zeit gar nichts gewahr werden konnte, nichts im Himmel, nichts auf Erden, nichts in mir, nichts um mich her. Durch den Tod eines Menschen waren alle Menschen für mich im Preise gesunken, nicht in Beziehung auf sie, sondern in Beziehung auf mich. Sie behielten ihre Vortrefflichkeiten, sie blieben lieb und gut, klug und angenehm, aber ich begehrte das Alles nicht mehr.“

Bei einer Frau, die kaum vierundvierzig Lebensjahre hinter sich hatte und gewohnt gewesen war, ein niemals stillstehendes Gedanken- und Empfindungsleben zu führen, konnte es bei dem Zustande der Erstarrung sein Bewenden nicht behalten. Der Mann, den sie begraben, hatte ihr Vaterhaus und Vaterland bedeutet: außer Stande, ein solches zu finden, hatte sie bereits in früherer Zeit daran gedacht, nach einem Ersatz dafür auszuschauen, und damals das Folgende geschrieben: „Hätte ich eine Kirche, eine große, allumfassende Gemeinschaft, so brauchte ich kein Vaterland, denn sie würde mit dem himmlischen das irdische ersetzen.“ Darauf griff sie jetzt zurück. Der Protestantismus vermochte ihr nichts zu bieten, weil sie ihn nur in verkrüppelter Form kennen gelernt hatte, und weil ihr vor dem nüchternen Ernst einer Anschauung graute, nach welcher der Mensch „weder zum Anbeten noch Angebetetwerden, sondern zur Erfüllung seiner Pflicht da ist“. Um mit sich selbst fertig zu werden, bedurfte es für sie einer Macht, die imponirte, die keine Wahl und keine Selbstentschließung zuließ. Diese Macht konnte nur die katholische Kirche sein, die nach Meinung der revolutionsfeindlichen Frau überdies das große Verdienst erworben haben sollte, während des Bewegungsjahres nicht mit sich handeln zu lassen und mit dem an der Spitze der deutschen Reaction stehenden österreichischen Kaiserstaat in ein enges Bündniß getreten zu sein. Sollte sie sich einer Autorität beugen — und nur eine solche verhieß Rettung —, so mußte es die mächtigste, unbedingteste Autorität sein, die es überhaupt gab. In Berlin, wohin sich die Gräfin nach dem Tode Bistram's gewendet hatte, machte sie die Bekanntschaft des damaligen Propstes an der Hedwigskirche, späteren Bischofs v. Ketteler, und noch vor Beschluß des Jahres, der ihrem Leben die letzte entscheidende Wendung gegeben hatte, war sie von diesem ihr befreundet gewordenen Prälaten in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen worden.

Conversion und weitere Entwicklung der neuen Katholikin sind von derjenigen Anderer, die den gleichen Weg genommen, so wenig verschieden gewesen, daß Erörterungen darüber, ob der gethane Schritt die Consequenz ihres Vorlebens gewesen, gespart werden können. Sie ist weder die Aspasia gewesen, zu welcher man sie hat machen wollen, noch die heilige Therese geworden, die sie als ihr Vorbild angesehen haben soll, — sie ist die leidenschaftliche Idealistin geblieben, die mit einem Wurf Alles gethan und Alles gewonnen zu haben glaubte. Daß sie es mit der Hingabe an die alleinseligmachende Kirche ebenso ehrlich gemeint hat wie früher mit der Hingabe an einen seligmachenden Mann, hat man zu Unrecht bestritten. Für excentrische Seelen, wie Ida Hahn-Hahn eine war, versteht sich von selbst, daß sie mit der Leidenschaft der Neophytin gegen die eigene Vergangenheit und die Gemeinschaft, in welcher sie emporgekommen, zu Felde zog, und daß die neue Schriftstellerei, zu welcher sie sich berufen glaubte, die Unfertigkeit ihrer Bildung und die Einseitigkeiten ihrer Manier noch deutlicher zu Tage treten ließ, als bei der alten der Fall gewesen war. Wie sie nur eine Seite des Frauenlebens kennen gelernt hatte, so wußte sie auch nur um eine Seite der religiösen Erfahrung Bescheid — diejenige, die zu ihrer Empfindung gesprochen hatte. Ehre macht es ihr, daß sie weder die Stellung einer Stiftsdame, noch diejenige einer durch Askese glänzenden Nonne aufgesucht, sondern als schlichte Klosterfrau und Leiterin eines Magdalenen-Instituts gewirkt und bis an das Ende ihrer Tage in einer ärmlichen Bodenkammer gehaust hat, in welcher sie auf alle gewohnten Lebensannehmlichkeiten verzichten mußte. Für die Anziehungskraft, die sie auch jetzt noch zu üben vermochte, ist bezeichnend, daß ihr früherer Gatte, Graf Hahn, nachdem er durch den Tod seiner zweiten Frau und durch schwere Körperleiden gebrochen worden war, Versuche zur Wiedervereinigung mit der Verstoßenen anstellte und dieselben erst nach wiederholten und nachdrücklichen Zurückweisungen aufgab.

Ida Hahn-Hahn starb im Jahre 1880. Sie ist die typische Repräsentantin einer Empfindungsweise gewesen, die zu der heutigen im denkbar ausgesprochensten Gegensatze stand. Aber nicht das allein. Heinrich Simon hat Recht gehabt, wenn er von ihr sagte, „sie habe ein Ganzes, einen Menschen, und zwar einen Menschen durch und durch, gebildet". An unserem „Ende des Jahrhunderts" würde man sagen, sie sei eine „Natur" gewesen. Jedenfalls eine Natur von der Art derjenigen, die heutzutage nicht mehr vorkommen.

Die Weltliteratur und die Gegenwart.

Von

Richard M. Meyer.

Gegen Ende seines Lebens liebte es Goethe, von „Weltliteratur“ zu sprechen. „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“, überblickte der Unermüdlichste aller Lernenden von hoher Warte die künstlerische Welt zu seinen Füßen und verfolgte mit den „glücklichen Augen“ die „Meteore des literarischen Himmels“. 1827 gebraucht er das Wort zuerst noch vorsichtig. In einer Besprechung des werthlosen Tasso-Dramas von Alexandre Duval (Hempel'sche Ausgabe 29, 693) stellt er gleichmüthig die thörichte Recension eines französischen Journals, die seinen eigenen „Tasso“ kalt und ohne Interesse, eine sittliche-weinerliche Salbaderei nennt, mit einer anderen zusammen, die diesem wunderbaren Meisterwerk wenigstens annähernd gerecht wird, und fährt dann fort: „Die Mittheilungen, die ich aus französischen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Absicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern; ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Ueberall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im Ganzen hiermit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amtes ist, will ich doch von Seiten meiner Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist.“ Man sieht, der Dichter denkt an die allmähliche Entwicklung eines neuen historischen Phänomens. Aus den getrennten Tendenzen der verschiedenen Volksindividualitäten, die in beständiger Gährung sich neben und gegen einander bewegen, krystallisirt sich, um einen Lieblingsausdruck Goethe's zu gebrauchen, allmählich eine neue Tendenz, ein Ganzes von neuer Art, von dessen Verhältniß zu den Einzelliteraturen dann das Xenion gelten mag:

> Gleich sei Keiner dem Andern, doch gleich sei Jeder dem Höchsten!
> Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich!

Wiederholt kommt er dann auf den ihm lieb gewordenen Begriff zurück. Es sind wieder ausländische Zeitschriften, diesmal englische, die ihm im folgenden Jahre dazu Gelegenheit bieten („Edinburgh Review“ 1829,

a. a. O. S. 776): „Diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publicum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das Wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen." Und in den „Sprüchen in Prosa" (Nr. 15, a. a. O. S. 19, 112): „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl thun, dieser Warnung nachzudenken." Um etwas, was sich bildet, vorbereitet, einleitet, was gehofft und unter bestimmtem Gesichtspunkt doch auch nicht ohne Bedenken erwartet wird — um ein Zukünftiges handelt es sich für Goethe. Und in noch höherem Grade gilt das für seine Schüler, die Romantiker, wenn sie, lange ehe Goethe jenes Wort erfand, aus seinen Anschauungen den Begriff heraus sogen und die romantische Poesie als „fortschreitende Universalpoesie" definirten. Wie auf Orpheus' Ton sich die bisher vereinzelten Steine zu einem Palast zusammen fanden, so sollte der Geist der Menschheit aus den vielen Einzelliedern schließlich die eine große Sinfonie der allumfassenden Weltpoesie schaffen.

Wir vermögen uns diese Anschauung nicht völlig anzueignen. Wir sind von der inneren Gleichartigkeit der Poesie in allen Zeiten zu innig überzeugt, als daß wir eine neue Epoche der Weltliteratur älteren Epochen der Nationaldichtung entgegenzusetzen vermöchten. Goethe scheint hier seinem eigenen Dogma von der Stetigkeit und der langsam-gleichmäßigen Entwicklung untreu zu werden. Gerade das macht ihn ja, mehr als einzelne „Aperçus" naturwissenschaftlicher Art, zu einem Vorläufer Darwin's, daß er überall sanfte Uebergänge, stetige Entwicklungen sah und vulcanische Neubildungen nirgends anerkennen wollte, nicht in der Mineralogie, nicht in der Politik, nicht in der Kunst.

Jener Begriff also, den der Präger des Wortes mit dem Ausdruck „Weltliteratur" verband, scheint uns zu eng. Wir glauben an eine Weltliteratur, aber nicht an eine zukünftige und nicht an eine etwa eben entstandene, sondern an eine solche, die so alt ist wie die Literatur überhaupt, und die heute vielleicht nicht einmal stärker entwickelt ist als in früheren Perioden.

Zu weit scheint uns andererseits die Auffassung, die heute gewöhnlich mit dem Worte verbunden wird. Wir besitzen Bücher über die Geschichte der Weltliteratur, und sie bemühen sich, der ganzen Literaturwelt gerecht zu werden. Was irgend je in eine einzelne Nationalliteratur Aufnahme fand, ziehen sie herein, und das neueste Werk dieser Art, die große und gelehrte Unternehmung des Jesuiten Baumgartner, bleibt auch vor dem Thore der „literaturlosen Völker" nicht stehen. Hier also ist „Weltliteratur" das Gegenbild zu dem älteren Wort „Weltgeschichte" geworden und bedeutet die Gesammtheit aller überhaupt beachtenswerthen literarischen oder auch nur fast literarischen Leistungen; es meint, in anderem Sinne freilich als das stolze lateinische Wort für unsere Universitäten, die „universitas literarum".

Zwischen beide Nuancen des Begriffes schiebt sich die dritte, die auch wir hier vertreten wollen. Man sagt wohl, ein Dichtwerk gehöre der Welt-

literatur an. In diesem Sinne bedeutet also der Ausdruck ein Werthurtheil. Für Goethe könnte von einem bestimmten Zeitpunkte ab alle Literatur zur Weltliteratur gehören; für Johannes Scherr oder Alexander Baumgartner gehört von allem Anfang an alle Literatur dazu; für uns nur das, was allgemeinste Bedeutung hat — dies aber auch jedenfalls, sei es gestern entstanden oder vor achttausend Jahren.

Wir fassen die Literatur, wie wir es schon aussprachen, als eine Einheit auf — als das Werk dieses einen großen, wunderbaren Individuums: des Menschen. Zu allen Zeiten und unter allen Sonnen hat er danach gestrebt, Unaussprechliches auszusprechen, dem vorüberfliehenden Moment Dauer zu verleihen, Gemeinsamkeit der Empfindung durch Worte hervorzurufen. In glücklichen Augenblicken ist ihm dies Wunder wieder und immer wieder gelungen; aber lange Pausen, lange Zeiträume voll vergeblicher Anläufe trennen diese fruchtbaren Momente der dichtenden Menschheit. Und diese gesegneten Augenblicke selbst sind nicht alle von gleichem Werth und gleicher Bedeutung. Oft war es nur eine vorübergehende Empfindung, ein vergänglicher Eindruck, was glückliche Worte fand; was dann entstand, gehört nur der Nationalpoesie an. Zuweilen aber waren es Gefühle, Eindrücke, Vorstellungen, an denen wir Alle Theil haben; die ganze Menschheit sprach sich in ihren tiefsten Empfindungen aus, nicht bloß ihre Stimmung von heute oder gestern. Was dann entstand, das ward ein Theil der Weltliteratur, und das gehört uns Allen unverlierbar.

Unverlierbar, ob es auch oft verloren scheint; denn selbst die helltönendsten „Stimmen der Völker", selbst die mächtigsten dichterischen Zeugnisse genialer Einzelner sind verdeckt worden von dem Lärm — oder von dem Schweigen der Jahrhunderte. Die an künstlerischem Gesammtwerth am höchsten stehende Literatur, die der Hellenen, ist in mehr als einem halben Jahrtausend der Barbarei für die Welt todt gewesen; und auf seinem eigenen Boden hat die genialste dichterische Individualität, von der wir wissen, hat William Shakespeare fast zweihundert Jahre sich von den Dryden und Pope in den Schatten stellen lassen müssen. Aber die Sehnsucht der Menschheit nach Denen, die ihre verworrenen Träume deuten, ist zu mächtig. Früher oder später erklingt das Wort des Sehers doch wieder vor einem Ohr, das die ganze Fülle des Inhalts begeistert aufnimmt, und bald lauscht eine ganze Generation dem Fremdling aus fernen Zeiten, der ihr doch näher verwandt scheint als zahllose Genossen der eigenen Tage; und das Glied der Weltliteratur, das vergessen war, erwacht aus seinem Winterschlaf und beweist, Leben erweckend, seine unvertilgbare Lebenskraft. Ist es uns selbst kaum anders mit Goethe gegangen! Sein Name war vor fünfzig Jahren für die weiten Kreise des Volkes fast Schall und Rauch geworden, die Dichter umschlichen mit geflissentlicher Scheu sein Denkmal, die Literarhistoriker schnitten an seinen Werken herum wie Anatomen an der Leiche. Bis die Fr. Th. Vischer, die H. Grimm und G. v. Loeper, die Hirzel und Hillebrand, die Heyse und Auerbach und Spielhagen die Einzigkeit des Dichters wieder als lebende Macht empfanden, bis Wilhelm Scherer, die Goethe-Philologie, die Goethe-Gesellschaft, die neue

Goethe-Ausgabe Goethe wieder zu einer lebenden, wirkenden, zeugenden Macht im Geistesleben unserer Nation und aller Nationen machten.

Deshalb also, weil der mächtig fließende Strom der Weltliteratur von Zeit zu Zeit stockt, weil er schmäler wird, selbst ein Mal unter der Erde fortfließt, um dann mit erneuter Gewalt hervorzubrechen, — deshalb sprechen wir hier von der Weltliteratur in ihrem Verhältniß zur Gegenwart. Wir wollen die heutige Breite und Stärke jenes Stroms auszumessen suchen.

Wie eine gewaltige Orgel steht die Weltliteratur da. Jahrtausende und Millionen haben, bewußt oder unbewußt, an ihr mitgearbeitet. Aufgerichtet haben sie die großen Werkmeister. Mancherlei Stimmen hat sie aufzuweisen, Engelsstimmen, vox humana, aber auch schneidend scharfe Töne kann man ihr entlocken. Aber auf dieser wunderbaren Orgel spielt der Genius der Menschheit seine Sinfonie nicht mit allen Registern zugleich. Heut ruhen diese Pfeifen, morgen jene.

Was erklingt heut auf der großen Orgel?

Wir gehen auf dem gebahnten Wege der Chronologie der Entstehung dieses Wunderwerks nach. Dies ist die eigentliche Harmonie der Sphären: mit wunderbarem Einklang begleiten die Töne der Poesie und der Musik der Völker ihre Entwicklung, ihre Schicksale, ihr Blühen und Vergehen. In fernster Vorzeit, da der Mensch noch halb thierisch auf der Erde umher kroch, durch den unwegbaren Wald schlich und sich auf die Pfahlbauten am See rettete, da bereits muß sich in seiner Brust das Bedürfniß geregt haben, für Gefühle, die ihn ganz erschütterten, eine Auslösung zu finden und ein Echo. Der Schauer der verfinsterten Sonne und die Freude an ihrem Wiedererwachen, die furchtbare Erfahrung des Todes an dem Häuptling oder der Geliebten, die übermannende Freude am Sieg brachen sich in elementarer Weise Bahn. Diese Urpoesie ist allen Völkern einer bestimmten Culturstufe gemeinsam, weil sie auf unveränderlichster, allgemeinster Grundlage beruht. Und weil die Gelegenheit, die einen solchen Ausbruch des Gefühls hervorrief, immer wiederkehrt, deshalb ist auch für diese primitivste Poesie bereits die Möglichkeit einer festen Tradition gegeben. Der Tod des Häuplings, der heute fiel, ruft die Erinnerung wach an den Augenblick, da sein Vorgänger, von Wunden bedeckt auf blutiger Bahre in den Kraal getragen ward; und rasch verbindet sich mit dieser Erinnerung die an die „Gesänge“ von damals.

So kommt es, daß bei allen Völkern — wir dürfen es zuversichtlich aussprechen — eine Art uralter Poesie sich ausbildet, die wir nach dem Vorgang des großen Germanisten Müllenhoff als die chorische Poesie bezeichnen. Uralt ist sie; aber sie setzt doch schon eine Entwicklung voraus, wie wir sie eben kurz skizzirten. In diesem Stadium treffen wir die alten Germanen beim ersten Aufleuchten ihrer Geschichte, treffen wir Jahrhunderte früher Griechen, Perser, Inder, Jahrhunderte später die „Naturvölker“, wie noch heute Negerstämme und andere wilde Völkerschaften. Poesie, Musik und Tanz in ihren Anfängen liegen noch ungeschieden in dieser chorischen Poesie, und ungeschieden liegen auch Lyrik, Epos und Drama in ihr. Voraussetzung für diese chorische Poesie ist, daß eine größere Gemeinschaft durch ein

für Alle wichtiges Erlebniß in gemeinsame Erregung versetzt wird. Einer nach dem Anderen leiht dieser allgemeinen Stimmung Ausdruck, so gut er kann: er springt hervor, erzählt halb stammelnd, halb verzückt, was er empfindet, und ein unarticulirter Schrei der Menge, eine Interjection der Trauer oder der Freude, des Dankes oder der Wuth aus hundert Kehlen macht seine Rede gültig als ihrer aller Rede. Und wie sie unter dem Zwang der Erregung stehen, zuckt es in ihren Gliedern zu mimischer Nachahmung des Erlebten: wie jener Held den Löwen in seinen Armen erstickte, wie er von hinten verrätherisch ermordet wird, das stellen sie dar. So kommt zu der epischen Erzählung des „Vorsängers“, zu der rohen Lyrik des „Chorgesangs“ das Drama, so kommt zu der Poesie als Ausdrucksmittel für die innere Erregung eine rhythmische Bewegung der Glieder, ein wildes Lärmen mit Trommeln und Becken, denn Jeder will fortwährend Antheil an der Aufregung des Moments, will mit allen Mitteln eine Gemeinsamkeit der Bewegungen und Aeußerungen herstellen und verstärken.

Welten trennen uns von diesen Anfängen der Poesie. Kein moderner Dichter hat es gewagt, ihre formlose Wildheit zu erneuern und etwa in einem culturgeschichtlichen Epos — wie wir deren nur zu viel haben — ein Echo jener grandiosen Ursprünglichkeit zu geben. Fehlt uns doch, wie es scheint, die Vorbedingung: das Hunderte zugleich erregende Erlebniß. Unsere Heere singen nicht mehr, wenn sie in die Schlacht ziehen, und nach der Schlacht ward bei Leuthen wohl zum letzten Mal ein Choral der Waffengemeinde angestimmt; der Kirchengemeinde wird der Gegenstand ihrer Andacht zu selten ein mit elementarer Kraft bewegendes Erlebniß; die Kneiptafel, die Gesellschaft überhaupt bewegt sich in erstarrten Formen. Wo aber einmal jene Voraussetzungen sich erneuern, da erleben wir auch ein momentanes Erwachen der chorischen Poesie. Wenn die Heilsarmee durch die Straßen Londons zieht, oder wenn in Amerika leidenschaftliche Sectirer ein „Revival“, eine Feier geistiger Erweckung, abhalten, dann kommt über die Menge wohl eine plötzliche Erregung, und Der oder Jener stürzt vor und erzählt, halb stammelnd, halb verzückt, von seinen Sünden und seiner Bekehrung, und mit einem fanatisch herausgestoßenen „Amen!“ stimmt die Masse zu. Ungeregelte tanzartige Marschbewegungen, betäubender Lärm primitiver Musikinstrumente, dramatische Vorführungen ergänzen das Bild einer in dem übercivilisirten 19. Jahrhundert sich erneuenden Dichtungsart, die auf demselben Boden blühte, ehe Hengist und Horsa ihre Germanen in das keltische Britannien führten, und gar ehe Columbus die wehrlosen Indianer den Wohlthaten der Civilisation preisgab!

Aber noch merkwürdiger ist ein Anderes. Dieser gemeinsamen Grundlage aller Literatur scheint wieder zu entsprechen, was Vielen heute als Gipfel der Kunst gilt. Was aus seiner Erkenntniß von den Anfängen der Kunst heraus Herder gefordert, was seitdem oft auf verschiedenen Wegen erstrebt wurde, das scheint Richard Wagner erreicht zu haben. Das war es, was für ihn einst als Kunstwerk der Zukunft ein Traum war, dessen Verwirklichung er doch noch erleben durfte, — er wollte Poesie, Musik und Tanz in Eins zusammenfassen, er suchte Lyrik, Epos und Drama in einem höheren Ganzen zu

vereinigen. Und ferner: auch Wagner faßt dieses Kunstwerk als ein Erzeugniß der Gesammtheit auf; das Volk ist ihm der eigentliche Schöpfer selbst des einzelnen Dichtwerks, der Künstler nur gleichsam der Vorsänger. Und so hätten wir denn heute in unserer Mitte, in merkwürdigster Entwicklung gezeitigt, chorische Poesie auf höherer, vielleicht auf höchster Stufe!

Aber freilich — ein wirklicher Zusammenhang besteht nicht. Mag auch die Theorie — etwa durch Herder — mit ihrer Vergegenwärtigung der ältesten auf die neueste Kunst eingewirkt haben, — wesentlich waren es doch Factoren ganz neuer, moderner Art, die Baireuth schufen. Vielleicht darf man sagen, daß jene älteste Art in ihr auflebe; daß sie in ihr fortlebe, wird Niemand behaupten wollen.

Deshalb schon nicht, weil sie überall, wo es eine Entwicklung überhaupt gab, rasch und annähernd vollständig überwunden ward. Mehr als Vorstufe ist die chorische Poesie nirgends gewesen. Eine Vorstufe freilich, ohne die man nicht das griechische Drama, nicht das französische Epos, nicht das deutsche Kirchenlied verstehen kann; aber doch immer nur eine Vorstufe. Wer über sie nicht zu Höherem schritt, der blieb im Vorhof der Literatur stehen; die Gelegenheitspoesie des uncultivirten Stammes bleibt uns fremd wie ein dumpfer Naturlaut im Walde, der uns ergreifen mag, der uns aber nichts zu sagen vermag.

Zu höherer literarischer Formgebung schritten die großen Völker des Morgenlandes früh und rasch voran. Nicht alle mit gleichem Erfolg. Die unerschöpfliche Redelust der schreibseligen Aegypter brachte es zu literarischen Werken ersten Ranges so wenig wie nach Jahrtausenden das in Technik, Wissenschaft, Kunst gleich hoch stehende Volk der Niederländer. China, diese wundersame Welt, die ihr Pensum zu rasch erledigte und seitdem unbeweglich auf den Prämien früh errungener Gesittung und Bildung ruht, China hat seine Weltliteratur für sich, streng geregelt, wie Alles im Reich der Mandarinen. Ein fester Canon bestimmt, was classisch ist; genaue Eintheilung sondert die Bücher; sorgfältige Bewahrung überliefert ihren Inhalt. Aber auch das Beste, was sie für unser Urtheil besitzen: die feine, zarte Lyrik des Schi-King bietet uns nichts Einziges, Unersetzliches. Man mag damit spielen, wie der greise Goethe mit chinesischen Formen spielte; aber die Kraft fehlt, die dem Unsagbaren endlich einmal Ausdruck verleiht und dem Moment Dauer. Die Inder, den Germanen und den stammverwandten Nationen der Culturwelt durch gleiche Vorgeschichte und vielleicht auch durch gleiche Abstammung näher verbunden, haben einmal wirklich in die Geschichte der deutschen Literatur eingegriffen. Mehr freilich als die mächtige Einfachheit ihrer ältesten Hymnen oder die bestrickende Buntheit ihrer Epen, mehr selbst als der von Goethe so enthusiastisch bewunderte Reiz ihres berühmtesten Dramas, der „Sakuntala“, wirkte ihre Philosophie und das Bild der „stillen, schönen Menschen“ selbst, die Heine vor Lotosblumen knieen ließ. Für die Romantik ward Indien das Zauberland träumerischer Weisheit und versonnener Poesie, und Fr. Schlegel wie Schopenhauer, der Dichter des „Paria“ und der der „Weisheit des Brahmanen“ wandten hierher ihre Blicke. Aber heute wird man von einer

lebendigen Wirksamkeit der indischen Poesie nicht reden dürfen. Begeistert mögen Kenner wie Deussen und Schwärmer wie Chamberlain die Künste des indischen Denkens aufweisen, aber Rigveda und Mâhabhârata, Sakuntala und Meghadhuta sind uns doch höchstens Curiositäten, Prunkstücke. Zu eigener Erbauung lesen wir sie nicht, und kein lebender Dichter hat von ihnen starken Anstoß empfangen.

Und nicht viel mehr läßt sich in dieser Hinsicht von den übrigen Literaturen des Morgenlandes sagen. Der arabischen Poesie verdanken wir Goethe's „Divan", an dem daneben die Dichter Persiens großen Antheil haben. Die morgenländischen Märchensammlungen, „1001 Nacht" vor Allem, haben die Erzählungsliteratur des Abendlandes im ganzen Mittelalter gespeist und leihen wohl heute noch den Kunstmärchen unserer Dichter oder ähnlichen Schöpfungen, wie Fulda's „Talisman" Colorit und Einzelheiten. Aber im Ganzen ist doch die Epoche der Rückert und der Bodenstedt vorbei, und sie hat Werke von nationaler Bedeutung eben nur im „Divan" und allenfalls in der „Weisheit des Brahmanen" hinterlassen. Auch die liegen nur an der Peripherie der heut mächtigen Weltliteratur; in ihrem Centrum, in ihrem eigentlichen Körper sind alle diese orientalischen Einflüsse, für den Moment wenigstens, unwichtig wie schmückende Arabesken am Rand eines tief ernsten Buches.

Nur zwei große „Erbschaften", um Goethe's Wort anzuwenden, blieben uns aus dem Alterthum: die Bibel und die Antike.

Was die Bibel als religiöser, historischer, culturhistorischer Factor dauernd bedeutet, wie sie unsere Anschauungen regiert, unserm Denken und Thun Normen gibt, unsere Sprache von der Schule an beeinflußt, — das Alles können wir hier nur eben mit leisem Finger deutend angeben. Betrachten wir die Bibel aber auch mit Ausschluß all ihrer unendlichen weiteren Bedeutung lediglich als literarisches Denkmal, so bleibt die Macht noch immer unvergleichlich.

Die Bibel stellt an sich, wie die heiligen Bücher der Chinesen, eine geschlossene Weltliteratur dar. Sie ist durch Auslese zu Stande gekommen; aus einer großen Anzahl von religiösen Schriften hat ein durch die Tradition geheiligter Canon gerade diese Bücher auserwählt und ihnen in den „Apokryphen" einen zweiten, geringeren Ring halb canonischer Werke gleichsam als dienendes Gefolge mitgegeben. Durch diese Sonderung ward die Ehrwürdigkeit der einzelnen Stücke noch bedeutend gesteigert. Sicherlich geht es zu weit, wenn Goethe im historischen Theil der Farbenlehre (Hempel 36, 95) meint: die Bibel an sich selbst habe in der älteren Zeit fast gar keine Wirkung gehabt; man habe sich „nicht sowohl mit dem Werke als an dem Werke beschäftigt". Das widerlegen die zahllosen Uebersetzungen, Paraphrasen, Commentare schon der frühesten Zeiten, besonders für das Neue Testament. Wohl aber ist das richtig, daß die unmittelbare formale Wirkung der Heiligen Schrift ihren Höhepunkt erst verhältnißmäßig spät erreicht hat. Innerhalb des Alten Testaments bewegen sich die Individualitäten noch mit ziemlicher Freiheit, und die Sprache der Propheten klingt ganz anders, als die der ältesten Aufzeichnungen im Pentateuch. Die literarische Wirkung der Evangelien aber

ward vorerst noch durch den übermächtigen Einfluß der antiken Rhetorik eingedämmt, so daß eine Persönlichkeit wie der heilige Augustinus formal von dieser stärker abhängig ist als von der Bibel. Erst allmählich hebt sich die literarische Wirkung der biblischen Schriften, formt der Stil der mittelalterlichen Prosa sich nach ihrem Bilde und erreicht den Gipfel in der Zeit der Reformation. Luther's Sprache ist ganz durchdrungen von dem Muster der biblischen Rede und wirkt selbst wieder als Vorbild. Wir wissen, daß der junge Lessing und noch der junge Goethe in dem französirend-eleganten Leipzig ihre Sprechweise von der stark biblischen Haltung befreien mußten, die dort auffiel. Goethe aber hat immer ein lebhaftes Verhältniß zur Sprache der Bibel bewahrt — wie namentlich V. Hehn gezeigt hat —, und im zweiten Theil des „Faust" kommen ihm fast unwillkürlich biblische Wendungen und Citate wieder auf die Zunge, die er nach theologischer Manier sogar durch Nachweis der Originalstellen am Rande heraushebt.

Die deutsche Prosa ist im Ganzen in der neueren Zeit auf Pfaden geschritten, die sie von der Sprechweise der Bibel weit abführten. Der lebhafte Kampfstil der französischen Prosaiker hat bei Lessing noch oft einen feierlichen Beigeschmack, und nicht nur in den Streitschriften gegen Goeze, wo der Gegenstand selbst zu pathetischer Rede verlockt, sondern auch in seinen Parabeln und Ansprachen schlägt die biblische Schulung durch. Völlig emancipirt sich erst das junge Deutschland von dieser Haltung, die Herder nie, Wieland nie ganz, Schiller nicht immer aufgegeben hatte. Man ersetzte die nach dem Muster der Kirchenrede feierlich rollenden Perioden durch eine lebhafte Nachbildung der Conversationssprache. Natürlich trägt Tendenz und Beruf dazu bei, manche Autoren der biblischen Rede näher zu halten; aber die alte Enge des sprachlichen Anschlusses wird heute wohl nirgends mehr erreicht oder angestrebt, außer etwa bei den orthodoxen Protestanten holländischer Sprache. Da fährt etwa der religiös-politische Agitator Kuyper fort, in seinem „Standaard" die „Sprache Kanaans" zu gebrauchen, oder im Rath von Transvaal spricht der Aldermann Lucas Meyer über Englands Angriff in biblischen Wendungen von Naboth's Weinberg. Aber in der eigentlichen Literatur ist eine Wirkung der biblischen Sprache augenblicklich wohl nur auf einem sehr engen Gebiet zu spüren, nämlich auf dem der impressionistischen Lyrik.

Walt Whitman, über den die Leser der „Deutschen Rundschau" ja trefflich unterrichtet sind, ein amerikanischer Mann aus dem Volk, wuchs arm und bildungslos auf, und die Bibel war wohl lange seine einzige Lectüre. Er grübelte, arbeitete, schrieb. Er ward so zum Vorsänger einer noch fast ganz unliterarischen Gemeinschaft, als er die Gefühle, die ihn und seine Umgebung erfüllten, in halb stammelnder, halb verzückter Rede zu Papier brachte. Es entstand eine eigenthümlich packende Lyrik in Prosa, aus der Freiligrath, der Whitman warmherzig empfahl und vortrefflich übersetzte, sofort die Sprache der Bibel heraus hörte. Aber zunächst blieb Whitman bei uns fast unbeachtet, während in seiner Heimath die Mißbilligung die Anerkennung weit überwog, — dreißig Jahre dauerte es, bis er zu wirken begann. Jetzt haben die Lyriker des neuen Realismus, wie Arno Holz und Johannes

Schlaf und ihre Nachfolger, sich an seine Formgebung angeschlossen und damit die Einwirkung der biblischen Sprache auf die deutsche Literatur erneut. Aber sie bilden eine kleine Gruppe und leiden an der bösen Mischung von doctrinärem Eigensinn und dilettantischer Halbkunst, die unsere anspruchsvollsten „Schulen" so häufig kennzeichnet; die großen Vorbilder erdrücken die kleinen Nachahmer.

Ganz anders steht es mit der inneren Form der biblischen Poesie. Diese eigenthümliche Art, dies rückhaltslose Zwiegespräch der Seele mit Gott, dies restlose Ausschütten der Gefühle vor dem Allmächtigen war etwas völlig Neues. Die vorsichtige Art, wie die heidnische Gebetpoesie mit dem angerufenen Gott unterhandelt, war davon so verschieden wie die Beschränkung der chorischen Gefühlsausbrüche auf das allgemeine Gefühl, auf das allen Anwesenden Gemeinsame. Die Energie der Hingabe, die Offenheit der individuellen Bekundung schuf in den Psalmen und verwandten Anrufen etwas, das in literarischer Hinsicht so neu und einzig ist wie die griechische Tragödie. Diese Form war unverlierbar. Nicht bloß der Beter, der sich zu einem der drei Ringe Nathan's bekennt, — auch der außerhalb der Kirche stehende einsame Grübler oder der leidenschaftliche Feind der Religion überhaupt hat hier seine Waffen schmieden gelernt. Goethe's „Prometheus" und Heine's „Lamentationen" und Hieronymus Lorm's weltschmerzliche Klagelieder und tausend andere religiöse oder antireligiöse Selbstbekenntnisse großer und kleiner Dichter in allen Sprachen der Welt wären undenkbar ohne die Psalmen und verrathen ihren Einfluß bis in Einzelheiten herein. Die religiöse Lyrik des Alten Testaments und die von ihr mit beherrschte Gebetprosa des Neuen Testaments bilden die älteste, noch heute lebendige, nicht verwitternde, unerschütterliche Grundmacht in der Weltliteratur der Gegenwart. Ibsen und Björnson, Hauptmann's „Hannele" und sein „Apostel" sind von diesem Blut so gut durchströmt wie die moderne Bekehrungsliteratur der Strindberg, Huysmans, Hansson.

Aehnliches wie von der literarischen Wirkung gibt von dem unmittelbaren ästhetischen Genuß der biblischen Schriften. Früh schon ist ihre hohe künstlerische Kraft empfunden worden, und schon ein Rhetoriker der classischen römischen Literatur gibt Verse aus dem Schöpfungsbericht der Genesis als Proben des erhabenen Stils. Verlor sich dann die rein künstlerische Bewunderung unter der Wucht der Ehrfurcht, die im Mittelalter eine Vergleichung biblischer Stücke mit anderer Poesie überhaupt unmöglich machte, so erwachte sie doch wieder in der so unendlich empfänglichen Atmosphäre zu Beginn unserer classischen Zeit, als nach englischen Vorgängern vor Allem Herder zum Verkünder der poetischen Schönheit der biblischen Schriften ward. Der etwas stumpfe Materialismus in der Mitte unseres Jahrhunderts ließ sich wie so viele Schönheiten auch diese entgehen; daß sie uns heute wieder gewonnen sind, verbürgt schon Nietzsche's Beispiel wie das jüngerer französischer Autoren.

Die zweite große Erbschaft aus dem Alterthum ist nach der Bibel die antike Literatur. In rein ästhetischer Hinsicht hat ihre Wirkung selbst

die der Heiligen Schrift und die aller anderen Literaturen der Welt weit übertroffen. Nicht nur der Inhalt und die Form — der Begriff selbst aller neuen Literatur ist von der der Griechen und Römer abhängig. Die Hellenen haben den Begriff der Literatur überhaupt erst hervorgebracht, ihnen erst ist es eingefallen, eine große Zahl von Schriftwerken, die nach Inhalt und Absicht, Form und Herkunft ganz verschieden waren, unter dem einen gemeinsamen Gesichtspunkt der künstlerischen Vollendung zusammenzufassen. Die classische Literatur der Chinesen umfaßt nur eigentliche Poesien; die Bibel sammelt Poesie, Geschichtserzählung, Urkunden, aber nur unter dem Gesichtspunkt ihrer religiösen Bedeutung. Erst die Griechen machen die künstlerische Absicht der Schrift zum allein maßgebenden Factor. Daher haben sie uns denn auch strenger als eine andere Nation durch Sichten und Auslesen vorgearbeitet. Wenn aus Hellas uns weniger Werthloses überliefert ist als aus irgend einem vergleichbaren Lande, so liegt das doch an dem künstlerischen Genius der Nation nicht allein: es liegt auch an ihrem kritischen Genie. Früh haben sie classificirt, historisch geordnet, früh einen Canon classischer Schriftsteller und für jeden von ihnen wieder eine Auswahl der besten Werke angebahnt, so daß die Philologie bis auf diesen Tag von ihrem Vorgang beherrscht ist. Die Philologen des Alterthums haben freilich selbst einen nicht geringen Antheil an dem Verdienst dieser Auslese, und auf ihren Ausgaben beruht unsere gesammte Anschauung von Sophokles und Euripides, von Pindar und Sappho, von Platon und Thukydides und vor Allem — von Homer.

Was die Weltliteratur wäre ohne dies granitene Fundament, das ist so wenig auszudenken wie die Gestaltung unserer Cultur ohne das Christenthum. Mittelbar und unmittelbar hat die Antike auf hundert Wegen die spätere Literatur aller europäischen Nationen beeinflußt, und Culturnationen nennen wir nur die, die aus dem Born der classischen Bildung getrunken haben. Vor Allem aber haben die Hellenen unser Schönheitsideal aufgestellt — so fest und unüberwindlich, wie es scheint, daß kein zweites auf die Dauer neben ihm bestehen kann. Man hat es oft betont — und mit vollem Recht —, daß dies Schönheitsideal der Antike nur eins von vielen möglichen ist; und außerhalb des von den Griechen beherrschten Culturkreises finden wir in der That ganz andere Schönheitsbegriffe in Pacht. Der Inder, der Japaner würde die Venus von Milo nicht bewundern. Jener würde in ihr die Schlankheit, die Weichheit, den sehnsüchtigen Ausdruck der Sakuntala oder Urvasi vermissen, dieser jede zierliche, anmuthige heimische Schönheit der stolzen Kälte jener Göttin vorziehen. Und wir dürfen das nicht barbarisch nennen. Wir dürfen sogar zweifeln, ob die Orientalen dem eigenthümlichen Reiz des weiblichen Geschlechts nicht besser gerecht werden, während die Hellenen und ihre Schüler bis auf den heutigen Tag in das Schönheitsideal auch der Frau zu viel von dem specifisch männlichen Schönheitsbegriff tragen. Wie dem aber auch sei, — wir kommen nicht los von ihrem Muster, von ihrer vorbildlichen Prägung. Anläufe werden oft gemacht, auf anderer, national oder historisch begründeter Basis diesen Begriff aufzubauen. Aber die Erfahrung hat fast immer gelehrt, daß es der Poesie wohl gelang, andere Ideale

an Stelle des Schönheitsideals zu setzen, — daß aber jedenfalls, wenn sie an diesem festhielt, immer wieder der griechische Canon maßgebend ward. Wie es Goethe typisch ausdrückt:

> Nachahmung der Natur
> — Der schönen —
> Ich ging auch wohl auf dieser Spur,
> Gewöhnen
> Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn,
> Mich zu vergnügen;
> Allein so bald ich mündig bin —
> „Es sind's die Griechen!"
> („Studien", Hempel 2, 197.)

Nachahmung der Natur, sei es in der Manier des Realisten, sei es in der des Charakteristikers; oder Anstreben der Ideale Kraft und Originalität, oder wieder der Ideale Eleganz und Grazie — all' das ist der europäischen Literatur in fruchtbarer Arbeit gelungen. So bald sie aber „Schönheit" auf die Fahne schrieb, da hieß es bald: „Es sind's die Griechen!" Eine Figur und ein Gesicht, eine Naturform und ein Gebäude erscheinen uns schön nur dann, wenn sie sich auf die griechischen Schönheitsbegriffe zurückführen lassen, wie das denn etwa für die gothische Kunst schon der junge, noch unter Herder's Einfluß leicht deutschthümelnde Goethe versucht. Nur etwa bei dem Urtheil über eine Landschaft sind wir von dem Vorbild unserer Lehrer einigermaßen unabhängig, — und gerade das ist charakteristisch. Hätten die Hellenen und ihre Schüler, die Römer, in Landschaftsmalerei und Landschaftspoesie die Höhe ihrer sonstigen Kunst erreicht, wir würden die Ueberfülle einer tropischen Landschaft vielleicht so wenig schön zu finden wagen wie etwa die überquellende Formlosigkeit einer Buddha-Statue.

Und als die eigentliche Normalschönheit gilt doch selbst auf diesem Gebiet allen Culturnationen, vor allen den Deutschen, die der italienischen Landschaft. Gerade heute, wo die Schönheit leidenschaftlicher gesucht wird als lange, herrscht der italienische Typus der „schönen Landschaft" wieder mächtig vor. Maurice Barrès, für das junge Frankreich unserer Tage ein höchst bezeichnender Vertreter, hat mit gewohnter Paradoxie doch nur übertrieben, was seine Generation empfindet, wenn er die Nüchternheit der italienischen Landschaft preist: „Comparez à cette sobriété la Suisse, si ridicule avec ses radomontades de montagnes, de précipices, de glaciers, de sapins, de nuages, d'avalanches et tout son matériel, qui, malgré tout, demeure impuissant à nous toucher" (Du sang, de la volupté et de la mort P. 231). Die Abneigung gegen die Hyperbeln in der Natur ist diesem modernen Volkserzieher so natürlich wie seinem großen Vorgänger Jean Jacques Rousseau die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen; wie der Prophet der Stürmer und Dränger den Seelenzustand der Originalgenies in dem Nebeneinander von Alpen und See wieder fand, so zieht heute der Instinct der französischen Jugend sich vor solchem Anblick zu der stillen Einfalt und Größe der italienischen, zumal der toscanischen und umbrischen Landschaft zurück.

Der indirecte Einfluß der Antike scheint überhaupt im Steigen begriffen. Wohl singen wir Sophokles nicht mehr so innig an wie Geibel, und selbst wer die Ilias aus ihrer göttlichen Sonderstellung löst und sie in natürlich-historische Zusammenhänge stellt, hat so leidenschaftliche Befehdung nicht mehr zu befahren wie einst die Goncourt, wenn sie vor Renan und St. Victor ihre (freilich recht unzureichend fundirten) Zweifel an der Einzigkeit Homer's äußerten. Der Apoll von Belvedere wird nüchterner kritisirt, als Goethe ertragen hätte, und gar der Laokoon ist längst von dem Postament gestürzt, auf das ihn Winckelmann und Lessing gehoben hatten. Und dennoch stehen wir innerlich der Antike vielfach wieder näher, zwar nicht als die Classiker, wohl aber als die ihre Worte nachbetenden Epigonen. Was dem Münchener Dichterkreis eine Sammlung von Musterbildern für künstlerische und manchmal auch nur für kunstgewerbliche Arbeit war, das ist uns wieder lebendige Erfahrung. Die Antike ist wieder Erlebniß geworden. Zwei große Antipoden wie Friedrich Nietzsche und Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, dies theilen sie, daß das classische Kunstwerk in ihrer Seele eine Neugeburt erfährt. In Böcklin lebt mehr von dem Geist, der die Mythologie der Hellenen schuf, als in Preller's classischen Landschaften, und in Stefan George's eigensinnigster Modernität glüht mehr von dem Funken, der Pindar's Lobgesänge schuf, als in dem falschen Hellenenthum mancher Strophen des Grafen Schack. Wir dürsten wieder nach Einheit von Form und Inhalt, der Begriff „Stil“ ist uns aus einem Schulausdruck wieder ein Herzenswort geworden, und das räthselhafte Wort „Schönheit“ tönt in unseren Ohren wieder mit einem volleren Klang als vielleicht jemals, seit Goethe die Augen schloß.

Aber wie bei der Bibel ist auch bei der Antike diese mittelbare Wirkung von der unmittelbaren sorgfältig zu trennen. Lesen wir noch die Classiker? Ich glaube es kaum. Wen heute die Sehnsucht nach schönen Formen im Wort ergreift — und die Zahl Derer wächst, die solche Sehnsucht kennen —, der nimmt sich einen Band Goethe vom Büchergestelle herab, oder er läßt sich vielleicht von den wehmüthig-süßen Tönen der Romantiker berauschen und einlullen. Schwerlich recitirt Einer für sich noch Verse Homer's, wie der alte Fritz, im Reisewagen auf steinigen Landstraßen gerüttelt, sich die Alexandriner Racine's vorsagte; schwerlich findet selbst der moderne Gelehrte in der antiken Tragödie, was Geibel dort fand:

> Doch von Allen, die ich wähle,
> Sänftigt mit erhabener Ruh'
> Keiner mir so ganz die Seele,
> Hoher Sophokles, wie Du!

Wir haben keinen Grund, deshalb gleich schulmeisterlich über einreißende Barbarei zu klagen. Zunächst deshalb nicht, weil die Entfremdung vom lebendigen Genuß der antiken Autoren, die allerdings wohl eine Thatsache ist, nicht sowohl auf hochmüthiger Abwehr beruht als auf einer gewissen stillen, fast ehrfürchtigen Scheu. Die Epoche ist vorüber, in der Carl Vogt den Homer gröblich abthat: was uns denn die Prügeleien altgriechischer Winkel-

könige angingen? — und Eugen Dühring hat mit seinem leidenschaftlichen Anfechten der Hellenen als eines Volkes von lügnerischen Sophisten kaum ein Echo erweckt. Die Verehrung der Antike ist der stille Hintergrund fast aller neueren und selbst neuesten Kunstlehren. Aber eben — wir ahnen, daß die Alten für unsere Zeit fast zu groß sind. Wir nahen uns ihnen lieber nicht, als daß wir enttäuscht würden, wenn ihre Höhe und unsere Kleinheit, ihre gefaßte Größe und unsere Ueberanspannung, ihre mächtige Ruhe und unsere Nervosität sich nicht ganz verstehen. Wir hüten sie, wie man ein liebes Bild verschlossen hält, es in der Vorstellung mit Glanz umkleidet und es nicht anzusehen wagt, aus Furcht, es möchte verblaßt sein. Barbarei mindestens ist solche Empfindung wahrlich nicht. — Und zweitens liegt jener Entfremdung auch vielfach die Erfahrung zu Grunde, daß unsere erste Bekanntschaft mit den Alten, die im Gymnasium, unser Verhältniß zu Homer und Sophokles schädigte. Es ist sehr wohl möglich, daß das Zurückdrängen der Classiker von der Schule ihrer unmittelbaren Wirkung wieder zu gute kommt. Müssen wir uns wieder erobern, was uns sonst alle Tage um dieselbe Zeit in immer gleichen Rationen zugemessen ward, so mag wieder Erlebniß und Anschauung werden, was jetzt Tradition und Name ist. —

Die Literatur der römischen Verfallzeit ist lange ein wichtiger Baustein im Tempel der Weltliteratur gewesen. Sie verband die festen, stolzen Pfeiler der antiken Kunst mit den hochgewölbten Bogen des Mittelalters. Es scheint aber, als ob sie damit ihre Aufgabe dauernd erfüllt hätte. Wohl haben die Décadents des modernen Frankreichs aus einer leicht verständlichen Seelenverwandtschaft heraus die spätlateinischen Dichter auf den Schild gehoben, und Huysmans preist sie als den Classikern weit überlegen, wie Byron so trotzig Pope gegen Shakespeare ausspielte. Und bei den impressionistischen Lyrikern der Gegenwart, bei dem „Rembrandt-Deutschen" wohl zuerst (in seinen „Vierzig Liedern von einem Deutschen"), dann bei Arno Holz und Joh. Schlaf und Richard Dehmel wiederholt sich das alte Spiel des carmen figuratum, die Anordnung ungleicher Verszeilen zu einer auf dem Papier wohlgefälligen Figur. Aber wie die spätlateinische Dichtung eine Poesie von Gelehrten für Gelehrte war und blieb, trotz aller dramatischen Erfolge ihres Vorläufers Seneca, so wird auch ihre Nachahmung auf die Treibhäuser müder Feinschmecker beschränkt bleiben. Große Dichter haben von dieser angestrengten Kleinheit niemals schaffende Impulse empfangen.

Im Mittelalter hat dann zum zweiten Mal wirklich eine eigentliche Weltliteratur bestanden, eine Universalpoesie, wie sie den Romantikern vorschwebt. Zum zweiten Mal, denn die Classiker des Alterthums, die römischen, noch mehr aber ihre hellenischen Vorbilder, waren bereits für die gesammte Culturwelt jener Zeiten die maßgebenden Muster gewesen, und wo heute in Afrika nur noch graue Ruinen den ermüdeten Beduinen Schatten bieten, wo jetzt in Serbien oder Bulgarien widerlich französirendes Raffinement mit der brutalen Uncultur der alten Viehzüchter sich mischt, wo nun in Sicilien ein verarmtes Volk nur noch an dem Vortrag mittelalterlicher Romanzen sich ergötzt, da waren unter den Kaisern Virgil und Ovid und Horaz tägliche

Gäste. Im Mittelalter ist ein eigentlicher Canon allgemein anerkannter Classiker nicht erreicht, eine Weltsprache, wie das alte Latein war, nur in beschränkterer Geltung; und sie hatte für die lebendige Dichtung vor den getrennten Nationalsprachen zurückzuweichen. Dennoch gab es eine Weltliteratur, aber nicht bestimmte Dichter, sondern bestimmte Stoffe, nicht einzelne Werke, sondern allgemein verbreitete Auffassungen gehörten ihr an. Der höfische Abenteuerroman der Kelten, das bunte Märchen des Orients, der elegante Minnesang der Provence gingen von Land zu Land und wurden in Frankreich wie in Deutschland, wie in Italien, wie in Böhmen und Polen aufgenommen. Im fernsten Norden erklang vor skandinavischen Fürsten dieselbe Mär, die tief unten am Südfuß Europa's in romanischen Reimen erzählt ward.

Aber gerade diese Gemeinsamkeit ließ der Eigenart nicht so viel Raum, wie wir heute fordern. Der Minnesang und das höfische Epos des Mittelalters leiden für uns unter einer gewissen Gleichmäßigkeit, die wir uns oft freilich noch stärker denken als sie war. Immerhin ist thatsächlich in diesem das christliche Europa des Mittelalters überfluthenden Meer von aristokratisch-künstlerischer Dichtung so viel allgemeine Convention, daß das uns unentbehrliche persönliche Verhältniß zu dem einzelnen Werk, zu dem einzelnen Dichter leicht verloren geht. Einzelne fischen wir wohl heraus aus dem Meere, die individuellsten; und das sind gerade deutsche Sänger: Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg, vor Allem aber Wolfram von Eschenbach. Mannigfache Erneuerungen haben ihre Wirkung auf neuere deutsche Dichter, auf Ludwig Uhland und Richard Wagner, auf Karl Immermann und Wilhelm Hertz, bezeugt. Walther war in den Tagen des „Culturkampfes" eine lebendige Macht geworden, und wieder mochten clericale Gegner klagen, wie unter den Staufen der höfische Lehrdichter Thomasin von Circlaria, daß der von der Vogelweide Tausende bethört habe, so daß sie des Papstes Gebot nicht gehorchen wollten. Eine gerechtere Auffassung auch der kleineren Minnesänger bahnt sich aber allmählich an. Wir dürfen wohl hoffen, daß die unablässige Arbeit der deutschen Philologie seit den Tagen der Brüder Grimm, Lachmann's und Uhland's auch in diesem Sinne nicht vergeblich war. Die hervorragendsten Namen aus der mittelhochdeutschen Poesie verbinden sich heut wieder mit einer lebensvolleren Anschauung. Aus dem „Parcival" klingt, durch Wagner's freilich überkühn ins Modern-Philosophische übersetzende Dichtung vermittelt, unserer Zeit wieder der tiefe Grundaccord entgegen, der dies unvergleichliche Werk in die Kette der höchsten Schöpfungen deutschen Geistes einfügt: wir vernehmen wieder in der Erzählung von der Fahrt des reinen Thoren zum Gral den Zusammenklang von geistiger Kampfesfreude und inniger Sehnsucht nach Frieden, von tapferem Individualismus und leidenschaftlicher Hingabe an ein Höheres. Dieser Accord tönt aus den tiefsinnigen altgermanischen Sagen von der Erfindung der Runen, der Geheimnisse aller Dinge, durch den Gott Odin; er tönt aus Wolfram's „Parcival", aus Lessing's „Nathan", aus Goethe's „Faust", aus Kleist's „Prinz von Homburg", und wenn der Autor von „Vor Sonnenaufgang" auch „Hannele's Himmelfahrt" dichtet, so verkennen wir auch in diesem Nebeneinander nicht den alten germa-

nischen Einklang von Kampfesfreude und Friedenssehnsucht, von tapferer Vertheidigung der innersten Eigenart und freudiger Unterordnung unter höhere Mächte.

Dem Verhältniß der deutschen Lesewelt zu unseren mittelalterlichen Volksepen thut diese neuere Annäherung an die großen Kunstdichter und thut vielleicht auch die stärkere Verehrung der Antike einigen Eintrag. Mindestens habe ich den Eindruck, als ob die Mehrzahl der Gebildeten dem Nibelungenlied jetzt mit entschiedener Kühle gegenüber stände, und die „Kudrun" ist gar fast vergessen. Unverständlich wäre es nicht, wenn der eine Zeit lang übertriebene Cultus „unserer Ilias" und „unserer Odyssee" eine Reaction hervorgerufen hätte, zumal die ebenso kühnen als individuell verschiedenen Umbildungen bei den stilisirenden Nach- und Neudichtern Wagner, Jordan, Hebbel eine gewisse Verirrung erzeugen konnten, ja man kann sagen eine gewisse Bestürzung. Rathlos wandte sich der von so verschiedenen Deutern der Charaktere Kriemhildens und Hagen's hin und her gehetzte Leser von diesem schwankenden Boden ab oder beruhigte sich mit jenen allgemeinen Vorstellungen, die durch die Arbeit unserer Philologen und Literarhistoriker geschaffen und durch die Thätigkeit der Schule gefestigt wurden. Ist doch auch aus unseren Kunstsälen die lange Zeit allzu heftig cultivirte Malerei von Nibelungenmotiven fast ganz gewichen. — Auch hier sehe ich zu Jammer und Klage noch keinen Grund. Die Erholung wird einer frischeren Auffassung unserer großartigen Volksepen den Weg bahnen, und dann wird deren ganze Macht wie eine neue Offenbarung wirken, wie sie auf den Kundigen bei jeder neuen Lectüre wirkt. Daneben verblaßt dann wohl wieder Manches, was jetzt stark empfunden wird; vielleicht selbst Walther von der Vogelweide, der modernste Sänger unseres Mittelalters, der einzige, dem aus der Initiative weiter Kreise Denkmäler von nationaler Bedeutung gesetzt sind, in Innsbruck und in Bozen.

In Bozen steht Walther als Fürsprecher deutschen Wesens und fordert gleichsam den großen Vertreter italienischer Dichtung zum Wettkampf heraus — den Dante in Trient. Daß Dante das eine Imperium wollte und den deutschen Kaiser als Schirmherrn auch seines Vaterlandes, das hat für seine Landsleute an der Auffassung des Propheten der nationalen Idee nichts geändert, und mit Recht. Aus ganz eigenartigen Verhältnissen der Heimath, aus ganz besonderen Bedingungen der Zeit wachsen ja auch die politischen Anschauungen Dante's hervor. So wird er für uns schlechterdings die erste völlig individuelle Gestalt des Mittelalters. Wie viel Conventionelles, Typisches haftet im Vergleich mit Dante selbst Wolfram und Walther noch an! Bei Dante, auch wo er ererbte Motive und erlernte Auffassungen vorträgt, spüren wir immer zuerst die gewaltige, geschlossene Persönlichkeit. Nur hier, nur damals konnte der Dichter der „Divina Commedia" entstehen; Nothwendigkeit ist Alles bei ihm.

So wird der erste große Vertreter der Individualität gleichzeitig der erste große Vertreter der Nationalitätsidee in der Dichtung. Schon dies allein würde dem Schöpfer der ersten gewaltigen Phantasiedichtung der Weltliteratur einen unbestrittenen Ehrensessel in ihrem Prytaneion sichern. Und kein Dichter der Welt ist zu nennen, dessen Macht fast vom ersten Tage an so ungebrochen

bestanden hätte wie die seine. Selbst als die künstelnde Kleinkunst des 18. Jahrhunderts in den literarischen Kreisen Dante in Italien abwehrte, wie in England Shakespeare — ihr Schatten war ihnen zu groß —, selbst da vergaß das Volk ihn nicht. — Aber diese Intensität der nationalen Verehrung wird, etwa wie bei unserem freilich nicht so gewaltigen Schiller, durch räumliche Enge des Cultus erkauft. Außerhalb Italiens ist Dante's große Gestalt immer nur mit ehrfürchtigem Schauer aus der Ferne betrachtet worden. Selbst die lernfreudigen Deutschen haben die Vertrautheit mit der „Göttlichen Komödie" gelehrten Männern, wie Philalethes und Karl Witte und Franz Xaver Kraus als liebevoll gehegtes Privileg überlassen. Erst bei den Allerneuesten beginnt ein persönliches Verhältniß zu ihm, so daß ein Dichter etwa in Momenten der Weihe Dante liest, wo Frühere zu Shakespeare oder Goethe gegriffen hätten. Aber schwerlich wird er auch nur jetzt ein lebendiger Factor in der deutschen Poesie werden. Nicht nur die Ausdehnung seines Hauptwerks ist ihm gefährlich, die jenes gesegnete Klima Italiens vorauszusetzen scheint, in dem die freundliche Natur dem Menschen die Hälfte der Arbeitszeit abnimmt und die andere Hälfte für künstlerische Genüsse frei läßt. Stärker wirkt ein innerer Gegensatz. Es macht doch nachdenklich, wenn Goethe selbst, der kunstfreudigste der Sterblichen, „Modergrün aus Dante's Hölle" ferngehalten haben will und bei dem Anblick wilden persönlichen Haders sich unfroh fühlt, „als läs' ich ein Capitolo aus Dante's grauser Hölle". Diese ungeheure Bestimmtheit des Urtheilens und Richtens, diese furchtbare Klarheit der hierarchischen Anordnungen, diese mathematische Anlage des Fundaments, diese fanatische Lieblosigkeit der Bestrafung muthet den suchenden, vermittelnden, unruhigen germanischen Geist fremd an. Ja, wenn Dante sich durch Hölle und Fegfeuer durchkämpfen müßte, mühsam, wie der Pilger des frommen Engländers Bunyan sich durch alle Fährlichkeiten den Weg bahnt! Aber er wird geführt, er findet Alles fertig. Der hohe Begriff des Werdens, des Entstehens im Kampf, des Behauptens gegen alle Widersacher fehlt uns bei dieser programmmäßigen Wanderung durch abgeschlossene Höllenschluchten und Himmelskreise. Es ist uns zu viel Geographie in Dante. Ihm fehlt zu sehr, was Parcival und Saladin und Faust besitzen: die erschütternde Fähigkeit, „mit Lust zur Wahrheit jämmerlich zu irren". Das Riesenwerk bleibt uns ein staunenswerthes Petrefact, aber lebendig ist uns darin nur die gewaltige Figur des Dichters und dann noch ein paar menschlich irrende Gestalten, Paolo und Francesca im Liebeswahnsinn, Ugolino in der Tollheit des Hasses, und am Schluß vielleicht Franciscus in seiner göttlichen Verzückung.

Noch ferner steht den modernen Deutschen Petrarca mit seiner künstlichen Liebespoesie; ich wüßte keinen rechten Nachklang aus seinen Sonetten in neuerer Poesie. Boccaccio dagegen, der Dritte im Bund, wird wohl viel gelesen und mit einem Behagen, in das freilich oft auch unlautere Motive sich mischen. Doch auch ein Paul Heyse und ein Gottfried Keller haben von ihm gelernt, und die moderne Novelle überhaupt kann die Verwandtschaft mit dem leichtherzigen Meister fröhlicher Erzählungskunst nicht verleugnen. Ist in dem einflußreichsten neueren Classiker der kurzen Er-

zählung, in Maupassant, nicht Boccaccio wiedergeboren? Frivole Anekdoten in unübertrefflicher Prägung — und im Hintergrund die Pest von Florenz, das große Verderben, das nicht zu sehen man sich gewaltsam bemüht! Ich wenigstens kann keine Geschichte Maupassant's lesen, ohne als düstere feste Hintercoulisse der bunt wechselnden Gestalten Verderbniß, Zügellosigkeit, das ganze Elend der Ueberciviliſation zu erblicken!

Ganz anders als die Italiener haben andere Völker uns bereichert. Die Italiener beherrschten das 17. Jahrhundert in Deutschland wie in anderen Ländern mit ihrem Beispiel, aber die Wirkungen des schwülstigen Marini und seiner Nachahmer sind längst vergessen. Während dessen erwuchsen in England und in Spanien ein Dichter und ein Werk, die nie vergehen können: Shakespeare und der „Don Quixote". Was lohnt es, über diese hier erst viel zu sagen? Mittelbar und unmittelbar wirken sie heut, wie sie nur je gewirkt haben. Jedes Drama, das in den germanischen Ländern entsteht, zeugt von Shakespeare und fast jeder große Roman von Cervantes. Die Theorie und die Praxis hat vor Allem der große Brite so herrisch bedingt, wie seit dem antiken Schönheitsideal keine zweite Macht es konnte. Wie unsere Vorstellung von der Schönheit von Sophokles und Homer, Platon und Phidias beherrscht wird, so kann unser Begriff des Charakteristischen von Shakespeare nicht los. Nicht bloß der arme Otto Ludwig glaubte in der Kunst des „Hamlet" und des „Lear" alle Geheimnisse des dramatischen, und fast des dichterischen Schaffens verborgen; im Grund haften alle Dichter, die sich von der antiken Form des Typischen losgesagt haben, an der künstlerischen Eigenart dieses Einzelnen, dieses Einzigen, der für sich allein vermochte, was sonst nur noch die ganze Antike in ihrer Gesammtwirkung vollbrachte: ein individuell bestimmtes Ideal zum gemeingültigen, ja fast zum nothwendigen Ideal für Alle zu machen.

Neben diesen beiden neuen großen Erbschaften, dem ungeheuren Dramencomplex Shakespeare's und dem wunderbaren Epos des Cervantes, haben die Jahrhunderte des Uebergangs uns nicht allzu viel an dauernder künstlerisch-poetischer Habe vermacht. Einige Lieder Luther's und weniger anderer Kirchendichter stehen an erster Stelle, lebendig noch heut im Kirchengesang und bestimmend noch heut für Form und Ton auch der katholischen und selbst der antikirchlichen Erbauungspoesie aller Zeiten. Annette v. Droste und Brentano, Novalis und Heinrich Heine haben wissend oder unwissend auch aus diesem Quell geschöpft. — Der „Simplicissimus" hat höchste culturhistorische Bedeutung und hohen künstlerischen Werth; daß er eine lebende Macht nicht ist, hat nicht bloß seiner Zeit die berüchtigte Debatte im preußischen Abgeordnetenhause bewiesen. — Die classische Tragödie der Franzosen ruht augenblicklich vom wohlverdienten Siegeslauf; in ihrer Heimath selbst kehrt man sich von Corneille und Racine ab. Für uns ist ihr maßgebender Einfluß seit Lessing überwunden. Was aber an diesen Werken voll höchsten Kunstverstandes und nicht geringer Gabe des Einfühlens in die Situation dauernde Bedeutung hat, das wird bald wieder an den Tag kommen; denn schon nähert sich die Dichtung Rostand's trotz modernen

Anflügen der alten Art. Und, merkwürdiger noch, das realistische Drama Ibsen's begegnet, wie Sittenberger hervorgehoben hat, der Strenge der drei Einheiten; und Typen wie Strindberg's „Vater" erinnern in ihrer Allgemeinheit wieder an die Rollenfächer bei Racine. Dazu steht den Tragikern noch der — glücklicher Weise! — nie ganz gebrochene Einfluß Molière's helfend zur Seite — Molière's, dem gerade jetzt Fulda's meisterhafte Uebersetzungen bei uns zu neuem Leben verholfen haben. So läßt es sich vielleicht prophezeien, daß in nicht zu ferner Zeit das classische Theater der Franzosen, das uns lange so völlig abgethan schien, wieder ein wirkendes Glied der Weltliteratur sein wird. Das spanische Theater aber wird uns trotz dem Wiener Burgtheater und dem „Richter von Zalamea" schwerlich je mehr werden, als was es uns zumeist war: eine merkwürdige Kunst, die wir bewundern, die uns aber fremd bleibt und abgeschieden fast wie die Indiens oder China's. Auch diese haben es ja nicht selten zu Uebersetzungen. Nachahmungen, Aufführungen, Lobpreisungen gerade bei uns gebracht, und in directem literarischen Einfluß haben die Inder die Spanier in Deutschland vielleicht übertroffen. Nur in dem Medium der spanischen Einflüsse auf die Romantik und auf Grillparzer macht das Drama der Calderon und Lope und die spanische Literatur überhaupt außer dem „Don Quixote" noch Anspruch, in der lebenden Weltliteratur mit zu gelten. Die spanische Literatur ist, wie leider der spanische Staat, eine pensionirte Großmacht; wir bewundern ihre einstigen Großthaten, aber wir rechnen nicht mehr mit ihren heutigen Kräften. —

So bleibt uns denn zum Schluß die Frage, was an neuerer Literatur zu der Weltliteratur der Gegenwart zu zählen sei. Hier werden die Urtheile am stärksten schwanken, denn unter den Generationen der Zeitgenossen selbst sind hier bedeutsame Werthverschiebungen zu beobachten. Dennoch wird man sich etwa über folgende Ansätze einigen können.

Unter den deutschen Classikern steht Goethe wieder im Zenith seiner Wirksamkeit. Mehr als die Festfeiern, Umfragen, Artikel bei seinem hundertundfünfzigsten Geburtstage zeigt ein Blick in die Literatur unserer Tage seine beherrschende Stellung. Die Persönlichkeit, die Kunst- und Naturanschauung, einzelne Werke, wie „Faust", „Tasso", die Gedichte, sind „herrlich wie am ersten Tag" und geben den Ringenden und Singenden zu neuem Anstreben Stärke. Goethe ist in der Gegenwart der Mittelpunkt der Weltliteratur; von ihm aus orientiren wir uns. Als den Größten der Neueren haben auch die Nachbarn ihn ehren gelernt, Jung-Frankreich mehr noch als England, wo moralische und nationale Vorurtheile gleich hartnäckig das Werk Carlyle's an seiner Erfüllung hindern und Goethe von der Tafel der Kunst- und Weisheitsfreunde immer noch vielfach fernhalten. Ein Versuch banausischer Paradoxie, seine Größe zu bestreiten, hat freilich jedes Land entehrt; und in der Anfeindung des Dichters und des Menschen haben Eugen Dühring und Ed. v. Hartmann bei uns schlimmer als Edouard Rod und Emile Faguet in Frankreich, diese immer noch ärger als Edward Dowden in England gesündigt. Solche aus der Doctrin oder auch nur aus der Lust am Widerspruch geborenen Erneuerungen der Thaten Ludwig Börne's und

Wolfgang Menzel's erregen aber heut nur noch als Curiosa Aufmerksamkeit; es ist nicht zu befürchten, daß wie vor etwas mehr als hundert Jahren die Sonne Goethe noch einmal für die Welt verfinstert werden könnte.

Schiller steht im Kampf, von orthodoxen Goetheverehrern, von doctrinären Realisten, von Fanatikern der „intimen Kunst" gänzlich negirt — von der Verehrung des Volkes noch immer treulich getragen. Sein directer literarischer Einfluß dürfte in Wildenbruch den letzten hervorragenderen Vertreter gefunden haben; mittelbar aber wirkt sein Volksdrama, der Alfresco-Stil seiner Personen, die Breite seiner Bühne so gut in dem neu erwachenden Nationalschauspiel der Tiroler und Schweizer wie in dem historischen Gruppendrama Gerhart Hauptmann's nach. Außerhalb Deutschlands ist Schiller immer nur ein Name gewesen. Undenkbar wäre es aber nicht, daß das neue Volksschauspielhaus, das sich im Norden leise ankündigt, ihn in den germanischen Landen zu neuer allgemeiner Popularität bringen könnte.

Lessing lebt unter uns wie ein Lebendiger, persönlich uns vertraut. Nicht bloß durch das Verdienst seines hervorragendsten Biographen, sondern schon aus alter Tradition herüber bleibt er uns auch in seinen Schicksalen wie ein Freund nahe. Die Persönlichkeit steht unter uns wie der Schatten des Herakles in den „Xenien"; von den Werken sind nur zwei noch lebendig: „Nathan" und „Minna". Den „Laokoon" und die „Dramaturgie", die „Antiquarischen Briefe" und die „Antigoeze" verlieren langsam ihre canonische Bedeutung als Musterstücke untersuchender und polemischer Prosa, seit neuere große Prosaiker — Nietzsche vor Allem — und daneben wieder Goethe hervorgetreten sind. Aber sie sind mit seinem Lebensbild zu eng verknüpft, als daß sie unserer Nation je ganz verloren gehen könnten. — Dagegen sind Klopstock, Herder, Wieland, für den Moment wenigstens, aller lebendigen Wirkung beraubt und stehen im Pantheon der Weltliteratur nicht als verehrte Priester, sondern als flüchtig beachtete Statuen. Ob ihre Zeit wieder kommen wird? Für die Nation schwerlich. Ihre literarhistorische Bedeutung bleibt unverrückbar; die künstlerische scheint erschöpft.

Heinrich Heine ist nächst Goethe vielleicht immer noch der einflußreichste Vertreter der neueren deutschen Dichtung, und an Macht in romanischen Ländern mag er ihn übertreffen. Auch die Leidenschaftlichkeit der Anfeindungen zeugt dafür, daß er als lebend empfunden wird; wie sein Uebersetzer Zendrini sang:

Il mortuo Enrico cantava ancora.

Ja, die Fülle der inneren Widersprüche macht diesen Mittelpunkt innerer und äußerer Kämpfe unserer Zeit besonders interessant: er wird uns ein Zeuge für unsere eigenen Gegensätze, ein Prophet moderner Zerrissenheit — und moderner Versuche, auch aus diesen eine melodische Kunst aufzubauen. Das gerade gibt ihm bei den Jüngeren eine neue Bedeutung: der witzige Feuilletonist, der dem Jungen Deutschland wie den Brüdern Goncourt Alles war, beginnt dem genialen Künstler Platz zu machen, und eine neue, universale Wirksamkeit Heine's setzt ein. — Nur für uns Deutsche zählen dagegen Kleist und Grillparzer zu den Größten, und auch bei ihnen ist die literarische Macht auf den deutschen Norden oder Süden beschränkt. Das Junge Deutschland in literarischem

Sinne ist todt, so hoch man es auch historisch bewerthen mag. Die Revolutionsdichter sind zum Theil von der Arbeiterpartei adoptirt, zum anderen Theil fast ganz zurückgestoßen; welche Urtheile, welche Ausdrücke haben wir über Freiligrath hören müssen! Der Münchener Dichterkreis steht in der Krisis, von den Aelteren noch höchlich bewundert, von den Jüngeren mit übertreibender Abneigung abgelehnt. Die da folgen, Gottfried Keller, Th. Fontane, etwa noch C. F. Meyer, haben in der mittleren Generation einen starken Anhang, während die Aelteren von ihnen nicht viel wissen wollen, die Jüngeren schon über sie hinaus zu sein glauben. Gerhart Hauptmann hat die Jugend schon fast ganz für sich, Andere werben und kämpfen um Anhang. — Wie Vielen von diesen allen ein Platz in der Weltliteratur zukommt, sei es in der nationalen Schätzung allein oder gar in der universalen, das wird heut schwer auszusprechen sein. Keller und Fontane werden wir wohl als dauernden Besitz der Nation ansehen dürfen; daneben vielleicht noch andere gute Namen. Hauptmann wird durch die Bühne vielleicht außerhalb Deutschlands einen Einfluß erlangen, wie er unseren Erzählern und Sängern versagt bleibt. Wer aber will wagen, hier Festes zu behaupten? Das nur darf man zuversichtlich aussprechen, daß so mancher Name aus dem 19. Jahrhundert, dem man noch vor Kurzem zuversichtlich Unsterblichkeit prophezeite, der lebendigen Fortwirkung längst und für immer verlustig gegangen ist.

Die französische Literatur der neueren Zeit hat länger und stärker als irgend eine Literatur seit der Antike die Weltpoesie beherrscht; gegenwärtig hat sie das Scepter an die germanischen Mächte abtreten müssen. Noch immer aber ist ihr Einfluß groß, und zwar, — was für die ganze Art des französischen Schriftstellerthums charakteristisch ist! — mehr durch die vielen guten Autoren mittleren Ranges als durch die eigentlich führenden Geister. Von diesen stehen Rousseau und Voltaire in ihrer eigenen Heimath, etwa wie Schiller bei uns, noch mitten im Kampf der Meinungen, wobei der große Spötter zu sinken, der große Schwärmer zu steigen scheint. Aber außerhalb Frankreichs sind wohl beide zu den unmittelbar wirksamen Potenzen nicht mehr zu rechnen. Victor Hugo's blendendes Licht scheint rasch erloschen; nur etwa sein englischer Verehrer Swinburne darf noch sein eigentlicher Schüler heißen. Dagegen haben die Romanschriftsteller vor der großen politischen Revolution und die nach der großen ästhetischen Umwälzung sich gleichsam zu einer Heeresmacht verbunden, und in ihrem Gefolge dient fast die ganze neuere Romanproduction. Der Abbé Prevost und Mérimée, Diderot und Flaubert, Lesage und Zola sind gleich unentbehrlich für das historische Verständniß der neueren Romantechnik, und bei Anatole France kommen noch die alten Engländer wie Fielding und Goldsmith, bei Pierre Loti kommt noch Bernardin de St. Pierre hinzu.

Schwerer noch als für die deutschen Schriftsteller ist für die Neuesten in Frankreich die Dauer der „Unsterblichkeit" zu bemerken. Eine Weltstellung wird man wohl Flaubert und Zola zusprechen dürfen, die so energisch neue Richtungen vertraten und so begeisterte Nachfolger fanden; und man

sollte meinen, daß auch Maupassant als Classiker einer freilich engen Gattung durch das schmale Thor eingehen wird. Dagegen sind die Goncourts als Theoretiker und Tagebuchführer unschätzbar, als Künstler so rasch veraltet wie der vor fünfzig Jahren maßlos überschätzte Théophile Gautier. Baudelaire oder Verlaine, Amiel und Renan werden ihrer ganzen Eigenart wegen vor einer eigentlichen Popularität beschützt bleiben. Einzelne Stücke, wie Daudet's „Sappho" und Manches von Anatole France, mag classisch bleiben, der Weltliteratur wird man dies doch kaum zuzählen dürfen.

England hat die Welt nur ein Mal literarisch beherrscht: nicht durch Shakespeare — die romanische Welt versagte sich ihm —, nicht durch Milton — er blieb den katholischen Lesern fremd —, nicht einmal durch Byron — sein mächtiger Siegeszug ward durch die conservative Masse der Goetheverehrer gehemmt. Aber Walter Scott, ein viel Geringerer als jene Drei, hat ein Mal wirklich alle Romane seiner Zeit regiert. Die Zeit ist vorbei; sogar der historische Roman neuerer Perioden steht auf ganz anderen Füßen, wenn auch jenes Wort auf den „schottischen Zauberer" angewandt werden darf, das ein Pathologe über Rudolf Virchow aussprach: noch nach Jahrhunderten wird die Traube Sir Walter's in dem Wein des historischen Romans zu schmecken sein. Aehnlich hat dann noch ein Mal Dickens auf den humoristischen Roman gewirkt. Mit diesen Welteroberern scheint aber die englische Literatur ihre Ansprüche, mehr zu sein als eine nationale Unterhaltung, aufgegeben zu haben. Weder George Eliot noch Thackeray, weder Tennyson noch Rudyard Kipling sind europäische Mächte geworden oder haben Aussicht es zu werden.

Italien hat Manzoni und Carducci der Bewunderung reifer Kenner, nicht dem Enthusiasmus weiter Kreise geschenkt. Desto glücklicher war der Norden: Tolstoi und Dostojewski, vielleicht auch Turgenjew; Ibsen und wohl auch Jens Peter Jacobsen, möglicher Weise noch Björnson und Strindberg gehören zur Weltliteratur der Gegenwart, stark gelesen, viel bewundert, heftig befehdet, vielfach nachgeahmt. Nennen wir noch die zweifelhaften Namen Bret Harte und Mark Twain für Nordamerika, so mag die Candidatenliste für diesmal als abgeschlossen gelten, ob auch Andere noch manchen Namen nennen mögen, für den ich, bedauernd oder nicht, eine bleibende Fortwirkung nicht erwarten kann. —

Eine Weltliteratur eigener Art hat sich inzwischen neu aufgethan, und Georg Brandes hat in einem geistreichen Aufsatz („Weltliteratur". Literarisches Echo, 1. October 1899) sie eigentlich allein gelten lassen wollen: die der „naturwissenschaftlichen Entdecker und Erfinder". „Was Pasteur, was Darwin, was Bunsen oder Helmholtz geschrieben haben, das ist unbedingt Weltliteratur, es wendet sich direct an die Menschheit und bereichert die ganze Menschheit. Gewisse Reisebeschreibungen, wie die von Stanley oder Nansen, gehören unzweifelhaft auch dazu." Aber dieser zuversichtliche Ton kann schwerlich darüber täuschen, daß dies mit dem Worte „Weltliteratur" Mißbrauch treiben heißt. Pasteur und Bunsen wenden sich an die ganze Welt, bereichern die ganze Menschheit, gewiß; aber das thut jede gedruckte

Anweisung zum Gebrauch eines neuen Medicaments — hygienischer oder socialer Art — auch, ohne deshalb zur „Literatur" zu gehören. Zu ihr kann man Einiges von Darwin und Helmholtz rechnen, weil es eine reine künstlerische Form mit gedankenreichem Inhalt vereint, und es lassen sich noch andere Namen von großen Gelehrten hinzufügen, Geschichtschreiber oder Philologen so gut wie Naturforscher. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß die Forderung, die wir in den Vordergrund stellten, die dauernde literarische Wirkung, von solchen Werken seltener als von eigentlich literarischen oder poetischen Schriften zu erhoffen ist. Der Inhalt veraltet nothwendig, und Alexander von Humboldt oder Justus Liebig, Buffon oder Cuvier, Newton und Galilei, Meister der Form sie alle, werden schon heute um ihres literarischen Werthes willen kaum noch gelesen. Darwin hat durch seine Lehre ungeheuer gewirkt, als Schriftsteller wenig; sein eifrigster Schüler selbst, Ernst Haeckel, hat in Stil und Darstellung mehr Verwandtschaft mit Treitschke's rhetorischem Pathos als mit Darwin's classischer Ruhe.

Unter den neueren Historikern sind doch wohl Ranke und Mommsen die Einzigen, denen ein weltliterarischer Ruhm sicher scheint. Für die einzelne Nation mögen Burckhardt, Treitschke und Sybel, mögen Michelet und Macaulay, Ruskin und Castelar lebende Kräfte bleiben, aber die universale Bedeutung eines Thukydides oder Machiavelli zu erreichen, hindert sie die stark nationale Eigenheit.

Die Gelehrten eines Faches haben natürlich jeder Zeit eine Weltliteratur für sich; jeder Botaniker oder Astronom unserer Zeit muß die führenden Geister, die epochemachenden Werke seines Gebietes kennen, wenn sie auch englisch oder italienisch geschrieben sind. Ja, es wird jetzt bald auch Russisch und Dänisch oder Schwedisch gefordert, und Max Müller stellte schon vor Jahrzehnten den Gelehrten einen kläglichen Tod an „Mezzofantiasis" in Aussicht: sie würden so viel Sprachen lernen müssen wie der berühmte Cardinal Mezzofanti und darüber gar nicht mehr zum Gebrauch der Literaturen kommen! Aber Uebersetzungen, Auszüge, kritische Zeitschriften helfen doch hier aus, so daß eben thatsächlich für jedes Fach eine ziemlich vollständige Weltliteratur besteht — ein Canon der wichtigsten Schriften, die jeder Gelehrte nothwendig kennen muß. Nur eben mit Weltliteratur in unserem Sinne hat das kaum noch etwas zu schaffen, es sei denn, daß ein gelehrtes Werk allmählich zu dauernder literarischer Bedeutung empor stiege.

Dies aber gilt fast nur von den Schriften der Philosophen und Moralisten. Sie bilden wieder eine Weltliteratur für sich, die gewissermaßen wie eine kleinere Kugel im Inneren der größeren Weltliteratur um die eigene Axe rotirt. Sie veralten nicht, weil eine besonders feste Tradition sie stützt, und auch weil die Eigenart des Inhalts hier nicht, wie bei naturwissenschaftlichen oder historischen Werken, die frühere Arbeit durch die spätere überflüssig macht. Wer auf diesem Boden Bedeutung gewann, hat auf alle Zeiten die Anwartschaft, fortzuwirken; man wird ihn nicht nur lesen, sondern studiren, auslegen, widerlegen. Die künstlerische Formgebung wird dabei viel vermögen, wie sie vor Allem den großen Aphoristikern der Franzosen,

Montaigne, Pascal, La Rochefoucauld, Labruyère, Bedeutung schuf, und wie sie bei der Wirkung Schopenhauer's oder Nietzsche's wenigstens mitwirkte. Dennoch hat der trockene Aristoteles, so gut wie der poetische Platon, der steife Spinoza wie der elegante Leibniz, der schwerfällige Kant wie der überstürzende Schelling literarische Fortdauer, literarische Fortwirkung. Aber doch nur in beschränkterem Umkreis. Nationale Bedeutung erlangen sie nicht, oder doch nur durch ihre Lehre, nicht, wie die Dichter und selbst die Historiker, durch ihre Schriften. Oder vielmehr: das Volk, dem sie gehören, vertheilt sich über weite Zeit- und Erdräume, — es ist das wahre „Volk der Denker", nicht an ein Land, nicht an einen Beruf oder Wissenszweig gebunden. Gelehrte gehören dazu und Dilettanten, Schriftsteller und Laien, Männer und Frauen, Alter und Jugend — nachdenkliche Gemüther von jeder Art. Die werden nicht müde, Augustinus und Ludwig Feuerbach, die Veden und den Talmud zu befragen, die haben eine stille Gemeinde, ihren Tempel der Weltliteratur für sich. Und in Momenten besonderer geistiger Anregung und Anspannung scheint dann diese Gemeinde mit der der Literaturfreunde fast zusammenzufallen: solches Publicum hatte einst Platon, hatte Ludwig Feuerbach, hat jetzt Friedrich Nietzsche. Die Weltliteratur der Gegenwart hat einen stark philosophischen und moralisirenden Anstrich: ich nenne nur nochmals die Namen Tolstoi und Ibsen; sie läßt mit Eifer Werke hinzu, die sonst an der Barre blieben, um nur den „Wenigen" eigen zu sein. Wer solchen Epochen Genüge thut, in Inhalt und Form ihren Ansprüchen gleich vollwerthig entsprechend, der geht dann auch in jene weitere, jene eigentliche Weltliteratur über.

Doch wollen wir unseren kecken Ueberblick schließen. Das Wort „Weltliteratur" ist ein deutsches, gerade weil uns Deutschen mehr als einem anderen Volke die Literatur eine Welt, ein Kosmos ist, ein Ganzes, die Sammlung eben der hohen Momente, jenes einen Individuums „Menschheit". Und so, im Sinne höchster Menschenliebe, faßte Goethe das neu geprägte Wort, als er 1827 die Verse schrieb, auf die man später mit Recht die Ueberschrift „Weltliteratur" gesetzt hat (Hempel 3, 58):

> Wie David königlich zur Harfe sang,
> Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
> Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
> Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
> Von Pol zu Pol Gesänge sich erneu'n,
> Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel,
> Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
> Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreu'n!

Briefe von Charlotte Diede,
der Freundin Wilhelm von Humboldt's.

Mitgetheilt
von
Heinrich Meisner.

[Nachdruck untersagt.]

Als Charlotte Diede, die Freundin Wilhelm von Humboldt's, den Gedanken faßte, die Briefe desselben, welche sie wie einen Schatz vor fremden Augen gehütet hatte, Anderen mitzutheilen, wollte sie zunächst dadurch ihre sorgenvolle Lebenslage besser gestalten. Sie erreichte es, indem König Friedrich Wilhelm IV., dem sie die Briefe geschickt, ihr eine namhafte Unterstützung gewährte. Sie erreichte aber noch etwas Anderes dadurch, was sie nicht hatte erreichen wollen: nämlich, daß ihr Name fortan mit dem Humboldt's genannt wurde, daß sie ein Stück seiner Unsterblichkeit erhielt.

Verdient Charlotte Diede dies? Hat der Zufall nicht zu launenhaft gewaltet? Tausend Andere haben heißer um die Palme des Nachruhms gerungen, ohne ihrer theilhaftig zu werden; und dieser Frau, welche nicht einmal durch Geist oder Thaten hervorragend ist, fiel sie in den Schoß, nur weil sie in dem richtigen Augenblicke, welchen der Zufall ihr bot, den Faden, der sie zu solchem Glücke führte, aufnahm und nicht wieder losließ. Viel Bitteres, Sorgen und Enttäuschungen, hatte Charlotte seit jenem Tage erlebt, an welchem sie mit Humboldt in Pyrmont zusammengetroffen war. Eine unglückliche Ehe, die getrennt wurde, unvorsichtige Zuneigung zu Männern, welche mit ihrem Herzen spielten, vorschnelles Handeln, das der Mitwelt Gelegenheit zu böser Nachrede gab, endlich Krankheit und directe Nahrungssorgen, — das Alles lag in der Zwischenzeit von sechsundzwanzig Jahren, während welcher Charlotte und Humboldt nichts mehr von einander gesehen und gehört hatten.

Als Vermittler in Geldangelegenheiten sollte Humboldt ihr helfen. So schrieb sie auf das Gerathewohl am 18. Oktober 1814 an Diesen, der gerade damals als preußischer Bevollmächtigter bei dem Wiener Congresse war, und erzählte von ihren Schicksalen und ihrer augenblicklichen Lage. Und nun ge-

schah das kaum Gehoffte. Humboldt antwortete bereits Mitte November und eröffnete damit die interessante Briefreihe, die seinen Ruhm als Schriftsteller bei dem großen Lesepublicum begründet hat und erhält.

Will man sich die Gründe klar machen, die den großen Gelehrten und Staatsmann bewogen haben, einer Frau gegenüber, deren Lebensführung und Anschauungen er nicht kannte, seine innersten Gefühle und Gedanken zu offenbaren, so liegen einige Momente vor, die bis jetzt noch nicht zu solcher Erklärung herangezogen worden sind. Bekannt ist ja das für Frauenschönheit und Frauenbildung leicht erglühende Herz Humboldt's. So mag wohl, als er den Brief Charlottens erhielt, vor seinem Inneren noch das Bild des neunzehnjährigen Mädchens gestanden haben, mit welchem er im Jahre 1788 in Pyrmont drei glückliche Tage verlebt und dem er auf einem Albumblatt beim Scheiden gesagt hatte, daß das Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne ohne eine mitempfindende Seele doch nichts sei. Das einstige Versprechen, Charlotten später zu besuchen, hatte Humboldt in dem Leben der großen Welt vergessen; aber gerade damals, als Charlotte an ihn schrieb, stand er noch unter dem Eindruck einer Liebesepisode, deren Ende für ihn unerfreulich genug gewesen war. Seitdem er während seines Aufenthaltes in Königsberg im Jahre 1809 Frau Johanna Motherby in dem Hause ihres Gatten gesehen hatte, war in ihm eine Zuneigung zu dieser kleinen, lebhaften, unterhaltsamen Frau entstanden und äußerte sich in einer Reihe von Briefen, in welchen die innige Freundschaft in ein Gefühl warmer Liebe überzugehen sich anschickt.

Plötzlich, im April des Jahres 1813, war eine schnelle und bestimmte Absage Johanna's gekommen, die den Briefen ein Ende machte. Dann, nachdem die unruhige Kriegszeit vorüber war, fand Humboldt in der Ruhe und Langweile des Wiener Congresses Muße, darüber nachzudenken, was sein Herz durch den so jäh abgebrochenen Briefwechsel mit Johanna Motherby verloren hatte. Da kam der Brief von Charlotte Diede, der lieblichen Jugendfreundin, und der gereifte Mann glaubte nun einen Ersatz gefunden zu haben in der liebenden Fürsorge für ein Wesen, welches sich bittend in offener Natürlichkeit ihm anvertraute. Wahrscheinlich wäre die schwärmerische Liebe, die Humboldt in seinen Briefen an Johanna Motherby äußert, gegen diese im Laufe der Zeit in eine ebenso befehlende Art der Fürsorge übergegangen, die bei aller Liebe doch willenlosen Gehorsam fordert, wenn nicht die kluge Frau sich zeitig genug dieser geistigen Dictatur entzogen hätte. Aber Charlotte Diede, deren geistige Gaben gar wohl die strenge Oberherrschaft eines fremden Willens vertrugen, deren äußere Verhältnisse eines starken Schutzes bedurften, sie war die willige Frau, glücklich in dem Gedanken, einen so edlen, hohen und geistreichen Freund gefunden zu haben.

Das wunderbare Verhältniß blieb ungetrübt bis zu Humboldt's Tode. Mit welcher Treue Letzterer an der ihm lieb gewordenen Beschäftigung des Briefschreibens an Charlotte hing, geht daraus hervor, daß er sich ihretwegen eine größere, lesbarere Schrift in lateinischen Lettern angewöhnte, und daß er selbst dann noch, als seine Kräfte zu schwinden begannen, sich zum Schreiben zwang, ängstlich bemüht, daß kein Zittern der Hand seinen Zu-

stand verrathe. So sind zweihundertundzwei Briefe des großen Mannes an Charlotte vorhanden, von denen die Mehrzahl durch den Druck bekannt geworden ist. Kein Mensch, selbst sein Secretär nicht, hat bei Lebzeiten Humboldt's etwas von dem ganzen Briefwechsel erfahren; die Adressen der Briefe, welche zu einer Entdeckung hätten führen können, hatte sich Humboldt gleich in großer Anzahl von einem Lehrer in der Nähe von Tegel schreiben lassen. Als er sein Ende herannahen fühlte, forderte er alle seine Angehörigen auf, das Zimmer zu verlassen, und dictirte dann selbst noch das Schreiben, durch welches Charlotte von seiner Erkrankung Kunde erhalten sollte.

Die Antworten Charlottens an Humboldt, welche natürlich bei dem innigen geistigen Verkehr zwischen beiden großes Interesse erregen würden, sind nicht erhalten geblieben. Der Gedanke aber, doch auch von den Anschauungen und dem Charakter der durch Humboldt's Freundschaft beglückten Frau aus ihren eigenen Briefen etwas zu erfahren, hatte den bekannten und geschätzten Gelehrten Otto Hartwig dazu geführt, die von der Stiftsoberin Auguste Piderit gesammelten Briefe Charlotte Diede's mit einer trefflichen Biographie derselben herauszugeben[1]. Zu diesen fünfundvierzig Briefen mögen die nachfolgend mitgetheilten einen hoffentlich willkommenen Beitrag zur Charakteristik der Freundin Humboldt's geben. Sie stammen aus der Zeit unmittelbar nach dem Tode des Letzteren, bringen Stimmung und Erinnerung gleich vertheilt und werfen neues Licht auf manches Unerklärbare in dem Verhalten der Angehörigen des Verstorbenen.

Den Briefen selbst seien einige erläuternde Worte vorausgeschickt. Als Alexander von Humboldt nach dem Tode seines Bruders von dessen Verhältniß zu Charlotte erfuhr, fand er es arg, daß sie von ihm nur eine jährliche Unterstützung von hundert Thalern erhalten habe. „Ich wollte," so äußerte er, „mein Bruder hätte mehr gegeben und weniger geschrieben." Nach Wilhelm's Tode war Charlotte fest davon überzeugt, daß der verstorbene Freund in seinem Testament die Fortdauer der Zahlung angeordnet habe. Jedoch war dies nicht der Fall. Um ihr den Schmerz dieser Täuschung zu ersparen, ließ ihr Frau Therese von Bacheracht, ihre treueste Freundin, jährlich das Doppelte zufließen und nahm ihr nicht die Vermuthung, daß es auf Humboldt's Verordnung geschehe. Allmählich freilich kam Charlotte dahinter, daß die Freundin ihr das Geld gab. Und nun wollte Jene sich wiederum für die reichlichen Unterstützungen erkenntlich zeigen und bestimmte, daß ihr einziger Schatz, die Briefe Humboldt's, Theresen zufallen sollten. Dann wechselte sie wieder ihre Stimmung, wollte die Briefe an Alexander von Humboldt senden und nur den Erlös aus der Veröffentlichung derselben Frau von Bacheracht zuwenden. Darüber starb Charlotte, und erst nach ihrem Tode kamen die Briefe an Alexander. Von den Freunden, welche Charlotte in den Briefen nennt, den Familien Schleenstein und Duysing in Cassel, sowie Prediger Ewald in Bremen, stand ihr Letzterer am nächsten. Es ist dies der bekannte Theologe Johann Ludwig Ewald, nachmals Professor in Heidelberg. Auch

[1] Vergl. hierzu Deutsche Rundschau, 1884, Bd. XLI, S. 68 ff.: „Charlotte Diede. Mit und nach ungedruckten Briefen". Von Otto Hartwig.

seinen Tod, der im Jahre 1822 erfolgte, mußte Charlotte erleben; er war ihr ein überaus treuer Berather gewesen und hatte selbst dann, als seine Beziehungen zu Charlotte der Mißdeutung ausgesetzt wurden, nicht von ihr gelassen. Nach Charlottens Tode im Jahre 1846 hatte Frau von Bacheracht die nachstehend veröffentlichten Briefe an Varnhagen geschickt, zugleich mit einem Geleitsbriefe, in welchem es heißt: „Ich schicke Ihnen in flüchtiger Eile einige Briefe der Diede, die mir eigentlich mehr unter dem Namen Hildebrand bekannt ist[1]). Es sind Ergüsse ihres Herzens nach Humboldt's Tod, wo ich an seine Stelle trat und das Verlorene zu ersetzen suchte. Direct und indirect floß ihr seit dreizehn Jahren[2]) der Trost zu, dessen sie am meisten bedurfte, die Gewißheit, daß sie Humboldt im Tode nicht vergessen habe, und Briefe von mir, da sie an Briefe in ihrer großen Einsamkeit gewöhnt war. Diese Diede war bis ans Ende ihrer Tage ein unruhiger Kopf, ohne tiefere Bildung, aber flammend für Den, der ihr Interesse gewonnen hatte, blutend auch an einer falschen Stellung, da sie von ihrem Manne geschieden in Armuth lebte. Das Alles müßte ich Ihnen einmal mündlich sagen, auch der Diede Beziehungen zu Ewald und zu Anderen, die nach und nach das Grab deckte — —."

1.

Cassell, den 15. Aprill 1835.

Ich setze mich hin, um Dir, meine geliebte Therese, Nachricht von mir zu geben, da ich weiß, mit welcher Theilnahme Du meiner gedenkst. Es ist heute der vierte Tag, seit mich die unglückseelige Nachricht erreichte, die ich erwartete, aber noch hoffte — die Sontags Zeitung meldete sie, u. — man brachte mir noch spät Abends die Unglücks Botschaft. Den anderen Morgen, Montags, bekam ich von Berlin, von derselben Hand die Nachricht. — „Am 8ten N. M. um 6 Uhr auf ewig aus dem Zeitlichen geschieden. Diese Mittheilung Ihnen zu machen geht über meinen Auftrag hinaus; denn der Verklärte glaubte seinen Hintritt noch nicht, und die, um ihn versamlete Familie war noch um 3 Uhr N. M. voll Hoffnung. Er ist sanft hinüber geschlummert."

Ich bin ruhig, mehr als ich erwarten konnte, bey einem Verlust dessen Größe niemand kennt, Du aber verstehst. Trost kann dem blutenden Herzen nur von oben vielleicht mit der Zeit kommen — doch ist das Starre der Ruhe, nach 24 Stunden, einer weicheren, der Wehmuth verwandten schon gewichen, ja es ist mir oft — Momente nur — als ob ich — wie tröstlich ist der Gedanke! — eines höhern Einflusses Theil haftig werden könne. Beten kann ich noch nicht. Heute ist der 8 tägige Sterbens Tag — Ach heute vor 8 Tagen um diese Zeit ahnte ich nicht auf die fernste Art daß ein so großes Unglück in dem Augenblick mich treffe wo ich ganz harmlos viele der Säämereien in Töpfe sääte die ich v. J. von Helenen bekam. Es sind zum Theil perenirende Pflanzen, schrieb mir Helene, welche sonderbar schmerzliche Monumente des traurigsten Moments meines Lebens, wenn sie aufgehen! — Sag doch der lieben, lieben Helene etwas aus meiner Seele, ich bitte Dich! Hätte ich doch früher geschrieben!

Am 4. d. also wenige Tage vor dem Tode des Vollendeten bekam ich den letzten Brief in einer so heiter-gesunden Stimmung geschrieben, er scherzte darüber,

[1]) Hildebrand war Charlottens Mädchenname.

[2]) Sollte wohl heißen „elf Jahren".

daß er von mir erfahren was die Zeitungen von ihm melden — ich hatte ein sehr zuversichtliches Gefühl, wie lange nicht. Denn schon seit Jahren, war meine Ruhe gleich wieder mit dem empfangenen Briefe dahin, als ein prophetisches Vorgefühl, wie es jetzt gekommen ist; Ach Gott! ich habe, wie bei Ewald, tausendmal den Schmerz gefühlt, ich wuste ganz gewiß, daß er mich treffen und ich das größeste Unglück, das ich erfahren konnte, vor ihm zu sterben, erfahren würde. Auch habe ich mehr male darüber geschrieben und ihn, den rechten Troßt Engel in allen Lagen, gebäten mir einen Troßt zu geben, wenn mich das Unglück treffe. Er hat mir nie darauf geantwortet; ob ich hinzusetzte, daß mein einziger Halt sey, daß ich glaube, daß Gott, der mich an sein Herz gelegt, und wisse, wie ich nur eigentlich in ihm lebe, mich nach ihm aus der traurigen Erde entnehmen werde. Wie rührend ist die sorgende Güte mir die Nachricht geben zu lassen, damit ich sie doch von ihm empfange. Auch ist es schon tröstlich daß ich weiß „er ist sanft hinüber geschlummert", daß ich noch mehr Details erfahren werde. Aber wie weit Tröstlicher würde es mir sein, wäre ich mit jemand von den Seinigen in Berührung, am liebsten, mit dem Bruder. Ich hatte in den letzten Wochen zwei mal einen, ich mögte sagen, himmlischen Traum. Empfindungen, zarte aus der Jugend, verschmolzen mit höhren, reinern, neuen, die mich auch in Seeligkeit erweckten, ich noch einmal träumte, aber keine andre Erinnerung fest halten konnte, als den, eines vorübergegangnen, fremden, seeligen Zustandes.

Weist Du noch, liebes Kind, wie ich sagte: die Schieblade ist voll; u. ohne wehes Gefühl sah ich nie daß ich so keinen Brief mehr hinein kriegen konnte. Ich hatte jetzt in einer Reihenfolge 200 dieser unschätzbaren Briefe. Der letzte war 201 — wenn ich sie nicht hätte! Mit ihnen lebe ich jetzt, und fort u. fort. Aus diesem unerschöpflichen Schatz nehme ich auch jetzt Troßt u. Fassung, wie ich eine lange Reihe von Jahren alles herausnahm, was ich bedurfte, an Rath und Troßt, an Erhebung und Ermuthigung, an Besserung und Belehrung, an Erleuchtung und Erkenntniß. Sie waren mein einziger Reichthum, sie beseelten meine Einsamkeit und entschädigten mich für so viele Entbehrungen. Jetzt lerne ich etwas wie ich den großen Schmerz würdig aufnehme u. trage, und mit dem Andenken an das, was er mir war, fortlebe. — So kann ich den verklärten, einzigen, treuen, unwandelbaren angebetheten Freund noch fragen: was soll ich thun? und finde in den herrlichen Briefen die Antwort. Ich lebe jetzt mit dem Jahr 29 wo er das große Unglück hatte seine Frau zu verliehren — ob meine Seele damals in einer Stimmung war, welche die Seele jedem Schmerz öfnet, verstehe ich doch jetzt alles erst — welche Tiefe u. Wahrheit des Gefühls! welche heilige Würde eines großen Schmerzes! ich suche die Fußtapfen des Seeligen auf, daß mich sein Geist bis ans Ende leiten möge!

Wie es mir sonst geht, fragst Du gewiß, mein treues Herzens Kind — ich befinde mich besser, als ich es erwarten konnte — oft will es mir vorkommen, als ob die Schwachen, denen ein großer Schmerz das Herz bricht, viel glücklicher wären. — So bald ich wieder besser schlafe u. etwas mehr genießen kann, werde ich mich stärker fühlen; die Natur reißt beides weg bey großen Erschütterungen des Gemüths. Ich fühle nur ein großes Bedürfniß, die Einsamkeit, das meiden alles Umgangs, die Vermeidung aller theilnehmender Besuche, welche ich mir von Allen, selbst von Duysings, ganz verbeten habe. Niemand kennt u. versteht meinen Schmerz u. meinen Verlust, ich klage nicht, u. will nicht klagen, erkenne auch dankbar die Theilnahme, will mich aber weder zerstreuen, noch wahr werden, durch Äußerungen die für mich nicht passen. „In solchen schmerzvollen Perioden, bedarf man es, sich in sich zurück zu ziehen und die Fassung zu suchen wo die Quelle aller Stärke und aller innerer Ausgleichung mit dem Schicksal zu finden ist" sind von seinen schönen Worten. Ich habe, das war der erste Schritt, auf die erste Nachricht, gleich alle Arbeit zurückgestellt u. aufgesagt, um Stille zu haben, das Element was ich bedarf — Ordnen meiner Papiere und kleinen Angelegenheiten,



um, wenn Gott mein heißes Gebet erhört, ich bereit bin. In ländlicher Stille hier ist große Wohlthat für mich.

Es ist jetzt die 6te Stunde — die schöne feierliche Stunde, die er sich gewiß immer zum Sterben wünschte; er versäumte nie den Sonnen Untergang u. ich habe viele unzählige schöne Gedanken — u. es ist mir merkwürdig u. rührend daß der Edle, so tief empfindende Mann in einer so schönen Frühlings Stunde in ein hehres Leben hinüber schlummerte. Mein geliebtes Kind! ich sehe Deinem Briefe, der sich wohl mit dem meinigen kreuzt, in schmerzlicher Wehmuth entgegen.

Ch.

2.

Dieser Brief wird Dich interessieren, und es bedarf dazu einiger Erklärung. Ich glaubte in meinem ersten, großen Schmerz, es würde mir eine tröstliche Beruhigung gewähren, mit jemand der Seinigen in irgend einer näheren Berührung zu sein, es zog mich aber mehr zu dem Bruder als zu den Kindern. Der Zeit Genosse war mir u. dem angebetheten Bruder, der edle, milde Charakter, der einem in seinen Schriften anspricht — o Gott! sollte mich der Seelige doch dem Bruder vermacht — mögte ich sagen — zum Troßt! es zog mich zu dem herrlichen Manne — Schütz schrieb dazu: er ist das Ebenbild des Bruders — ich lebte einige Tage mit der Sehnsucht, ich meinte, es müsste endlich Troßt in das gebrochene Herz kommen! — Ich schrieb. Ich würde es heute nicht thun u. wollte, ich hätte es nicht gethan, es war eine Handlung Besinnungslosigkeit eines tiefen Schmerzes das — Troßt fehlt. Es ist gegen den Willen des Seeligen, das thut mir weh. — Ich schrieb außer der Form, ließ mein armes Herz gehen, flehte um ein Wort des Troßtes! legitimire mich durch das Stambuch Blättchen das Du kennst über unsre Jugend Bekanntschaft. Ueber das weitere und nähere Verhältniß zu dem Verewigten etwas genaues zu sagen, dazu erwartete ich erst seine Aufforderung, die ich erwartete, die aber der Gelehrte, den Wissenschaften gehörende wohl nicht die Zeit gewinnen kann zu lesen. Ich bekam schnell diese einliegende Antwort. Du siehst, gütig, ahnungsvoll, voll fast vertraulicher Details, u. — voll Herz zerreißender Details! — ach! ich habe schreckliche Tage durch die letzten gehabt! Antwort auf meinen Brief aber war es nicht, auf den Schrei meines Schmerzens, war es nichts. Zugleich ferneres Schreiben zurückweisend, was sich besonders darin aussprach, daß er eine Addresse von des Theuren Hand zurück schickte. Auch unten die Notiz wegen der Briefe deutet es an. Unterdessen rief mich der tiefe Schmerz, das Jammern nach Mitleid — ach! das eingeklemte Herz hin, noch einmal zu schreiben (auch beunruhigte mich die Sorge um meine Briefe), ich schrieb viel, in der Voraussetzung, daß er an Frl. Caroline[1]) komme wenn er nicht die Zeit fände, ich hatte einige Briefe ausgewählt die ich beilegte — ich gab Aufschluß über das Einzige Verhältniß — es war ein kleines Packet — es kam zurück von der Post, weil es den Tag zu spät war und es war mir zugleich, als sollte es nicht sein. Es blieb zurück. Doch ist's mir immer als sey es Verpflichtung, dem edlen Manne meinen Dank in wenig Worten zu sagen! Wenn mir auch kein Troßt durch ihn kam, ist doch der Brief voll Güte gegen eine Fremde, von der er nichts weiß, als den demüthigen Namen Frau C(harlotte) H(ildebrand). Aus der Correspondenz Verfügung geht hervor daß meine Briefe verbrannt sind, sonst wüste man ja von mir etwas — das ist beruhigend. Es scheint als hält er mich für eine gelehrte namenlose Freundin seines verewigten Bruders — das alles kann ich füglich auf sich beruhen lassen, wenn ich es genau überlege. Da man nichts von mir weiß, sollte mir nach dem theuren abgeschiedenen Willen kein Troßt daher kommen — u. so könnte mir auch eine solche Correspondenz — nach dem was ich hatte! — nur peinlich sein. Mein Andenken — so unbedeutend — wird sich bald verliehren. Von der Zurückgabe

---

[1]) Wilhelm von Humboldt's älteste Tochter.

der unschätzbaren Briefe nach meinem Tode kann keine Rede sein, da sie sich um mich und mein äußeres und inneres Leben bewegen in unendlicher Liebreicher und treuer Sorge und Theilnahme.

Duysings hatten gewünscht, wie mir die Schleenstein sagte, von der ich Dir schrieb, ich könnte mich entschliessen zu fragen: ob sich keine Verfügung mich betreffend fände und einen der Briefe beilegen — aber das kann ich nicht. Ist etwas verfügt, will ich mich nicht herabwürdigen bey der Familie meines vieljährigen Wohlthäters, so brauchen sie gar nicht zu wissen, daß er mehr als mein Freund war. Ihm konnte ich, wie meinem Gott, jede Noth klagen und grade bitten, helfen Sie über die böse Zeit weg! meiner Therese kann ich mich in die Arme werfen und sagen Thue mein geliebtes Kind, was Du kannst und Dir Freude macht bei Fremden aber — da muß man das Leben lieber haben als ich. An den Bruder werde ich wohl noch einmal schreiben, und ich denke, das siehst Du auch so an.

D. 25. Ich denke ich lasse auch das? wozu an mich erinnern?

3.

Ich will nun nach und nach anfangen, Dir, meine treue Therese, mein inneres und auch mein besseres Leben darzulegen, damit Du in der ernsthaftesten und schmerzlichsten Periode meines Lebens, wie die gegenwärtige, erst mit mir lebst, mich verstehst. Ich fühle eine Art von Verworrenheit in mir, eine durch großen Schmerz entstehende Besinnungslosigkeit — es wird mir alles schwer. Ich will Dir Briefe schicken, durch Erzählen ergänzen, und Du bist dann so gütig, Ordnung und Klarheit in das noch Verworrene zu bringen, und — Geduld mit mir zu haben. Ich will Dir Briefe des ewig angebetheten schon früh Vollendeten mitschicken, die Dich in hohem Genuß belehren.

Oft, meine Therese, das hast Du schon in meinem früher Geschriebenen erkannt — erhebe ich mich (eine) Stunde — dann richte ich mich auf — mir ist's, als rufe mir eine unsichtbare Stimme zu: Lebe! lebe mit Deinem tiefen und heiligen Schmerz einsam, laß ihn auch auf Dich wirken, was er wirken soll — fasse Dich, halte Dich an Gott, thue was Du kannst, und er wird thun, was Du nicht kannst und — nicht sollst — er wird Dir die Lebens Fesseln lösen.

Oft ergreift mich ganz zernichtend das Gefühl meiner Verödung, meiner Verarmung, meines entsetzlichen Verlustes — besonders schrecklich beim Erwachen — dann ists mir fast immer, als beginne nun ein neuer, gänzlich verödeter Lebens Abschnitt.

Ach! diese langjährige süße Gewohnheit in den Briefen und den freilich zuletzt immer ängstlichen Erwartungen derselben zu leben, in ihm, in seinen Ideen, in seinem Antheil, seinem Troßt sicher zu ruhen — ihm alles sagen, alles klagen zu dürfen — an ihm mich aufzurichten, an ihm mich zu erheben, an seiner Himmels Lust mich zu erleuchten! — Alles, Alles dahin!

Wenn ich doch vor 6 Jahren gestorben, wie ich es so fest geglaubt — hätte es doch Gott gefallen, mich zuerst abzurufen!

Oft tröstet mich ein Biebelwort — aber meine Biebel, es ist ein liebes Andenken von Deiner theuren Mutter — ist sehr kleiner Druck und angreifend für meine Augen. Mir hat einmal jemand von einer, ich glaube Hallischen Biebel mit großem Druck gesagt — weist Du es vielleicht, mein Herzens Kind, so leihe sie uns — Du sollst sie, Dir lieber dann — zurück bekommen.

Hier hast Du nun viel von und über mich zu lesen, Deine jetzige Ruhe und Muße gestattet es, und Deinem treuen Herzen thut es wohl. Theile Dir alles ein, und nim für jeden Tag etwas, gleich nach Deinem Frühstück, antworte auf jedes gleich so wie Du es gelesen, etwas — so bist Du, ohne ermüdet zu werden in 8—12 Tagen mit allem fertig, dann schicke es mir gleich zurück, ich kann es

nicht lange entbehren. Ich schicke Dir das Paquet unfrankirt, weil — Du es gern so hast. Wirklich gebe ich jetzt sehr viel Porto aus.

Schreibe mir von Dir viel — aber nur was grade auf Dich und Deinen Lieben Mann sich bezieht — von Deinem jetzigen Leben, der Mutter, Helenen — was Dich wohl macht. Richte es immer, mein geliebtes Herz! mein Dieu donnée! so ein, dies Jahr wenigstens, daß ich immer zwischen den einst und lange — glücklichen Tagen, vom 4 bis den 8ten einen Brief von Dir empfange, und lass den nächsten auf den 4 hier sein, aber einer des Monats ist jetzt zu wenig.

Schließ mich in Dein Gebet ein, mein frommes, so gutes geliebtes Kind!

Ewig die Deinige Ch.

Ich fange wieder an zu arbeiten, und darf Dir bald etwas machen, nicht wahr? Sag mir doch ob Du stärkre oder mehr zarte Farben liebst. Es zieht mich ab — Ich sehe keine Besuche — meine Einsamkeit und meine Stille ist meine Wohlthat —

abgegangen d. 27. May.

4.

Hier hast Du die 4 letzten Briefe des unglücklichen Jahrs. Ließ sie, meine Therese, mit Ehrfurcht, allein, ungestöhrt, und mit Sammlung. Sie sind nicht mehr so reich an erhabenen Empfindungen und Ideen wie ehmals und mehr erzählend, als früher — ich schrieb dies den großen Buchstaben zu, wo das Papier kaum die Hälfte fasste von dem, wo er sonst in schöner Folge seine hohen Ideen ausführt. Mit welchem herzzerreißenden Schmerz aber muß ich jetzt, nach allem, was Du in den beigelegten Briefen mit mir ersiehst, erkennen, daß nur die unsägliche Mühe, den unendlich liebevollen, gütigen Vorsatz, dies bis ans Ende fortzusetzen — möglich machte, vielleicht konnten nur an jedem Tage ein paar Worte herein gebracht werden. — Sieh nur aufmerksam die Worte an — muß es nicht herzzerreißend für mich sein — und ich sollte und musste fast ihn wohl halten — o fühle meinen Schmerz bey der 3. und 4. Seite von Schulzens letztem Briefe — und diese himmlische Schonung. — Er erkannte, daß er mir für das was gekommen ist und ich nur bange fürchtete, keine Fesslung geben konnte, so sollte ich den Schmerzens Kelch, den ich trinken musste, so spät als möglich leeren!

Wie wird Dich manches Wort, manche Stelle tief ergreifen. Die letzten Worte vom 28. März sind an dem Tage geschrieben, wo er seinem Bruder sagte: es ist aus. — Dieser Brief war in einer Reihen Folge No 201, immer hatte ich eine abergläubig bange Ahndung an des vollendeten zweites Hundert geknüpft — wie dankte ich meinem Gott, wie ich jetzt den 1. Brief des 3ten hatte, der mich noch so sehr (glücklich) machte. Gütiger Gott! wie nahe ist uns oft das drohende Unglück!

Miß Kingsley und ihre Reisen in Westafrika.

[Nachdruck untersagt.]

Am 3. Juni, zu Simonstown in Südafrika, wo sie kranke und gefangene Boeren mit aller Hingebung gepflegt hatte, starb, fünfunddreißigjährig, Miß Mary Kingsley, die Erforscherin Westafrika's. So endete, im Dienst der Nächstenliebe, ein Leben, das Jahre hindurch in Noth und Gefahren dem Tod in seinen verschiedensten Gestalten getrotzt hatte und zu den denkwürdigsten gehört, das von Frauen dieser zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelebt worden ist. Heroischer, oft geradezu tollkühner Muth, beharrliche Geduld im Ertragen und thatkräftige Energie des Handelns vereinten sich bei ihr mit dem weiblichsten Mitgefühl für alles Leid, das auch des Thieres sich erbarmte, und einer praktischen Einsicht in die Dinge, der die Anerkennung gezollt worden ist, daß sie in allen die westafrikanischen Handelsinteressen berührenden Fragen als Autorität citirt und ihre Berechtigung zur Kritik anerkannt wurde, die sie schonungslos gegen die Art der Verwaltung der englischen Kroncolonien Westafrika's erhob. Ihr heißer Wunsch, ein drittes Mal zur Fortführung ihrer Aufgabe in die gefürchteten Regionen zurückzukehren, hat sich nicht erfüllt. Aber sie, die bis zuletzt sich selbst vergaß, schläft doch in afrikanischer Erde, unter Palmen, wie wir sie den Ueberwindern zum Abschied reichen, deren Liebe stärker war als der Tod.

In der Verklärung dieses Endes betrachtet, gewinnt ein Werk an Bedeutung, das nach Sinn und Absicht der Verfasserin durch Einfachheit und Wahrhaftigkeit sich bewähren sollte.

Die Vorrede, mit welcher Miß Mary H. Kingsley ihr Buch beginnt, enthält die Worte: „Ich möchte sagen, daß ich nur über solche Dinge schrieb, die mir aus persönlicher Erfahrung und nach genauer Beobachtung bekannt geworden sind. Niemals habe ich eine Erklärung über die Gewohnheiten der Eingeborenen von einer Person allein angenommen oder Dinge als hergebrachte Sitten aufgezeichnet, weil ich sie zufällig einmal mit ansah. Ich habe versucht, eine ehrliche und genaue Schilderung der Verhältnisse und der Lebensart in Unter-Guinea und des Landes selbst in seinen verschiedenen typischen Gestaltungen zu geben. Der Leser muß sie mit der Einschränkung hinnehmen, daß dieses Land mit seinen riesigen Wäldern und Strömen mir lieb geworden ist und daß es mir gelang, mich dort wohler als in England zu fühlen. Sein überlegener Culturinstinct mag sich gegen meine Vorliebe für Westafrika sträuben; geht er jedoch einmal selbst hin, so wird er die Dinge genau so finden, wie ich sie schilderte."

Im Einklang mit dieser strengen Wahrheitsliebe lehnte Miß Kingsley es ab, ihre Aufzeichnungen, nach dem Wunsch ihres Verlegers, in einer systematisch geordneten Darstellung zu geben, als die Tagebuchnotizen, die sie benützt, es gestatteten. Die außerordentlichen Eindrücke, die eine alles uns Bekannte über-

bietende, ins Ungeheure sich verlierende Natur bei ihr erweckte, hat sie mit enthusiastischer Bewunderung festgehalten, die eigenen Erlebnisse aber mit Zurückhaltung und auch mit dem ironischen Humor geschildert, der sie Angesichts fast beständiger Todesgefahren niemals verlassen zu haben scheint. Sie führte stets einen Revolver bei sich, gebrauchte jedoch keine Schußwaffe zu Jagdzwecken, weil sie derlei nicht „ladylike“ fand und nie einem Thier, es sei denn eine Schlange, etwas zu Leide that. Mehr als einmal ist es geschehen, daß sie in nächster Nähe und unerwartet sich Cobras, Boas, Leoparden gegenüber befand. Namenloses Grauen, lähmendes Entsetzen, sagt sie, seien viel zu schwache Bezeichnungen für das, was sie dabei empfand. Aber schnell faßte sie sich wieder und ihre Geistesgegenwart versagte nie. Diesem todesverachtenden Muth, sowie dem Umstand, daß wilden Thieren dieser Art der Geruchssinn fehlt und die Eingeborenen Miß Kingsley die Schlangen zu tödten gelehrt hatten, verdankte sie in solchen Fällen das Leben. Die gleiche Selbstbeherrschung bewährte sie, die schutzlose Frau, unter ihren schwarzen Begleitern. So bei Besteigung des über 10 000 Fuß hohen Bergcolosses von Kamerun, des „Thrones des Donners“, Mungo Mah Lobeh, dessen höchsten Gipfel sie allein unter den erschwerendsten Bedingungen erklomm, nachdem ihre unzuverlässige Gefolgschaft sie, der Eine nach dem Anderen, in gefährlichster Lage verlassen hatte. So im Canoe bei den langen Fahrten über die Stromschnellen und durch die Buchten und Moräste des Congo, des Niger, des Ogowé, des Old Calabar, des Sierra del Cristal, des Croß und Bonny River, des Pallaballa. Wenn die Bemannung, nach der Tagesarbeit in den äquatorialen Tropen des französischen und des belgischen Congo, der Westküste und Kameruns, mit der Sorglosigkeit, die Naturkindern eigen ist, dank ihrer Fürsorge gesättigt, getränkt und hierauf in Schlummer versunken war, wachte Miß Kingsley allein und hatte dafür zu sorgen, daß die am Rande der Boote überhängenden Arme und Beine ihrer schwarzen Jungen nicht von Krokodilen gepackt wurden und sie, ihren Gliedmaßen folgend, im Rachen von Ungeheuern verschwanden, deren Länge, nach Miß Kingsley's Messungen, in diesen Regionen bis zu 22 Fuß erreicht. Vergegenwärtigt man sich die Temperatur der Tropen, die Schrecken der Tornados, die Plage des Ungeziefers, der Scharen von Mosquitos, Ameisen, Käfern, Eidechsen, giftiger Fliegen aller Art, die unter freiem Himmel jede Nachtruhe auch dann unmöglich machen würden, wenn größere Gefahren sie nicht bedrohten; bedenkt man ferner, daß epidemisch auftretende, fast immer tödtlich ausgehende Krankheiten und das verhängnißvolle Fieber unter Weißen und Eingeborenen wüthen und der Procentsatz der Todten ein ganz enormer ist; zieht man ferner in Erwägung, daß die Afrikaner Westafrika's, der Fan und Igalma des Congo français wie der herab gekommene Küstenneger gegebenen Falles und aus abergläubischer Zuversicht in die Macht des Zaubers, den weißen Mann ihren Geistern opfern: dann wächst das Erstaunen darüber, wie eine junge Europäerin es vermochte, mehrere Jahre hindurch eine Existenz nicht nur zu ertragen, sondern zum zweiten Male aufzusuchen und lieb zu gewinnen, deren Beschwerden derartig waren, daß unter ihren Freunden die Ansicht Platz griff, sie habe diese Art des Selbstmordes als die erlaubtere gewählt.

Wenn wir versuchen, einige der von Miß Kingsley gemachten Beobachtungen, insbesondere die Ergebnisse ihrer Erfahrungen und Studien in Bezug auf das Zauberwesen in den von ihr besuchten Landstrichen Westafrika's, Fernando Po's, der Küstenregionen, des französischen Congo und Kameruns übersichtlich wieder zu geben, so geschieht es in der Voraussicht, daß in dieser eiligen, durch so verschiedenartige Interessen beanspruchten Zeit nur verhältnißmäßig wenige deutsche Leser Muße finden werden, die Werke von Miß Kingsley selbst durchzugehen [1]).

[1]) Travels in West Africa. 1897. — West African Studies. 1899. — The Story of West Africa. 1900. London, Macmillan & Co.

Miß Kingsley war keine Geographin von Fach; ihr Interesse für Ichthyologie führte sie 1892 ein erstes Mal nach den Canarischen Inseln und 1893 nach Westafrika, ohne eigentliche sonstige Vorstudien, aber mit dem Entschluß, die Süßwasserfische der mächtigen Ströme dieser Region kennen zu lernen und die werthvolle Ausbeute zu gewinnen, deren wissenschaftliche Bedeutung der damalige Director der naturwissenschaftlichen Sammlungen des Britischen Museums, Dr. Günther, später festgestellt hat[1]). Der Interessenkreis der Reisenden hat sich selbstverständlich mehr und mehr erweitert, aber einige Lücken sind wegen mangelnder Vorbereitung doch fühlbar geblieben. Vor Allem ist die Abwesenheit von Karten um so mehr zu beklagen, als die erratische Darstellungsweise der Verfasserin an sich schon die Aufgabe erschwert, ihr auf allen Kreuz- und Querfahrten, die Zufall oder Nothwendigkeit veranlaßten, nur einigermaßen zu folgen.

Unzweifelhaft dagegen ist ihre großartige Selbstbeherrschung und Liebenswürdigkeit, die ihr nicht nur überall unter civilisirten Colonisten und Beamten, bei den Deutschen, mit welchen sie in der ihr wohlbekannten Landessprache verkehrte, bei den Franzosen, deren Idiom ihr nicht geläufig war, bei den Spaniern, den Portugiesen und endlich nicht zum wenigsten bei den Eingeborenen Freunde und Helfer sicherte. Miß Kingsley ist sehr scharfsichtig in Bezug auf die Fehler und Irrthümer der Colonialverwaltungen. Sie hat ihren englischen Landsleuten in dieser Beziehung Winke gegeben und Dinge gesagt, die scharfem Widerspruch begegneten, aber auch verdientes Aufsehen erregten[2]). Es würde eine besondere Aufgabe sein, diese Frage, in Bezug auf welche sie auch die deutschen Verhältnisse berührt, zu prüfen, und wir müssen sie uns hier versagen. Vom belgischen Congo sagt Miß Kingsley kurz und bündig, nie wieder wünsche sie, sein Gebiet zu betreten, bis es in französische Hände übergegangen sei, eine Lösung, die nicht lange auf sich warten lassen könne. Die deutschen Methoden der Colonisation, meint sie, seien nicht nur den englischen nachgebildet, sondern auch dadurch bemerkenswerth, daß sie alle Mängel derselben überbieten. Vor Allem erregt ihr Erstaunen, daß die Weisheit zu Hause, am grünen Tisch und in der Kaserne die geleisteten Dienste so wenig zu schätzen wisse und so häufig erschwere. Sie stand im Verkehr mit den Herren von Liebert, von Puttkamer und Anderen und hat von ihnen Allen den besten und dankbarsten persönlichen Eindruck, aber auch die Ueberzeugung mit fortgenommen, daß ihre Thätigkeit eine segensreiche und gute, von Hingebung erfüllte war oder noch sei und ihre Vorgesetzten nichts Besseres thun könnten, als sie möglichst ungestört gewähren zu lassen. Im französischen Congo fand sie Vieles zu bewundern, besonders die Wirksamkeit der Missionen, der evangelischen sowohl wie der römisch-katholischen. Das Leben und Wirken der Frauen der Missionäre entlockt ihr die Huldigung, es sei heroisch, während sie aufrichtig bekennt, daß die Art und Weise, wie das Lesen und Lehren der Heiligen Schrift betrieben wird, sehr oft die Wirkung eines energischen Schlafmittels, aber nichts Anderes erzeuge. Die römisch-katholischen Missionen und Klosterniederlassungen seien leider die einzigen, die bessere Methoden des Ackerbaues und der Cultur zu verbreiten sich bemühten, während die technische Erziehung, wie z. B. die Wesleyaner sie ertheilen, höchst unpraktischer Weise das Schneiderhandwerk, den Buchdruck und die Buchbinderei einschließt! Ebenso rügt Miß Kingsley die Vorschrift der Franzosen an das Lehrpersonal ihrer Schulen, den Negerkindern Französisch beizubringen. Aber selbst für die spanische Verwaltung auf dem ihr besonders lieb gewordenen Fernando Po hat sie nicht nur gute Worte, sondern sie bezeichnet die Administration des Gouverneurs von 1894 als eine solche, die allen Nationalitäten zur Ehre gereichen würde, wie sie denn überhaupt nationale Vorurtheile nicht kennt.

---

[1]) Travels in West Africa. Appendix III: Dr. A. Günther, On Reptiles and Fishes. Appendix IV: W. F. Kirby F. S., S., F. E. S. Orthoptera, Hymenoptera and Hemiptera.

[2]) Travels in West Africa. Appendix I: Trade and Labour in West Africa. Appendix II: Disease in West Africa.

Im Bereich der britischen Machtsphäre fand Miß Kingsley dasselbe freundliche Entgegenkommen und ein Wohlwollen, das in den meisten Fällen zu persönlicher Freundschaft wurde. Sie nennt vor Allem Sir Claude und Lady Macdonall, deren Schicksal in Peking, seitdem Sir Claude als Vertreter Großbritanniens dahin berufen wurde, so schmerzliche Theilnahme erweckte. Zu ganz besonderem Dank erklärt sich die Reisende einer Landsmännin, Miß Slessor, verpflichtet, die achtzehn Jahre ihres Lebens in Calabar verbrachte, und zwar sechs bis sieben Jahre vollkommen isolirt unter Negerstämmen. Ueber diese gaben ihr physische und geistige Eigenschaften eine solche Autorität, daß sie, als Häuptling von ihnen geachtet und behandelt, es dahin brachte, sowohl die bei Begräbnissen üblichen Morde als die Gottesgerichte durch Genuß giftiger Substanzen und die fortwährenden Kriegszüge der einzelnen Stämme gegen einander abzuschaffen und dem District Zustände zu sichern, die Handel und Verkehr ermöglichen. Bei ihrer ersten Begegnung mit dieser merkwürdigen Frau fand Miß Kingsley sie eben damit beschäftigt, nach endlosen Schwierigkeiten und mit einem Aufwand durch die Umstände gebotener Klugheitsmaßregeln die Existenz von Zwillingen und deren Mutter zu retten. Wie später gesagt werden soll, ist das Vorurtheil gegen Doppelgeburten eines der schlimmsten in ganz Westafrika und zieht für die Betreffenden fast immer den Tod nach sich. Auch Miß Slessor hatte dem einen der armen Zwillingskinder gegenüber nur noch die Sorge, es anständig zu begraben. Allein sie rettete das Schwesterchen und die unglückliche Frau, die ihnen das Leben geschenkt hatte. Die Zahl der Negerkinder, die Miß Slessor gerettet und heran gebildet hat, berechnet Miß Kingsley auf viele Hunderte. Niemand hat je daran gedacht, den Heldenmuth und die Aufopferung dieser Frau durch Kreuz und Stern oder irgend ein sonstiges Zeichen irdischer Anerkennung zu lohnen; aber ihr dankt Miß Kingsley unter Anderem auch einen großen Theil ihrer Kenntnisse und Wahrnehmungen in Bezug auf die gewaltigste Triebfeder und zugleich den Fluch afrikanischen Handelns und Thuns, die Zauberei, mit Allem, was damit zusammenhängt. Daß es Miß Kingsley gelang, so vieles Neue und Zuverlässige darüber zu erfahren, blieb ihr die werthvollste Errungenschaft ihrer afrikanischen Forschungen. Um sie darüber zu vernehmen, verzichten wir nicht ohne Ueberwindung darauf, der kühnen Reisenden zu Wasser und zu Land zu folgen, und gedenken nicht einmal der Abenteuer, die sie so komisch erzählt, als habe es sich, statt um ihr Leben, um ein bloßes Spiel gehandelt. Denn sie liebt es nun einmal nicht, selbst in den ergreifendsten Momenten zu viel zu sagen oder die Situation zu tragiren.

Auch über das Wesen des Fetisch-Cultus äußert sich Miß Kingsley zurückhaltend, verwirft die meisten der von anderen Reisenden vorschnell aufgestellten Behauptungen und sympathisirt im Ganzen mit den Ansichten des deutschen Forschers Dr. Baumann. Sie selbst versteht unter „Fetish“ die das Leben des einzelnen Menschen beherrschenden Einflüsse und Begriffe. Das Kind ist demselben nicht ausgesetzt, wechselt aber, wenn es zur Initiation bestimmt wird, vier- oder fünfjährig seinen ursprünglichen Namen, erwirbt dadurch die Berechtigung zum Eintritt in eine geheime, in Geheimsprache redende Gesellschaft und wird vom Zauberarzt, der Arzneimann und Priester in einer Person ist, zwar nicht tätowirt, aber mit gewissen, auf Stirn, Nase und Wangen eingeschnittenen Zeichen versehen. Unter verschiedenen Namen bestehen solche mächtige geheime Verbindungen, in welche beide Geschlechter, aber von einander getrennt, aufgenommen werden, in Sierra Leone, Lagos, Calabar, bei den Bakele, Baschilangi u. s. w. Sie sind mehr Vehmgerichte als religiöse Verbindungen, und obwohl mit verschiedenen Ritualen versehen, verstehen sie sich unter einander. Der Mann, der in einen weiblichen Geheimbund eindringen wollte, müßte mit dem Leben für seinen Frevel büßen, und dasselbe widerführe einer Frau, die männlichen Gesellschaften gegenüber ein Gleiches versuchte. Letztere sind nicht selten gegen das weibliche Geschlecht in der ausgesprochenen Absicht gerichtet, dasselbe in Zucht und Ordnung zu halten und hier und da bei

demselben auftretende Zweifel gegen die Wirkung von Zauberei und Hexenwesen zu unterdrücken. Diese Form westafrikanischer Inquisition gibt zuweilen Anlaß zu den wunderlichsten Scenen und plumpsten Betrügereien. Gewöhnlich aber enden die Dinge tragisch, denn Hauptzweck der Geheimbündler ist die Erwerbung von Reichthum. Der specielle Fetisch oder Geist, der dazu verhelfen soll und durch den Mund eines Auserwählten spricht, verlangt vom Bittstellenden zuweilen bis zu fünfzig Menschenleben, nicht etwa von Feinden, sondern von Nachbarn und Blutsverwandten, und so lange diese ihm nicht in die Unterwelt als Sklaven nachgeschickt werden, gewährt er nichts. Damit ist Meuchelmord und, um diesen zu rächen, der Mord des vermuthlichen Missethäters und die Aneignung seines schlimm erworbenen Vermögens eines jener beständig sich wiederholenden Vorkommnisse, die im Verein mit den entsetzlichsten, meist unheilbaren Krankheiten und Gebrechen das westafrikanische, nach den landesüblichen Gesetzen regierte Dorf zu einer Hölle machen. Sowohl Knaben als Mädchen, die den Geheimbünden angehören, leben während einer bestimmten, zwischen sechs und zwölf Monaten wechselnden Frist in Wäldern oder einsamen Hütten; die Knaben gelten erst dann als in die Mysterien des Bundes völlig eingeweiht, wenn sie ihren Muth durch Tödtung eines Menschen erwiesen haben; die Mädchen werden nebenbei durch besondere Nahrungsmittel fett gemacht, was als Zeichen weiblicher Schönheit gilt, und beide Geschlechter mit weißem Thon bestrichen. Bei einigen dieser geheimen Verbindungen herrscht die Sitte, ein Kind in die bei festlichen Anläßen verwendete Trommel oder Arche zu sperren, die unter Singen, Pfeifen und entsetzlichem Geschrei gerührt wird, und aus deren Höhlung die Kinderstimme, als die des schützenden Geistes verehrt, sich in den Lärm mischt. Wird das Kind zu groß, um ferner in dieser Eigenschaft gebraucht zu werden, so tödtet man es und verwendet ein anderes in gleicher Weise. Diese Geheimbünde sind die Pflanzstätten des Kannibalismus, und in manchen derselben ist das Leben eines Menschen, vorzugsweise eines Verwandten, der Preis der Aufnahme in höhere Grade. Andere stecken ihre bevorzugten Mitglieder in Leopardenfelle oder in die Häute von Alligatoren, und so vermummt überfallen und tödten sie ihre Opfer. Die für ihre Geister gebräuchlichste Benennung Ju-ju, in der Mandingo-Sprache gru-gru, ist, wie das Wort Fetish, europäischen Ursprunges. Letzteres, von „Feitico“ abgeleitet, bezeichnet im Portugiesischen kleine Bilder und Reliquien; das andere, dem französischen Wort „Joujou“ nachgebildet, ist die Bezeichnung für Gegenstände, die bleibend oder vorübergehend von Geistern bewohnt sind, und von welchen die ersten Entdecker fälschlich voraussetzten, daß Neger und Bantus sie anbeteten.

Miß Kingsley erlernte mehrere Negersprachen und einige ihrer fast unzähligen Dialekte, empfand es aber als eine der größten Schwierigkeiten ihres Unternehmens, daß alle diese Sprachen, obwohl nicht schwer zu erlernen oder doch zu verstehen, nicht nur nach unseren, sondern auch nach den Begriffen der Neger unzureichende Vermittler ihrer Gedanken sind und sie daher für den Ausdruck derselben zu beständigen Wiederholungen und Umschreibungen greifen müssen, so daß z. B. auf Fernando Po die Eingebornen, sobald es dunkel wird, sich nicht mehr ansprechen, weil sie, auf Zeichen zu gegenseitigem Verständniß angewiesen, sich nicht verstehen würden; wobei der Umstand wohl zu berücksichtigen ist, daß überall, wo Missionsgesellschaften oder einzelne Glaubensboten Eingeborene dem Christenthum zu gewinnen suchten, diese ihre ursprünglichen Vorstellungen entweder mit christlichen Lehren und Legenden vermischten oder sie der Kenntniß ihrer Bekehrer sorgfältig zu verbergen suchten. Diese gehen ihrerseits von vorgefaßten Begriffen und Meinungen aus, die Miß Kingsley auf ihre Art sehr treffend durch die Geschichte des englischen Beamten illustrirt, der auf die Antilopenjagd auszog. Von seinem jungen schwarzen Träger gefolgt, pürschte er das zahlreich vorhandene Wild nach allen waidmännischen Regeln und erlegte nichts, bis ihm endlich der Einfall kam, sich umzuwenden und nach seinem treuen Gefährten zu sehen. Dieser, vom Wunsch beseelt, das Jagd-

vergnügen des weißen Mannes mit einer gewissen Feierlichkeit zu umgeben, schwenkte unermüdet die englische Flagge über seinem Haupte. Die Anekdote erinnert Miß Kingsley an die auch ihr beigebrachten Begriffe von Sonnenmythen, vergötterten Elementarkräften, Erklärung des Ursprungs der Seele aus Träumen, mit welchen die abendländische Literatur, insbesondere Bücher wie Mr. Frazer's „Golden Bough". sie ausgestattet hatten. Nicht als ob sie, die ihren „Faust" kennt, Kunst und Wissenschaft verachtete: sie empfiehlt die Ethnologen, insbesondere E. B. Tylor's „Primitive Culture", Westermarck's „Menschliche Ehe", Waitz' „Anthropologie", Ellis, Burton, Plinius, die Classiker, vor Allem „so viel Aristoteles wie nur immer möglich", als beste Vorbereitung zur Kenntniß der afrikanischen Welt. Aber, wie gesagt, sie warnt vor „der Flagge", vor allen vorgefaßten, prüfungslos wiederholten Meinungen.

Die erste Sage, deren Inhalt so getreu wie möglich von ihr wiedergegeben ist, hat ein Anderer bereits gekannt und veröffentlicht[1]). Miß Kingsley vernahm sie zuerst in Fernando Po, dann in Calabar, hierauf zwei Mal in Gabun. Sie ist jedenfalls sehr alt und erzählt vom ersten Menschen, Raychow, der alles Volk an einer Stelle sammelte. Er schickt den Sohn in den Krater eines Vulcans, wo der Sohn des Königs der Höhle ihn auf Leben und Tod zum Speerwurf herausfordert. Raychow's Sohn gewinnt: „Es ist sonderbar," spricht der Andere, „daß Ihr mich zu besiegen vermochtet, denn ich bin ein Geist. Fordert, was Ihr wollt, es soll Euch gegeben werden." Der Sieger nennt alle Krankheiten, deren er sich entsinnen kann, und verlangt Heilmittel gegen dieselben. Die schlimmste aber, gegen die es kein Mittel gibt, die Blattern nämlich, „Kraw-Kraw", hat er vergessen und an dieser wird er sterben.

Zu seinem Vater zurückgekehrt, verweigert er Antwort auf alle Fragen, bis auf die, ob eine Hütte gebaut werden soll, um den Fetisch darin aufzunehmen. In dieser Hütte birgt Raychow's Sohn die Arzneien des Höhlenkönigs und spricht hierauf: „Jetzt gehe ich und führe den Moondag in den Orongo (Gabun)." Er gräbt mit seinen Leuten den Canal, der beide Flüsse vereinigt, und als er das Werk vollendet hat, sind sie alle todt. „Nun," spricht er abermals, „will ich im Benito Flußpferde erlegen."

So geschieht's; nach dem fünften aber steigen die Bewohner der Berge ins Thal hinab, um ihn zu bekämpfen. Er macht Fetisch aus seinem Kriegsspeer und tödtet alle seine Feinde bis auf einige, die nach Fernando Po entfliehen. Niemals, so schwört ihr König, soll sein Volk Kleider tragen, bis es die M'pongwe besiegt hat, und bis zu dieser Stunde sind die Leute auf Fernando Po entblößt und hassen die M'pongwe mit großem Hasse. — Die Legende, auf ihren geographischen Werth geprüft, hat sich durchaus verläßlich erwiesen, bis auf das Vorhandensein des Vulcans, den kein Weißer bis jetzt gefunden hat.

Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die Westafrikaner, vom Gambia bis Kamerun, richtiger gesagt bis zum Rio del Rey, bestimmtere religiöse Vorstellungen als die Bantustämme der Südwestküste besitzen; von letzteren bleibt der Eindruck, als hätten sie ihre früher vorhandenen religiösen Begriffe zum guten Theil vergessen und mit den übrigen Negern nur den Glauben an Zauberkünste gemein, deren Formen und Methoden die Reisende an ähnliche, wo nicht identische Bräuche irischen und semitischen Ursprungs erinnern. Die Gottheit selbst, unter den verschiedensten Namen verehrt, hat, nach der Ueberzeugung sämmtlicher Bantus, Menschen und Dinge geschaffen, dann aber, wie „. . . ein Gott, der nur von außen stieße", die Schöpfung ihrer Wege gehen lassen und um sein Werk sich nicht weiter gekümmert. Es untersteht den Geistern. Diese sind theils Hausgötter, wie die Penaten der Alten, und als solche in der Familie vererbt; theils Naturgeister, die, wie etwa Nymphen und Dryaden, Wälder, Höhlen, Berge, Schluchten, Bäume

[1]) Windwood Reade, Savage Africa. p. 62.



eifersüchtig bewachen und von Eindringlingen durch Opfer und kabbalistische Anrufungen beschwichtigt werden müssen.

Wieder andere sind die Geister der Verstorbenen; es gibt solche, die Krankheiten verbreiten und die Absichten der Menschen böswillig vereiteln, Geister, die in Thiere fahren, vorzugsweise in Leoparden, und ihnen dann besondere Kräfte verleihen. Gewisse Züge sind ihnen allen gemein: ihre Macht ist eine beschränkte, auf besondere Dinge gerichtete und höchst ungleich vertheilte; die Menschen beeinflussen sie durch Gaben und Opfer, zuverlässig aber erweisen sie sich nie, auch wenn dem Arzneimann, wie gewöhnlich geschieht, noch so viele Geschenke für dieselben eingehändigt werden. Das wichtigste im Verkehr mit den Geistern zu Erstrebende ist ihre Verlockung in einen bestimmten Gegenstand, in Antilopenhörner, Muscheln, große Nußschalen u. s. w., die als Schutz- und Zaubermittel getragen und benutzt werden, wogegen Alles, was vom menschlichen Körper kommt, Haare, Nägel und vor Allem Blut, sorgfältig verbrannt oder vergraben wird, da der Uebergang dieser Dinge in den Besitz Anderer dem ursprünglichen Eigenthümer Unheil bringt und insbesondere weibliches Blut den höchsten Abscheu erregt, weil der durch Vergießen desselben befreite Geist in Männer fahren und diese tödten kann. Einzelne Fälle von Antropophagie bei Stämmen, die nicht, wie die des Niger-Delta's, dem Cannibalismus als religiösem Opfer huldigen, sind auf den Wahn zurückzuführen, daß Augäpfel und Schädel weißer Männer als Vermittler ihrer Macht dienen. Eine große Rolle spielen die schwer zu gewinnenden Luftgeister: „Kommt nicht in meine Stadt," betete ein ehrwürdiger, niemals zuvor mit Europäern in Berührung gekommener Häuptling, „denn ich bin gut, gerecht, ehrlich, freundlich für meine Nachbarn."

Im Gebiet des französischen Congo sind Götzenbilder verhältnißmäßig selten und eigene Hütten in jedem Dorf für den Fetisch gebaut; die vor ihnen verrichteten Gebete und Beschwörungen wenden sich aber nie an diese Gegenstände und Bilder, sondern an die Geister, die sie bewohnen. Das Fleisch der geopferten Thiere wird genossen; nur das Blut, als Quell des Lebens, ist heilig. Bei verschiedenen Stämmen herrscht die Sitte des Ibet, d. h. des Verbots gewisser Lebensmittel, das für jeden Einzelnen wechselt. Es wird dem Kinde bei seiner Geburt durch alte Zauberfrauen vorgeschrieben, und seiner Uebertretung folgt die Strafe auf dem Fuß. Aehnlich verhält es sich mit dem Orunda, das bestimmte Dinge, wie z. B. Essen oder Trinken, in Gegenwart Anderer verbietet und treulich gehalten wird.

Dem Neger wie dem Bantu ist der Glaube gemeinsam, daß der Tod in Folge eines bösen Zaubers eintritt, die Calabar-Neger jedoch bekennen sich zur Anschauung, daß jeder Mensch vier Seelen besitzt, die erste, die unsterblich ist, die Schattenseele, die Traumseele, die Buschseele. Letztere ist in einem Thier des Waldes verkörpert und muß durch den Arzneimann versöhnt werden, wenn Krankheit ihren Besitzer befällt. Nur der Ebumtup oder mit dem zweiten Gesicht Begabte vermag sie zu sehen und wird dadurch befähigt, in die geheime Verbindung des Stammes aufgenommen und ein Arzneimann zu werden, vorausgesetzt, daß seine Eltern wohlhabend genug sind, den Zauberdoctor zu entlohnen, der um theures Geld zu diesem Amte vorbereitet. Den Buschseelen werden in den Wäldern Hütten errichtet und Opfer dargebracht; die Traumseelen dagegen werden durch Hexen weggefangen während ihre rechtmäßigen Eigenthümer schlafen, und nur gegen Lösegeld zurückerstattet. Der Ueberschuß an solchen Seelen kann nach Bedarf an Andere vergeben werden. Die in ganz Westafrika mehr oder weniger verbreitete Sitte, den todten Körper bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen, hängt mit dem Glauben an die Seelenwanderung böser Geister zusammen, die auf diese Weise vernichtet werden müssen, sollen sie nicht in Kindern wiedergeboren werden, die in Folge dessen bei der Geburt sterben oder kränklich und als Krüppel zur Welt kommen. Wo immer Letzteres der Fall ist, wirft man diese Neugeborenen in den Busch und überläßt sie

ihrem grausamen Schicksal. Ein Gleiches geschieht, wie bereits angedeutet, bei den verschiedensten Stämmen allen Zwillingen und ihren Müttern. Das Grauen vor Doppelgeburten ist ebenso unüberwindlich wie räthselhaft; der bloße Verdacht, durch Zauberei eine solche Calamität herbeigeführt zu haben, kostet den Beschuldigten das Leben.

Mit Abweichungen, die hier nicht in Betracht kommen, ist allen Negern und Bantus die Anschauung gemein, daß der Aufenthalt der Verstorbenen in der Unterwelt ein schattenhaftes, freudloses Dasein ist, aus welchem das Wiedergeborenwerden zu einer höheren Stufe irdischer Glückseligkeit befreit. Keine Marter erscheint in Folge dessen den Ueberlebenden zu groß, kein Opfer zu schwer, um ihren Todten eine solche Wiederkehr zu sichern. Auf dem Grabe oder dem Scheiterhaufen des Mannes werden seine Sklaven und Weiber getödtet, denn sie bilden seinen Reichthum, und ohne ihren gewohnten Besitz käme seine Seele nicht zu Ruhe und Ansehen. An Orten, wo die Wittwen dem Tode entgehen, werden sie so lange eingeschlossen und den peinlichsten Riten unterzogen, als vorausgesetzt wird, daß die Seele des Gatten noch die gewohnten Stätten besucht, und in Ermangelung von Menschenopfern werden ihm Geld und Kostbarkeiten mit in die Gruft gegeben, auf dem Weg nach jenem unterirdischen Grohmandazi, wohin die Seelen der Dinge, der Pflanzen, der Thiere der seinigen folgen, die „fortbesteht, ganz, und für die Leben und Sterben ein Schatten sind".

Bestimmte Begriffe, klare Definitionen, verständliche Antworten auf gestellte Fragen, — wer dürfte sie von Menschen erwarten, deren Wortschatz keine Unterscheidung zwischen den Geschlechtern kennt, deren einzelne Worte oft die allerverschiedensten Dinge bezeichnen, und deren Verständigungsmittel mit dem Weißen, das sogenannte trade English, in der Art und Weise, wie sie es gebrauchen, ein neues Studium zur Kenntniß von immer wiederkehrenden Ausdrucksweisen erfordert, die, an sich leicht verständlich, doch nur im Zusammenhang der Rede einen Sinn erschließen.

Auf dem Gebiete, welches wir als das religiöse bezeichnen, vermehren sich selbstverständlich die Schwierigkeiten in ganz ungeheurer Weise, es sei denn, daß man die Thatsache festhält, wie diesen Völkern außerirdische Mächte nur als böse Geister bekannt sind, gegen die Zauber allein und alle Arten von Opfergaben, bis zu der des Lebens zu schützen vermögen, während dem Neger andererseits niemals zum Bewußtsein kommt, es sei ihm gelungen, sich und die Seinen, sein Wohl und seine Habe vor diesen dämonischen Einflüssen zu bewahren. Der Mittelsmann, von dem man voraussetzt, daß er die Geisterwelt zwar nicht zu beherrschen oder ganz zu bannen, aber doch zu versöhnen und wieder günstig zu stimmen weiß, übt eine Macht aus, deren Anlaß, den Glauben an die Zauberei überhaupt, Miß Kingsley mit den Worten brandmarkt, dadurch seien in Afrika mehr Menschen getödtet worden als durch Kraw-Kraw oder selbst durch den Sklavenhandel. Da jeder Todesfall überhaupt als durch bösen Zauber hervorgerufen gilt, so wird der Schuldige gesucht, gefunden, und dann wehe dem unbeliebten Mann, dem schwachen Weib, dem Sklaven! Je höher in Rang und Ansehen der Verstorbene stand, um so mehr steigert sich die Gefahr für die Ueberlebenden. So bemächtigt sich des Stammes oder Dorfes eine an Wahnsinn grenzende Panik, wenn der Häuptling stirbt; starke Männer werden grau um die Lippen, wagen kaum mehr, frei zu athmen, und suchen sich gegenseitig durch das Uebermaß an Bezeigungen des Schmerzes und der Trauer um den Todten zu übertreffen. Sie zerreißen ihre Kleider, scheren sich das Haupt, und es erschallt, nach dem ersten tiefen Schweigen, jenes lang gedehnte, schmerzvolle, tieftraurige Geheul, das Keiner, der es vernommen, jemals wieder vergißt. Es ist nur zu oft die Klage ums eigene Leben, denn der Zauberer wird gerufen, damit er den Schuldigen finde. Das schlägt niemals fehl, da die Zauberformeln, die er anwendet, nach seinem Willen entscheiden, und dem Angeklagten bleibt nur die Wahl, entweder seine Unschuld zu behaupten oder dem Gottesurtheil sich zu

unterziehen. Da er im ersteren Fall gefoltert wird, bis er nicht nur die eigene Schuld bekannt, sondern auch seine Mitschuldigen genannt hat, so wählt er das letztere und nimmt meistens, nach vorhergehendem Uebereinkommen mit dem Zauberer, so viel des Giftes oder in solcher Weise, daß die Natur reagirt und damit seine Unschuld erwiesen ist. Es erfolgt aber auch ebenso oft das Gegentheil, und der Mann stirbt nicht nur an dem Gift, sondern auch an den Torturen, mit welchen die nunmehr von seiner Schuld überzeugten Umstehenden seinen Todeskampf begleiten. In vielen Fällen wird das Hersagen einer Eidesformel auferlegt, die, von einem aus Blut und Schmutz gemischten Trunk begleitet, das Schlimmste für eines Negers Begriff ist, denn er weiht sich dadurch selbst der Rache der Geister und entgeht doch dem Tode meistens nicht. Das einzige Rettungsmittel, die Flucht des Angeklagten ins Bereich eines Heiligthums, wie deren im französischen Congo vorhanden sind, wird dadurch illusorisch, daß die Angeklagten erst im letzten Moment von dem gegen sie erhobenen Verdacht hören und die Freistätte schwer oder gar nicht zu erreichen ist.

So kommt es, daß ganze Dörfer, ja ganze Stämme in Folge der Beschuldigung von Zauberei ausgerottet worden sind. Miß Slessor hat es wiederholt erlebt, daß Leute, die im Wortwechsel von Anderen der Zauberei angeklagt wurden, darüber in Wuth geriethen, davon liefen und Gift schluckten. Ebenso tödtlich ist übrigens die ärztliche Behandlung, auch wenn der Arzneimann sie in guter Absicht ausübt. Andererseits sind Fälle nicht selten, wo Heilung durch Kräuter und Umschläge auf zuweilen überraschende Art bewirkt wird, meist durch heilkundige alte Weiber. Da der Tod, wie bereits gesagt, stets als etwas Unnatürliches, dem Einfluß böser Geister Zuzuschreibendes gilt, werden die Sterbenden bis zuletzt gepeinigt, mit Pfeffer unter der Nase eingerieben, mit Brennstoffen an den empfindlichsten Stellen berührt, um die entfliehende Seele fest zu halten.

Es ist unerwartet, in einer solchen Welt Zügen menschlichen Fühlens zu begegnen, und dennoch kommt es vor, daß Neger ihr Leben aufs Spiel setzen, um den weißen Mann vor drohender Gefahr zu warnen, ihn nicht nur vor wilden Thieren, sondern gegen die Angriffe ihrer eigenen Landsleute zu schützen.

In Kamerun, vor einem europäischen Richter, ereignete sich der eigenthümliche Fall, daß ein Onkel des Verstorbenen gegen den Sohn desselben seine Erbansprüche, und zwar auf den Grund hin geltend machte, daß die Ehe, der Letzterer entsprossen, eine unrechtmäßige, weil aus Liebe geschlossene gewesen sei. Die gesetzlich gültige Ehe beruht nämlich auf dem käuflichen Erwerb der Frau durch den Gatten, und das Recht duldet keine romantischen Zwischenfälle. Theoretisch verwirkt die Frau durch Ehebruch das Leben, und die deutsche Verwaltung Kameruns strafte den Negerkönig Bell, der in einem solchen Fall eine seiner Gattinnen zu Tode peitschen ließ, mit Absetzung und Deportation. Im praktischen Leben sind solche Vorkommnisse nicht häufig. Da es jedoch zur Erhebung der schwersten Anklage genügt, eine Frau mit der Hand zu berühren oder ihren Weg zu kreuzen, so ist der Ehebruch in den Händen ihrer Feinde eine nicht minder tödtliche Waffe als die Zauberei.

Meist nur scheinbar und an der Oberfläche westafrikanischen Lebens haben Autorität und Gesetze europäischer Gebieter Abhülfe geschaffen. In vielen Fällen hat das Uebel nur die Gestalt gewechselt oder sich in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Miß Kingsley erzählt von einem weichherzigen Elephanten, daß er von ungefähr ein Rebhuhn zerquetschte, dessen Brut noch nicht flügge war. Er beschloß, Mutterstelle an ihr zu vertreten, und setzte sich auf das Nest.

Das Werk unserer fraglichen Civilisation im dunklen Continent wird noch vieler Umgestaltungen und mancher Reinigungsprocesse bedürfen, bevor es ihm gelingen mag, die Nacht mit Licht zu durchdringen, in der Miß Kingsley's arme schwarze Jungen elend leben und verlassen sterben.

Lady Blennerhassett.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juli.

Die Verwicklungen in China haben einen so bedrohlichen Charakter angenommen, daß die europäischen Mächte, sowie die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan genöthigt waren, ihre nach Ostasien entsendeten Streitkräfte noch wesentlich zu vermehren. Die Ermordung des deutschen Gesandten in Peking, Herrn von Ketteler, der bei treuester Pflichterfüllung barbarischen Angriffen zum Opfer fiel, macht es zu einer Ehrensache für Deutschland, von China eine ausreichende Sühne zu erlangen. Wenn aber die deutsche Regierung entschlossen ist, ihre Actionsfreiheit in diesem einen wichtigen Punkte zu wahren, so ist sie es nicht minder in dem anderen, mit den übrigen Mächten gemeinsam vorzugehen. In dem Rundschreiben, das der deutsche Staatssecretär Graf von Bülow am 11. Juli d. J. an die deutschen Bundesregierungen gerichtet hat, entwickelt er nach einer klaren Darstellung der früheren Vorgänge die Gesichtspunkte, die für die deutsche Politik maßgebend bleiben müssen. Die kaiserliche Regierung ist, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Aufrechterhaltung des Einverständnisses unter den Mächten die Vorbedingung für die Wiederherstellung von Frieden und Ordnung in China ist, und wird ihrerseits in ihrer Politik diesem Gesichtspunkte auch ferner an erster Stelle Rechnung tragen.

Dieses Einvernehmen ist die sicherste Bürgschaft für die Verhütung internationaler Wirren, da kein Zweifel darüber obwalten kann, daß Gegensätze der Interessen vorhanden sind. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es durchaus correct, daß die deutsche Regierung abgelehnt hat, in St. Petersburg den Vorschlag der Uebertragung eines Generalmandates an Japan zu unterstützen. Obgleich die deutsche Regierung selbst einem solchen Plane durchaus neutral gegenüber steht, mußte ihr doch vor Allem daran gelegen sein, die volle Einigkeit der Mächte aufrecht zu erhalten, und da eine bevorzugte Stellung Japans in den maßgebenden russischen Kreisen Empfindlichkeiten wachrufen könnte, ergab sich die Nothwendigkeit, auf den von englischer Seite gemachten Vorschlag nicht einzugehen. Ueberdies fehlte es an jedem Hinweise auf die Modalitäten, unter denen Japan ein Mandat der Großmächte übernehmen wollte.

Daß Rußland andererseits eine Cooperation der japanischen Streitkräfte in erhöhtem Maße für sehr erwünscht hält, geht aus verschiedenen Kundgebungen hervor. Auch verhehlt sich die russische Regierung ebenso wenig wie die leitenden Staatsmänner der übrigen Mächte, daß es einer raschen militärischen Action in Peking selbst bedarf. Da nun beträchtliche japanische Streitkräfte am ehesten in China gelandet werden können, liegt es im Interesse der Menschlichkeit und der Civilisation, die Mitwirkung Japans behufs Erreichung des von allen Mächten gemeinsam angestrebten Zieles in Anspruch zu nehmen. Das Ansehen, das der im



äußersten Orient kräftig aufstrebende Staat seit dem Kriege gegen China genießt, kann durch eine so hervorragende Mitwirkung neben den Großmächten nur gewinnen. Opfer an Gut und Blut müssen andererseits von allen betheiligten Mächten gebracht werden, wie durch die Vorgänge bei Taku und in Tientsin, sowie bei der vom Admiral Seymour geleiteten, leider ergebnißlosen Expedition erwiesen worden ist.

In banger Sorge befindet sich die gesammte civilisirte Welt wegen des Schicksals der in Peking eingeschlossenen Fremden. Bei dem Mangel an directen, zuverlässigen Verbindungen kann es nicht überraschen, daß einander widersprechende Nachrichten Verbreitung fanden, so daß bald jede Hoffnung für die Erhaltung der im englischen Gesandtschaftsgebäude zu Peking Belagerten abgeschnitten zu sein schien, bald wieder erwartet werden durfte, es werde doch noch gelingen, die Mitglieder der Missionen und die zu ihrem Schutze aufgebotenen Mannschaften, sowie die übrigen Fremden zu retten. Im englischen Unterhause erklärte der Parlaments-Untersecretär des Aeußeren am 9. Juli, ein aus chinesischer Quelle stammender Bericht aus Peking scheine darzuthun, daß der bei den Angriffen auf die Gesandtschaften von diesen geleistete Widerstand auf die Angreifer großen Eindruck gemacht. Man habe Grund, zu hoffen, daß Prinz Tsching, der frühere Leiter des Tsung-li-Yamen, seinen Einfluß geltend mache, um die Gesandtschaften gegen den Prinzen Tuan und die Boxer zu schützen. Sollten in der That in Peking Streitigkeiten unter den Chinesen selbst ausgebrochen sein, so wäre wohl am ehesten auf eine Lösung zu rechnen, vorausgesetzt, daß die den Fremden freundlichere Partei den Sieg davonträgt. Im Hinblick auf den Beginn der Regenzeit, durch die dem Vormarsche von Tientsin nach Peking die größten Schwierigkeiten bereitet würden, müßte es mit Genugthuung begrüßt werden, falls in der Hauptstadt selbst den schwer bedrängten Fremden die Rettung nahte. Auch würde die endgültige Unterdrückung der Anarchie für die Mächte wesentlich erleichtert werden, sobald auf chinesischer Seite ein Factor vorhanden wäre, mit dem wegen der zu gewährenden Sühne und der Bürgschaften für die Zukunft in bindender Weise unterhandelt werden könnte.

„L'anarchie au ministère de la guerre“ — „Révolution militaire“. Unter diesen und ähnlichen Titeln veröffentlichen maßvolle, keineswegs auf Sensation abzielende Pariser Blätter eingehende Betrachtungen über die jüngsten Vorgänge im französischen Kriegsministerium und Großen Generalstabe. Im Verlaufe weniger Wochen ist nicht bloß ein Wechsel in der Leitung des Kriegsministeriums eingetreten, indem der General de Galliffet durch den General André ersetzt wurde, sondern auch der Generalissimus der französischen Armee, der höchste Befehlshaber im Falle eines Krieges, General Jamont, hat in dem Militärgouverneur von Paris, General Brugère, einen Nachfolger erhalten, während zugleich an die Stelle des Generals Delanne der General Pendezec zum Chef des Generalstabes ernannt worden ist. Daß solche durchgreifende Veränderungen in den höchsten militärischen Stellungen Frankreichs, selbst nach der Auffassung besonnen urtheilender Blätter, der Desorganisation des Heeres Vorschub leisten müssen, kann nicht überraschen. Nur würde man sich der Oberflächlichkeit schuldig machen, wenn man im Hinblick auf die scheinbaren Anfänge dieser militärischen Krisis die großen Wirkungen auf kleine Ursachen zurückführen wollte. Noch ist in Aller Erinnerung, daß der frühere Kriegsminister General de Galliffet es selbst gewesen ist, der den Capitän Fritsch in Inactivität versetzte, weil er einem nationalistischen Blatte geheime Schriftstücke zur Verfügung gestellt hatte, aus denen die Absicht des Ministeriums Waldeck-Rousseau erhellen sollte, eine neue Revision des Dreyfus-Processes vorzubereiten. Als ein „Verbrechen“ bezeichnete der frühere Kriegsminister dieses von dem gemaßregelten Officier selbst mit „politischen“ Erwägungen begründete Verhalten, nahm dann aber jäh seinen Abschied, als der Conseilpräsident Waldeck-Rousseau es „Felonie“ genannt hatte.

Gleichviel, welchen Regungen der General de Galliffet nachgab: anerkannt muß werden, daß der frühere Kriegsminister sich außerordentliche Verdienste um die Stärkung der Wehrkraft Frankreichs erworben hat. Auch darf nach zuverlässigen Berichten angenommen werden, daß er in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seines Wirkens für die Erhöhung der Widerstandskraft und der Actionsfähigkeit des französischen Heeres, namentlich in den östlichen Provinzen, weit mehr geleistet hat als seine Vorgänger. Dieses Zeugniß ist um so unparteiischer, als es von deutscher Seite bestätigt wird. Das ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß General de Galliffet durch seinen plötzlichen Rücktritt gleichsam das Signal zu den jüngsten Zwischenfällen gegeben hat. Daß der neue Kriegsminister, General André, sich veranlaßt fühlte, nicht bloß den bereits von seinem Vorgänger gemaßregelten Capitän Fritsch, sondern auch einige andere Officiere des Generalstabes zu ersetzen, wurde von dem Chef des Generalstabes, General Delanne, als ein Eingriff in die eigenen Amtsbefugnisse gedeutet. Als aber der Generalstabschef daraus die Consequenz zog, daß er selbst sein Demissionsgesuch einreichte, wurde dieses von der Regierung zurückgewiesen, was wiederum zur Folge hatte, daß General Delanne sich zwar formell fügte, zugleich aber einen Tagesbefehl erließ, in dem er an seinem von der Auffassung des Kriegsministers abweichenden Standpunkte festhielt. Die Verhältnisse verwickelten sich noch mehr, als der Generalissimus des französischen Heeres, General Jamont, mit dem Generalstabschef Delanne sich gleichsam identificirte und ebenfalls der Regierung sein Entlassungsgesuch in einem Schreiben übermittelte, das wie eine Herausforderung klang.

Da die Nationalisten bei ihrem Kampfe gegen die Regierung mit Vorliebe sich auf militärische Autoritäten stützen, ließ sich vorhersehen, daß der Conflict zwischen den Generalen und der Regierung unverzüglich vor das Parlament gebracht werden würde.

Der Regierung selbst mußte an einer Klarstellung gelegen sein, und so erfolgten sowohl in der Deputirtenkammer als auch im Senate die üblichen Anfragen. Nachdem der Kriegsminister in der Deputirtenkammer das Schreiben des Generalissimus der Armee verlesen hatte, fügte er nur hinzu, daß ein in solcher Form abgefaßtes Entlassungsgesuch „einen Protest gegen Regierungsacte darstelle". Als die Ankündigung des Generals André, General Jamont sei bereits seines Postens enthoben und zur Disposition gestellt, den lebhaftesten Beifall der Linken und der äußersten Linken hervorrief, war es ein nationalistischer Deputirter, Lasies, der den charakteristischen Zwischenruf vernehmen ließ: „Auch in Berlin klatscht man Beifall". Allerdings wurde der neuboulangistische Abgeordnete wegen dieser Bemerkung vom Kammerpräsidenten zur Ordnung gerufen. Aus dem Vorgange selbst erhellt jedoch, daß die Nationalisten niemals verabsäumen, die chauvinistische Note anzuschlagen. Gerade von berufener deutscher Seite ist stets betont worden, daß geordnete Regierungsverhältnisse in Frankreich nicht nur für die dort bestehenden republikanischen Einrichtungen, sondern auch für den Weltfrieden eine willkommene Bürgschaft darstellen.

Der frühere Kriegsminister General de Galliffet hat denn auch sicherlich aus seinem freundschaftlichen Verkehre mit dem deutschen Botschafter in Paris die Ueberzeugung gewonnen, daß selbst weitgehende Reorganisirungspläne, die der französischen Armee zu Statten kommen mußten, als durchaus berechtigt anerkannt wurden. Andererseits verhehlt man sich in den maßgebenden Kreisen Deutschlands ebenso wenig wie in anderen Ländern die Gefahr, die sich für die internationalen Beziehungen Frankreichs ergeben würde, wenn die nationalistische Strömung unter den Auspicien Paul Déroulède's Alles mit sich fortrisse.

Deshalb erscheint es auch wenig verständlich, daß ein früherer Kriegsminister, Krantz, in der Deputirtenkammer das Verhalten des Generalissimus Jamont rechtfertigen zu müssen glaubte, wodurch er Zwischenrufe in dem Sinne veranlaßte, daß er den militärischen Staatsstreich vertheidige und seine Vorbilder in den spanischen

pronunciamientos zu suchen scheine. Auch der Conseilpräsident Waldeck-Rousseau beschränkte sich, wie der Kriegsminister General André, nur auf wenige Worte, indem er lediglich das von dem Deputirten Gouzy beantragte Vertrauensvotum annehmen zu können erklärte, das dann mit einer Mehrheit von 307 gegen 258 Stimmen genehmigt wurde. Nicht minder wurde im Senate ein von den Nationalisten inscenirter neuer Vorstoß gegen die Regierung zurückgeschlagen.

Der Conseilpräsident Waldeck-Rousseau hat sich unzweifelhaft seiner schwierigen Aufgabe bisher in vollem Maße gewachsen gezeigt. Im Hintergrunde der gegen das Ministerium vereinten Opposition muß man immer die treibenden Kräfte suchen, die dem Conseilpräsidenten Waldeck-Rousseau und dem socialistischen Handelsminister Millerand nicht den Triumph gönnen mögen, daß Diese berufen sein könnten, den Kaiser von Rußland in Paris zu empfangen, wenn er zu dem großartigen Culturwerke der Weltausstellung nach Paris kommen sollte. In Deutschland, wo das Gelingen der Pariser Weltausstellung neidlose Anerkennung findet, würde ein solcher Besuch nur mit Genugthuung aufgenommen werden. Die Neu-Boulangisten würden dann in sinnfälliger Weise belehrt werden, wie wenig ihr ordnungs- und staatsfeindliches Verhalten den Anschauungen des Kaisers von Rußland entspricht, und diese den Nationalisten ertheilte Lection könnte nur den Interessen des Weltfriedens dienen.

Während so das Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand allen parlamentarischen Stürmen zu widerstehen vermochte, hat das vom General Pelloux geleitete italienische Cabinet trotz der bei den allgemeinen Wahlen erzielten Erfolge sich genöthigt gesehen, seine Entlassung zu nehmen. In höchst merkwürdiger Weise sollte der Conseilpräsident über den hauptsächlichen Stein des Anstoßes, die trotz der Obstruction der äußersten Linken beschlossene neue Geschäftsordnung, straucheln und fallen. Da die Opposition keinen Zweifel darüber obwalten ließ, daß sie mit verstärkten Kräften die Geschäftsordnung bekämpfen würde, unterhandelte der von der neuen Deputirtenkammer gewählte Präsident Gallo mit den Führern der äußersten Linken, um einen Ausgleich herbeizuführen. Man wird auch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß General Pelloux mit diesen Verhandlungen einverstanden war, zumal er sich nicht verhehlen konnte, daß anderenfalls kaum auf eine Erledigung der dringendsten parlamentarischen Arbeiten, insbesondere eines provisorischen Staatshaushaltes, zu rechnen wäre. Aus dem Schoße der Regierung erhob sich nun Widerspruch gegen die Verhandlungen mit der äußersten Linken; namentlich war es der Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, der sein conservatives Gewissen beschwert fühlte. Da einige andere Mitglieder des Cabinets dieselben Einwendungen erhoben, blieb dem Ministerpräsidenten General Pelloux nichts Anderes übrig, als die Entlassung des Cabinets einzureichen.

Zwei Wege boten sich dar, um eine Lösung der parlamentarischen Schwierigkeiten herbeizuführen. Entweder mußte ein entschlossener Politiker, wie Crispi oder Sonnino, an die Spitze der Regierung treten und, gestützt auf die neue Geschäftsordnung der Deputirtenkammer, die Obstruction mit aller Entschiedenheit bekämpfen, oder dieser Kampf mußte aufgegeben werden. Crispi, der trotz seines hohen Alters sich die volle geistige Frische bewahrt, wurde auch vom Könige während der jüngsten Krisis zu Rathe gezogen, die Neubildung des Cabinets dann aber doch dem Senatspräsidenten Saracco übertragen, gleichsam als ob die Wahl zwischen diesen beiden achtzigjährigen Politikern ausschließlich geschwankt hätte. Während Crispi, der Sicilianer, noch die Feuergluth des Mongibello, des heimathlichen Aetna's in seinen Adern zu verspüren scheint, gehört Saracco durch seine Herkunft dem kühleren Norden Italiens an, und so fiel die Entscheidung in dem Sinne, daß die Streitaxt begraben werden solle. Dem früheren Senatspräsidenten gelang es auch sehr rasch, ein Ministerium zu bilden, in dem nicht bloß der erste Unterhändler mit der äußersten Linken, Gallo, sondern auch der frühere Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, in derselben Stellung seinen Platz fand.

Als ein schwer zu lösendes Räthsel mußte das Verbleiben dieses Staatsmannes in der neuen Regierung erscheinen, nachdem er es insbesondere gewesen, der den General Pelloux gedrängt hatte, der äußersten Linken keine weitgehenden Eingeständnisse zu machen. In der italienischen Presse ist dann der Frontwechsel Visconti-Venosta's durch Rücksichten auf die äußere Politik erklärt worden, da die ernste Gestaltung der Verhältnisse in China eine bewährte Kraft erheischte. An mannigfaltigen Erfahrungen fehlt es dem italienischen Minister des Auswärtigen allerdings nicht, der bereits der Consorteria angehörte und im Ministerium der Rechten und der Linken thätig war. Nur mußte es Verwunderung erregen, daß er nach den letzten Vorgängen das Opfer seiner Ueberzeugung brachte. Auch fehlt es nicht an berufenen Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen lassen, daß es auf die Dauer schwer fallen werde, die Ansprüche der äußersten Linken zu befriedigen, nachdem diese in so sinnfälliger Weise sich vergewissert hat, wie es nur eines rücksichtslosen Vorgehens der Minorität bedarf, um die Mehrheit und die Regierung selbst zum Zurückweichen zu bringen.

Der Deputirte Villa wurde gewissermaßen als Vertrauensmann der äußersten Linken zum Kammerpräsidenten gewählt und die „neue" Geschäftsordnung, die unter den Auspicien des Generals Pelloux beschlossen war, durch eine „neueste" ersetzt, durch die es Saracco vergönnt sein sollte, ein beschaulicheres Dasein zu führen, als seinem militärischen Vorgänger beschieden war. Allerdings wird die „normale" Erledigung der parlamentarischen Arbeit, zu welcher der Conseilpräsident in seiner Erklärung vom 27. Juni die Deputirten aufforderte, allem Anscheine nach nur so lange geschehen, wie die äußerste Linke keinen Grund zur Beschwerde zu haben glaubt. Hierin liegt auch die Gefahr für den italienischen Parlamentarismus, nachdem die Obstruction der äußersten Linken auf der ganzen Linie gesiegt hat.

In Spanien hat der conservative Ministerpräsident Silvela die Opposition bisher besser zu bemeistern vermocht. Wohl bedeutet der in diesen Tagen vollzogene Rücktritt des Finanzministers Villaverde einen großen Verlust für die Regierung, da es schwer fallen wird, eine so ausgezeichnete Kraft zu ersetzen. Silvela hat jedoch seine hohe staatsmännische Begabung durch den erfolgreichen Kampf bewiesen, den er gegen die sogenannte Union nacional geführt hat. Unter dem Vorwande, eine wesentliche Umgestaltung des Staatshaushalts anzustreben, verkündete diese seltsame „nationale Vereinigung" die Steuerverweigerung als das Allheilmittel für sämmtliche Schäden der Verwaltung. Sicherlich bedarf Spanien nach den schweren Schicksalsschlägen, von denen es betroffen worden ist, umfassender Reformen, aber diese lassen sich nicht improvisiren. Außerhalb der Grenzen Spaniens läßt man sich wohl durch den Hinweis irreführen, daß die Bewegung der Union nacional von den Handelskammern des Landes ausgegangen sei. In Wirklichkeit bezweckt der Leiter der Bewegung, Paraiso, vor Allem einen politischen Umschwung, und wenn der politische Charakter dieser Vereinigung ausdrücklich bestritten wird, so geschieht es lediglich, um alle unzufriedenen Elemente heranzuziehen, so daß neben den Republikanern auch Carlisten mitwirken können. Der Conseilpräsident Silvela hat nun in der Hauptstadt selbst gegenüber der auf eine Steuerverweigerung abzielenden Bewegung die constitutionellen Garantien aufgehoben, so daß insbesondere die Presse viel zurückhaltender geworden ist. Immerhin ist ein solcher Zustand auf die Dauer nicht haltbar. Das Ministerium Silvela wird daher auch im eigenen Interesse handeln, wenn es so bald wie möglich geordnete Verhältnisse wieder herstellt.

Literarische Rundschau.

Graf Eulenburg's Briefe aus Ostasien.

[Nachdruck untersagt.]

Ostasien 1860—1862. In Briefen des königlich preußischen Gesandten Graf Fritz zu Eulenburg, betraut mit außerordentlicher Mission nach China, Japan und Siam. Herausgegeben von Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, kaiserlich deutscher Botschafter. Berlin, Mittler & Sohn, 1900.

Die vorliegenden, von Graf Fritz zu Eulenburg an seine Verwandten gerichteten Briefe waren ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Erst sein Neffe, Graf Philipp, nunmehr Fürst zu Eulenburg-Hertefeld, hat sie, mit einem erläuternden, warm empfundenen Vorwort versehen, in schöner Ausstattung herausgegeben und damit nicht nur eine Pflicht der Pietät gegen den unverheirathet gebliebenen Oheim erfüllt, der den Kindern seines Bruders mit wahrhaft väterlicher Liebe zugethan war. Er hat auch die deutsche Literatur um eine Correspondenz bereichert, die, nach Form und Inhalt gleich werthvoll und anregend, dem Andenken eines edlen, liebenswürdigen und überlegenen Menschen das wohlverdiente Denkmal weiht. Als Kampfgenosse Bismarck's und College desselben an der Spitze des Ministeriums des Innern (1862—1878), gehört Graf Fritz zu Eulenburg's Wirken der preußischen Geschichte an. Die Resultate seiner Mission von 1860—1862 sind längst in dem im Auftrag der preußischen Staatsregierung veröffentlichten Werk „Die preußische Expedition nach Ostasien" (Berlin 1864, bei R. v. Decker) in officieller Form mitgetheilt worden. Diese amtliche Darstellung beeinträchtigt das Interesse der in Tagebuchform gehaltenen Briefe in keiner Weise.

Ihr Verfasser, am 29. Juni 1815 zu Königsberg geboren und 1835 in den Staatsdienst getreten, war fünfundvierzig Jahre alt, als ihn das Vertrauen seines königlichen Herrn an die Spitze der nach den asiatischen Gewässern bestimmten Expedition stellte. Seine Gesundheit scheint nicht besonders kräftig gewesen zu sein; jedenfalls stellten sie die Seekrankheit und der beständige, schroffe Wechsel des Klimas auf eine harte Probe, und nach einem Brief vom 5. Februar 1861, an Bord der „Arcona", zwischen Japan und China geschrieben, zu schließen, strebte sein Sinn überhaupt nicht in die Ferne. „Wäre ich jung," schreibt er, „so könnten mich diese Erfahrungen und Anstrengungen kräftigen und reifen. Ich würde dann in der eigenthümlichen Schickung, daß gerade mir eine so schwierige und beschwerliche Mission zugefallen ist, einen Wink sehen, daß die Vorsehung etwas mit mir vor hat, und dieser Glaube würde mich ermuthigen und spornen. Aber jetzt kann ich keine andere Anschauung von meiner ganzen Lage gewinnen als die, daß Gott sie mir geschickt hat, um unmittelbar und gründlich auf mich und meinen Seelenzustand zu wirken. Jahrzehnte hatte ich, aus eigener Verschuldung, in auf-

reibender Unruhe, unter den schwierigsten Privatverhältnissen, von Undankbarkeit und wahrem Mißgeschick heimgesucht, immer mit der als Zielpunkt meiner Wünsche mir vorschwebenden Hoffnung hingebracht, endlich Ruhe zu finden, und unter Ruhe verstand ich eine möglichst sorgenfreie Lage in Eurer Nähe. Ich glaubte, so viel erfahren, durchlebt und geduldet zu haben, daß mein Herz ziemlich weiß gewaschen und es für den lieben Gott an der Zeit wäre, mich in Seelenruhestand zu versetzen. Statt dessen versetzt er mich nach Ostasien, macht mich zum Weltumsegler wider Willen und läßt mir die Aussicht, dereinst, wenn ich noch einmal nach Hause kommen sollte, zum Geheimen Legationsrath ernannt und unter dem Namen des ‚Japaners‘ von allen Leuten geflohen zu werden, weil sie glauben werden, daß ich sie mit japanischen Geschichten unterhalten will ..."

Als diese Selbstbetrachtung niedergeschrieben wurde, hatte Graf Fritz Eulenburg bereits mühe- und gefahrvolle Zeiten bestanden. Von den vier ihm in Singapore bereit gehaltenen Schiffen war eins, der kleine Schooner „Frauenlob", während eines furchtbaren Orkans sammt seiner braven Bemannung auf der Fahrt nach Jeddo spurlos verschwunden. In Japan, wo die Mission mehr als einmal in größter Lebensgefahr schwebte, fiel ein allgemein beliebter junger Mann, der als Dolmetsch fungirte, unter den Streichen japanischer Mörder. Einer der Unterhändler des Taikun, auf welchen Graf Eulenburg für den erfolgreichen Abschluß des Handelsvertrags besonders gerechnet hatte, starb eines plötzlichen Todes, unter dem begründeten Verdacht, durch „Harakiri" und auf allerhöchsten Befehl selbst Hand an sich gelegt zu haben. Ohne jede Möglichkeit äußerer Machtentfaltung, allein durch Geschick, Energie und Todesverachtung von Seiten des Gesandten und seiner Gefolgschaft und mit Hülfe der durch sein Verhalten ihm günstig gestimmten diplomatischen Collegen gelang es endlich dem Grafen Eulenburg, seinen Namen unter den ersten Handelsvertrag zwischen Preußen und Japan zu setzen. Fünf Monate, in schweren Sorgen und Aufregungen verbracht, ließen ihm dennoch die geistige Freiheit, sich viele Freunde, auch unter den Eingeborenen, zu gewinnen und Land und Leute mit warmer Empfänglichkeit für landschaftliche Schönheit und nie ermüdender Theilnahme für die Lichtseiten der menschlichen Natur zu beobachten. Erst Anfang März 1861 erreichte die von Nagasaki an Bord der „Arcona" nach China gelangte Mission ihr nächstes Ziel, Shanghai. Den im Ganzen doch sehr deprimirenden Eindruck, den, im Gegensatz zu Japan, Klima, Zustände, Gegenden und Bevölkerung China's unmittelbar nach der anglo-französischen Expedition hervorriefen, milderten die guten persönlichen Beziehungen, die zwischen der preußischen Gesandtschaft, den Franzosen — Montauban, Graf von Palikao selbst an der Spitze — und den Engländern bestanden. Den Vertrag, dessen erste Bedingung eine Gleichstellung Preußens mit den übrigen Großmächten in Bezug auf das Gesandtschaftsrecht war, mußte Graf Eulenburg sich so ziemlich allein, unter endlosen Schwierigkeiten erkämpfen, worunter diese, daß ein portugiesischer Dolmetscher seine Instructionen in französischer Sprache entgegennahm und sie dann ins Chinesische übertrug, obwohl er beider Sprachen nur halbweg mächtig war. Bei 28—32 ° Hitze wurden diese vier bis fünf Stunden langen Conferenzen mit den chinesischen Commissaren noch mit Erfrischungen von so zweifelhafter Art gewürzt, daß der Gesandte, den die Art der Zubereitung mit Grauen erfüllte, den Genuß derselben zu seinen härtesten Aufgaben rechnete. Er fand noch Humor, um seine Lage zu beschreiben: „Durch die Hemdärmel transpirire ich so, daß auf beiden Stellen des Tisches, auf welchen ich beim Schreiben die Arme gestützt habe, große nasse Flecken sind. Nach jeden paar Sätzen, die ich geschrieben habe, muß ich aufstehen, weil der Rohrstuhl so heiß geworden ist, daß ich wie auf Kohlen sitze. Wenn Wasser eine halbe Stunde steht, so ist es lauwarm, Fliegen setzen sich einem zu Hunderten auf die Nase und bleiben auf derselben kleben. Es ist ein Zustand, von dem man nicht weiß, ob man über ihn weinen oder lachen soll." Dazu schickte das Ministerium aus Berlin Aeußerungen der Unzufriedenheit darüber, daß bis dahin nicht mehr erreicht worden sei, während

die meisten Herren der Gesandtschaft, mit Eisbeuteln als Kopfschmuck, den klimatischen Verhältnissen zu erliegen drohten, die durch pestilenzialische Dünste verschlimmert wurden.

Trotz des inzwischen eingetretenen Todes des Kaisers von China kam, nach viermonatlichem Aufenthalt in Tientsin, auch der zweite Vertrag glücklich zu Stande. Die Schilderung der Tage, die Graf Eulenburg nach gethaner Arbeit in Peking verbrachte, gehört zu den heitersten und anziehendsten, die er geschrieben, wenn man sie freilich heute wohl mit anderen Empfindungen lesen mag. Seine freundliche und wohlwollende Art, die Menschen zu beurtheilen, bewährte sich auch den Chinesen gegenüber, die er gutmüthig, heiter und genügsam nennt. Nagasaki erschien ihm, auf der Rückfahrt wieder besucht, wie ein irdisches Paradies; die Europäer, mit welchen er dienstlich und persönlich verkehrte, ließen nur angenehme Erinnerungen bei ihm zurück. Dasselbe war in Hongkong und Kanton der Fall.

In Siam, zu Bangkok, sah er den Orient noch in ursprünglicher Gestalt. Die Frauen des Herrschers, der ihn nach der Landung empfing, krochen betelkauend auf allen Vieren in das Audienzzimmer. Der erste und vornehmste König von Siam hatte dreizehn Namen, trug die Ehrenlegion und einen Phantasie-Orden, hatte nackte Beine und 400 Frauen, von denen 393 am Leben waren. Graf Eulenburg lobt seine verständige Unterredung, seine reizenden Kinder, 46 an der Zahl, und seine goldenen Gefäße und Gewänder, die ihm das Ansehen eines seiner Götzenbilder gaben. Die Sitten waren ein Gemisch von orientalischen Gewöhnungen und europäischem Drill, so daß selbst Affen militärisch marschirten und salutirten. Die Beziehungen zwischen der Mission und dem Hof waren die besten; man tauschte Geschenke und nach der üblichen, dieses Mal auf zwei Monate beschränkten Frist auch den dritten und letzten Handelsvertrag. Die Schilderung des Landes und seiner Bewohner schließt die Briefe aus Ostasien.

Von den damaligen Begleitern des Grafen Fritz zu Eulenburg sind die Herren von Lucius, Richthofen, Brandt, Martens, August zu Eulenburg, Alle zu hohen Würden und Ehren gelangt, noch am Leben. Er selbst, nach glücklicher Heimkehr zum Minister des Innern ernannt, half die große Zeit vorbereiten, durfte sich des Erfolges seiner Kämpfe und der deutschen Siege als Einer, der unerschrocken mitgefochten hatte, freuen und schied am 2. Juni 1881, pflichttreu, edel und wahrhaft menschenfreundlich, wie er gelebt, von der Bühne dieser Welt, der er um so wirksamer gedient, weil er sein Herz höher gestellt hatte als sie.

L. B.

β). **Menschen und Werke. Essays.** Von Georg Brandes. Frankfurt, Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1900.

Zum dritten Male im kurzen Zeitabschnitt von sieben Jahren übergibt Georg Brandes seine Essays der Oeffentlichkeit, dieses Mal mit Ergänzungen in Bezug auf Zola, Strindberg, Sudermann, Hauptmann, während die Studie über Tolstoi mit dem Drama von 1887, „Macht der Finsterniß", abschließt. Es wäre müßig, die Spannweite, den Reichthum an Gesichtspunkten und die feine Anempfindungsgabe einer Kritik zu loben, welche die europäische Literatur überschaut und die des Nordens entdeckt hat. Uebereinstimmung mit einzelnen Kunsturtheilen wird je nach dem Standpunkt des subjectiven Geschmacks gegeben oder verweigert werden. So beispielsweise, wenn Georg Brandes „Die Weber" als das ergreifendste Drama der neueren deutschen Literatur bezeichnet und doch zugleich sagt: „Was man bei Hauptmann vermißt, das sind Ideen." Oder wenn er „Fuhrmann Henschel", „die bescheidenste der Arbeiten des Dichters, sowohl im Allgemeinen als Kunstwerk wie besonders als Schauspiel untadelhaft" nennt. Was am entgegengesetzten Ende der künstlerischen Productionsscala, in längst vergangenen und vergessenen Zeiten, fast mit den gleichen Worten von so manchem Stück nach classischem Recept gesagt worden ist, das zu seiner Stunde nicht weniger beklatscht wurde als gegenwärtig die krausen Ausgeburten des modernen Realismus. Ein beschränkteres Lob, wie jenes, welches Sudermann einführt, dünkt uns begehrenswerther. „. . . . . Reiche Fähigkeiten; Beobachtungsgabe, Erfindung, echtes Gefühl, Witz, Humor, ein gewisses Brio, das auf der Bühne wohlthätig wirkt und die Zuschauer mit sich fortreißt." Die Studien über Guy de Maupassant, Dostojewski, Emile Zola, die über „Das Thier im Menschen" bleiben Adelsbriefe der kosmopolitischen Kritik zur vergleichenden Geschichte der Literaturen, die Georg Brandes so Vieles verdankt.

γ. **Ausgewählte Gedichte.** Von Ludwig Pfau. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1898.

Ludwig Pfau (1821—1894) war ein unbedingter Anhänger und Parteigänger der deutschen, richtiger süddeutschen Volkspartei, welche die republikanischen Gesinnungen des Jahres 1848, wenn auch oft opportunistisch verhüllt, forzupflanzen sucht. So kann es nicht Wunder nehmen, daß die politischen Lieder dieser Auswahl das unverfälschte Evangelium des demokratischen Radicalismus verkündigen. Weit ab von den politischen Gedichten liegen dann andere, die von Glück und Leid der Liebe und von den Kämpfen des Lebens handeln. Hier ertönt mancher echte, zum Herzen dringende Klang: Vieles aber wiederholt auch altbekannte Motive in schablonenhafter Gestalt. Allen Gedichten aber ist eine große Vollendung der Form eigen; denn ein Stilist von feinem Gefühle ist Pfau gewesen, wie er auch ein Mann von Charakter und Leidenschaft war und von tiefen, sinnigen Gedanken. Wenn ein harmonischer Eindruck aus dem Büchlein nicht gewonnen wird, so liegt das daran, daß die Seele des Dichters selbst von Disharmonien, von Zorn und Groll und Verbitterung erfüllt gewesen ist; den pathologischen Zug gewisser Kreise und Schichten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kann man an ihm vortrefflich studiren.

γ. **David Friedrich Strauß.** Von Lic. theol. Samuel Eck. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1899.

Aus vier in Frankfurt a. M. gehaltenen Vorträgen, zu denen Dr. Martin Rade, der Herausgeber der „Christlichen Welt", den Anstoß gab, ist dem Verfasser ein Buch erwachsen, das keine Biographie von Strauß, aber eine Darstellung und Kritik seiner Lebensarbeit enthält. Im Vordergrunde stehen natürlich die beiden „Leben Jesu" und „Der alte und der neue Glaube". Eck faßt Strauß als den Erasmus des 19. Jahrhunderts, den Humanisten und Aesthetiker, dem das Verständniß des Religiösen und des Socialen völlig versagt ist, der den Unsterblichkeitsglauben des alternden Goethe als eine Schwäche bespöttelt, für die Masse der kleineren Leute nichts hat als die freie Gnade der Besitzenden, nöthigenfalls alle Schärfe der Reaction, und der trotzdem, durch einen an sich seltsamen Widerspruch, sich vom praktischen Materialismus völlig frei erhält, so sehr er dem theoretischen zugeneigt ist. Heute ist Strauß längst durch Ritschl und die Socialdemokratie abgethan, aber die Auffassung des Lebens, welche er vertritt, kann nie völlig aussterben; sie ist mindestens als Unterströmung in den gebildeten Kreisen immer wieder bemerkbar, und darum verlohnt es sich auch heute noch, ihr scharf ins Gesicht zu sehen. In sehr Vielem hat Eck von Haus aus einen Standpunkt, der ihm eine unbefangene Würdigung des Strauß'schen Gedankenganges erschwert; in Anderem kann man ihm beipflichten. Alles in Allem ist seine Schrift nicht **das** Buch über Strauß, aber **eins** derjenigen Bücher, die durch Geist und Scharfsinn der Kritik anziehen. Wie ein „moderner Theologe" und ein „social" gerichteter Mann über Strauß denkt, kann man aus diesem Werke sehr gut entnehmen.

β). **Kleine Lebensbilder.** Geschichten. Von Hermine Villinger. Stuttgart, A. Bonz & Co. 1899.

Keinem Zeitalter wurden so viele „Geschichten" erzählt wie dem unsrigen, heitere und traurige, wahre und erdichtete, abstoßende und ergreifende, verführende und begeisternde, einfache und heroische, die meisten schnell vergessen und ebenso schnell durch andere ersetzt; manche unsterblich und nachwirkend wie eine große That. Eine Geschichte, die des „Onkel Tom", hat mehr als alle Abhandlungen, Bücher und Reden dazu beigetragen, die Ketten der Sklaven in den Südstaaten der amerikanischen Union zu brechen; eine andere, die der „Todten Seelen", hat eine ähnliche Befreiung, die der Leibeigenen des russischen Reiches, vorbereitet. Der Genius eines Erzählers hat

Schottlands Vergangenheit auferweckt und den größten der deutschen Historiker für sein Werk begeistert; dasselbe wie für Leopold von Ranke Sir Walter Scott hat für Augustin Thierry der Autor der „Märtyrer“, Chateaubriand, gethan. Mit einem Band „Erzählungen“ hat George Eliot das englische Publicum für die Erkenntniß gewonnen, daß der weiblichen Begabung Ebenbürtigkeit mit dem Größten, was männliches Können vermag, erreichbar sei. Das Vollendetste, was Frankreichs schöne Literatur des 19. Jahrhunderts geschaffen hat, verschließen einige Bändchen von Erzählungen, deren Verfasser Théophile Gautier, Flaubert, Villiers de l'Isle-Adam und Maupassant sind. Diese Beispiele einer nicht zu übertreffenden Kunst haben weder die Massenhaftigkeit der Production auf der einen noch die Unersättlichkeit des Bedürfnisses auf der anderen Seite verringert. Wer den schwellenden Strom der erzählenden Dichtung der Gegenwart vorüber eilen sieht, darf nicht mehr hoffen, im mitfluthenden Sande alle etwa verborgenen Goldkörner zu zählen. Er muß sich auf sein Glück, das heißt wohl mehr oder weniger auf den Zufall verlassen, und der Thatsache Rechnung tragen, daß der stets sich erweiternde Leserkreis einen Bedarf beansprucht, der, wenn auch nicht mit Auserlesenem, so doch mit vielem Guten gedeckt wird. Seit zwanzig Jahren gehört die Verfasserin der in zweiter Auflage vorliegenden Geschichten, „Kleine Lebensbilder“, zu den beliebten und mit Recht bevorzugten Erzählerinnen. Warm, innig, nach Frauenrecht zuweilen etwas sentimental, meistens aber mit echter, verständnißvoller Theilnahme für die Schicksale der Kleinen und Armen, schildert sie, was sie erlebt oder dem Leben nachgedichtet hat, in guter Prosa, oft mit Humor, immer in der Absicht, edle und tröstende Eindrücke zu wecken.

γ. **Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts.** Von Dr. Adalbert von Hanstein. I. Leipzig, Freund & Wittig. 1899.

Das vorliegende Werk, das auf vier Bände angelegt ist, beginnt mit der Schrift des Erzbischofs Fénelon „Sur l'éducation des filles“, worin er im Jahre 1689 die Meinung bekämpft hat, als ob man nur die Knaben, nicht auch die Mädchen mit Sorgfalt erziehen müsse, betrachtet dann die von der Frau von Maintenon gestiftete Mädchenschule von St. Cyr und entwickelt weiter, wie August Hermann Francke 1698 Fénelon's Schrift ins Deutsche übersetzte und dessen Gedanken — man könnte eben so gut sagen: Luther's Gedanken vom Jahre 1524 — in die Wirklichkeit einführte, bezw. die von der Französin Louise Charbonnet errichtete Mädchenschule mit seinen Anstalten vereinigte. In einer Reihe von Capiteln führt uns dann Hanstein den Kampf des jungen Gottsched für Frauenbildung, Genossinnen Gottsched's, den Kampf der Frauen um den Doctorhut, die jungen Dichter und die Weiblichkeit, das fahrende Volk der Bühne, die Stillen im Lande, die Höfe der geistreichen Fürstinnen, den Siebenjährigen Krieg vor. Wie man sieht ist der reiche und interessante Stoff mit viel Belesenheit in dem Buche verarbeitet, und auch manche von sonstwoher wohlbekannte Persönlichkeiten erscheinen vielfach in einem neuen Lichte; so gereicht es dem viel verhöhnten und auch viel verkannten Gottsched zu einer gewissen Wiedereinsetzung in seine Ehre, daß er 1725 in seiner Zeitschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen“ die erste Frauenzeitschrift begründete; die Tadlerinnen Calliste, Phyllis und Iris vertreten ihn selbst, der sich bemühte, „den allgemeinen Pegelstand der weiblichen Bildung zu heben“, und u. A. ein handliches Verzeichniß einer „Frauenzimmerbibliothek“ aufstellte. Hanstein schreibt klar und anregend; einzelne Ausdrücke, wie „allgemeine Verkommenheiten“, „Geistreicherei“ könnten anders gewählt sein.

δ. **Gedanken über Religion.** Von George John Romanes. Autorisirte Uebersetzung nach der 7. Auflage des englischen Originals von Dr. phil. E. Dennert. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht. 1899.

Die Aufzeichnungen des hervorragenden Biologen und gelehrten Naturforschers G. J. Romanes, die von Freundeshand nach seinem 1894 erfolgten Tode der Oeffentlichkeit übergeben wurden, waren vom Verfasser für ein Werk über die Grundfragen der Religion bestimmt. Ohne den Vergleich zu weit führen zu wollen, erinnert die Entwicklung dieses Geistes vom Unglauben zum Glauben an das Für und Wider der metaphysischen Untersuchungen in den „Pensées“ von Pascal, die in der Form, in welcher sie auf die Nachwelt gelangten, gleichfalls ohne Unterscheidung die Einwände des Skeptikers und die Gewißheit einer Seele, die in Gott Zuversicht und Frieden gefunden hat, zum Ausdruck bringen. Beide unvollendet und zu keinem architektonisch abgeschlossenen Bau gefügt, überlassen diese Bruchstücke dem Leser die Sorge, sie geistig zu einem einheitlichen Ganzen zu construiren. G. J. Romanes sprach seine früheren Anschauungen in den Werken „Geist, Bewegung und Monismus“, „Darwin und nach Darwin“, „Prüfung der Weisman'schen Lehre“ und in einzelnen Abhandlungen aus, deren Kenntniß zur Beurtheilung der unter steter Bezugnahme auf Darwin, Huxley, Herbert Spencer geschriebenen „Gedanken“ als unerläßlich vorausgesetzt ist. Näher ausgeführt ist nur der Abschnitt, der den „Einfluß der Naturwissenschaft auf die Religion“ behandelt. Aphoristisch gehalten sind die Notizen zu einem Werke „Ueber die unbefangene Prüfung der Religion“, dessen Vollendung, wie gesagt, der frühe Tod des Verfassers verhinderte. Sowohl der englische Herausgeber als der deutsche Uebersetzer haben ihr Bestes gethan, dem Verständniß durch Anmerkungen zu Hülfe zu kommen. Allein der einzig autorisirte Ausleger von Romanes ist er selbst. Als Denker bewährte er die hervorragende Eigenthümlichkeit seiner Rasse vor Allem darin, daß die klare Erkenntniß von der geistigen Nothwendigkeit des Glaubens, von der Berechtigung und dem Werth der religiösen

Anschauungen bei ihm niemals, auch zur Zeit nicht verdunkelt erscheint, wo seine wissenschaftliche Ueberzeugung das Christenthum ablehnte. Wer den Wunsch empfinden sollte, sich mit diesem edlen Geist näher zu befassen, dem sei das biographische Denkmal „Life and Letters of J. Romanes" empfohlen, das die Wittwe seinem Andenken 1896 geweiht hat.

γ. **England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen.** Von Dr. G. Wendt, Professor an der Oberrealschule in Hamburg. Zweite Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1898.

Das vorliegende Werk hat seine Brauchbarkeit bereits thatsächlich bewiesen, insofern die erste Auflage in ein paar Jahren vergriffen war. Es gibt in der That allen Denen, welche sich für das politische England interessiren, das Nöthige in zuverlässiger Weise an die Hand. Zunächst erhalten wir einen Abriß der englischen Geschichte (Irland und Schottland einbegriffen), dann folgt ein etwa 30 Seiten starker Abschnitt über das Parlament, ein weiterer über die Verwaltung, die Krone (königliche Familie, Civilliste), die Gesellschaft, Staatshaushalt, Heer und Flotte, Rechtswesen, Kirche und Schule; den Beschluß bildet eine etwa 40 Seiten umfassende Darstellung des britischen Colonialreiches. Es bedarf keines Wortes, daß gerade die gegenwärtige Zeit die Zweckmäßigkeit eines solchen Hülfsmittels ganz besonders empfinden läßt; z. B. über die militärischen Voraussetzungen des Transvaalkrieges auf englischer Seite entnimmt man dem Abschnitt über das Heer, S. 204—209, leicht alles Wissenswerthe. Bemerkt mag nur sein, daß die jetzt so oft gehörten Ausdrücke Leicestershire-Regiment u. s. w. nicht bloß decorativer Art sind, sondern in der That England, Schottland und Irland zum Zwecke der Recrutirung in 14 Militärdistricte getheilt ist, welche wieder in 102 Bezirke für das Fußvolk, 12 für die Artillerie und 2 für die Reiterei zerfallen. Das Leicestershire-Regiment recrutirt sich also thatsächlich im Wesentlichen aus der Grafschaft Leicester. Wesentlich — denn ein Viertel der Söldner wird auch heute noch geworben, wo sie sich finden, da nach den Grundlagen der bestehenden Heeresverfassung der Kriegsdienst freiwillig ist. Allerdings wird sich dies System, eben in Folge des Transvaalkrieges, wohl ändern.

γ. **Die preußischen Landtage von 1609 bis 1619.** Von Dr. M. Töppen. Königsberg, Beyer. 1897.

Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg hatte 1605 die Vormundschaft über den „blöden" Herzog Albrecht von Preußen überkommen, und als er 1608 starb, wünschte sein Sohn Johann Sigismund mit denselben Befugnissen über Herzog und Herzogthum betraut zu werden. Dazu bedurfte er der Zustimmung des polnischen Königs Sigismund und der des preußischen Landtages; aber der Adel Preußens wollte mit wenigen Ausnahmen von dem Brandenburger nichts wissen, es sei denn, daß seine Vorrechte bestätigt und vermehrt würden. Der Handelsstand und die Städte dagegen lieben dem Kurfürsten ihre Unterstützung. Unter diesen Umständen war es ein saures Stück Arbeit, den brandenburgischen Einfluß in Preußen auch nur einigermaßen zu befestigen. Wie das doch erreicht wurde, wird uns in dem oben genannten Werke aus den Acten der Landtage in gründlicher Weise auseinander gesetzt. Der Kurfürst wird gelegentlich zu dem Ausspruch gedrängt, daß man so ungebührlich vielleicht noch nie einer Obrigkeit begegnet sei wie ihm. Von dem Hereinspielen auch der confessionellen Frage, der Antipathie gegen die Calvinisten, als deren Beschützer man den Kurfürsten ansah, erhalten wir namentlich auf S. 173 eine anschauliche Vorstellung.

β. **Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft.** Herausgegeben und mit einer Einleitung, sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Dr. Karl Vorländer. Halle a. S., Otto Hendel.

Dem sorgfältig revidirten und „unter genauer Berücksichtigung aller neuen Ausgaben und Verbesserungsvorschläge" wiedergegebenen Originaltext des Kant'schen Werkes ist in dieser neuesten Ausgabe die ursprüngliche zweite Auflage zu Grunde gelegt und es sind deren Seitenziffern am Rande zur Erleichterung der Citation hinzugefügt. Die vom Herausgeber vorangeschickte sachliche Einleitung ist als Einführung für solche Leser gedacht, die mit dem Studium Kant's erst beginnen wollen. „Sie gibt" — wie der Herausgeber im Vorwort sagt — „zunächst in möglichst knapper Form einen Ueberblick über Kant's philosophische Entwicklung bis 1770, schildert darauf die Entstehungsgeschichte seines Werkes, seine Aufnahme und ersten Wirkungen bis zum Erscheinen der zweiten Auflage, um dann über die Ausbreitung, Verdrängung und Erneuerung der Kant'schen Philosophie in unserer Zeit, sowie den heutigen Stand des Kant-Studiums zu berichten. An diese selbstverständlich nur in großen Zügen gegebene geschichtliche Uebersicht schließt sich im fünften Abschnitt der Versuch einer Einführung in die methodische Grundtendenz der Kritik, der zugleich über den Gedankengang im großen Ganzen orientirt." Der letzte Abschnitt endlich enthält einige bibliographische Notizen, sonstige Angaben und Rathschläge zum Studium des Werkes, und das beigefügte erklärende Sachregister wird auch dem Fachmanne und selbständigen Forscher von Nutzen sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albert. — Les théâtres de la foire. (1660—1789.) Par Maurice Albert. Paris. Librairie Hachette & Cie. 1900.

Aram. — Ananian. Drama in drei Acten von Kurt Aram. Dresden u. Leipzig. E. Pierson. 1900.

Bachem. — Staatslexikon. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Julius Bachem. Bis zum dritten Heft. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagshandlung. 1900.

Bahr. — Secession. Von Hermann Bahr. Wien, Wiener Verlag. 1900.

Becker. — Ueber den Klausen. Auf neuer Gebirgsstrasse zwischen Ur- und Ost-Schweiz. Von F. Becker. Mit Illustrationen nach photographischen Aufnahmen von J. Knobel und einer Karte der Klausenstrasse. Im Auftrage der h. Regierungen von Uri und Glarus herausgegeben vom Verkehrsverein für den Canton Glarus. Glarus, Kommissionsverlag von Bäschlin's Buchhandlung. 1900.

Benoist. — Le prince de Bismarck. Psychologie de l'homme fort. Par Charles Benoist. Paris. Perrin & Cie. 1900.

Björnson. — Ueber unsere Kraft. Schauspiel in zwei Theilen. Von Björnstjerne Björnson. Zweite, gänzlich revidirte Auflage. München, Albert Langen. 1900.

Blumenthal. — Preußische Communal-Gesetzgebung in der Reformperiode. Von M. Blumenthal. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Bornhak. — Russland und Finnland. Ein Beitrag zu der Lehre von den Staatenverbindungen. Von Conrad Bornhak. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Bricon. — Psychologie d'Art. Les maîtres de la fin du XIXe siècle. Par Etienne Bricon. Paris, L. Henry May. 1900.

Bülow. — Die Pennreuths. Roman von M. E. von Bülow. Braunschweig, Richard Sattler. 1900.

Bullaty. — Das Bewusstseinsproblem, erkenntnisskritisch beleuchtet und dargestellt von Emil Bullaty. Berlin, Georg Reimer. 1900.

Dreßler. — Vorlesungen über Psychologie. Von Max Dreßler. Heidelberg, Carl Winter. 1900.

Egidy. — Mensch unter Menschen. Roman von Emmy von Egidy. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1900.

Flottengesetz, Das. — Ein Rückblick. Von einem Vaterlandsfreunde. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Franke-Schievelbein. — Stark wie das Leben. Roman von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Gaedertz. — Lübecks Kaiserthor. Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser Wilhelm II. zur Wiedereröffnung des altlübeckischen Kaiserthores am 16. Juni 1900 ehrfurchtsvoll gewidmet von Karl Theodor Gaedertz. Mit Federzeichnungen des Verfassers. Lübeck, Gebrüder Borchers. 1900.

Gerber. — Goethe's Beziehungen zur Medicin. Ein populärer Vortrag, erweitert, mit Literatur und Anmerkungen versehen nebst Goethe's Geburts- und Todesanzeige von P. H. Gerber. Berlin, S. Karger. 1900.

Gersdorff. — Der Noth gehorchend. Roman von A. von Gersdorff. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Goldhausen. — Friso der Casalbruder. Culturhistorische Novelle aus Bremens Vorzeit von Franz Goldhausen. Bremen, Selbstverlag des Verfassers. 1900.

Goldschmidt. — Marginalien und Register zu Kant's Kritik der reinen Vernunft von George Samuel Albert Mellin (Züllichau 1794). Neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift: Zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft versehen von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. T. Thienemann. 1900.

Gotthelf. — Volksausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf im Urtext. Zehnter Band. Bern, Schmid & Francke. 1900.

Grabowsky. — Die Wissenschaft von Gott und Leben nach dem Tode. Erstmals seit den fünf Jahrtausenden menschlichen Geistesstrebens endgültig begründet. Ein Handbuch innerer Religion oder der Lehre vom wahren Grund und Zweck unseres Lebens ohne das Beiwerk confessioneller Dogmen. In allgemeinverständlicher Darstellung von Norbert Grabowsky. Leipzig, Max Spohr. 1900.

Graf. — Wagner-Probleme und andere Studien. Von Max Graf. Wien, Wiener Verlag. O. J.

Grünwedel. — Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei. Führer durch die lamaistische Sammlung des Fürsten E. Uchtomskij von Albert Grünwedel. Mit einem einleitenden Vorwort des Fürsten E. Uchtomskij und 188 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1900.

Hanncke. — Das Bourbonenthum in Spanien. Von Hanncke. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Haushofer. — Oberbayern, München und bayerisches Hochland. Von Max Haushofer. Mit 102 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1900.

Henne-am Rhyn. — Handbuch der Culturgeschichte in zusammenhängender und gemeinfaßlicher Darstellung. Von Otto Henne-am Rhyn. Bis zur fünften Lieferung. Leipzig, Otto Wigand. 1900.

Holm. — Lübeck, die freie und Hanse-Stadt. Von Adolf Holm. Mit 122 Abbildungen aus dem Kunstverlage von Joh. Nöhring in Lübeck. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1900.

Hornstein. — Don Juan's Höllenqualen. Phantastisches Drama in zwei Theilen von Ferdinand von Hornstein. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Jensen. — Durch den Schwarzwald. Von Wilhelm Jensen. Dem Prachtwerk „Der Schwarzwald" entnommen und neu bearbeitet. Leipzig, C. F. Amelang. 1900.

Josephi. — Der Gesellschafts-Ausbau. Von Guido Josephi. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Kaeding. — Fortbildungsbuch für Stenographen. Bearbeitet von F. W. Kaeding. Zweiter Theil. Siebente Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Kamcke. — Der Herr Lieutenant. Moderner Roman von Asta von Kamcke. Braunschweig, Richard Sattler. 1900.

Kipling. — Mancherlei neue Geschichten. Novellen von Rudyard Kipling. Autorisirte Uebersetzung von Leopold Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Koch. — Magdalene von Sydow. Drama in drei Akten von Maidy Koch. Freiburg i. B., G. Ragoczy. 1900.

Kunstsammlung, Die, Friedrich's des Grossen auf der Pariser Weltausstellung 1900. Beschreibendes Verzeichniss von Paul Seidel. Mit 45 Abbildungen nach Zeichnungen und Radirungen von Peter Halm. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient. 1900.

Lamberg. — Brasilien. Land und Leute in ethischer, politischer und volkswirthschaftlicher Beziehung und Entwicklung. Erlebnisse, Studien und Erfahrungen während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes von Moritz Lamberg. Mit 10 Tafeln in Heliogravure, 32 Tafeln in Autotypie und 1 Karte. Leipzig, Hermann Zieger. 1899.

Lewis-Gibson. — Palestinian Syriac texts from palimpsest fragments in the Taylor-Schechter collection. Edited by Agnes Smith Lewis and Margaret Dunlop Gibson. London, C. J. Clay & sons. 1900.

Marcks. — Das rothe Kreuz. Seine Entstehung und Entwicklung und seine Bethätigung in Deutschland. Von Friedrich Marcks. Mit drei Kartenskizzen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1900.

Massow. — Militarismus oder Milizsystem! Von Wilhelm von Massow. Berlin, Carl Heymann. O. J.

Meisner. — Hermann Schauenburg und sein Freundeskreis. Von Heinrich Meisner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Meissner. — Fritz von Uhde. Von Franz Hermann Meissner. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1900.

Mentzel. — Das Puppenspiel vom Erzzauberer Doctor Johann Faust. Tragödie in vier Acten und acht Bildern. Nach alten Mustern bearbeitet und mit einem Vor-, Zwischen- und Nachspiel, sowie einer Einleitung versehen von E. Mentzel. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1900.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Zu ihrem siebzigsten Geburtstage.

Von

Wilhelm Bölsche.

[Nachdruck untersagt.]

Marie von Ebner-Eschenbach, die uns in den Werken ihrer Kunst so viele Gestalten vor den Blick gezaubert, mag sich zu ihrem Festtage gefallen lassen, daß man sie selbst einmal wie im Rahmen einer Dichtung sieht.

Durch die deutsche Dichtung schreitet seit alten Tagen eine Gestalt der Sehnsucht: die ganz starke Frau. Nicht das Mannweib mit einem falschen Schein roher Kraft, sondern die Frau, die, ob im Großen oder im Kleinen, immer die Lage beherrscht, in die sie gestellt wird; die jene wahre Gotteskraft der inneren Logik mitbringt, die stets eine gerade, feste, unaufhaltsame Bahn vor ihr aufreißt. Sie ist nicht bloß die Lotosblume, die verschmachtet, wenn der Sonnenkuß sie nicht trifft. In ihr strahlt etwas wie eine stille, schlichte, aber stete Eigensonne. Alles an ihr ist activ, handelnd, überschauend, klar. Wo sie nachgibt, da geschieht es freiwillig. Und einem wird sie nie nachgeben: dem Unlogischen. Logik freilich gefaßt nicht bloß im Sinne einer groben Verstandesmessung, sondern auch als Logik des tieferen Gemüthes. Dort wird jedes äußere Ereigniß innerlich geordnet, gleichsam noch einmal sittlich erlebt — und daran gemessen. Und dann ist das Handeln so friedlich, aber auch so stark wie ein Naturgesetz. Hinter dieser starken Frau muß immer auch eine starke Entwicklung liegen. Aber das ist vorüber, und es geht keine Schlacke mehr mit. Wenn sie als solche auftritt, ist sie auch vollkommen ausgeklärt. Es gibt jetzt nur noch Schicksal im höchsten Sinne für sie. Wenn es gut ist, so wird es sein, als verleihe sie es der Umgebung, so stark erscheint sie darin. Wenn es gegen sie ist, so wird sie es doch immer so bezwingen, daß sie groß untergeht. Und selbst dann noch wird sich das Bewußtsein der Logik nicht verlieren.

Keiner hat um diese Gestalt der Dichtung inniger und eiserner gerungen als Goethe. Immer wieder hat er sie versucht. In die mythisch marmorne Figur der Iphigenie hat er sie hinein gezeichnet mit der ganzen Gewalt seines

Glaubens, daß das Ideale von dieser Welt sei und daß es nichts Göttlicheres gebe als den vollkommenen Menschen selbst. Iphigeniens Logik flammt im letzten Acte wie ein erlösender Blitz durch die Schwüle und siegt, daß die ganze Situation zu den Füßen des allein Richtigen stürzt. In dem winzigen Idyll von Hermann und Dorothea, zwischen altfränkischen Möbeln und Weinbergen, fällt die Erlösung in Dorothea's letzter Rede, als sich endlich offenbart, daß auch sie das starke Weib ist; sie ist schon geläutert durch ein tiefstes Erleben vorher, hat aber die Höhe erklommen, ist stark. Als Faust mit Gretchen redet und sie ihm harmlos erzählt, wie sie das Schwesterchen gepflegt und die kleine Situation daheim still waltend beherrscht hat, ahnt man, daß in diesem Kinde doch schon der Typus des starken Weibes schlummere. Das furchtbarste Schicksal muß ihn hier heraus schmelzen noch im Moment des Unterganges. Im Augenblick aber, da die Schale bricht, ist auch Gretchen logisch „gerettet“. In den „Wahlverwandtschaften“, vielleicht der Dichtung Goethe's, die am tiefsten in das psychologische Netzwerk dringt, aber auch am wenigsten löst, ist Charlottens schöne Gestalt (die so selten gewürdigte!) noch einmal gleichsam ein Testament von Goethe's ganzem Sinnen über dieses Problem der starken Frau. Wunderbar ist gerade hier gezeichnet, wie sie zittert bis in jede Faser und doch nicht bricht. Es gibt aber noch eine Unmasse Fälle sonst aus unserer Literatur. Eine der ältesten Frauengestalten unserer deutschen Dichtung, Kriemhild, hat bereits einen dunklen Zug hierher. Man fühlt schon, daß selbst das blutige Schwert in ihrer Hand kein Werkzeug bloß roher Rachekraft, sondern ein Symbol der unerbittlichen Logik ist.

Immer, wenn eines der reifsten Werke der Ebner-Eschenbach sich zu mir gefunden, habe ich diese beruhigende Empfindung gehabt: „Du bist in sicherer Hand — Du bist bei einer starken Frau.“ Hinter den Helden und Heldinnen des Buches sah ich, was Goethe in der Dichtung gesucht, menschlich stark und treu stehen in der Person der Dichterin. Auch die Literaturgeschichte spinnt ja hinter all' den Werken ihren großen eigenen Roman, in dem die Schaffenden selber Gestalten sind. Und so war mir diese Dichterin zugleich ein dichterisches Ideal. Es ist wohl ein gutes Wort, daß die Person des Meisters verschwinden solle hinter den Geistern, die er ruft. Die Geister herrschen — und so lange soll er selber bescheiden als Besen in der Ecke stehen. Niemand ist in dieser Hinsicht bescheidener gewesen als die Ebner-Eschenbach, stark auch in dieser Bescheidenheit. Was weiß man in der Oeffentlichkeit von ihrer Person? Daß ich es sage: ich selbst weiß nur die oberflächlichen Daten davon. Aber auf diese reine, stolze, mächtige Gestalt der starken Frau besinne ich mich in diesem Augenblick, da ich vom siebzigsten Geburtstage der Frau von Ebner-Eschenbach höre. Sie kenne ich zwischen den Zeilen ihrer Bücher, aus so viel Momenten, da diese Zeilen in irgend einer einsamen Nachtstunde dem Lesenden aus einander geklafft sind zu einer weiten, weiten Perspective — und in dieser Perspective stand immer dieses gleiche Antlitz mit seiner wundervollen ordnenden Ruhe, seiner Kampfesruhe auf der Höhe der Dinge, mit seinem inneren, sittlichen Erleben, mit seiner Logik. Wie von einer guten Bekannten kann ich da reden.

In sicherer, in starker Hand. In der Erzählung „Ein kleiner Roman“, dieser kühlen Geschichte, die einen so glühenden Kern hat, berichtet eine alte Frau über die seltsamste Episode ihres Lebens. Sie erzählt davon, wie eben die Ebner-Eschenbach zu erzählen weiß. Mit ihrer ganzen Ruhe über den Dingen, die inmitten aller Tragik versöhnender wirkt als es der beste Ausgang vermöchte. Dann aber heißt es zum Schluß: „Ich war ergriffen von dem Ausdruck stiller Hoheit in ihren edlen Zügen, stand auf und nahm ihre Hand. Da fühlte ich sie leise in der meinen zittern.“ Auch die Hand der Dichterin hat in all' ihrer Sicherheit dieses geheime, feine Zittern. Man fühlt es, wenn man lange, Buch um Buch wie ein Händedruck, mit ihr lebt. Während das Auge die See schon völlig blau und heiter sieht, hört das Ohr noch ein ganz leises Plätschern an der Grenze des Vernehmbaren: die allerletzte sich ausgleichende Sturmwelle, die schon schwach wie eine Kinderhand das Ufer berührt. Es ist das discrete Zeichen der Frau, die überwunden, sich durchgerungen hat. Die leise Marke des Kampfes, und des Kampfes zugleich — einer Frau.

Es gibt eine zweite deutsche Dichterin im 19. Jahrhundert, die auch in ihren höchsten Stunden jenen schlichten Geist der Klarheit und der Logik wunderbar über den Leser auszugießen weiß — und deren innerstes seelisches Vibriren doch unablässig stoßweise wie eine Art von geheimem Rhythmus dabei mitpulst: Annette von Droste-Hülshoff. Und es ist kein Zufall, gerade ihrer hier zu gedenken. In den beiden sind entgegengesetzte Züge, als sollten sich zwei Welten in all' ihrer Schärfe von einander trennen. Die Traditionen ihrer aristokratischen Geburt halten sie gewiß nicht zusammen, denn gerade in ihrer Stellung dazu haben sie sich am entschiedensten gesondert: die Droste mit ihrem Adelsfrieden, ihrer Romantik, ihrem Glauben des Schloßfräuleins in einer versponnenen Burg über einem mystisch blauen See — und die Ebner mit ihrer trotzigen Kritik, ihrem Prometheusstolz, nicht zu glauben und den Glauben nicht zu brauchen, mit ihrem unentwegten Blick ins Wirkliche hinein, ins graue Meer, das Wellen wirft und Schiffe verschlingt.

Es mußte zunächst schon etwas Stärkeres und Unpersönlicheres beschworen werden, um die beiden wenigstens neben einander zu führen. Das 19. Jahrhundert geht ins Grab, je nach dem Glauben der Hunderter gegen die Hunderteiner ist's sogar schon begraben. Und nun hilft es nichts, wir werden es wagen und sagen müssen: dieses 19. Jahrhundert hat uns zwei große deutsche Dichterinnen geschenkt. Ja ganz ausgespart nur Zwei. Und die Eine ist die Droste-Hülshoff, die Andere die Ebner-Eschenbach. Dieses ganz kleine und doch so allgewaltige, alle Differenzen überwindende Schnörkelchen der Literaturgeschichte, das nur diese zwei Namen faßt, wird sich nun einmal nicht mehr bannen lassen, eine Klammer der Weltliteratur auf ihrem zeitlichen Aufwärtsgang. Hält man diese Größe aber einmal im Auge, dieses Einsame der beiden über der ganzen Masse, so deuten sich doch auch innerliche Verwandtschaften an. Die Droste wie die Ebner haben beide den M e n s c h e n gefunden. Die Eine auf dem Weg über den Glauben, die Andere auf dem über die Kritik, aber denselben Menschen. Die stärkste dichterische Leistung der Ebner: „Unsühnbar“, enthält wenig, was den kirchlichen Kreis der Droste berührt

haben würde. Ein einziges Mal nur ragt der Glauben herein. Maria Dornach auf ihrem Verzweiflungsweg, zermalmt unter ihrer Schuld, die nur sie allein kennt inmitten eines Kreises lächelnder Menschen, wendet sich an den Priester. Sie erhält Entsühnung und bleibt vor sich — „unentsühnt“. „Was hilft mir Ihre Verzeihung, mein Vater, wenn ich mir nicht verzeihen kann?“ Es ist, wie gesagt, die einzige religiöse Stelle des Romans, aber sie ist, wie ich glaube, die einzige, die Annette von Droste genau so geschrieben haben würde. Erst der Mensch mit sich im Klaren, in der eigenen Logik — sonst hilft aller Segen nicht. Auch die fromme Annette war in der Kraft ihrer Seele eine starke Frau.

Es liegt in diesem Einigwerden auf den Menschen und sein sittliches Verhalten von so grundverschiedenem Weltstandpunkt aus ein Zug, über den ja im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts viel nachgedacht worden ist. In all' jenen Kreisen, wo man in irgend einem Zeichen für „ethische Cultur“ schwärmte, war als Parole verbreitet, es lasse sich eine Ethik des Menschlichen aufbauen, unbekümmert um die eigentliche Weltanschauung. Aus so viel verschiedenen Weltanschauungen fließe der gleiche Strom einiger weniger schlichter Moralgebote, ausreichend, daß die Menschen darin glücklich sein könnten. Wo das Extrem kam, da hieß es, Ethik sei überhaupt unabhängig von jeder Ansicht über das Ganze der Welt. Das glaube ich nun in der Weise nicht. Niemals wird sich der Satz anfechten lassen, daß auch die Ansicht über das sittliche Verhalten des Menschen nur aus der Weltanschauung fließt, ja, daß sie das Beste ist, was gerade von dort fließt. Aber es gibt gewiß zu denken, daß die Unterläufe dieser ethischen Ströme aus den verschiedensten Weltanschauungen in der That einander so merkwürdig ähnlich sind. Mir scheint, daß der Schluß näher liegt, es seien diese Weltanschauungen trotz ihrer Spalträume, die zwischen Himmel und Hölle zu klaffen scheinen, unter sich im Kern sehr viel verwandter, als wir gewöhnlich noch glauben. Vielleicht ist überall doch das Identische gerade der Fels, aus dem die Ethik Wasser schlägt und die Verdurstenden tränkt. Und wenn die Ethik einheitlich zu sein scheint, so ist hinter ihr schließlich wohl doch nur eine einzige, vorerst allerdings noch tief geheime Weltanschauung verborgen, die wir im stillen Lauf der Dinge endlich alle auch noch finden werden — sehen werden, obwohl wir sie unerkannt alle schon besessen haben. Bedeutsamer Lauf der Gedanken. An unsere besten deutschen Dichterinnen denken, heißt in den Grund philosophischer Probleme hinab steigen. Auch unsere zeitlich zweite große Dichterin im 19. Jahrhundert ist eine ganze Denkerin, eine Philosophin im besten Sinn. Ja es ist die Tiefe ihrer Kraft, die hier bewährt wird, das Erdreich, das ihre goldenen Garbenkinder eins ums andere genährt und sie gestählt hat in ihrem Wuchse mit seiner Antäusgabe.

Durch unsere Art, wie wir heute Geistesgeschichte schreiben, geht noch ein eigenthümlicher enger Zug. Die Nöthigung zur Uebersicht hat uns gezwungen, zu trennen. Es sollte zuerst eine Schablone sein. Nachher ist es aber mehr geworden. Wir haben uns gewöhnt, von der Philosophie besonders zu handeln und dann ebenso von der Literaturgeschichte. Der wieder verbindende höhere

Begriff der Culturgeschichte ist uns noch lange nicht genug in Fleisch und Blut übergegangen. Eine Gestalt wie die Ebner-Eschenbach kann nur culturgeschichtlich behandelt werden.

Der Dichter soll nicht philosophiren, lautet eine alte Schulregel. Umgekehrt nimmt man dicke Compendien der Philosophie zur Hand und sieht sich in den Glauben genöthigt, es habe die Philosophie immer nur von System zu System durch ganz bestimmte systematisch veranlagte Köpfe weitergearbeitet. Das Alles sind Weisheiten, die wir unter manchen Schulmeisterkämpfen erst wieder von uns streifen müssen. Herman Grimm hat als eine wahre Quintessenz seines Wirkens, in der der ganze Mann steckt, ausgesprochen, daß die Dichtung die vornehmste Geschichtsquelle sei. Eine ähnliche Schranke muß zwischen Philosophie und Dichtung fallen. Alle bedeutende Dichtung ist ein Material ersten Ranges für die Geschichte der Philosophie. Von einem ganz anderen Boden aus hat Zola betont, daß jede Dichtung ein wissenschaftliches Experiment sei. Die Begründung war eine grobe, weil in ihr das Gleichniß gerade des naturwissenschaftlichen Experimentes mit Tiegel und Retorte zu Tode gehetzt wurde. Es läßt sich aber in einem tieferen Sinne sagen, daß die echte Dichtung wirklich ein Experiment sei, doch ein sittliches und ein philosophisches. Die Dichtung gehört auf ihrer Höhe zu den experimentellen Theilen der Philosophie. Das intuitive Arbeiten des Dichters thut dem keinen Abbruch. Denn einerseits ist auch die systematische Philosophie, ja selbst in einem viel höheren Maße, als die Schablone zugestehen will, die exacte Naturforschung allerorten und in ihren wichtigsten Momenten im Banne des Intuitiven — wie denn geschichtlich wirklich kein einziger großer Fund dort ohne seine Hülfe gemacht worden ist. Andererseits aber ist das Intuitive ja nur das tiefere Stockwerk im menschlichen Geiste, das wir zwar nicht bewußt beherrschen können, in das aber auch aller Besitz des bewußten Geistes beständig eintritt und das diesen Besitz dann mit selbstthätiger Logik für sich ausgestaltet. So sinken auch alle philosophischen Ideen einer Zeit langsam in dieses geheimnißvolle Plasma hinab, um in dichterischem Lebensgebilde neu daraus aufzuerstehen. Es ist ein sehr viel verwickelterer Weg, den dieses „Experiment" nimmt, — aber der menschliche Geist ist eben auch etwas verwickelter als die paar Tiegel und Töpfe eines chemischen Laboratoriums.

Wird man diese Dinge einmal allseitig zugestehen — und wir sind auf dem besten Wege dahin —, so muß die Dichtung aller Zeiten eine einzige fortlaufende Fundquelle für die philosophische Bedeutung ihrer Zeit werden, und die großen Dichter werden zugleich in die feste Reihe der großen Philosophen einrücken, wenn auch aus ihrem Munde nie ein abstractes Wort gekommen sein sollte. Die kleine Reihe Bände der Ebner-Eschenbach wird man in diesem Sinne nicht bloß lesen, um ihren Kunstgehalt auf sich wirken zu lassen. Man wird sie studieren, um ein Bild wiederzufinden von dem tiefsten Ringen des Menschengeistes in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

Nehme ich bloß die drei ganz starken, ganz großen Romane heraus, „Das Gemeindekind", „Unsühnbar" und „Glaubenslos?", so meine ich die ganze Melodie darin wiederzufinden, die ganze geistige Geheimschrift dieser Zeit, die zugleich dem späteren Sucher ihr Schlüssel sein muß.

Ein ungeheurer Riß, ein Bruch ist die erste Voraussetzung. Ein alter stolzer Bau sicherster religiöser Ueberzeugungen und menschlich eherner Rangesordnungen ist über Nacht versunken wie das Märchenschloß im See. An seiner Stelle rauscht ein weites blaues Wasser, und der Mensch sitzt im Kahne und fragt: Wohin? Auf dieser Voraussetzung steht die Dichterin, wenn der Vorhang aufgeht. Keines der drei Bücher, die ja alle drei schon Werke des gereiftesten Alters sind, gibt den Kampf um das Negative nach dieser Seite selbst. In allen wird schon um das Positive weiter gerungen. Das arme Gemeindekind fällt hülflos in die Welt, verlassen von jeder Hand des Himmels und der Gesellschaft. Sein ganzes Leben ist ein Emporringen durch eigene Urkraft, ein Neugründen dieses Lebens selbst von innen heraus. Der treue Schulmeister, der ihm hilft, die schönste Männergestalt, die die Ebner geschaffen, steht selbst auch schon jenseits jener Vergangenheits-Scrupel, als das Buch ihn erreicht. Maria Dornach kämpft ihre Schuld bloß mit sich aus. Sie geht schon leer zur Beichte und kehrt leer zurück, ohne Erlösung, aber auch ohne neuen Scrupel. Auch bei ihr liegt das Alles schon zurück, als wir sie auftreten sehen, — in den Anfängen ihrer Erziehung. In der gewaltigen Schlußscene, dem tragisch Ergreifendsten aller dieser Bände, sehnt sie sich in die Gruft von Dornach heim — nicht weiter. Und selbst der Priester in „Glaubenslos?" hat im Negativen abgeschlossen, von der ersten Zeile an. Er kommt auch hier nicht darüber hinaus bis zum Schluß. Das Fragezeichen des Titels gilt seinem Zweifel, seiner Sehnsucht, seinem Finden im neuen Glauben an die Menschheit, an den Werth auch jeder kleinsten Arbeit unter diesem neuen Stern. Ich habe Leser gekannt, die gerade diesen letzten Roman mit einem Gefühl der Enttäuschung aus der Hand gelegt haben. Sie erwarteten nach dem Anfang einen Freidenker-Roman: die Loslösung eines Priesters von der Kirche. Und sie begriffen nicht, daß der Dichterin dieses Problem schon gar nicht mehr interessant genug war, um eine ihrer Geschichten darauf zu bauen.

Wenn man sich erinnert, aus welchen Kreisen die Ebner-Eschenbach persönlich gekommen ist und wenn man sich sagt, daß sie an Gemüthstiefe gewiß nicht hinter ihrer frommen aristokratischen Collegin, der Droste-Hülshoff, zurücksteht, so ist es selbstverständlich, daß in dem Menschenleben, das heute die Schwelle der Siebziger betritt, auch jener negative Kampf seinen Raum gehabt haben muß. Aber auf der Höhe des Schaffens hat das keine selbstthätige Kraft mehr ausgeübt. Und so spiegelte sich gerade der Schluß des Jahrhunderts besonders treu. Jener Mensch in seinem Kahne auf dem neuen blauen See starrt nicht in die Tiefe nach der versunkenen Zinne — weder mit Liebe noch mit Haß. Aber alle Spannung seines Geistes und der ganze Krampf seines Herzens ist dabei, wie er jetzt über den See komme.

Die Welt, vom Grashalm dieser Nacht bis zu den silbernen Lichtinseln der unermeßlichen Raumesferne, erscheint auf einmal in der Hand der Naturgesetze. Auch das Sittengesetz ist nur ein tiefes Naturgesetz. Neu ist der Mensch, ein anderer als er sich selber bisher gedeutet. Die Geschichte hat ein neues Antlitz, und wo die Geschichte sich ändert, da wandelt sich auch die

Gegenwart. Wie Dorothea sagt: „... denn Alles bewegt sich jetzt auf Erden einmal, es scheint sich Alles zu trennen ... Gold und Silber schmilzt aus den alten, heiligen Formen; Alles regt sich, als wollte die Welt die gestaltete rückwärts lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten." Unendliches scheint genommen. Aber indem der Mensch ihm nachweinen will, besinnt er sich, daß ihm auch ein Größtes jetzt erst gegeben ist. Der freie Weg unendlicher Verbesserung, Vervollkommnung. Aus dieser Welt der Naturgesetze und des naturgewordenen Menschen als eines Pilgers auf einem einsamen Stern unter Hunderttausenden, aus dieser Welt gerade wächst die Idee der Entwicklung, des ewigen naturgewollten Steigens, in dem jede Disharmonie nur die abspringende Schale einer höheren, harmonischeren Gußstufe ist.

Das ist die Grundmelodie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Mensch im Kahn — und unter diesem Kahne eine leise Strömung auf ferne, blühende Ufer hin. Aber dahinein brechen nun auch die Zweifel. Ist dieser Entwicklungsglaube nicht auch noch ein letzter Aberglaube? Der letzte Irrstrudel des versunkenen Schlosses? Gibt es wirklich ein Empor, ein Vorwärts auf das Gute, Bessere, Beste hin auch in dieser entgötterten Welt? Im Grau dieses Zweifels wandelt der edle Priester in „Glaubenslos?" Er fragt sich, ob das ewige Quentlein Gutes, das wir hineinwerfen in die Menschheit, etwas nützen könne, irgend einen Antheil habe zum wirklichen Gang der Dinge in dieser dunkel fatalistischen Welt?

Dieser Zweifel an der wirklichen Macht der Entwicklung inmitten eines Zeitalters, das das Wort Entwicklung auf seine Fahne geschrieben hatte, wie nie eines zuvor, ist echtestes 19. Jahrhundert. Haben wir nicht so oft den Versuch wieder erlebt, die „Entwicklung" als ein bloß sinnloses Nacheinander beliebiger Dinge zu fassen? Die Erde eine Blüthe, die heute gleißt und morgen vergeht. Der Mensch und seine Culturgeschichte eine sinnlose Kaleidoskop-Drehung. Bunte Steinchen, sich einigend, auseinanderfallend, ins Nichts versenkt. Eines Tages das Alles eine große Trümmerstätte, Palmyra und Syrakus eines Lebenssterns. Und der Staub der letzten Säule in irgend einem Sonnenhochofen verbrannt. Alles aus. Gleichgültig. Umsonst. Ganz langsam, ganz zäh hat sich hier die andere Deutung ihren Weg suchen müssen. Sie, die mit dem Begriff der Entwicklung nicht ein Wort, sondern einen S i n n verbindet. Die Alles zugibt, Naturgesetze, Aeonen der Zeit, unendlichen Wandel der Formen, der Geschlechter, einen naturgewordenen Menschen, Noth, Elend, Daseinskampf, — aber in alle dem Emporgang, wirkliche „Entwicklung", — die ganze Welt, alle diese Sterne, alle diese Menschen „treue Hungerleider", wie Goethe sagt, nach dem ewig Unerreichlichen, weil immer wieder Höheren, Emporführenden — nach Gott am Ausgang der Dinge, nicht am Anbeginn.

In diesem Glauben, bloß an das Wort oder an den tiefen Sinn der Entwicklung, scheiden sich die scharfen Wege innerhalb des jetzt ausklingenden Säculums. Alles, was noch unterhalb gekämpft hat, ist Kampf eigentlich mit älteren Jahrhunderten gewesen. Diese Wegscheide aber hat das 19. Jahrhundert selbst erst geschaffen. Und zu ihr jetzt hat die Ebner-Eschenbach ganz scharf Stellung genommen, Farbe bekannt. Das „Gemeindekind" ist ein ein-

ziger Hymnus auf das „Empor". Das Glaubensbekenntniß der Dichterin in Form einer That. In der Gestalt des dichterischen Experimentes. Auch in „Glaubenslos?" findet der zweifelnde Held den Trost. Er findet ihn mehr bewußt, schon als Reflectirender. Im „Gemeindekind" sieht man die Naturmacht selber bei der Arbeit. Es braucht Keiner das Wort auszusprechen, Keiner sich zu bekehren. Die That selber spricht. Das Unwahrscheinlichste für eine echte Entwicklungslösung wird zusammengegossen. Und doch schießt der Krystall an. Gott schweigt in diesem Buche. Aber ein Naturgesetz des Guten waltet mit einer Schlichtheit, die zuletzt fortreißt wie ein Sturm. Es braucht wirklich kein Märchenschloß, scheint jede Zeile zu predigen. Aber der See hat eine Strömung, die zum Strande führt. Fahrt nur. Ich weiß sehr wohl, daß die Fabel der Geschichte einen uralten Kern hegt. Es ist das ewige Märchen vom Königssohn, der die Schweine hüten muß und doch König wird. Aber wie das hier erzählt wird, konnte es nur im 19. Jahrhundert erzählt werden, das keine Feen mehr hat, wie das bunte Märchen. Nicht einmal mehr das Geheimniß, dem Goethe im „Wilhelm Meister" noch Rechnung getragen. Der einzige verschleierte Punkt des Gemeindekindes, die Unschuld der Mutter, gibt nicht die Lösung, sondern nur ein freundliches Schlußlicht, als diese Lösung längst da ist. Die Lösung durch das Schlichteste und doch Größte: die eigene Emporkraft des Menschen. Er ist das letzte Palladium dieser Zeit: der Mensch, der einsame, auf sich gestellte Mensch. Aller Glaube concentrirt sich auf ihn. Und die Dichterin selber zeichnet hinter ihr „Glaubenslos" das große Fragezeichen, — das feierliche Mal, daß ihre Welt die Wende überstanden hat, wieder positiv geworden ist.

Es ist ein Anderes, ob ich an eine gute Strömung glaube, die irgendwie doch noch zum Lande führen wird, oder ob ich von irgend einem Ruder etwas erwarte, das in diese Strömung noch besonders einzusetzen wäre. Jede Weltanschauung, die in unseren Tagen den Himmel läßt und sich auf den Menschen und seine Kraft einigt, bekommt nothwendig einen socialen Zug. Wer die Ebner-Eschenbach kennt, der kennt auch ihn in ihr. In ihrer starken Natur gibt es kein Verschleiern. Auch in dieser engeren Nuance hat sie ihre Ueberzeugung gesagt, immer wieder, daß nicht der Schatten auch nur eines Mißverständnisses bleibe. Aber es ist eine ganz bestimmte Nuance der Ueberzeugung.

Wohl hat die Dichterin in der tiefen, mit einer förmlich magischen Gluth endenden Novelle vom „Kreisphysikus" die impulsive Macht des ausgesprochenen Wortes vom befreienden Menschheitsglauben gepriesen, die noch einen grauen Zweifler mitreißt und in eine neue Welt hinein verjüngt. Aber dieses Wunder ist nicht der Alltag. Wer das Wunder im Alltage sucht, der wird im Menschheitsfortschritte enttäuscht wie auf jedem anderen Gebiete. Den Lehrer, der die bessere Menschheit predigt, sieht er schließlich gerade von der rohen Masse gekreuzigt, weil sie noch gar kein Verständniß besitzt; weil sie die Grundlage des Guten nie erhalten hat, keine Erziehung, keine Bildung, keine Tradition echten Menschenthums. Es ist ein Fels immer neuer Vernachlässigung, der uns da entgegen ragt. Aber an diesem Felsen selber zerschellt nun in der eisernen Logik der Weltendinge gerade der Mosesstab des Bessernden, an ihm

verhallt ohne Echo die wunderbarste Predigt, auf seiner kalten Fläche ist das Wunder schon hundertmal gestorben, und es wird noch hundertmal sterben, wenn der Fels so stehen bleibt. Dieselbe Logik lehrt nun, daß dieser Fels nur von untenher abzutragen ist. Mit dem Rohen, mit dem Unerzogenen werden wir nie die Welt befreien, mögen wir ihm sagen, was wir wollen, ihm geben, was wir wollen. Aber nach tief geheimnißvollem Naturzusammenhange wächst ja die Menschheit immer wieder in neuer, junger Welle empor. An die Kinder muß sich unsere Arbeit wenden. So wird die sociale Frage der Dichterin zu einer Kinderfrage. Mit flammendem Wort kämpfen alle ihre besten Bücher für Eines: für die Menschenrechte des Kindes. Jedes Kind hat das Recht, zum Menschen erzogen zu werden, zur echten sittlichen Reife des Menschen. Ein echter Geist ihrer Zeit, sieht die Dichterin diese sittliche Reife selber aber als ein einfaches Ergebniß der Bildung an.

Keine starke Dichterindividualität im ganzen Jahrhundert wüßte ich zu nennen, bei der das Kind so ausschließlich im Mittelpunkte steht. Das Kind ist der wahre Mensch, für den sie ringt, klagt, hofft, arbeitet. All ihre dichterische Meisterschaft vereinigt sich um dieses Kind. Aber immer um das Haupt dieses Kindes glänzt es wie ein Lichtglanz: es ist ihr Zukunftsmensch zugleich, der Mensch ihrer socialen Hoffnungen. Diese kleine Sonne steht um die struppigen Haare, die verhungerten und erfrorenen Backen des armen Gemeindekindes. Die einzige Stunde, da der Priester in „Glaubenslos?" wirklich glaubenslos ist, ist die, wo er nach einer schrecklichen Enttäuschung sogar die aufkeimenden Kinderseelen schon durch die uralte Unterlassungssünde der Generationen vergiftet glaubt. Es ist die schönste Stelle dieses reichen Buches, wie die Bäuerin mit ihm ringt, wie Abraham einst mit dem Herrn gerungen um die zehn Gerechten von Gomorra — um die Kinder, die ihm seinen Menschheitsglauben retten sollen. „Denken's auch an die Kinder ..... Sie haben freilich an ein'm Kinde eine traurige Erfahrung gemacht, Herr Cooperator, dafür können's an zwanzig anderen gute Erfahrungen machen." — „Hochgegriffen, Bäuerin," sagte Leo mit einem ernsten Lächeln. Aber er dachte an die Schule in Ols, an kleine, blonde Köpfe, die sich in tiefem Schuldbewußtsein geneigt, an treuherzige Augen, die ihn in aufrichtiger Beschämung angeblickt hatten, an ein armes, thränenüberströmtes Gesichtchen ... Ein breiter, blasser Lichtstreifen zeigte sich am Himmel, sein Widerschein erhellte das Antlitz des Priesters. Sein Kampf war ausgekämpft." In der Tragödie, die von der Dichterin das schwere „Unsühnbar" ohne Fragezeichen erhalten hat, ist die schwerste Schuld, die eigentlich unsühnbare, eine Kinderschuld, eine Schuld am Kinde. Ich habe immer gegen diesen Roman, den ich den größten und tiefsten des ganzen Jahrhunderts bedingungslos zurechne, den einen Einwand gehabt, daß er Maria Dornach sich selbst verdammen läßt, ohne einen so unverkennbaren Milderungsgrund wenigstens durchklingen zu lassen: daß in dem Augenblick ihrer Hingabe an Tessin sich wenigstens *eine* Logik auch in vollem Wahrheitssinne vollzog — die Erlösung der unterdrückten echten individuellen Neigung in ihr, die Rehabilitation der wahren impulsiven Leidenschaft, an der schwer gesündigt worden war vom ersten Blatte des Buches an. Aber ich empfinde auch, wie

dieser Zug der Dichterin verblaßt ist — und das eben aus jenem Motiv der Kinderschuld heraus. Das Kind des Ehebruchs wird von der Mutter nicht geliebt! Die ganze Schwere sinkt hierher. Erst als diese Schuld sich langsam mildert, steigt Maria wieder etwas aus den Schatten herauf. Es ist die Stelle, wo die Dichterin als Nemesis ihrer eigenen Gestalten unerbittlich ist, weil ihr ganzer sittlicher Glaube hier wurzelt.

Die Kraft macht wenig Worte. Gerade an der Ebner kann man so recht lernen, wie der innere Geist eines Kunstwerkes sich seine Form schafft. Und wie unbrauchbar also eine Aesthetik ist, die Dichtungsformen und Dichtertechnik auf allgemeine Formeln bringen möchte jenseits von jedem individuellen Dichtungsinhalt. Ein paar dünne Bändchen umschließen diese ganze Welt. Wer hat knapper erzählen können als der alte Fontane, und was ist „Effi Briest", an die man so oft denken muß bei „Unsühnbar", ein schwerer Band gegen das novellenschmale Bändlein der Ebner! Gerade in der Erzählungsart zeigt sich die innere Logik auf ihrer Höhe. Man betrachte einzelne Scenen. Das letzte Gespräch zwischen Maria und Tessin und Andere mehr. Der Aufbau ist prachtvoll, krystallklar. Aber es geht Alles bis auf ein entscheidendes Wort, das ohne jede besondere Pointirung kommt. Dann ist Alles aus. Als sagte die Dichterin zwischen den Zeilen: der Rest ist ja doch gleichgültig. Flüchtigen Lesern kann es geschehen, daß sie über die Entscheidung hinweg lesen und nachher umblättern müssen. In jener Scene mit Tessin wird das ganze weitere Schicksal des Mannes in einen Vordersatz gedrängt. Jahrzehnte, ein Menschenleben, ein Urtheil über den Menschen und eine ganze Philosophie, drei Zeilen im buchstäblichen Sinne. Weil in dem Knappen so viel steckt, ist es eine Freude, die Bücher der Ebner oft zu lesen. Es ist nichts hinein geheimnißt. Aber die äußere Schlichtheit ist so groß, daß man erst beim wiederholten Lesen einzelne wirklich virtuose Feinheiten findet.

Das Dichterkunststück, das zuerst bei Goethe so klar erkannt worden ist: Personen nicht zu beschreiben, sondern durch kleine Handlungszüge dem Leser fast unmerklich nahe zu bringen, bis das Bild wie eine Vision plötzlich da ist, ist bei ihr auf dem Gipfel. In welcher Verworrenheit ohne Licht fängt das „Gemeindekind" an, wie ein Ausschnitt aus einer Gerichtszeitung, kalt, scheußlich. Dreizehn Seiten lang ist auch der kleine Pavel nur ein Schmutzfleckchen in diesem Sumpf. Da wird ihm das Schwesterchen genommen. Sie soll aufs Schloß. „Bekommt sie auch etwas zu essen? fuhr es Pavel durch den Sinn. Sie ist gewiß hungerig. Seitdem er dachte, war es seine wichtigste Obliegenheit gewesen, das Kind vor Hunger zu schützen." In diesem Moment hat die Dichterin ihren Helden beim Schopf. Wir stehen auf Seiten des Kindes. Es ist wieder ein solcher kleiner, großer Zug, wie viele Seiten später die Mutter im Zuchthaus auf einmal Leben bekommt. Pavel denkt an sie. „Er erinnerte sich mancher derben Zurechtweisung, die er durch seine Mutter erfahren, und keiner einzigen Aeußerung ihrer Zärtlichkeit . . . vieler jedoch ihrer stummen Fürsorgen, ganz besonders der alltäglich vorgenommenen ungleichen Theilung des Brotes. Ein großes Stück für jedes Kind, ein kleines für sie selbst." Von da ab (S. 63), glaubt man an die Unschuld der Ein-

gekerkerten, die auf S. 360 des Buches wie etwas Selbstverständliches an den Tag kommt. Gern führt die Ebner ihre Gestalten sogar in Einzelzügen noch etwas gröber ein, als sie nun doch schließlich sind. Als sollte offenbar werden, noch abgesehen von jeder Technik: man irrt sich leicht im Menschen; die Meisten sind doch nachher sogar noch besser als im ersten Eindruck. Es ist das ein Motiv, das auch die Droste in Gedichten gern berührt hat.

Sie haben noch eine tiefe Verwandtschaft, die beiden — dann aber auch noch etwas Grundverschiedenes. Die Droste ist darin unter unseren classischen Lyrikern geradezu einzigartig, daß sie die Grazien hinter sich hat, aber auch manchmal einen wahren Kobold ungelenker Sprache. Hart auf einander prallen bei ihr Verse von prachtvollster Sprachbeherrschung und solche, die wie mit Latten vernagelt sind, Latten mit stechenden Nägeln nach außen. Ich habe mir nun immer die Maxime gebildet, daß man vor solchen Dingen achtend etwas lernen soll, aber nicht leichtfertig tadeln. Der Tadel ist wirklich hier zu wohlfeil. Wenn ein Gigant an Gestaltungskraft so schreibt, so muß das einen tieferen und jedenfalls achtenswerthen Grund haben. Wir besitzen ja Poeten genug, die ängstlich jeden metrischen Mißklang meiden und doch banale Stümper sind. Während echte Musenkinder bisweilen wahrhaft mit Steinen werfen. Bei der Droste ist nun sehr einleuchtend, daß ihr im besten Sinne realistisches Streben vielfach geradezu den Vers sprengt. Sie will schlicht, logisch, geradeaus bleiben — und das ist ihr schließlich mehr werth als ein Schlag ins Gehör. Sie vergißt ja nun wohl, daß die Gedankenlogik, selber gerettet, in solchem Falle eine Art formaler Unlogik wird, so daß doch ein Manko entsteht. Aber eigentlich werden wir doch einen logischen Dichtergedanken einer solchen Meisterin höher stellen als etwas Wohlkang, den Jeder leicht machen könnte — und also zufrieden sein.

Von hier läßt sich vielleicht eine Brücke bilden zu der Beobachtung, daß die Ebner-Eschenbach nicht eben unseren größten Stilisten beizurechnen sei. Auch ihr Ausdruck leidet an einer gewissen Herbheit, die im stillen Fahrwasser des Erzählens bisweilen stört. Erst wenn man sieht, wie sie in den wirklich großen Erzählungsmomenten zum vollkommenen adäquaten Werkzeug wird, ohne das die Größe gar nicht so heraus käme, findet man den rechten Standpunkt dazu. Immer ist es der Anfang ihrer Erzählungen, wo man das Farblose des Stils empfindet. Und immer ist es der Fortgang, der heraus reißt. Am reinsten, am gleichmäßigsten ist ihr Stil im Dialog. Vielleicht hat sie ihn da am frühesten geübt. Die Zwischenrede, die Schilderung ist matter. Bisweilen fühlt man auch, daß der Stil gelitten hat unter dem unablässigen Durchfeilen des Inhalts. So wandelt diese Meisterin in einem prunklosen Mantel in die Unsterblichkeit. Aber was braucht sie Prunk; sie bringt ja doch sich selber mit.

Weit von einander stehen die beiden Dichterinnen aber in einem Punkte, der jedem auffallen muß. Die träumerische Seele der Droste floß über in die westphälische Landschaft, aus der sie kam, und im Vers lebte dann dieses Landschaftsbild in einer realistischen Treue auf, daß wir es für immer nun fest in der Weltliteratur bewahren. Die Ebner hinterläßt uns keinen deut-

lichen Naturhintergrund. Ihr eigentlicher Hintergrund ist allemal das Sittliche. Der Mensch bewegt uns ganz, engt allen Raum ein. Sieht sie ihn doch nicht bloß in der Gegenwart, sondern in einer verbesserten Zukunft schon. Alles Andere ist Coulisse. Man athmet eine bestimmte Heimathsliebe wohl darin mit, daß Alles so eng bei einander, fast vor dem gleichen Hintergrund spielt. Wer dort mit lebt, wird das ja noch viel stärker empfinden als der Fernstehende. In der lieben Geschichte von den Gemperlein fällt einmal das hübsche Wort von der Liebe zum heimischen Boden, daß man die Erde „schnupfen" möchte. Aber zum großen Bilde wirklich ausgeführt, so, daß wir gerade diese Landschaft nun fortan auch besitzen könnten, wird das nie. Wo die Landschaft selbst eingreift, wie der verhängnißvolle Strudel in „Unsühnbar", habe ich sie doch immer hinter den Menschen, die so taghell dastehen, verloren. Was hätte Storm aus dieser Scene an Naturdämonik gemacht! Nur in wenigen Momenten ist es, als falle ein verlorener Strahl der großen Seelenlaterne fast zufällig auch auf die Wand. Dann blitzt wohl ein einzelnes Momentbild auf, das sich festsetzt. Aber das entschwebt wieder. Und hinter langen Scenen ziehen einförmig einfachste Scenerien her: Wald; ein Park; eine einsame Hütte; Tag; Nacht. Aber nichts Individuelleres.

Und doch hat die Dichterin meisterhaft Eins in der Hand, wenn sie will. Ein Naturbild am rechten Fleck, das mit eingezogen ist in das Sittliche, gleichsam ein Reflex des Menschenschicksals in einem ganz jäh auftauchenden Lichtfleck des Hintergrundes im entscheidendsten Moment. Die gewaltigste Stelle ist der Schluß von „Unsühnbar". „Die Fenster waren weit geöffnet. Am Himmel schwebte eine finstere Wolke; sie glich einem riesigen Vogel mit weit ausgespreizten Flügeln. Der von ihr verhüllte Mond warf eine Fülle silbernen Lichtes über eine Stelle am Horizont. Auf dieser ruhten Maria's schon gebrochene Augen. Dort, wo es hell war, wo der verklärende Schimmer sich breitete, — lag Dornach." Das Naturbild ist noch einmal die ganze Dichtung. Es hat auch hier keine eigene Rolle. Der Mensch erscheint darin vor der Welt. Nicht im engeren Rahmen. Trotzdem genügt die eine Probe, um zu zeigen, wie jeder Vorstoß dieser starken Dichterin in irgend ein Gebiet Kraft ist. Ihre Beschränkungen sind ihr Meisterrecht, an dem wir, meine ich, nicht zu mäkeln haben.

Marie von Ebner-Eschenbach gehört keiner Dichterschule, keiner localen, noch zeitlichen, noch durch eine Technik bestimmten, an. Ihre größten Werke fielen in der Wirkung in die Zeit des schärfsten Naturalismus bei uns. Weil ihre Kraft so gewaltig war, daß man sie innerhalb dieser Strömung doch noch mit voller Wucht empfand, taufte man auch sie eine naturalistische Dichterin. Sie gehört aber einem Größeren an, — dem ganzen Jahrhundert und der classischen Dichtung aller Jahrhunderte. Es ist vielleicht die beste Gabe, die man ihrer stillen, reinen, echten Persönlichkeit heute darbringen kann, daß man wohl noch mancherlei Einzelnes über sie sagen mag — aber daß gerade dieses Endurtheil schon nicht mehr gesagt zu werden *braucht*.

Aus dem Leben von Marie von Ebner-Eschenbach[1]).

Von
Anton Bettelheim.

[Nachdruck untersagt.]

I. Comtesse Marie Dubsky.

1. Die Vorfahren.

Die Würdigen unter ihren Ahnen ließen sich nicht von ihrem Namen tragen, sondern trugen ihn zu Ruhm und Macht.
Marie von Ebner-Eschenbach:
„Ein Edelmann".

Im Jahre 1800 kaufte sich der sächsische Freiherr Friedrich von Bockel in Oesterreich an. Um den Preis von 120 000 Gulden rheinisch brachte er die mährische Herrschaft Zdislavic an sich. Sein Name weist auf einen am 19. December 1766 in Wien verstorbenen kaiserlichen Reichshofrath Johann Paul Freiherrn von Bockel auf Manschatz zurück. Von bürgerlicher, protestantischer Herkunft, war Johann Paul Bockel zum Doctor der Rechte promovirt, dann vom königlich polnischen und churfächsischen Hofe zum Generalauditeur ernannt worden. 1741 erhielt er das Prädicat eines Geheimen Kriegsrathes. Im Juni 1746 wurde er zum Reichshofrath ernannt und geadelt, im October desselben Jahres in das gedachte hohe Reichscollegium eingeführt. 1749 wurde Johann Paul von Bockel in den Freiherrnstand erhoben. Bei seinem Heimgang wurde er „seiner Geschicklichkeit und Erfahrung wegen gar sehr bedauert".

Sein Sohn, Baron Friedrich Bockel, nahm seinen dauernden Wohnsitz auf Schloß Zdislavic und bewirthschaftete sein stattliches, im Hradischer Kreis belegenes Gut selbst. Seinen eigentlichen Lebenszweck suchte und fand der zärtliche Hausvater im Glück der Seinigen. Vor Allem widmete sich der Freiherr der Erziehung seiner einzigen Tochter Marie: nach dem Wort seiner

---

[1]) Capitel I und II eines noch im Laufe dieses Jahres bei Gebrüder Paetel in Berlin erscheinenden Buches: Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Von Anton Bettelheim. Dort sollen auch die Quellen dieser Darstellung nachgewiesen werden.

Enkelin Marie von Ebner-Eschenbach ein Mann und Lehrer ohne Gleichen. Er sah seine ganze Art wieder aufleben in seinem Herzenskind. Bis in alle Besonderheiten der Schrift und des Stils — auch des Lebensstils — folgte das seltene Mädchen dem ungewöhnlichen Vater. Eine hochstehende, ebenso sehr durch geistige Vorzüge wie durch unerschöpfliche Herzensgüte und wahrhaft bezwingende Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Natur nennt sie ihr Neffe, nachmals ihr Schwiegersohn, Moriz Freiherr von Ebner-Eschenbach, in seinen „Denkwürdigkeiten eines Veteranen“: „Ich erinnere mich der Freude, mit der ich ihrem durchgeistigten Clavierspiel, ihrem reizenden Gesang zuhörte, und der köstlichen Abende, an denen sie mir Erzählungen und Märchen vorlas.“ Heirathsfähig geworden, hatte Baronesse Marie Vockel die Wahl unter vornehmen Freiern. 1827 reichte das Schloßfräulein von Zdislavic ihre Hand dem verwittweten Major a. D. Franz Freiherrn von Dubsky, dem tapferen Sprößling eines alten, schicksalsreichen Adelsgeschlechtes.

Der Stammbaum der Dubsky wurzelt in Böhmen. Wilhelm Dubsky von Trebomyslic war 1406 der erste Burggraf der königlichen Burg Karlstein aus dem Ritterstand. Die Familie blühte in Böhmen weiter. Hundertundsiebzig Jahre später blüht sie in Mähren neu auf. 1576 führt Wilhelm von Dubsky eine mährische Adelige heim, deren Grundbesitz er rasch und ausgiebig mehrt. Klug und zäh erhebt er sein Haus zu einem der angesehensten und vermöglichsten Herrengeschlechter der Markgrafschaft. 1608 verleiht Kaiser Rudolph II. ihm und seinen Erben beiderlei Geschlechtes den Freiherrnstand von Böhmen, Mähren etc., weil er aus einem uralten, adeligen und ritterlichen Geschlecht abstamme, sich in diesem Stande und dem Amt eines Obersthofrichters von Mähren und in anderen Gelegenheiten immer gut, lobenswürdig, ehrlich und treu verhalten habe, und weil auch seine Voreltern den römischen Kaisern, Königen von Böhmen und Markgrafen von Mähren sowohl im Felde als anderwärts willig Dienste bezeigt haben. Elf Jahre nach dieser Rangerhöhung erfährt auch der erste Baron Dubsky, daß Niemand vor dem Tode glücklich zu preisen sei. Trotz aller Zurückhaltung wird er in die Händel der ketzerischen „Rebellen“ verstrickt, und nach der Schlacht am Weißen Berge verfällt unter Ferdinand II. sein ganzes Vermögen dem Fiscus. Gnadenhalber wird der Spruch nicht mit äußerster Strenge vollzogen. Trotzdem bringen die Strafgerichte der Gegenreformation, die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges die Dubskys in immer schlimmere Bedrängniß. Ansehnliche Güter, auf die sie gegründeten Anspruch hätten, werden als fromme Stiftung den Jesuiten zugewendet. In einem jahrzehntelangen Erbschaftsproceß unterliegen die Dubskys, weil, wie die Familienchronik berichtet, die Sache verworren, die Erblasserin todt und die Gegner die Jesuiten waren. Unbeirrt durch solche Heimsuchungen, thun sich die Dubskys in den Kämpfen gegen Türken und Schweden hervor. Baron Ferdinand Dubsky (1650—1721) wird Großprior des Malteserordens, Statthalterei-Beisitzer in Böhmen und kaiserlicher Geheimer Rath. Ueberdies der erste Schriftsteller aus diesem Hause: er verficht die Ansprüche seines Ordens in gedruckt und ungedruckt erhaltenen lateinischen Streitschriften. Mit den Vermögensverhältnissen der Familie

geht es gleichwohl beständig abwärts. 1767 stirbt ein Maximilian August Dubsky mittellos im Wiener Spital, und dessen Bruder Johann Carl Dubsky muß nicht nur das Lehnsgut Biskupitz verkaufen und in der Hauptstadt die letzte Zuflucht suchen, sondern auch seine fünf Söhne sich selbst überlassen. Um das tägliche Brot verdingen sich die Knaben dem Biskupitzer Amtmann. Da erbarmt sich ihrer „Se. Majestät der Zufall". Ein Brünner Pfarrherr, Soukup, der den neuen Besitzer, einen Grafen Berchtold, besucht, fragt den Amtmann nach dem Namen des Jünglings, dessen hohe, ritterliche Gestalt ihm auffällt. Bewegt durch den Glückswechsel der Verarmten, nimmt sich der Priester des jungen Mannes an und erwirkt ihm Freiplätze in den Schulen von Nikolsburg und Olmütz. Begabt, ausdauernd und von gewinnendem Wesen, arbeitet sich Franz Dubsky im Staatsdienst immer höher empor. Durch einen glücklichen Ehebund wird er Gutsherr von Lissitz und Drnovitz. Kaiser Franz erhebt diesen Großonkel Marie Ebner's 1810 in den erblichen Grafenstand. 1811 wird er Landrechts-Präsident von Mähren und Schlesien und Excellenz.

Sein Bruder, Johann Freiherr von Dubsky, der Großvater unserer Dichterin (1754—1790) bezieht die Wiener orientalische Akademie, wird „Sprachknabe" (heute: Consulareleve) in Constantinopel, dann kommt er als Dolmetsch in die Militärgrenze zu den Truppen Laudon's, der dem fähigen Mann Antheil entgegen bringt. Rastlos in seinen Amtsgeschäften, findet er doch noch Zeit, aus dem Feldlager bei Alt-Gradiska 1786 eine vortreffliche, vortrefflich erläuterte Verdeutschung von Kadi Omer Effendi's türkischer Beschreibung der bosnischen Feldzüge von 1737—1739 in die Welt zu schicken; sie trägt ihre Rechtfertigung in dem sinnreich gewählten terenzischen Motto: Sorex indicio suo noscitur und verleugnet in der Einleitung nicht Geist und Zeit des Josephinismus.

„Der Kenner der Geschichte," so heißt es im Vorbericht, „mache hierüber seine Glossen, der Soldat seine Bemerkungen, der Geistliche schüttle seinen Kopf über den fanatischen Eifer der Türken für ihre Religionslehre, und der unbefangene Mann thue den Ausspruch, ob die türkischen Schriftsteller nicht auch Hirn im Kopfe und Geschmack in der Feder haben. Den Ausfällen, Prahlereien und schwärmenden Ausdrücken des Autors mag deutsches Phlegma und mitleidende Großmuth entgegen gesetzt werden. Der fanatische Türke hat nie anders denken gelernt, und wie soll er anders schreiben, als er denkt? Manche apokryphische Erzählungen habe ich nach Möglichkeit der Zeit und meiner damaligen Standeslage erläutert und noch hie und dort ein und andere Anmerkungen gemacht. Ich hätte gewünscht, der Sache eine größere Vollkommenheit zu geben. Aber ich stehe im Felde, wo man außer dem Bißgen, was man im Kopfe hat, wenige Bücher zu Rathe ziehen kann, und wo ich alle ruhigen und sicheren Stunden zusammen nehmen mußte, um unter dem Schilde der im Kriege trauernden Pallas dieses Werk zu Stande zu bringen."

Eine glänzende Zukunft öffnet sich dem kenntnißreichen Soldaten, Diplomaten, Gelehrten. Seine Berufung zum kaiserlichen Consul in Constantinopel steht unmittelbar bevor. Da wird er jählings in Peterwardein von einer Gehirnentzündung befallen. Verzweifelnd springt er in Fieberdelirien aus dem Bette mit dem Wehruf: „Herr Gott, das kann Dein Wille nicht sein!"

Aber die bösartige Krankheit weicht keiner Beschwörung. Er stirbt und läßt eine Frau, drei Söhne und eine Tochter zurück. Die Wittwe lebt in Wien nur von ihrer kleinen Pension (300 Gulden die Mutter, 50 Gulden jedes Kind) in solcher Dürftigkeit, daß sie mit ihrer Helene nur Sonntags ausgeht, in die Kirche, unter der Woche aber daheim bleibt, weil sie sich nicht standesgemäß kleiden kann. Und noch ist das Maß des Unheils nicht voll. Das treffliche Mädchen findet einen würdigen Verlobten, und dieser Bräutigam, der Generalstabs-Hauptmann Nikolaus von Ebner-Eschenbach, fällt bei Aspern. Nach mehreren Jahren wirbt der Vater des Verstorbenen um die Hand Helenens. Ersatz für den Verlorenen vermochte der Fünfundsechzigjährige, Vielgestählte nicht zu gewähren, aber er konnte der Haltlosen als treuester Freund zur Seite stehen und als Feldmarschall-Leutnant und Ritter des Maria-Theresien-Ordens eine glänzende Stellung bieten. „Seine Ehe mit der schönen Frau wurde eine gute und glückliche," so erzählt der einzige Sohn des Paares, der 1815 geborene Baron Moriz von Ebner-Eschenbach. „Beide waren in Armuth aufgewachsen, mein Vater hatte eine geliebte Frau, geliebte Kinder verloren, meine Mutter lebte noch zur Zeit ihrer Verheirathung in schwerer Sorge um ihre drei Brüder, die vor dem Feinde standen. Der Aeltere (Joseph) fiel bei Dresden 1813; der Jüngste, an dem sie mit schwärmerischer Liebe hing (Fritz), fand vor den Thoren des erstürmten Parma den Heldentod. Ueber das Schicksal ihres Bruders Franz schwebte sie Monate lang in Ungewißheit."

Baron Franz Dubsky (1784—1873), der Vater unserer Dichterin, hatte die Völkerschlacht bei Leipzig und den Einmarsch in Frankreich mitgemacht. Bei Clery wurde er schwer verwundet. Marodeure wollten ihn ausplündern und tödten. Einer forderte von ihm seine Uhr: „Je n'ai pas de montre," erwidert der Wehrlose. — „Laisse-le vivre, il parle français," sagt der mitleidigste der Raubgesellen, und sein Wort gilt. Nothdürftig verbunden, wird er mit anderen Gefangenen und Verwundeten nach der Normandie gebracht. Auf dem Wege dahin, in Troyes, schenkt ihm ein alter Mann sein eigenes blaues Mäntelchen. Napoleon läßt ihm einige hundert Franken reichen. Nach der Einnahme von Paris erhält er die Freiheit, wohnt dem Einzug der Alliirten bei und kehrt, zum Major befördert, nach Wien zurück. In Folge seiner Blessur muß er seinen Abschied aus der Armee nehmen. Im Hause des Feldmarschall-Leutnants Ebner, am Herde seiner Schwester Helene findet er zunächst eine gastliche Heimstatt. Nach dem Tode seines Schwagers (1820) theilt er die bescheidene Wohnung der Verwittweten, die sich einschränken muß, bis er sich mit Baronesse Konradine von Sorgenthal vermählt. Diese erste Ehe des Majors bleibt kinderlos. Im Sommer besucht er mit Frau, Schwester und dem kleinen Moriz von Ebner das Lissitzer Gut seines Vetters, des Grafen Emanuel Dubsky. Den Winter verlebte er im sog. „Rabenhaus" in der Rothenthurmstraße in Wien, dem Eigenthum seiner Frau, eines zarten und lieblichen Geschöpfes, das sich an Schwägerin Helene von Ebner-Eschenbach anschloß und nicht ruhte, bis sie mit ihrem Söhnlein gleichfalls das Familienhaus bezog. Der Major pflegt rege Beziehungen mit der Wiener großen

Gesellschaft. Er hat, wie sich das für einen Altwiener Cavalier geziemt, seine Stammloge im Burgtheater (dicht neben der Kammerherren-Loge). Er versäumt auch nicht, seiner Pflicht als Kammerherr bei Hofe zu genügen. Dabei wird er Augenzeuge einer Reihe von ergötzlichen Begebenheiten, die Marie Ebner zusammengefaßt hat in den Rahmen ihrer allerliebsten historischen Anekdote: „Wir bitten allerunterthänigst, Majestät!" In dem vielgestaltigen, munter geschilderten Schwarm von Bittstellern fallen dem Kammerherrn Baron Dubsky zwei uralte, weltfremde Fräulein auf, die Kaiser Franz als obersten Schiedsrichter in einer Proceßsache anflehen wollten.

Ihr Kaiser, der von Gott eingesetzte Herr, der mit einem Worte über ein Menschenschicksal zu entscheiden vermag, trat auf sie zu. Tante und Nichte stürzen auf die Kniee. „Stehn S' auf! Was fallt Ihna ein? Stehn S' auf." Aber da hatte Se. Majestät leicht reden. Das Aufstehen ging nicht so geschwind wie das Niederknieen. Er selbst hatte dem Fräulein die Hand gereicht, um ihr aufzuhelfen; sie schüttelte ehrerbietig das Haupt. Nie, niemals hätte sie gewagt, die Hand ihres Monarchen zu berühren. Der ihn begleitende Kammerherr hilft den Damen wieder auf und muß sie dem Kaiser auch nennen, da sie aus Bestürzung über ihren Unfall die Sprache verloren hatten. „Weiß schon! weiß schon!" unterbrach ihn der Kaiser. „Ihre Angelegenheit ist in Ordnung. Die Verwandten, die Sie um Ihre kleine Erbschaft bringen wollten, sind in allen Instanzen abgewiesen worden." Der Kaiser konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Er war an Ehrfurchtsbezeigungen gewöhnt, aber die beiden alten Jungfern schienen ihm nun doch ein Uebriges zu thun. „Ihre Sache liegt beim Hofrath Winkelsberger. Zu dem gehen Sie gleich. Und wenn Ihnen, was ich nicht hoffe, wieder Unrecht geschehen sollte, dann kommen Sie halt wieder zu mir. Ich bin immer da." Der Kaiser nickte huldvoll und begab sich in sein Arbeitszimmer. Die Audienz war zu Ende und im Saal Niemand zurückgeblieben als der Kammerherr und die vor der Thür Sr. Majestät wachhabenden zwei Officiere, einer von den Arcieren, einer von der ungarischen Garde. Plötzlich wurde ein lebhafter Wortwechsel auf dem Gange laut. Der Kammerherr geht dem Lärm nach und sieht zu seiner größten Ueberraschung die beiden alten Jungfern in Thränen aufgelöst vor sich stehen. „Herr Kämmerer, helfen Sie, retten Sie; wenn wir Se. Majestät nicht noch einmal sprechen dürfen, ist Alles verloren." — „Sie sind von Sinnen, meine Damen. Se. Majestät haben Sie eben entlassen. Se. Majestät geben Audienzen von 7 Uhr Morgens, und jetzt ist's Mittag. Gehen Sie, meine Damen." Die Tante hielt Stand. Ein Tropfen Heldenblutes, von irgend einem ihrer Ahnherren auf sie vererbt, kam ins Kochen. „Sie haben wohl die Armuth nie gekannt, Herr Kammerherr?" — „Doch," antwortete Vater Dubsky, und sein Zorn sank so rasch, als er aufgestiegen war, „gut gekannt. Aber ich kann nicht, es wäre gegen allen Brauch, gegen alle meine Vorschriften. Begreifen Sie doch, ich darf nicht." — „Sie dürfen, Sie dürfen sich auf die Erlaubniß berufen, die Se. Majestät uns Höchstselbst gegeben hat. ‚Kommen Sie wieder!' hat Se. Majestät gesagt." Der Kammerherr befand sich in der größten Verlegenheit: das Glück zweier Menschen und ein Verstoß gegen den Hofbrauch — er wußte, was dem Kaiser mehr galt. Nach einem letzten, kurzen Kampfe entschloß er sich. „So warten Sie denn," sagte er und betrat einen Augenblick später das Arbeitszimmer, in dem Kaiser Franz am Schreibtisch saß. „Majestät, ich beschwöre ehrfurchtsvoll, mir zu verzeihen. Die zwei alten Fräulein ..." — „Was denn, was wollen s' denn noch?" fragte der Kaiser mit einer Regung der Ungeduld. „Ich weiß nicht, Majestät; sie sagen nur, Alles ist verloren, wenn Majestät nicht gestatten, daß sie sich noch einmal ihrem Kaiser zu Füßen werfen . . ." — „Das nicht, bitt' ich mir aus. Aber lassen Sie s' in

Gottes Namen herein." Jubel ohne Grenzen. Sie flogen nur, die Alten. Auf der Schwelle aber blieben sie stehen. Die zu überschreiten, wagten sie nicht. Der Kaiser legte die Feder hin, wendete den Kopf, mußte wieder lächeln und fragte: „Womit kann ich Ihnen noch dienen?" — „Ew. Majestät," sprach das Fräulein, „Ew. Majestät, wir bitten allerunterthänigst, wo wohnt denn der Herr Hofrath?"

So manche patriarchalische Geschichtchen der Art hat Major Dubsky, die lebendige Chronik der vormärzlichen großen Wiener Gesellschaft, zu Hause erzählt, und die besten hat seine Tochter mit derselben Laune nacherzählt wie dieses „Cabinetsstück" in des Wortes buchstäblichster Bedeutung.

1827 starb Konradine, und zwei Jahre später wurde Baron Dubsky der Gemahl der Baronesse Marie Vockel. Sie schenkte ihm 1829 eine zu Ehren des Großvaters auf den Namen Friederike getaufte Tochter (nachmals Gräfin Kinsky) und am 13. September 1830 ein zweites, nach der Mutter selbst genanntes Mädchen: Marie — unsere Dichterin. Sechzehn Tage nach der Geburt dieses zweiten Töchterchens wurde die herrliche Frau den Ihren durch einen Schlaganfall entrissen. „Nie werde ich" — so schreibt Moriz von Ebner — „das höchst traurige Wiedersehen mit meinem Onkel vergessen, als er seine verwaisten Kinder und seine betagte Schwiegermutter aus Zdislavic nach Wien brachte. Mit besonderer Wehmuth erfüllte mich der Anblick der Neugeborenen, dieser der mütterlichen Zärtlichkeit so früh beraubten Kleinen. In all' meiner Trauer hätte ich wohl gelächelt, wenn mir damals Jemand gesagt haben würde, daß dieses Geschöpfchen achtzehn Jahre später meine Frau werden sollte."

2. Selbstbekenntnisse.

Das Gemüth des Kindes gleicht nicht einer Blume, die sich schließt beim herannahenden Unheil; es gleicht einem wunderlich geformten Baum, der dem Blitz des Himmels hundert Arme entgegenstreckt.
Marie von Ebner-Eschenbach: „Die erste Beichte".

Wer das Leben von Marie Ebner kennen lernen will, findet die wichtigsten, werthvollsten Aufschlüsse in den Schöpfungen unserer Dichterin. Nur muß er ein wenig zu suchen wissen. Mit einer regelrechten Selbstbiographie hat sie uns einstweilen noch nicht beschenkt. Das in jeder Beziehung einzige, zu einem bestimmten Anlaß geschriebene Capitel ihrer Denkwürdigkeiten behandelt, allerdings entscheidende, Eindrücke aus ihren Kinder- und Lehrjahren. Bewußt und unbewußt offenbart sich indessen in ihren Hauptwerken ihre Persönlichkeit so segensvoll, daß auf ihre eigenen Dichtungen ihr eigener Weisheitsspruch zutrifft: „In einem guten Buch stehen mehr Wahrheiten, als sein Verfasser hinein zu schreiben vermeinte." So steht auch in mehr als einer Kindergeschichte der Ebner neben und hinter den Gestalten der Dichtung für den schärfer Blickenden deutlich erkennbar Wahrheit aus ihrer eigenen Frühzeit. Die leidenschaftliche Kinderfreundin, die so gründlich Bescheid weiß und Bescheid gibt vom Prinzchen Hirzepinzchen in seinem Fürstenschloß und vom Gemeindekind in seinem Ziegelschlag; die unübertroffene Kindermalerin von Wiener Comtessen, mährischen Kleinbürger- und Bauernmädchen aller Spiel-

arten erfreut uns auch mit den lebenstreuesten Selbstporträts der Comtesse Marie Dubsky in jedem ihrer Stufenjahre. Sie hat, wie selten Jemand, „den Pfad zum Paradies der Kindheit" zurückgefunden oder richtiger nie verloren. Ihre ganze geistige und künstlerische Entwicklung läßt sich in ihren Selbstbekenntnissen aufweisen: Confessionen, die nichts zu schaffen haben mit den fragwürdigen Reizungen des Schlüsselromans; Lebensbeichten, die fernab liegen von der Dialektik und Casuistik, mit der Georges Sand in ihren Anfängen selbsterlebte stürmische Liebes- und Ehestandsgeschichten vor aller Welt zur Sprache bringt. Marie Ebner's Selbstbekenntnisse sind der wahrhaftige Erziehungsroman ihrer Seele, le roman philosophique de ma vie, den ein bedeutender Franzose, die innere Biographie, die Theodor Billroth in einem tiefgreifenden, neu geprägten Wort herbeigesehnt hat. Nirgends überzeugender als in den Jugendeindrücken, die wir in den Eingebungen der Ebner vor uns sehen wie das von Goethe beschriebene kunstreiche Uhrwerk, das ein krystallenes Gehäuse umschließt, und dessen Zifferblatt hell lodernde Flammen als Zeiger durchleuchten.

„Ich weiß," so sagt sie von ihren Kinderjahren, „daß ich ein sehr fröhliches Geschöpf gewesen bin und auch — tempi passati — ein sehr wildes und unbändiges. Ich hatte eine um ein Jahr ältere Schwester, ein ernstes, braves, gewissenhaftes Kind (die vorher genannte Friederike, später Gräfin Kinsky), und zwei Brüder, der Eine (Graf Adolf Dubsky) um drei, der Andere (Graf Victor Dubsky) um vier Jahre jünger als ich. 1836 kam ein Schwesterchen (Sophie) dazu, vom ersten Augenblick seines Lebens an das holdeste kleine Geschöpf, dessen ich mich entsinne. Fast zugleich mit der Freude, die wir Großen an ihr hatten, trat der erste Schmerz in mein Leben. Ich sollte stricken und lesen lernen. Warum mir das als Schmach erschien, ist mir heute noch unerklärlich. Ich wehrte mich heftig und lange, doch wurde mein Widerstand endlich besiegt. Der Abscheu, den ich vor der Strickkunst empfand, endete mit der Herstellung von Strumpfbändern für meine geliebte Mama": Mariens erste Stiefmutter, Eugenie, geborene Baronesse Bartenstein. Tief und anhaltend hatte Franz Dubsky Marie Vockel betrauert, doch vermochten, nach Moriz Ebner's Zeugniß, Schicksalsschläge den starken Mann nicht zu beugen und zu entmuthigen. „Wenn der Himmel mein Haus zerstört," pflegte er zu sagen, „muß ich trachten, es wieder aufzurichten." Eugenie Bartenstein stand nicht auf der geistigen Höhe von Marie Vockel, aber sie war ihr gleich an Güte, und Comtesse Marie vergötterte sie. Die dankbare Stiefmama umarmte die kleine Strickerin, als die ihr das Zeichen ihrer Unterwerfung schluchzend auf den Schoß legte. „Die Strumpfbänder waren das Mißrathenste, was je auf diesem Gebiete geleistet worden, aber die größten Meisterwerke hätten nicht freudiger empfangen werden können. Ich war glücklich und traurig, denn ein dumpfes Gefühl sagte mir, daß es nun vorbei sei mit meiner ungebundenen Freiheit und die Zeit gekommen, in der auch ich arbeiten und lernen mußte. Eines war mir so widerwärtig als das Andere, und wenn meine Lehrer mir sagten: ‚Wie kann man so schlecht lernen, wenn man so leicht lernt?' gerieth ich in Entrüstung. Leicht sollte mir das

Lernen sein, mir, das Dasitzen über Büchern und Schiefertafeln, während draußen die Sonne schien, Alles grünte und blühte, die glücklichen Vögel von Wipfel zu Wipfel flogen und meine kleinen Brüder im Garten spielten! Wenn durchaus gelernt sein mußte, ließ ich es mir in der Stadt eher gefallen . . ."

Zu jener Zeit brachte die Familie Dubsky den größeren Theil des Jahres in Zdislavic zu, kam erst im Spätherbst nach Wien und übersiedelte im Vorfrühling auf das Land. Einem Triumphzug vergleicht die Hofräthin im „Kleinen Roman" solche von unserer Dichterin wiederholt farbenreich gemalte Fahrten eines großen Herrn nach seinen Gütern. „Wir hatten das schönste Reisewetter, und die Freudigkeit ist nicht zu schildern, die mich überkam, als wir so mit sechzehn Füßen in das freie, grüne Land hinein liefen. Alle Poesie der Eisenbahnen in Ehren, aber denken Sie, ob die Eindrücke, die ich auf späteren Reisen empfing, die heitere Erinnerung an die erste verlöschen konnten. Vor jedem Posthaus standen schon die Pferde bereit. Die Postillone sprangen von den Pferden, spannten ihre dampfenden, müde gejagten Gäule aus, sie wurden durch frische, gut ausgeruhte ersetzt, und vorwärts, was die Pferde laufen konnten, und lustig ins Horn geblasen, was die Brust nur hergab an Athem. Und so ging's vorbei an Feldern und Wäldern, an blühenden Wiesen, am blinkenden Strom." Endlich die Krone der Reise: die Ankunft in Zdislavic. „War das ein Drängen im Schloßhof, wenn unsere drei Reisewagen vierspännig herein fuhren, war das ein Willkommrufen und ein Händeschütteln und ein Versichern, man hätte die Stunde, die uns wieder bringen sollte, kaum erwarten können. Unter dem Thor, auf ihren Stock gestützt, stand eine alte Frau. ‚Urgroßmutter' wurde sie im Hause genannt. Man rechnete ihr nach, sie sei weit über neunzig. Unter unseren Großeltern schon hatte sie ihr halbhundertjähriges Dienstjubiläum gefeiert und lebte jetzt als Pensionärin im Schlosse. Nicht minder herzlichen Willkomm als die Menschen daheim bot die traute heimische Natur: die Felder, die Wiesen, die blüthenüberschneiten Bäume am Wegesrand und im Garten jeder Strauch und jeder Halm. Kein schöneres Wiedersehen aber als das der doppelreihigen, breitästigen Lindenallee, unseres liebsten Spielplatzes an heiteren Sommertagen — o wie herzlich wünschte ich oft, ein Riese zu sein mit ungeheuren Armen, um alle diese Wipfel umfassen und an mein Herz drücken zu können."

Und inmitten all' des Jubels die ersten Regungen werkthätiger Humanität; die ersten grüblerischen Anwandlungen; die ersten Räthsel des Daseins; die erste Begegnung mit dem unheimlichen „Wunder des Todes"; der erste furchtbare Gewissenskampf.

Schon die kleine Comtesse empfand es mit Scham, wenn die Frauen der Bauern im Sonntagsstaat die „Giebigkeiten" brachten, die sie zu leisten schuldig waren. Schon die kleine Comtesse wollte es nicht dulden, daß der rohe Burggraf (so hieß der Wirthschaftsaufseher) die Tagelöhner mißhandelte: sie schrie, tobte und versuchte es — unter allgemeinem Gelächter — dem harten Quäler Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Dazu schienen diese zarten, wunderhübschen Händchen nicht geschaffen. Späterhin freilich, als diese immer

zart und ausnehmend schön gebliebenen Händchen lernten, als Waffe die Feder zu führen, wußten sie der gewaltthätigen Vergangenheit und Gegenwart anders zu begegnen: ein Culturbild, das im Umfang von einem Dutzend Blättern alle Greuel der Leibeigenschaft so wortkarg, wuchtig und ingrimmig verdichtet wie „Er laßt die Hand küssen", eine Dorfgeschichte wie „Das Gemeindekind" stellt unsere Meisterin als Menschenfreundin dicht neben Pestalozzi, als Künstlerin unmittelbar neben Turgénjew. Lebendiger Anschauungsunterricht solcher Art wirkt ethisch und ästhetisch. Er rüttelt dumpfe Gemüther auf und gibt regen Geistern zu denken, dem heikelsten Geschmack zu genießen.

Und ebenso frühzeitig wie ihre Fürsorge für die Unterdrückten meldet sich ihr selbständiges Gedankenleben: „da taucht eine Erinnerung aus der Kinderzeit auf," heißt es im „Schattenleben"; „ja, das war einst, das war eigen. Ich weiß, daß ich Jahre lang den Zweifel in mir trug, ob denn außer mir noch etwas wirklich sei, ob ich nicht allein lebe, fühle, athme in einem ungeheuren Nichts? Wohin Du nicht siehst, da ist nichts, dachte ich. Der Blick Deines Auges zaubert die Welt, die Du siehst, hervor" (ein zuerst auf indischem Boden erwachsenes, immer wiederkehrendes Grundproblem aller Philosophie). „Ich war im Kampf mit diesem Nichts, das sich vor uns für etwas ausgab; ich suchte es zu überlisten, es gleichsam auf der That zu ertappen. Ich rannte zuweilen im Garten vorwärts, so rasch ich konnte, und wendete mich dann plötzlich um und meinte: einmal wirst Du's erwischen, das Weiße, das Leere. Aber ich erwischte es nie; es war immer schneller als ich; eh' ich mich umsehen konnte, hatte die Decoration sich wieder aufgestellt. Das fortwährende Mißlingen dieser Versuche betrübte mich übrigens nicht sehr, wie mich denn auch merkwürdiger Weise der Gedanke nicht traurig machte, daß alle Menschen, die ich liebte, an denen mein Herz hing, nichts Anderes waren als Gebilde meiner Phantasie, die zerrannen, so bald ich sie nicht mehr ansah. Und daß sich unter diesen Phantasiegebilden einige befanden, die ich fürchtete, denen ich gehorchen mußte, auch das beirrte mich nicht im Gedanken an ihre Wesenlosigkeit. Dummes Kind, das ich war, und immer fröhlich, ohne Grund zur Fröhlichkeit ... Arme, mutterlose Kindheit!

Auch dieser Wehruf kehrt von früh auf immer wieder: die Sehnsucht „nach der unbekannten, wohlbekannten Mutter. Denn wir kannten sie, sie lebte für uns fort im Gedächtniß der Menschen. Die Diener sprachen von ihr, die Beamten, die Dorfleute, die Arbeiter im Garten. Ein alter Gehülfe nannte ihren Namen nie, ohne das Mützlein zu ziehen: ‚Das war eine Frau, Ihre Mutter! ... Gott hab' sie selig.' Da wurde mir immer unendlich stolz und sehnsüchtig zu Muthe: ‚Ich seh' ihr ähnlich. Geh, sag ja!' Er zwinkerte mit den Augen und schob die Unterlippe vor: ‚Aehnlich schon, aber ganz anders.' Es sollte sich Niemand mit ihr vergleichen wollen, nicht einmal ihre eigene Tochter. ‚Ja,' fuhr er nach einer Pause fort, ‚blutige Köpfe hat's gegeben bei ihrem Begräbniß. Das war eine Frau!'" Mutterlos und nach dem frühen Heimgang von Eugenie Bartenstein doppelt verwaist, wächst die Kleine auf; eine Französin kommt ins Haus, die so unwissend ist, daß sie die Verbes nicht conjugiren kann, wenn die Mädchen die Grammaire

verstecken. Kein Wunder, daß die Zukunft von Comtesse Marie dem milden Apostel, der ihr Innerstes kannte, schwere Sorge machte. „Die erste Beichte" heißt eine der frühesten und vollendetsten Erzählungen der Ebner, deren Heldin Clary wir aus mehr als einem Grunde, wenn nicht geradezu für die Doppelgängerin unserer Comtesse Marie, zum Mindesten für ihres Gleichen halten.

„Unter den P. Joseph anvertrauten Seelen befand sich eine, die ihm mehr Unruhe verursachte als alle übrigen zusammen. Das war überdies ein Kinderseelchen und lebte in einem kleinen Mädchen, einem zarten, siebenjährigen Dinge, der Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers. Es war krank und schwächlich zur Welt gekommen, und während der Taufe meinte P. Joseph es verlöschen zu sehen unter seiner segnenden Hand. Aber der matte Lebensfunke glimmte fort, indeß derjenige, an dem er sich entzündet hatte, sich rasch zu Tode flackerte. Das kaum erwachte Dasein wurde theuer bezahlt; wenige Tage, nachdem der Priester das Kind getauft hatte, begrub er die Mutter. Mit unsäglicher Mühe aufgezogen, erholte sich das kleine Mädchen allmählich und wurde nach und nach, wenn auch nicht so schön und blühend, doch so kräftig wie ihre ältere Schwester. Während sich diese jedoch zur Freude ihrer Umgebung entwickelte, schien die Jüngere nur da zu sein, um die Ihrigen ungeduldig zu machen und dem alten Gönner und Freund möglichst viel Verdruß zu bereiten. Trotzdem blieb sie sein Liebling, und er ließ sich in dem Glauben nicht erschüttern, alle ihre Wunderlichkeiten und Schrullen seien nur ebenso viele in der Ausbildung begriffene Vorzüge. Vorläufig, wo dieses Resultat noch zu erwarten stand, litt er beträchtlich unter der unberechenbaren Gemüthsart seines Täuflings. Eines war gewiß: für das Kind gab es keine Mittelstraße; immer bewegte sie sich in diesem oder jenem Aeußersten. Tolle Lustigkeit oder tiefe Schwermuth, stumpfe Gleichgültigkeit oder ein förmliches Sich-Auflösen in Liebe, Nicht-Begreifen des Einfachsten und überraschendes Verständniß des schwer Faßlichen, das wechselte ohne sichtbaren Uebergang, in ununterbrochener Reihenfolge bei ihr ab. ‚Entweder gar nicht vom Fleck gerührt oder übers Ziel hinaus gerannt!' rief er ihr dann entmuthigt zu. Die alte Großmutter war die einzige und nicht sehr entgegenkommende Vertraute seiner Leiden. Sie gehörte zu den Menschen, welche glauben, die meisten Uebel würden schlimmer, wenn man sie bespräche, sie haßte und fürchtete die Klagen. ‚Nur still! nur gescheidt!' war das ganze Arsenal der Trostesworte, über welches sie verfügte. Die Leute nannten sie gleichgültig. Ihre Nächsten allein wußten, was dieses große, weiche Herz erduldet und verloren, bis es sich gestählt hatte zu dieser äußeren Gleichgültigkeit. Der Vater erfuhr von all' diesen Verkehrtheiten seiner Zweitgeborenen nichts." Kurzer Hand ordnet er an, die erste Beichte seiner Töchter abzuhalten. Vergebens stellt der schüchterne Landgeistliche dem Grafen vor, daß die Kleine noch nicht den rechten Lebensernst für die rechte Gewissenserforschung besäße. Der Vater besteht auf seinem Willen, und es kommt zu einer fast tödtlich ausgehenden Katastrophe. In der genial beschriebenen Lehrstunde gelangt Clary in der Gebetformel, die nach vollbrachter Beichte zu sprechen ist, glücklich bis zu dem Satze: „Und ich nehme mir ernstlich vor,

lieber zu sterben als Gott wieder durch eine Sünde zu beleidigen . . .“ Pause. „Das habe ich gelernt, weil's hier steht, aber im Beichtstuhl werd' ich's nicht sagen.“ Pater Joseph seufzte tief: „Warum nicht?“ — „Weil's nicht wahr ist. Im Evangelium heißt es, der Gerechte fällt siebenmal an einem Tage . . .“ — „Daran hast Du jetzt nicht zu denken; Du hast nicht zu grübeln, Du mußt gehorchen.“ — „Ich muß?“ — „Ja.“ — „Ich muß versprechen, lieber zu sterben, als Gott wieder durch eine Sünde zu beleidigen. Ich muß?“ Und nun ein Meisterzug nach dem anderen. Tiefste Selbsteinkehr der Kleinen. Wie sie Alle, von Großmutter und Vater angefangen, bis hinab zum Hühnerhund Fasan, um Verzeihung bittet. Ekstatische Verzückung beim Sonnenuntergang, der Heimathflur und Bergeshöhen und Wolkenzüge verklärt. Die feierliche erste Beichte in der Schloßcapelle. Clary nach der Absolution aufgelöst in Andachtsgluth. Nach der heiligen Handlung verschwindet sie. Der Geistliche sucht sie. Ein Diener hat sie ins Thurmzimmer treten sehen. Pater Joseph keucht die Treppen hinan, erreicht die Thür und schrickt zusammen vor dem Anblick, der sich darbietet. Das Fenster, an dem Clary gestern im Abendroth gestanden, ist offen; vor demselben ein umgestürzter Stuhl und daneben auf dem Boden das aus einer Stirnwunde blutende Kind. „Sie hat sich hinabstürzen wollen, ist abgeprallt am Fensterkreuze . . . Der sie beschützt, sei gelobt! . . . Unglückliches Geschöpf, was hast Du gethan?“ — „Ich habe Wort halten wollen, lieber sterben als noch eine Sünde begehen . . .“ Der im Tiefsten erschütterte Priester will Anfangs, was geschehen, als Geheimniß bewahren. Er offenbart endlich nach reiflicherer Ueberlegung dem Vater die Gemüthskrise seiner Clary. — —

Im Großen und im Kleinen äußert sich dieselbe Gewissenhaftigkeit. Comtesse Marie hatte, wie wir in den „Jugenderinnerungen“ der Ebner lesen, ganz entsetzliche Seelenqualen zu überwinden, weil die Sechsjährige ihrem Schreiblehrer auf dessen Wunsch mit Handschlag versprechen mußte, so wahr sie ein ehrliches Kind sei, nie mit einer Stahlfeder zu schreiben. Ein Versprechen, das sie im nächsten Jahre nicht einhalten konnte, weil sie zu Hause fortan nur Stahlfedern zum Schreiben bekam. Ein Kind, das in geistlichen und weltlichen Dingen das Gebot der Wahrhaftigkeit mit solcher Strenge faßt und übt, wird späterhin als reife Frau und Künstlerin ihre Lieblingsgestalten unter demselben Pflichtgesetz handeln, leiden und siegen lassen: die Dienstmagd Božena, die Gräfin in „Unsühnbar“, der Priester in „Glaubenslos“: sie Alle sind in derselben Schule der Selbsterziehung erwachsen, wie die siebenjährige Comtesse der „ersten Beichte“.

3. Jugendschwärmereien.

Zum Schwärmen braucht man Flügel.
Marie von Ebner-Eschenbach:
„Die Schauspielerin“. (Ungedrucktes Drama.)

Die französische Gouvernante war verabschiedet worden. An ihre Stelle trat eine deutsche Erzieherin, Marie Kittl, die Tochter des Justizamtmanns in Worlik, einer böhmischen Herrschaft des Fürsten Schwarzenberg, die

Schwester des Tonsetzers Joh. Friedr. Kittl, nachmals Directors des Prager Conservatoriums. (Derselbe Kittl, dem Richard Wagner das Textbuch „Die Franzosen vor Nizza" überließ. Als Componist am bekanntesten durch eine Jagdsymphonie, die er Mendelssohn widmete und von diesem Meister in Leipzig aufgeführt hörte.) Nur wenige Jahre blieb Marie Kittl im Hause Dubsky. Anfangs der vierziger Jahre wurde sie nach Paris in die fürstliche Familie Arenberg als Erzieherin berufen. In dieser kurzen Zeit gewann sie aber das Herz der Kleinen dermaßen, daß sie von Comtesse Marie wie ein Gewissensrath betrachtet und behandelt wurde. In ernst- und scherzhaften „Mosaikbriefen" sprach Marie Dubsky der redlichen Vertrauten „von Allem, was in ihr vorging, beichtete jeden tollen Einfall, erfuhr oft verdienten Tadel" (mitunter auch besser gemeinte als gegründete Zurechtweisung) „und nahm ihn ohne Widerspruch hin". Diese tagebuchartige Correspondenz der Comtesse ist leider verschollen: die Antworten Marie Kittl's haben sich aber erhalten und vergönnen uns reichen Einblick in die geistige Werkstatt der jungen Gräfin.

Ihr Vater hatte sich 1840 neuerdings mit der Gräfin Xaverine von Kolowrat vermählt. 1843 erfolgte seine Erhebung in den Grafenstand. Ein neuer, lebhafterer Zug kam in die Führung des gräflichen Hausstandes. Der Graf stiftete als kleiner Landesvater seinen „Unterthanen" in Dorf Zdislavic eine Schule, deren feierliche Einweihung die „Moravia" umständlich als beispielwürdiges Ereigniß beschrieb. In Wien führten die Herrschaften das Leben der großen Welt: Bälle, Soiréen, Praterfahrten, Lustbarkeiten und Vergnügungen, an denen Marie Dubsky nur bescheidenen Antheil nahm. Aber auch sie ritt wie eine Amazone und schoß sicher nach der Scheibe. Sie musicirte, modellirte, zeichnete. Mit der neuen Stiefmutter war ein regerer, kunstfreundlicher Geist im Hause Dubsky eingezogen: „sie war eine schöne, liebenswürdige, sehr talentvolle Frau; ich zerfloß in Bewunderung der Bilder, die sie malte, der Lieder, die sie sang, besonders aber der Bücher, die sie uns vorlas." Hatte Marie bisher nur französische Classiker gekannt und insbesondere für Racine und Lamartine Liebe gefaßt, wohl auch in französischen Hymnen und Oden sich versucht, so trat sie nun in die Wunderwelt deutscher Dichtung. Das erste Poem, das sie durch Gräfin Dubsky-Kolowrat kennen lernte, war Grün's „Letzter Ritter". „Dieses edle Gedicht übte einen außerordentlichen Zauber auf mich aus, und wenn sein Inhalt sich mir auch nur zu einem verschwommenen Bilde gestaltete, die Verse traten mir in die Seele mit klingendem Spiel und tönendem Schritt. Der mächtige Eindruck rief Reflexerscheinungen hervor, eine Reihe von Improvisationen entstand, die ich mit großem Entzücken und fürchterlicher Ausdauer vor mich hersang. Meine arme Schwester, die nothgedrungen zuhören mußte, sagte manchmal: ‚Das hat keinen Sinn.' Sie wird wohl Recht gehabt haben. Der Anregung, die ich durch den „Letzten Ritter" empfing, folgten noch manche andere, doch verschwanden sie alle wie Schatten vor dem Eindruck, den die dramatische Kunst auf mich machte. Im Winter wurden wir zu unserem nicht geringen Stolze jeden zweiten Tag in

das Burgtheater mitgenommen." Es war die Glanzzeit der Rettich, Haizinger, Louise Neumann, Anschütz, Löwe, La Roche, Fichtner. Die Größen der Schreyvogel-Truppe offenbarten auch unter den unzulänglichen Nachfolgern dieses eigentlichen Schöpfers des alten Burgtheaters die Gedankenwelt von Lessing und Goethe, Schiller und Shakespeare in lebendigem Anschauungs-Unterricht. In dem vormärzlichen Wien des Polizeistaates war das Burgtheater die einzige Stätte, von der aus Gedankenfreiheit gefordert werden durfte, das edelste Denkmal und Sinnbild des Josephinismus. Es war, nach dem Urtheil von Marie Ebner, „damals eine Bildungsschule ersten Ranges, die Erfindung der Comtessenstücke, noch nicht gemacht. Noch galt das Wort von Julie Rettich: ‚Das Classische schadet nicht! Nein, wahrlich, es schadet nicht, es läutert, es erbaut; es begeistert!'" Zu ihrem 12. Geburtstag hatte Marie Dubsky Schiller's Werke zum Geschenk erhalten, bei der Ordnung der Bibliothek ihrer Großmutter mit unermüdlicher Leselust und Lesekraft sich in Bücher aller Art versenkt. An ihrem 13. Geburtstage gelobte sie sich im Fichtenhain von Zdislavic, „einer stillen Raststelle, in der zarte südländische Pflanzen, Palmen, Ficus, Begonien, sich's wohl sein ließen unter nordischen Riesen", das deutsche Theater zu reformiren. Eingedenk dieses Vorsatzes saß Comtesse Marie dann an manchem Weiheabend „auf dem Bänkchen im Hintergrunde ihrer Stammloge, der Kopf brannte mir, meine Wangen glühten, ein kalter Schauer nach dem andern lief mir über den Rücken, und ich dachte mir: über kurz oder lang werden Deine Stücke hier aufgeführt, und Deine Worte werden von der Bühne wie Funken herab prasseln. Das waren Stunden! jede von ihnen befestigte meine Ueberzeugung, daß ich bestimmt sei, der Shakespeare des 19. Jahrhunderts zu werden." Epische und dramatische Entwürfe beschäftigten die Comtesse. Dämonischen Zauber übten auf die junge Dichterin die Verse und Schicksale Betty Paoli's aus. Immer wieder horcht sie Marie Kittl aus, die von ihrer Heimath — Betty Paoli war Vorleserin der Marschallin Schwarzenberg in Worlik — und in Paris im landsmannschaftlichen Verkehr mit Alfred Meißner Nachrichten aus erster Hand bekam, wo die Angebetete, „deren Gedichte man nur auf den Knieen lesen dürfe", weile. Und die Getreue berichtet ein Mal, daß sich Betty Paoli just in Venedig von den heillosen Nachwirkungen allzu starken Rauchens erhole. Ein ander Mal, daß der zweiundzwanzigjährige Meißner die Lyrikerin auch als Frau in sein Herz geschlossen, seine Werbung aber mit einem Gedicht „Zu spät" abgethan habe, das seinen Widerhall in ebenso betitelten Versen der Paoli gefunden habe. Marie Dubsky ruht nicht, bis sie — die später einmal diesen übertriebenen Geniecultus junger Mädchen für ältere Frauen als Kinderkrankheit belächelt — der Dichterin persönlich gegenüber steht. (Betty Paoli war dazumal in der vornehmsten Wiener Adelsgesellschaft viel gesehen, auch viel gesucht wegen ihrer Literaturvorträge.) Die Begegnung machte der Comtesse mehr Freude als der Gefeierten: Betty Paoli, die im Laufe der Jahrzehnte eine Lebensfreundin der Ebner, eine Fürsprecherin der Erzählerin werden sollte, verhielt sich dem ungemessenen Enthusiasmus der Comtesse gegenüber kühl, beurtheilte ihre lyrischen Proben wohl gar ablehnend. Der Schöpferdrang der Comtesse war aber nicht zu entmuthigen. Die Vier-

zehnjährige hatte in einem Briefe an die Kittl den Entschluß kundgegeben, entweder nicht zu leben oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten zu werden. Ein andermal schreibt sie: „Ich kann das Dichten nicht aufgeben, und wenn ich seine Liebe" — die Liebe ihres Vetters Ebner, der im Stillen ihr Verlobter war — „verlöre." Ueberschwänglichkeiten, die unsere wackere, nur ein Bißchen spießbürgerliche Marie Kittl mit den bestgemeinten, bogenlangen und doch fruchtlosen Mahnreden abwehren will. Comtesse Marie dichtet Epen aus der römischen Geschichte, dramatisirt Bulwer's „Eugen Aram" und Vigny's „Cinq-Mars", und Marie Kittl will sie zur Weisheit von Hölty's Mailied bekehren:

Drum werdet froh,
Gott will es so,
Der uns dies Leben
Zur Lust gegeben.
Genießt die Zeit,
Die Gott verleiht.

Marie Dubsky hat zu Pferde Anwandlungen vom Reitergeist und Reiterblut ihrer Vorfahren, und Marie Kittl predigt: „Je vous admire dans vos (?) bravour, mais je suis loin de les approuver; il faut de la prudence dans une femme et de tels exploits ne sont faits que pour les hommes." Die Comtesse leidet unter dem wachsenden Widerstand der Ihrigen gegen ihre — nur als dilettantische Schöngeistereien behandelten — dichterischen Versuche. Und Marie Kittl will der von weltschmerzlichen Gefühlen Heimgesuchten mit Trostsprüchen aus der moralischen Hausapotheke aufhelfen. „Dein Brief schnitt mir ins Herz, ich möchte so gern Alles für Dich thun, aber es scheint, daß ich den Stahl doch nicht recht kenne, der Dein Herz verwundet, Deine Seele so ruhelos gemacht. Du sagst, meine Marie, der Himmel hätte Dir vor Deiner Geburt schon das Kreuz auf die Stirn gezeichnet, sage das nicht wieder. Der gütige Gott hat Dich nicht auserkoren zur Marter. Wohl hat er Deine Mutter Dir geraubt, aber als Du kaum die Augen geöffnet; da Du die Seligkeit nicht kennen gelernt hast, von der eigenen Mutter großgezogen zu werden, kannst Du keine Vergleiche stellen." So geht der wunderliche Dialog fort: Marie Dubsky in immer heftigeren Ausbrüchen, Marie Kittl die Eine trockene Weise immer einförmiger herunterleiernd. Und doch begreift man, daß die liebebedürftige Comtesse der treuen, mütterlich gesinnten Freundin immer wieder ihr Leid klagt. Marie Kittl ist der jungen Künstlernatur, die sie so wenig versteht wie die Bruthenne das Schwanenjunge, von Herzen gut. Und ein Mal findet sie in aller Einfalt eine entzückende Frage, deren Lösung erst das ganze spätere Leben und Schaffen Marie Ebner's bringen sollte: „Du Liebling aller Herzen, wie machst Du es, daß man für Dich immer mehr hat als für die Anderen und Dich nie mehr vergessen kann?"

Die gleiche Frage beschäftigte, wie Marie Kittl richtig ahnte, längst einen Hauptmann, „einen Officier in mittleren Jahren, welcher in seine jugendliche Base etwas verbrannt war. Sie standen sich nahe, waren Geschwisterkinder, blutsverwandt. Sie wohnten in demselben Stadthause" — dem vorerwähnten

Rabenhause in der Rothenthurmstraße — „und sahen sich oft in demselben Landschlosse (Zdislavic). Als Student verbrachte dort der nachmalige Officier seine Ferien, als die kleine Base auf die Welt kam. Er hat sie oft auf seinen Armen herumgetragen, und sie als eine jüngere Schwester sehr lieb gewonnen. Sie wuchs heran," so erzählt Moriz Ebner in seinen Denkwürdigkeiten, „zu einem ernsten, sinnigen Mädchen, ohne andere als die herkömmliche gesellschaftliche Bildung, aber erfüllt von heißem Verlangen nach großen Thaten. Wie rührend waren die ersten Versuche, welche die des Französischen besser als des Deutschen Mächtige unternahm. Ihre Phantasie schlug goldene Brücken über den Abgrund, welcher noch das Wollen von dem Können trennte. Der Vetter, der gelehrte Studien trieb, wollte ihr geringes Wissen bereichern, benahm sich aber dabei sehr ungeschickt. Er unterschätzte die Einbildungskraft, er wußte noch nicht, daß nur der von ihr befruchtete Verstand das Höchste leistet. Seine jugendliche Base glich einem Bäumchen im Frühling, von dessen Blüthenzweigen tausendstimmiger Wohlklang niederschallt, und er dachte an Früchte, welche das Bäumchen tragen sollte. Sie war eine Libelle, welche eben erst ihre zarten Schwingen entfaltete, und er wünschte, sie möge sich gleich Schwänen und Condoren in die Lüfte erheben. Gott Amor," so schrieb Baron Ebner als Achtzigjähriger, „war ungehalten über solche Mißgriffe, aber sein edlerer Gefährte, der ernste Hymen, nahm sich des Bekümmerten an und schloß das Bündniß, welches dem Vetter und der Base während eines langen Lebens volle Befriedigung gewährte."

Bevor aber Comtesse Marie Dubsky Baronin Marie Ebner wurde, hatte sie in ihrem künstlerischen Berufe zwei Prüfungen zu bestehen, die bestimmend in ihre Entwicklung eingriffen. Die eine: die erste Bekanntschaft mit der „Delphine" der Staël:

„Lesen Sie das Buch heute," sagt die Hofräthin im „Kleinen Roman", „und Vieles wird Ihnen sentimental und veraltet erscheinen. Das immerwährende Niedertauchen in die eigene Seele, das Belauschen der eigenen Empfindungen, in dem besonders die Heldin sich gefällt, wird Sie ermüden, und dennoch, ich wette, aus der Hand legen Sie den Roman nicht gern. Die Menschen, mit denen er Sie vertraut gemacht, sind doch gar zu interessant. Diese Delphine ist gar zu herrlich in dem Glanze ihres weltumfassenden Geistes, gar zu rührend in der Naivetät ihrer großartigen Wahrhaftigkeit. So wirkt das Buch heute noch, — ermessen Sie, wie es auf ein neunzehnjähriges Mädchen wirken mußte, das zu einer Zeit damit bekannt wurde, in der die Sitten, die es schildert, noch nicht antiquirt waren und das Wort ‚romantisch' bei Weitem nicht für einen Tadel galt."

Im Vergleich mit dieser Dichterin kam sich Comtesse Dubsky mit ihrer Candidatur, die erste Dichterin aller Völker und Zeiten zu werden, vorläufig ziemlich aussichtslos vor. Desto froher war ihre Ueberraschung, als unversehens der größte Dichter des alten Oesterreich ein denkwürdiges Urtheil über ihre Anfängerarbeiten fällte. Gräfin Dubsky-Kolowrat wollte wissen, ob die poetischen Liebhabereien ihrer Stieftochter überhaupt der Rede werth wären, und schickte ein Heft Gedichte der Comtesse Marie an Grillparzer mit der Bitte

um sein Urtheil. Die Antwort, die vielleicht als Abmahnung, wenn nicht gar als Abschreckung vor ferneren Versuchen erwartet worden war, lautete:

Gnädige Gräfin! — — Die Gedichte zeigen unverkennbare Spuren von Talent. Ein höchst glückliches Ohr für den Vers, Gewalt des Ausdruckes, eine vielleicht auch nur zu tiefe Empfindung, Einsicht und scharfe Beurtheilungsgabe in manchen der satirischen Gedichte bilden sich zu einer Anlage, die Interesse weckt, und deren Cultivirung zu unterlassen wohl kaum in der eigenen Willkür der Besitzerin stehen dürfte.

Was noch fehlt, ist jene Reife, die den Dichter erst zum Künstler macht, jene durchgehende Verständlichkeit, die den Gedanken ungehindert auf den Zuhörer (oder wohl gar Leser?) überträgt. Junge Frauenzimmer sind jungen Männern im gleichen Alter an Verstand und Einsicht gewöhnlich um mehrere Jahre voraus; aber Eines fehlt ihnen, was uns unsere mitunter abgeschmackten methodischen Studien geben: Ordnung in den Gedanken. Daran fehlt es zum Theil in diesen Gedichten, namentlich wo sie zu schildern suchen und die Empfindung der Begebenheit störend in den Weg tritt.

So viel im Allgemeinen und in Eile. Vielleicht ist es mir gegönnt, Einzelnes und Näheres nachzutragen. Hochachtungsvoll ergebenster

Grillparzer.

Alles in Allem ein Lehrbrief, der sich sehen lassen kann. Er gereichte nicht nur der siebzehnjährigen Comtesse Marie Dubsky, er gereichte Marie Ebner zu dauernder, alle Fehlschläge und Kränkungen ihres späteren Lebens überdauernder Anfeuerung. Er ist überdies wiederum ein Beweis für die alte Wahrheit, daß der Schöpfer der neueren deutschösterreichischen Literatur zugleich auch der erste Kritiker Deutschösterreichs war.

II. Marie von Ebner-Eschenbach.

1. Baron Moriz Ebner-Eschenbach.

Ich wurde immer mehr von der Wahrheit durchdrungen, daß Lernen die größte Tugend und Lehren die größte Ehre sei.

Moriz von Ebner-Eschenbach: „Denkwürdigkeiten eines Veteranen".

Soldat und Gelehrter, Professor an der Ingenieur-Akademie und ein technischer Erfindergeist war der Mann, dem Comtesse Marie Dubsky das Jawort gab. Ein volles halbes Jahrhundert ist sie diesem Gatten in treuer Lebensgemeinschaft verbunden geblieben, und nach seinem Heimgang (1898) hat sie sein Andenken auf das Schönste geehrt durch die Veröffentlichung eines meisterhaften Auszuges „Aus den Erinnerungen des k. k. Feldmarschall-Leutnants a. D. Moriz Freiherrn von Ebner-Eschenbach". Als halberblindeter, hoher Siebziger schrieb und dictirte Baron Ebner diese mehrere Foliobände füllenden Denkwürdigkeiten und Reise-Erinnerungen in demselben, jedem Besucher Marie Ebner's wohlbekannten Zimmer im dritten Geschoß des Rabenhauses, in dem er seine Kinderjahre zugebracht hatte. Und ein Jahr vor seinem Tode ließ er bei Cotta zwei „seiner lieben Marie" gewidmete Altwiener Geschichten drucken, in denen der Greis kunstlos und

warmherzig von tiefgeprägten Jugendeindrücken erzählt. Zugleich bringt er — wie zuvor in seinen „Denkwürdigkeiten" — der Frau, die dem Namen Ebner-Eschenbach dauernde Geltung in der deutschen Dichtung gewinnen sollte, mit überströmendem Gefühle seine Huldigung dar. Aus diesen lauteren Quellen hat jeder Biograph Marie Ebner's zu schöpfen: durchsichtig bis auf den Grund spiegeln sie den Lebenslauf, das Lebenswerk und die reine Gesinnung des Redlichen.

Die Familie Ebner stammt aus Nürnberg. Dort ist sie seßhaft seit dem 10. Jahrhundert. Den Namen des naheliegenden Schlosses Eschenbach, das seit 300 Jahren in ihrem Besitz ist, hat sie dem Familiennamen als Prädicat beigefügt. Zur Zeit der Reformation trennte sich der katholisch gebliebene Zweig des alten Patriciergeschlechtes von dem zum Protestantismus übergetretenen Stamm und verlegte seinen Wohnsitz zuerst nach Schlesien, dann, als dieses Land preußisch wurde, nach Mähren. In Auspitz bei Brünn erwarb Ebner's Großvater Grundbesitz. In den Kriegsläuften verlor er sein Vermögen und wahrscheinlich auch sein Leben. Er blieb verschollen. Seine Wittwe hatte für drei Söhne zu sorgen. Der Aelteste bewirthschaftete nach Tilgung der Schulden geringe ihm verbliebene Grundstücke; die beiden anderen wurden nach Wien geschickt. Der Eine ließ sich anwerben und fiel als Fähnrich bei Hochkirch. Der Andere, nachmals der Vater unseres Ebner, kam als Lehrling zum Handschuhmacher Zallinger. „Das war der Beginn seiner Laufbahn. Beendet hat er sie als Feldmarschall-Leutnant, Ritter des Theresienordens und Prodirector des damals in hohen Ehren stehenden Ingenieurcorps." Zwei Tanten des Knaben, mittellose, doch fein gebildete, thatkräftige Damen, ruhten nicht, bis ihrem Bruderssohn ein von Verwandten gestifteter Freiplatz in der Ingenieurschule zugesprochen wurde. Nach Beendigung dieser militärischen Lehrjahre trat er ins Ingenieurcorps, focht, Schulter an Schulter mit dem jungen Radetzky, unter Laudon gegen die Türken, leitete später den Bau der Festung Josephstadt, kam 1790 als Localdirector nach Essegg, 1795 zur Rheinarmee. Bei der Belagerung von Mannheim commandirte er die erste Brigade: „bei der Belagerung der Festung," so sagt er selbst in seinem soldatisch kurzen Lebensabriß, „müsse er sich ohne sein Wissen ausgezeichnet haben, denn Se. Majestät geruhten, ihm durch den Courier das Maria-Theresienkreuz zu übersenden". Noch zwei Mal, 1805 und 1807, rückte er ins Feld. In Wien war er allmählich zum Feldmarschall-Leutnant und Leiter des Geniewesens aufgestiegen. Vorher ist schon berichtet worden, wie sein einziger Sohn, der Generalstabshauptmann Nikolaus v. Ebner, fiel und dessen Braut, Helene Dubsky, die zweite Gemahlin des Feldmarschall-Leutnants wurde. In seinem 65. Jahr gründete er sein neues Heim in dem Haus Nr. 6 auf dem Franciscanerplatz: dort hat der 1815 geborene Moritz v. Ebner seine glücklichen Kinderjahre verbracht. Der Mosesbrunnen, die Kirche mit den Herrlichkeiten des Hochaltars, der vergoldeten Brücke, von der der vergoldete Johann von Nepomuk in die vergoldete Moldau gestürzt wird; die grausigen Todtenschädel am Weihbrunnkessel des Kreuzganges; die reichgeschmückten Skelette in den Heiligenschreinen haben nicht nur die Phantasie des Knaben lebhaft beschäftigt: der

Greis hat sie in den „Denkwürdigkeiten“ und eindringlicher noch in der Novelle „Ein Wunder des heiligen Sebastian“ vergegenwärtigt. 1820 starb Ebner's Vater. Die Mutter war nun nur auf ihre Pension angewiesen. Unverzagt sorgte sie für den Knaben, den sie musterhaft, ohne andere Pädagogik als die Gewalt ihres lebendigen Beispiels erzog. Die Verdienste des Vaters kamen dem einzigen Sohne zu gute. Kaiser Franz ließ der Wittwe die Wahl zwischen einem Freiplatz in der Ingenieur- und der theresianischen Akademie. Die ängstliche Mutter entschied sich für das Theresianum, als die vermuthliche Pflanzstätte des Civildienstes. Aber der Militarismus steckte dem jungen Ebner im Blute. Seine Zeugnisse waren vortrefflich, er hatte Vorzugsklassen in allen Gegenständen: gleichwohl erklärte er seiner Mutter, er könne und wolle nur Soldat werden. Sein Onkel und Vormund Franz Dubsky willfahrte diesem Wunsche unter der Bedingung, daß Moritz seinen Beruf durch den Uebertritt in die Ingenieur-Akademie nachweisen müsse. Der Jüngling entsprach diesem Begehren. Er bewährte sich auch in der Militär-Akademie so tüchtig, daß er 1837 zum Ingenieur-Leutnant befördert wurde. Kurze Thätigkeit beim Bau der Olmützer Festungswerke machte ihm so wenig innere Freude, daß er sich um die eben ausgeschriebene Professur der Physik und Chemie in der Ingenieur-Akademie bewarb, die ihm 1840 zu Theil wurde. Der Neuernannte setzte sich im Officiersrock wieder auf die Schulbank. Er besuchte die Vorträge des Physikers Ettingshausen und des Chemikers Schrötter, trat in Baumgartner's gastfreiem Hause in anregenden Verkehr mit namhaften Naturforschern und hatte bald die Genugthuung, nicht nur als theoretischer Lehrer von älteren Kameraden, Stabsofficieren ꝛc. beachtet und gesucht zu werden: er war auch als Experimentator thätig und glücklich. 1846 erzeugte er, wahrscheinlich zuerst in Oesterreich, Schießwolle in seinem Laboratorium. Sein Eifer und sein Geschick blieben nicht unbeachtet. Feldzeugmeister Graf Caboga, der an Stelle des als Reichsverweser nach Frankfurt berufenen Erzherzogs Johann zum General-Genie-Director ernannt worden war, förderte Ebner's Bestrebungen. Und so gelang es den Bemühungen des (seiner Fachschriften halber von der Wiener Akademie zum correspondirenden Mitglied erwählten) Officiers nach Ernst Mach's Zeugniß „in ausgezeichneter Weise, 1. die veraltete Minenzündung durch die elektrische zu ersetzen; 2. die elektrische Telegraphie für den Felddienst verwendbar zu machen; 3. einen Scheinwerfer zu construiren, der dem Feind den Vortheil der ungestörten Nachtarbeit entziehen sollte.“ Achtung und Antheil der Besten im österreichischen Heer ist Ebner zu Theil geworden: Tegetthoff bezeichnete 1866 als kräftigstes Vertheidigungsmittel der bedrohten Seeplätze Ebner's dem Admiral seit Jahren wohlbekannte Seeminen. Der Kaiser verlieh dem Hochverdienten Orden und Würden. Er wurde im Laufe der Zeit Generalmajor und Geniechef beim Wiener Generalcommando. 1874 erfolgte, vorzeitig, vermuthlich in Folge pflichtgemäß abgegebener, freimüthiger Gutachten, seine Versetzung in den Ruhestand unter gleichzeitiger Verleihung des Feldmarschall-Leutnants-Charakters. Weite, bis nach Island und Persien ausgreifende Reisen, philosophische und geschichtliche Studien, literarische Arbeiten und Liedercompositionen beschäf-

tigten den Excellenzherrn in den ihm noch beschiedenen fünfundzwanzig Lebensjahren.

Mit diesem Manne trat Marie Dubsky am 3. Juli 1848 vor den Altar. „Im Revolutionsjahr," so heißt es in Ebner's Denkwürdigkeiten, „gab es zwei Bräute im Hause meines Onkels. Seine älteste Tochter Friederike vollendete ihr 19., Marie, die zweite, ihr 18. Lebensjahr. August Kinsky führte die erste und ich führte die zweite heim. Meine liebe, zaghafte Schwägerin heirathete einen unternehmenden Husaren-Rittmeister, die lebhafte, kühne Marie einen gelassenen Studiosus. Wir wurden beide in Zdislavic getraut. Hochzeitsreisen waren damals nicht üblich. So führte ich denn meine junge Frau nach Wien in ihr neues Zuhause. In einer stürmisch bewegten Zeit hatten wir es gegründet. So tiefer Friede in unserem Heime herrschte, so unruhig ging es in der Umgebung der hübschen Wohnung zu, die ich im Sternhof auf dem Jordansplatze gemiethet hatte, und die von unserer guten Mutter mit uns getheilt wurde. Im September brachte ich meine Frau, um mit ihr der Trauung ihrer Schwester beizuwohnen, nach Zdislavic. Wir waren noch dort, als die Kunde der am 6. October in Wien ausgebrochenen Revolution und der Flucht des Hofes nach Olmütz uns aufschreckte. Mein Oheim holte seine beiden Söhne, die Zöglinge der Ingenieur-Akademie waren, und meine Mutter von Wien ab." Die kaisertreuen Jünglinge, die bei Klosterneuburg über die Donau setzten, bekamen ihrer unverhohlen geäußerten schwarzgelben Gesinnungen halber unterwegs nicht unbedenkliche Händel mit den Radicalissimis. Von dem heimkehrenden Grafen erhielt Ebner die Nachricht von der gräßlichen Ermordung des Kriegsministers Latour (er wurde am 6. October bekanntlich vom wüthenden Pöbel aus dem Amtsgebäude gezerrt und „Am Hof" an einen Laternenpfahl aufgehängt). Die Kunde traf Ebner völlig unvorbereitet und verursachte ihm „den größten Schmerz, den er in seinem langen Leben erfuhr". Vier Jahre vorher hatte Ebner den Grafen Latour auf einer Inspectionsreise nach Dalmatien begleitet und sich an der gewinnenden Art des bedeutenden Mannes erbaut. Nur der edelste Patriotismus hatte Latour bewogen, das in diesen aufregenden Tagen doppelt schwere Amt des Kriegsministers zu übernehmen: Radetzky's Siege, Jellachich' Erfolge schrieb Ebner insbesondere Latour's Vorsorge zu gute. Unter dem Eindruck des furchtbaren Ereignisses eilte Ebner nach Wien. Seine junge Frau ließ er in Zdislavic zurück. Dort lag Alles in tiefster Ruhe. Die Landbevölkerung hatte den Gutsherrn festlich mit Banderien empfangen. Und wie harmlos selbst die Vorgeschrittensten in jener Gegend dachten, wie ganz vereinzelt Unruhen blieben, erzählt uns ernsthaft und launig ein Vierteljahrhundert später Marie Ebner in den Geschichten vom Grafen Rondsperg, in dem friedlichen Kanzleistreit der unbewußten Humoristen Mansuet und Schimmelreiter („Božena"). In Wien sieht Ebner auf den ersten Gängen durch die Stadt sofort, wie sinnlos die National- und Mobilgarde von Messenhauser befehligt wurde. Nach der Niederwerfung des Aufstandes führte Baron Ebner seine Frau und Mutter nach Wien zurück. Die Stadtwohnung, die der Diener hütete — Ebner hatte sich während der Revolution in seinem Laboratorium einquartirt —, war unberührt: „in dieser

erregten und gesetzlosen Zeit hatte nirgends eine Verletzung des Eigenthums stattgefunden. Aber lange war ihres Bleibens nicht in Wien. Die Ingenieur-Akademie war von Wien fort und — es stand geschrieben, daß Marie Ebner zeitlebens in ihrer Stammprovinz bleiben sollte — nach Mähren verlegt worden, „in die ehemalige Prämonstratenser-Abtei Klosterbruck. Der schöne und ausgedehnte Bau liegt an den Ufern der Thaya, eine Viertelstunde von dem Städtchen Znaim entfernt. Unsere Uebersiedelung war rasch bewerkstelligt. Wir bezogen eine hübsche Wohnung, die die Aussicht theils auf das Thayathal, theils auf den Garten der Akademie hatte." Ebner's chemisch-physikalisches Laboratorium war im Capitelsaal der ehemaligen Abtei untergebracht. „Das Leben in Klosterbruck war weit billiger als in Wien; wir kamen uns beinahe reich vor und hielten Wagen und Reitpferde. Oftmals erhielten wir lieben Besuch von Freunden und Verwandten." Reger Verkehr mit den Fachgenossen an der Akademie und anderen Genie-Officieren entspann sich. Nähere Beziehungen ergaben sich auch zu dem literarisch strebsamen Joseph Weilen, der als Infanterie-Oberleutnant Geschichte und Stilistik vortrug. Wenn Baron Ebner auf Reisen ging, um Fortschritte der militärischen Technik auf Weltausstellungen ꝛc. zu studiren, besuchte Marie Ebner den Vater in Zdislavic, ihre Schwester in Prag. Mitunter weilte sie auch in Wien, wo das Burgtheater seinen alten, für die mit immer neuen dramatischen Entwürfen Beschäftigte verdoppelten Zauber ausübte. Im Urtheil ist die zurückhaltende Baronin sicherer, schärfer geworden, wie das eine anmuthige Freundin mit Vergnügen wahrnimmt. Zeuge dessen die muntere Schilderung eines Redwitz-Kränzchens (am 4. April 1852 bei einem Herrn Fladung), wie sie sich in den mir handschriftlich anvertrauten Erinnerungen der Gräfin Louise Schönfeld-Neumann findet:

Dieser Fladung war ein Original, wie man sie heutzutage nicht mehr antrifft. Eine typische Figur von Alt-Wien. Ein Mann für Alles. Er ging auch von dem Princip aus, der Mensch könne Alles, was er wolle, aber schlecht. Nach dieser Theorie machte er Sculpturen, Bilder aus Rauch, schrieb eine Aesthetik für junge Damen mit Illustrationen, wobei er die Venus züchtig verhüllte. Er war eine providence für alle Erzieherinnen, hatte Zutritt bei allen Elevinnen, weil er immer etwas Lehrreiches in seinen tiefen Taschen barg. Darunter auch ein Etui mit Mineralien, sogar mit kleinen Edelsteinen, an denen er die Probe der Echtheit auf der Zunge machen ließ. Zu seinem Entsetzen wurde bei solcher Gelegenheit ein kleiner Diamant verschluckt. Die Missethäterin war die muthwillige, schöne, schwarzäugige Auguste von Schäffer, an die Grillparzer das Gedicht „Wintergedanken" gerichtet hat. Fladung's Gesicht war freundlich und rosig. Er hatte eine sehr hohe, glatte Stirne, die erst im Genick durch einen kleinen Kranz von Härchen ihren Abschluß fand. Die Augenbrauen bezeichnete je ein abstehendes Haar. Er sprach weich und süß. Dabei schob er die schwarze Hornbrille weit hinauf, so daß sie von der Stirne grell abstach. Er trug einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, weiße Halsbinde, weißes Gilet, das unter der zugeknöpften Taille seines kurzen Frackes lang herunter hing, und Sommer wie Winter Gummischuhe, so daß man ihn nie eintreten hörte. Dieser Mann genoß das unbedingte Vertrauen aller Mütter, die ihren Comtessen sogar erlaubten, in Begleitung der Gouvernanten Soiréen bei ihm besuchen zu dürfen. Da war denn immer für einen künstlerischen Genuß gesorgt. Zu einer solchen Soirée wurde auch ich eingeladen, um Oskar

von Redwitz kennen zu lernen. Dieser aber war nach Wien an die Universität berufen und sehr in der Mode. Seine „Amaranth“ zählte enthusiastische Verehrer, und er selbst, der sich gerade aus seinen religiösen Zweifeln heraus gerungen hatte, recitirte seine tendenziösen Gedichte mit wahrer Begeisterung. Sein Vortrag war vortrefflich, seine Empfindung echt, er fühlte sich selbst als Apostel, und sein schöner Kopf erhöhte die Wirkung. Sein Auditorium war entzückt, ich nicht minder, die Gouvernanten hauchten: „Es ist auferbaulich!“ Die kleine Marie Ebner saß neben mir, aus ihren Augen sprühte der Geist, sie sprach nicht — aus Bescheidenheit — aber ein kleiner Schelm in den Grübchen ihrer Wangen ließ mich ihre Gedanken über diese seichten Acclamationen errathen.

Fladung war gewiß niemals ein für sie maßgebender Kunstrichter, Redwitz ebenso wenig ihr Lieblingsdichter. Ohne Ueberhebung fühlte sie wohl an jenem Abend, daß sie ganz Anderes zu sagen und zu schaffen vermöchte als der Vielgepriesene, Vielgehätschelte. Denn nimmermüde lernte und arbeitete die zarte, schweigsame Dame in der Stille von Klosterbruck: von den Elementen der deutschen Sprachlehre und des Versbaus bis zu den mannigfaltigsten Gegenständen streng wissenschaftlicher Forschung blieb ihr nichts fremd. Unverdrossen widmete sie sich ihrer höchsten Aufgabe. Denn, wenn auch nicht mehr laut, wie in ihrer Mädchenzeit, im Stillen hielt sie an dem Gelöbniß fest, nicht zu ruhen, bis sie des Dichterkranzes würdig sei.

2. „Aus Franzensbad.“

> Weiter streben! — Ich hab's ausgesprochen, mein liebstes Wort, das herrlichste, schönste im ganzen Leben; das Adelsdiplom der freien Menschenseele, der edelste Begriff, den unsere Seele fassen kann, denn er schließt die erhabensten Fähigkeiten in sich: den reinen Sinn, der das Gute anerkennt, die Entschlossenheit, die es übt, die heldenmüthige Treue, die in ihm ausharrt.
>
> Aus Franzensbad:
> Sechs Episteln von keinem Propheten.

Marie Ebner ist eine Hausfrau, wie sie sein soll. Jeden Raum, in dem sie weilt, es mag ihr Wiener Heim, eine gemiethete Landwohnung, ein römisches Absteigquartier oder ein Hotelzimmer sein, macht sie sich still und rasch ganz unterthan. Blitzblank glänzt Alles, Glas, Bronce, Silberzeug. Blumen, Bilder und Bücher ordnet sie mit flinker Hand, Schreibtisch und Sessel rückt sie mit leiser Bewegung zurecht, daß es auf den ersten Blick aussieht, als wär's immer so gewesen und könnte nie anders sein, indessen man sich bei näherem Zuschauen sagen muß: so individuell kann sich nur diese einzige Persönlichkeit einrichten, so volles Behagen für sich und Andere nur — mit Gottfried Keller zu reden — „ein Gemüthswesen“ um sich verbreiten. Ohne viel Worte, mit einem kaum merklichen Wink der sanften Augen lenkt sie ihre Leute. Selbst wenn man sie nicht sieht, fühlt man sie überall in ihrer kleinen oder großen häuslichen Welt. Den Segen einer so ruhig und sicher in ihrem Hausstand waltenden vornehmen Dame hat Baron Ebner von Anbeginn seiner Ehe bis an das Ende seiner Tage dankbar empfunden. Marie Ebner hat den Sinn für wahrhaft aristokratische Umgangsformen auf die Welt mit-

gebracht. Die ganz auf das Aeußerliche gerichtete Comtessenerziehung hat diese tief innerliche Natur gefördert, nicht geschädigt. Die peinlichste Etiquette hat sich bei ihr in wahre Höflichkeit des Herzens umgesetzt. Im Leben wie in der Kunst ist sie in die Poesie der Form eingedrungen.

In jungen Tagen hat sie streng, bisweilen überstreng auf die Gebote der Eleganz geachtet. Moriz Ebner erzählt, daß er mit seinem Onkel, seiner Schwägerin und seiner Braut einmal bei einem Ausflug in den berühmten Eisgruber Park des Fürsten Liechtenstein an der Bahnstation Lundenburg keinen anderen Wagen auftreiben konnte, als einen armseligen Einspänner; Comtesse Marie verzog den Mund ein wenig, und ihre Verlegenheit wuchs, weil zufällig der Staatsminister Graf Stadion ihr Reisegefährte in demselben Waggon gewesen war. Große Entrüstung erfaßte die Comtesse angesichts der elenden Fuhrwerke. Wie aus einem Munde erklärten sie, in einen so miserabeln Wagen nicht einsteigen zu wollen. Da sagte Graf Stadion: „Steigen Sie nur getrost ein, meine Damen, ein Gefährt, das Sie benützen, wird zur Staatscarosse.“ Das Wort ist wie auf Marie Ebner gemünzt. Sie war niemals hoffärtig; sie ist und war eine große Dame, die Alles, was sie berührt, zu adeln vermag. Wer jemals über ihre Schwelle, in ihren Kreis getreten, wurde dessen inne. Sie verblüfft heute auf dem Gipfel ihrer Kunst so wenig als in den Anfängen ihrer Arbeit durch Aeußerlichkeiten. Nirgends ein durch Tapezirerkünste und Atelierscherze herausstaffirtes Studio. Ein paar Familienbilder, obenan das ihrer Mutter, ein paar Porträts ihrer Lieben, Moriz Ebner und Ida v. Fleischl, schauen auf ihren Schreibtisch herab. Ringsum, wohin das Auge blickt, Bilder des nachwachsenden Geschlechtes, die Photographien ihrer Neffen und Großneffen, denn, wie es in einem ihrer Gedichte heißt, „die Kinderlose hat die meisten Kinder“. Eine zärtlichere und fürsorglichere Tante und Großtante, eine hülfreichere mütterliche Freundin ist nicht leicht anzutreffen, eine erfindungsreichere Weihnachtsfee für arme und verwaiste Kinder kann es nicht geben. Wie mit so vielem Anderen hat sie sich schweigend damit abgefunden, daß ihr Kindersegen versagt blieb. Nur ein Spruch in ihren Aphorismen führt vielleicht auf die Spur, wo und wie sie Trost gefunden hat. „Es gibt eine nähere Verwandtschaft als die zwischen Mutter und Kind: die zwischen dem Künstler und seinem Werke.“ Diese dämonische Schöpferlust und Schöpferfreude hat Marie Ebner von früh auf gekannt. In gebundener und ungebundener Rede gedenkt sie dieses Incubus. Sie mußte dichten in ihren Mädchentagen. Sie mußte dichten in allen Zeiten ihres späteren Lebens, unbeirrt durch die Gleichgültigkeit ihrer Umgebung, unberührt durch wohlwollende Vorstellungen und übelwollende Sticheleien, die ihr Streben nur als unzulänglichen Dilettantismus abthun wollten. Marie Ebner hat zu Beginn ihrer Ehe ihre Repräsentationspflichten so wenig als irgendwann sonst leicht genommen oder vernachlässigt. Alles ging glatt, nett, geräuschlos seinen gewiesenen Weg. Sie fand Muße zu Allem. Auch zu ihren Liebhabereien. Die eine, die im Mittelpunkte ihrer Geschichte „Lotti die Uhrmacherin“ steht, hegt sie seit ihren Mädchentagen. Mit sicherem Sachverständniß bildete sie sich zu einer fachmännisch geschulten Kennerin heraus, deren Urtheil für

Antiquare buchstäblich Goldes werth ist; mit verdientem Finderglück brachte sie eine Uhrensammlung zu Stande, die sie vor Jahr und Tag in einer gelehrten Monographie gravitätisch — bei dieser Humoristin selbstverständlich nicht ohne ein scherzando auslaufendes Finale — beschrieben und jeder Zeit mit einer Liebe gepflegt hat, als ob alle diese Nürnberger Eier, die Ring-, Lauten- und Spieluhren ihres Herzens leibhaftige Geschöpfe wären.

So tief all' diese Neigungen und Beschäftigungen aber auch gehen: ihr eigentlicher Lebensinhalt blieb der Dienst der Kunst, der sich unsere Dichterin von früh auf geweiht. In Klosterbruck, wie ehedem in Zdislavic, las und schrieb und studirte Marie Ebner „mit dem Ernste, den keine Mühe bleichet". Wie viel Gedichte und Stücke sie in jenem Jahrzehnt von 1848—1858 begonnen und vollendet, weiß sie heute selbst kaum mehr. Wie viel von den Vorwürfen jener Werdezeit in den Werken der Meisterzeit auflebten, vermögen wir nicht zu sagen. All' das ist verloren oder im Zdislavicer Archiv vergraben. Und nur ein freundliches Ungefähr hat uns kürzlich das erste Büchlein in die Hand gespielt, das Marie Ebner 1858 anonym in die Welt gehen ließ: „Aus Franzensbad. Sechs Episteln von keinem Propheten" heißt das schlanke Sedezheft von 150 Seiten, vor dem mich alte, nahe Freundinnen der Dichterin als vor einem verfehlten, gar nicht lesenswerthen Erstling warnten. Ein Werklein, dessen Titel die Ebner nicht einmal nennt in der wehmüthigen Wendung ihrer Erinnerungen: „Dreißig Jahre war ich alt geworden und hatte noch nicht einmal etwas für die Sterblichkeit gethan und noch nichts zur Veröffentlichung gebracht als ein kleines Bändchen, das erheiternd wirken sollte. Es hat aber Niemand erheitert und Einen tief verstimmt — meinen armen Herrn Verleger." Nach alledem hatte ich die „der lieben Reisegefährtin" — es war die Frau eines Collegen von Moriz Ebner, Professor von Tunkler an der Militärakademie — zugeeigneten Episteln mit geringer Vormeinung in die Hand genommen. Je länger ich aber las, desto vergnügter befreundete ich mich mit der Humoreske, in der hinter allen Schwänken der gehörige rechte Lebensernst steht.

Die Entwicklung der Schnurre ist altväterisch: Briefwechsel zwischen einem pedantischen Arzt und seiner frohsinnigen Patientin. Der Doctor verordnet dem Weltkind Franzensbad. Immerhin. Zuvor will die Dame eine unterhaltende Reisebeschreibung lesen. Der dienstwillige Arzt bringt einen Stoß Schmöker, in denen die Lachlustige sofort die wunderlichsten Stilblüthen entdeckt, z. B.: „Treten üble Zufälle, als Erbrechen oder dergl., ein, so offerire man dies allsogleich dem Arzte." Auch gelehrte Monographien finden keine Gnade vor der Ungeduldigen: „Handbücher! Doctoren! Damit verschonen Sie mich! Ein Unterhaltungsbuch möchte ich haben, von keinem Doctor, von einem Dichter geschrieben." Je verdrossener der Arzt erklärt, derlei gäbe es nicht, desto begehrlicher wird die Dame, bis der Doctor zuletzt ärgerlich meint: „Ein Buch, wie Sie es wollen, müssen Sie selbst schreiben, auf die Gefahr hin, daß es Niemand liest wie Sie." Die Dame nimmt die Herausforderung an: ihre Reisebriefe und die lehrhaft zurechtweisenden Antworten des Doctors machen seinen Inhalt aus.

Klagen über die damals in Wahrheit noch argen Reisestrapazen, Spottreden über die Postarche, die lebensgefährliche Reisekost, Caricaturen der Reisegenossen werden von Satiren aller — vor fast fünfzig Jahren — noch scharf geschiedenen Classen der Badegesellschaft abgelöst. Eine gelungene Parodie der „Geist-Reisenden", der Zwangs-Witzbolde von Beruf, der Mode-Feuilletonisten, die Marie Ebner neuerdings in den neunziger Jahren im „Bertram Vogelei" hänselt, ergötzt uns. Der schwarze Humor der Moorbäder wird anschaulich geschildert, die Komik des winzigen Theaters, in dem man nur die Füße, nicht die Köpfe der Darsteller sieht, dem Wiener Ballet als Muster vorgehalten: dessen Koryphäen sollten längst nur noch die Beine zeigen, weil die Zeit ihrer Gesichter längst um ist. Die Unart der Kurgäste, Wannen und Zäune zu bekritzeln, gibt unserer Humoristin Anlaß zu einer schelmischen „Geschichte der deutschen Heckenliteratur" von den Runen bis „Ueber allen Wipfeln ist Ruh". Der Besuch des nahe gelegenen Eger und des Hauses, in dem Wallenstein ermordet wurde, veranlaßt die Briefschreiberin, ihrem gerechten Aerger Luft zu machen darüber, daß diese geschichtlich denkwürdige Stätte in eine gemeine Schreibstube umgewandelt wurde, so daß noch nach Wallenstein's Tod „die Canzellei" über den von Marie Ebner verherrlichten, ihres Erachtens von Schiller zu hart beurtheilten Heldengeist des Friedländers siegt.

Am unmittelbarsten spricht indessen die Achtundzwanzigjährige zu uns in ihren Zornreden über die Entartung der Gesellschaft. Schlimm kommt die Prahl- und Prunksucht des Geldadels fort, die Damenclasse, „die ihren indischen Shawl trägt, ohne eine Ahnung davon zu besitzen, daß nichts von wahrer Eleganz entfernter sei als der Luxus der Gemeinen". Doch wenn möglich noch schärfer geht sie ins Gericht mit der Art von Wiener aristokratischer Élégance, der sie später in der Sportcomtesse „Muschi" den Spiegel vorgehalten hat:

Ihr Inbegriff ist tadellose Toilette, ein Auftreten, so sicher, daß es nur aus jener grenzenlosen Ignoranz in Bezug auf fremdes Verdienst entspringen kann, die von diesen großen Kindern mit in das Grab genommen wird, und das völlige Aufgeben jener mädchenhaften und reizenden Befangenheit, ohne welche unsere altväterischen Dichter keine deutsche Frau und Jungfrau beschreiben, ohne deren Ausdruck unsere alten Meister keine Madonnen malen mochten. Zu ihnen gehören ferner: Unhöflichkeit gegen Alle, welche nicht zu der eigenen Coterie zählen, und wäre man ihnen verpflichtet, und wäre man ihnen verwandt, ein Sarkasmus, der sich am leichtesten von den Seichtesten erlernen läßt, und (aber schon in selteneren Fällen) die Fertigkeit, dieselben Albernheiten in verschiedenen Sprachen zu sagen. Sie tadeln die Härte dieses Urtheils? Sie fragen, mit welchem Rechte ich so spreche, Doctor? Mit dem Rechte der Wahrheit, das Jeder, der sie redlich suchte und erkannte, ansprechen soll und darf, wenn er auch noch so gut weiß, daß seine Stimme gleich sei mit der Stimme in der Wüste; mit dem Rechte einer Frau, welche die Fehler ihrer Standesgenossinnen einsieht und beklagt, die in ihnen den Funken wecken möchte, der einstens zu hoher Flamme aufgelodert und jetzt unter der Asche der Gewöhnlichkeit zu verglimmen droht, den Funken echten, edlen Stolzes, das herrliche Gefühl des eigenen Werthes — freilich ein Gefühl, welches erst errungen werden muß, das nicht angeboren sein kann, nur erworben, denn es ist nicht Gegebenes wie die Geburt, sondern das schöne, glorreiche Zeichen, welches das Bewußtsein der eigenen Leistungsfähigkeit, die Ueberwindung vieler Kämpfe auf die Seele des Strebenden geschrieben. Gelitten muß der Mensch haben und gedacht, den es erfüllt mit seinem wunderbaren Segen.

So hohen Maßstab darf an den Adel anlegen, wer selbst seine Aufgabe in so hohem Sinn sich setzt wie Marie Ebner. Und als Gegenstück ihres socialen Lebensprogramms erscheint das literarische: die humoristische Epistel über die Unbill, die dem schweigenden Verdienst der deutschösterreichischen Dichtung zu jener Zeit im Reiche angethan wurde. Alle Despotieen, so scherzt die Briefschreiberin, sind aus der Mode gekommen; die Kaiser, Könige, Fürsten haben sie aufgegeben: „ich aber will das Gesetz sein und die eminent dictatorisch-tyrannische Stellung, deren ich bedarf, um mich zufrieden zu geben, ist die eines Kunstkritikers — in unseren Tagen die einzig unumschränkte der Welt; die einzige, die ihren Träger mit dem Glorienschein absoluter Gewalt umgibt. Das fürstliche ‚Wir‘, wer darf es führen?“ Die Regenten und die Recensenten. Bei Jenen bedeutet es: ‚Ich und meine Minister‘. Bei diesen: ‚Ich und die Aesthetik‘. Vorausgeschickt ist dieser Parabase eine „Morgenaudienz, wie ich sie als Zeus Gervinus ertheilen würde“:

Zeus Gervinus (allein; es klopft): Wer ist's? — **Eine Stimme:** Die österreichische Muse bittet um gnädiges Gehör. — **Zeus Gervinus**: Kenne keine österreichische Muse. — **Oesterr. Muse** (tritt ein und beugt das Knie): Lerne mich kennen, Großer, Unfehlbarer, Allwissender! — **Zeus Gervinus**: Ich lerne nicht mehr; ich lehre. — **Oesterr. Muse:** Wolle Dein Angesicht zu mir wenden, auch ich habe unsterbliche Söhne geboren. — **Zeus Gervinus**: Bäuerle und Nestroy meinst Du? — **Oesterr. Muse**: O Herr! Herr! Noch leben Grillparzer und Halm, auch Heb . . . . . — **Zeus Gervinus**: Nicht für mich. — **Oesterr. Muse**: Du bist unbeugsam. Warum, o mein Gebieter? — **Zeus Gervinus**: Höre, ich antworte Dir durch den Mund Deines Stiefsohnes Scholz. Er schlug einst einen schwächeren Nebenmenschen. „Warum schlugst Du ihn?“ fragt ein Vorübergehender. „Weil er ein Böhm' ist!“ antwortet der große Komiker. — Du weißt genug. Enthebe Dich. — **Oesterr. Muse**: Herr, ich sollte Dich nur noch fragen, ob Heb . . . — **Zeus Gervinus**: Enthebe Dich, kleine Unbekannte. — **Oesterr. Muse** (unter vielen Bücklingen ab, bei Seite): Es muß doch nichts an mir sein, sonst würde ich nicht hinaus gewiesen.

Die Hohnrede ist gepfeffert, auch nicht durchaus begründet: über Hebbel hat Gervinus gesagt, man müßte keinen Sinn zum Vergleichen haben, wenn man nicht anerkennen sollte, daß er wie ein Baum unter dem vielen Gestrüpp unserer Dramatiker hervorragt. Gleichwohl ist der Unmuth der begeisterten Anhängerin Grillparzer's erklärlich: wie gröblich wurde er durch die maßgebende Kritik im Reich verkannt und verdunkelt. Seither ist es anders geworden. Nicht zum Wenigsten dank der Ebner, die heute in ganz Deutschland in verdienten Ehren steht, wie Grillparzer und Raimund, Anzengruber und Rosegger, Stifter und Feuchtersleben, Betty Paoli und Lenau, Anastasius Grün und Ferdinand von Saar und so manche andere Götterkinder der ehedem so schnöde mißachteten deutsch-österreichischen Muse. Diesen mächtigen Umschwung durfte die Dichterin mit heraufführen, weil sie — so rasch und hoch sie in ihren folgenden Leistungen über ihre Erstlingsschrift hinauswuchs — in Kunst und Leben deren Grundgebot erfüllte: „Weiterstreben, also seinen Standpunkt immer verändern, immer neue Gegenstände erblicken, immer reinere Aussicht gewinnen; in ihm liegt das Glück, liegt der Friede, nicht im Erreichen; dieses ist nur ein Moment, jenes ist die Dauer.“

Die Petersinsel.

(L'île de Saint-Pierre.)

Ein Bekenntniß Rousseau's des Jüngeren.

Herausgegeben

von

Ferdinand von Hornstein.

(Schluß.)

Unterdessen war es Frühling geworden, und eine unbestimmte Sehnsucht, die mich in die Ferne zog, wechselte mit der bestimmten, die mich in der Stadt festhielt. Ein größeres Bild, an dem ich die letzten Monate gearbeitet, war auch fertig, und so lag die Zukunft frei und sonnig vor mir, wenn ich mich nur von dem Schattenleben hätte losreißen können.

Auch Irene sehnte sich fort, mehr als je. Es zog sie nach dem Süden, als ob dort ihre Welt gewesen wäre. Sie fühlte immer mehr, daß nun eine Entscheidung fallen müsse, daß sie mich so nicht mehr lange halten könne. Wenn ich aber fort wäre, dann würde ich selbst das Licht und die Wärme sein, nach der sie sich sehnte, und dann könnte sie mir nicht mehr widerstehen. Dann trennte uns das wirkliche Leben nicht mehr und schützte sie, und wenn dann wieder die langen Nächte kämen und die einsamen Tage und ich ihr riefe, dann hätte sie keinen Willen mehr und müßte vergehen vor Sehnsucht.

Sie sagte zwar von all' dem nichts. Aber daß sie so dachte, ging aus dem letzten Brief hervor, den sie mir vier Monate später schrieb, und was sie litt, konnte ich schon aus ihrem nächsten Brief entnehmen. Damals fühlte ich nur, daß mich mein Abschied ihr näher bringen müsse, und darum sprach ich absichtlich viel von meiner Reise und schob den Termin nur immer wieder hinaus.

Endlich konnte ich eine weitere Verzögerung nicht mehr begründen — ich hatte auch schon Verfügungen wegen meiner Briefe getroffen — und entschloß mich, unwiderruflich an einem festgesetzten Tag zu reisen. Ich machte mit

Irene aus, sie noch ein Mal vorher zu besuchen, besann mich aber plötzlich eines Besseren und reiste am selben Tage, an dem sie mich sicher erwartete, ohne sie noch zu sehen, in der Frühe ab. Ich schrieb ihr nur noch einen Abschiedsbrief, den ich im Tone übermüthigen Galgenhumors hielt, und schickte ihn eine Stunde vor meiner Abreise durch einen Dienstmann in ihre Wohnung.

Ich schrieb darin nur von Frühling, Freiheit und neuem Leben, wie wenn ich schon alle Brücken hinter mir abgebrochen hätte, und doch stand ich noch fünf Minuten vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhofplatze in einer unbestimmten Erwartung, als ob ich Irene noch ein Mal sehen müßte und vorher nicht abreisen könnte. Das Grausamste aber an dem Briefe war, daß ich auch von neuer „Liebe" schrieb und dabei das Wort durch ein Dutzend eingeschobener „e" so dehnte, daß es allein eine Zeile einnahm. Auch durch die Schrift ging ein so kühner Zug der Freiheit, besonders in meiner Unterschrift, als ob ich statt auf meinen Koffern auf den Barricaden gestanden hätte. Nur am Schluß, ganz nebenbei in der Ecke, fügte ich in Miniaturschrift meine wahrscheinliche nächste Adresse bei, falls die Adressatin mir zu schreiben wünschte.

Als aber der Zug langsam hinaus fuhr, immer weiter von Irene fort, die ich nicht mehr gesehen hatte, wurde mir sehr flau in meinem Freiheitsgefühl. Ich suchte die wenigen freundlichen und milden Stellen aus meinem Briefe mir ins Gedächtniß zu rufen und tröstete mich damit, daß wenigstens meine Adresse angegeben war. Irene hatte ich schon eine Woche früher zu überreden gesucht, daß ich ihr meine Briefe an eine andere Adresse, am liebsten postlagernd, schicken dürfe. Aber sie war nicht dazu zu bewegen. Jeder praktischen Maßregel, jedem Schritt, der außerhalb ihres gewohnten Geleises lag, setzte sie einen unbegreiflichen Widerstand entgegen, so daß ich glaube, sie fürchtete sich vielmehr vor der Form, unter der sie ein Unrecht begehen sollte, als vor der Idee des Unrechts selbst[1]).

* * *

Als ich in Genua ankam, war meine erste Frage im Hotel, ob kein Brief für mich da sei. Ich fand aber keinen vor, ich war auch erst zwei Tage von Hause fort.

Ich fühlte mich sehr einsam, und die lange Straße mit den düsteren Palästen, in der mein Hotel lag, kam mir fast endlos vor. Ich hatte Genua immer für eine der melancholischesten Städte gehalten, aber so trübselig war sie mir nie erschienen. Es regnete in Strömen, und die engen Gäßchen, die sich zwischen den hohen Häusern zum Meere hinunter ziehen, sahen wie Abzugskanäle aus. Alles war grau, die Häuser, das Meer, der Boden. Und der Himmel war durch schmutzige Wäsche verhängt. Ich fühlte mich so eng im Freien, daß ich in einen alten Palazzo ging, um wieder einmal den Ein-

---

[1]) Alle Frauen.

druck der Oede und Leere zu bekommen. Da verstand ich erst die Anlage der Stadt, und warum die Leute, obgleich sie nichts thaten, doch immer in Bewegung waren, weil es sie immer wieder aus den Häusern auf die Straße, und von der Straße in die Häuser trieb. Es ging mir ja auch so. Nach fünf Minuten wurde ich so marmorscheu und fror dermaßen an Leib und Seele, daß ich wieder ins sogenannte Freie flüchtete[1]).

Das war also das neue Leben, die erträumte Freiheit! Und ich konnte nicht fort, weil ich den Brief erwartete.

Mir fiel wieder eine Unterhaltung ein, die ich einmal nach einer italienischen Reise mit einer älteren schöngeistigen Dame hatte, die den ganzen Vatican auswendig konnte, aber zu Hause nie in ein Museum ging. Ich erzählte ihr, daß ich die ganze Reise über krank war, unausgesetzt schlechtes Wetter hatte und noch dazu von Hause lauter unerfreuliche Nachrichten bekam. Aber sie ließ sich nicht aus ihrer Verzückung bringen und rief nur immer mit verglasten Augen: „Ach Italien! Wie Sie zu beneiden sind. Sie wissen gar nicht, wie gut Sie es haben."

Ich sagte nur: „Ja, Sie haben Recht." Denn ich wußte wirklich nicht, wie gut ich es hatte. — Und jetzt ging es mir wieder gerade so gut.

Zum Glück, d. h. für meinen damaligen Zustand, bekam ich nach zweitägigem Aufenthalt den Brief, und der brachte mir Wärme, mehr als ich hoffte und ertragen konnte. Die plötzliche Trennung hatte die Wirkung auf Irene gehabt, die ich voraus gesehen. Ihr Brief war ganz Seele, Vibration, Nerv. Sie überließ sich völlig dem Augenblick, ihrer sehnsüchtig verlangenden Natur. Sie dachte nicht mehr an sich, sie wollte mich glücklich machen, sie gehörte mir, und ich — war in Genua. Der Brief lautete:

„Nun sind Sie noch eine Stunde hier — dann dürfen Sie fort — Sie sind der Glücklichere von uns beiden — ach fort, fort in Wärme und Sonne! Und zu neuem Leben! Dürft' ich das, ich glaube, ich würde wahnsinnig vor Freude! — Nun bleib' ich wieder eingesperrt als Gefangene da. Wie lange man so etwas ertragen kann? Wie Blei liegt es mir in allen Gliedern, es ist so kalt hier, und ich bin wieder so allein. — Nun zieh' ich mich an und gehe zum Bahnhof und schaue, ob ich noch einmal Sie sehe, vielleicht so wie ich Sie so gerne mag.

Aber an den Zug komm' ich nicht, — Sie werden gewiß begleitet, und da könnt' ich Ihnen unbequem sein. — Und sind Sie allein, so steig' ich mit ein. Nun geh' ich.

Montag Nacht.

Der gefangene Vogel braucht nur ein Mal einen kühnen Flug zu wagen, um aus der lichten Himmelsbläue herunter zu stürzen ins elende Einerlei. Wie eilt' ich nach dem Bahnhof, wie wünscht' ich Sie noch zu sehen — wie voll war mein Herz, ich flog nur so hin, da, am Portal, taucht plötzlich der Kopf

---

[1]) Aus dieser Schilderung sieht man, daß die Liebe nicht nur auf den Geist, sondern auch auf den Schönheitssinn einen nachtheiligen Einfluß ausüben kann.

meiner Freundin auf, da war Alles fertig. Hundert Fragen, was ich am Bahnhof wollte. — Ach, was ich wollte! —

Dann ging es heim mit lahmen Schwingen und gesenktem Kopf — 11 Uhr 15 Minuten — ich hörte wie der Zug hinauszischte — da gingen Sie hin in die goldene Ferne. —

Sie Glücklicher! Wo sind Sie diesen Abend? — Ich weiß, daß Sie jetzt an mich denken, ich fühl' es so gut, mir wird warm dabei. Wär' ich jetzt mit Ihnen, ich bin sicher, Sie würden lachen, und wir wären doch endlich glücklich und nicht enttäuscht. — Wie muthig ich jetzt bin! Macht es Sie nicht lachen? Ich fürchte mich jetzt nicht mehr vor Ihnen. Ich möchte Sie sehen, Sie hören, Sie glücklich machen. — Es war mir oft so, wenn Sie fern waren, daß ich ganz Ihnen war, und wenn Sie dann kamen, da war mir so bang, dann konnte ich kein Wort sagen, fürchtete mich wie ein kleines Kind. Und wenn Sie mich dann quälten, das that so weh — da ging es mir wie der Mimose, wenn man sie berührt, da krampfte sich Alles zusammen, und ich konnte gar nichts mehr sagen. — Ihren Brief beantworte ich heute noch nicht, da sind auch Stellen darin, die weh thun, und heute will ich nur Weiches und Liebes um mich haben, — hab' ich doch schon genug gelitten heute! — Und da will ich mir so einen Schimmer von Glück bewahren, nur Liebes und Schönes denken und nun zur Ruhe gehen mit einem Gefühl, als gäbe es für mich doch auch noch vielleicht ein Glück! — Ach — Und Sie träumen schon vom tiefblauen Himmel und dem neuen Leben. — Gute, gute Nacht! Sie haben Recht, Sie sind doch der Stärkere. Das sehen Sie aus dem, was ich Ihnen schrieb. — Aber Sie konnten doch nicht mit mir brechen. Als ich Ihren Brief las, suchte ich fiebernd nach einem Worte: ‚Schreibe mir!' Und wie dann die harten Worte kamen und ich fast verzagen wollte, da las ich's und jubelte! — Und jetzt gute Nacht — Du!"

Der Brief wirkte auf mich wie Haschisch.

Liebe, Schmerz, Leidenschaft, Mitleid, Reue, Wuth, Sehnsucht und heiße Begierde befielen mich in der Trübseligkeit des genuesischen Regentages und der wehrlosen Unthätigkeit des Hotellebens und vermischten sich in meinem Gehirn zu einer nervösen geistigen Sinnlichkeit, die, weil sie ihr körperliches Object nicht mehr hatte, nun mit Worten, Vermuthungen, Auslegungen und Vorstellungen die tollsten Orgien trieb. Jeder Widerstand, den meine Phantasie an der Wirklichkeit gefunden, war jetzt weggefallen, und da ich auch bei Irene nur wieder auf die Phantasie wirken konnte, so nahm ich an, daß es für sie ebenfalls keine Schranken mehr gab. Wenn ich mich darum schon in der Wirklichkeit nicht ausleben [1]) konnte, so wollte ich es wenigstens in der Phantasie um so ungezügelter. Dazu kam noch eine gewisse Vorliebe von mir für psychologische Experimente und der Sport, Lagen und Verwicklungen herauf

[1]) Jetzt hat er ja das Wort.



zu beschwören, deren Lösung sich nicht voraussehen ließ. Es war dies eine Art geistigen Hazardspiels, das mir mehr zusagte als das am grünen Tisch [1]).

Ich setzte mich also in den Schreibsalon und warf Alles, was mir in der Stimmung, in der ich mich befand, durch den Kopf ging, die ganze Ausgeburt einer tollen bacchantischen Phantasie, aufs Papier. Es waren, glaub' ich, an 25—30 Seiten [2]), die ich so athemlos ohne Unterscheidungszeichen in der kürzesten Zeit hinhetzte. Als ich zu Ende war, oder vielmehr das Papier, las ich den Brief nicht einmal mehr durch. Er sollte so heiß, als er aus dem Blute kam, in den Briefkasten, und ich brachte ihn selbst hin, im Laufschritt, damit ich nicht, einer besseren Einsicht folgend, ihn noch vorher vernichtete. Ich werde nie den dumpfen Laut vergessen, als das schwere Briefpacket im Kasten innen aufschlug und der Würfel gefallen war.

Schon gleich darauf reute mich der Brief. Wer konnte wissen, in welcher Stimmung er sie treffen und was sie sich dabei denken würde? Und wenn auch Alles gut abliefe, was war seine Folge? Eine neue, noch größere Quälerei für beide Theile. Ich ärgerte mich und kam in einen Zustand nervöser Spannung. Um mich zu zerstreuen, beschloß ich, nicht gleich nach Florenz zu reisen, wohin ich die Antwort auf diesen Brief bestellt hatte, sondern, bis dieselbe eintreffen konnte, mir noch das Leben und Treiben in Monte Carlo, dem Glanzpunkt der europäischen Goldküste, anzusehen.

Aber auch dort auf der herrlichsten Terrasse der Welt ward ich mein unbehagliches Gefühl nicht los, und ich nahm mir deshalb vor, meine Phantasie, statt sie unstet über das Meer hinschweifen zu lassen, mehr auf einen bestimmten Gegenstand zu richten. Ich ging darum ins Casino und setzte die Nummer 23, ihr Alter. Seltsamer Weise gewann ich in einem kurzen Zwischenraum zwei Mal mit der Zahl. Dieses Mittel half. Mein Gemüth und meine ganze Weltanschauung wurden freier und leichter. Es gibt ja ebenso viel rouge als noir in der Welt, sagte ich mir, und wenn man's im Großen nimmt, gleicht sich Alles wieder aus. Man darf nur nicht eigensinnig wie die Optimisten und Pessimisten immer auf rouge oder immer auf noir setzen.

Als ich den Spielsaal wieder verließ, hatte ich zwar wieder meinen Gewinnst und ein paar Louis dazu verloren, aber dafür eine heitere Anschauung aller Dinge gewonnen.

Ich legte mir jetzt auch für Irene einen neuen Spielplan zurecht. So konnte ich nicht weiter verdoppeln. Der letzte Brief war schon das Maximum. Ich wollte überhaupt keinen bestimmten Gewinn mehr erzielen, sondern ganz gemüthlich ohne Aufregung hie und da einen Einsatz machen und mehr Werth auf das Spielen selbst legen. Dann würde ich mich über jeden Gewinnst freuen, auch über den kleinsten, indem es mir ja nur darauf ankäme, daß ich gewänne, nicht was ich gewänne.

---

[1]) Also Spieler war er auch.

[2]) Da das Papier dem Hôtel gehörte, brauchte er ja nicht zu sparen.

Diesen vernünftigen Vorsatz suchte ich praktisch dadurch zu unterstützen, daß ich mir aus dem reichen Menschenmaterial wieder andere Frauen und Mädchen ansah und ohne Rücksicht auf ihren sittlichen Werth rein äußerlich mit Irene verglich [1]).

Auch dieses Mittel half mir zeitweise, aber die bloße Form konnte mir doch nur für flüchtige Augenblicke genügen. Ich ging daher nach ein paar Tagen wieder erleichtert fort, und der Ueberdruß, den ich bald an diesem Monte-Carlistischen Hexensabbath empfand, stellte mir die Vorzüge Irenens noch in ein reineres Licht. Ich verstand nicht mehr, wie ich den letzten Brief schreiben konnte; er erschien mir jetzt wie ein Theil der Höllenorgie, die hinter mir lag. Ich wollte wie aus dem Venusberg wieder zu Elisabeth zurückkehren, und glücklich über die bloße Harmonie mit ihrer schönen Seele, nichts mehr als ihre Freundschaft mir zu erhalten streben. Ich glaubte, es hinge ja nur von mir ab, wie ich von nun an mein Verhalten Irenen gegenüber einrichten würde, und ich kam mir nach meinem Entschluß wie innerlich geläutert und gereinigt vor. Das, dachte ich, sollte mein neues Leben sein.

In dieser Stimmung kam ich nach einer prächtigen Fahrt an der blauen, sonnigen Küste, den Frühling um mich und in mir, in Florenz an.

Da, als ich den Arno entlang auf mein Hotel zuging, befiel mich zum ersten Mal wieder eine gewisse Bangigkeit, daß ich ja nun die schon halb vergessene Antwort auf meinen Brief erst in die Hände bekommen sollte.

„Gleichviel," dachte ich, „wie sie auch ausgefallen ist, jetzt kann sie mir doch nichts mehr anhaben. Ich will ja nichts mehr von Irene."

Ich holte den Brief ab, erbrach ihn, las ihn und — war starr.

Es war Alles aus zwischen uns. Es sollte ihr letzter Brief sein, schrieb sie, und sie verreise zugleich, damit ich ihr nicht mehr schreiben könne. Wohin sie reise, auf wie lange, wie es ihr gehe, über das, was ich ihr geschrieben — kein Wort, keine Andeutung, nichts.

Ich zerknitterte den Brief in meiner Wuth über eine solche Behandlung. Dann faltete ich ihn wieder auseinander, um ihn recht zu lesen, und plättete ihn mit dem Messerrücken. Denn ich war gerade beim Essen. Ich hatte den Brief eigens nicht gleich erbrochen, weil ich ihn in aller Gemüthlichkeit lesen wollte, — und nun!

Der Kellner, der immer meinen Teller wegnehmen wollte, mußte glauben, ich entzifferte Hieroglyphen. Und doch war der Inhalt so kurz und klar. Man hätte es gar nicht prägnanter ausdrücken können.

Der Ueberraschung und Wuth folgte bald der Schmerz und die Neugierde. Was war geschehen? Wie konnte das möglich sein? Es waren doch Alles nur Worte, Liebesworte, die ich ihr schrieb, keines, das sie in Gedanken nicht selbst schon gebraucht, keine Vorstellung, die sie nicht selbst schon gehabt hatte. Nur der Takt, das Tempo, der Vortrag war stürmischer und wilder. Was sollte sie denn anderes denken in den einsamen, schlaflosen Nächten, in denen sie am liebsten an mich dachte und ganz zu mir gehörte? Sie war Alles eher

---

[1]) Wirklich nur verglich?

als prüde in ihren Anschauungen. Wenn sie der Ton oder Inhalt meines Briefes verletzte, so brauchte sie mir das nur mitzutheilen und sich einen anderen auszubitten. Aber beleidigt konnte sie doch nicht sein; das war sie auch sonst nie. Sie wurde nur traurig, und zog sich dann in ihre eigene Welt zurück. Dieser schroffe, kalte und verletzende Ton aber, das war nicht sie, das war etwas so Anderes, daß ich rathlos vor den Zeilen saß. Sollte mit dem Brief etwas vorgefallen sein? Noch unwahrscheinlicher, dann wäre ich der Erste gewesen, der es erfahren mußte, es gab Niemand, der ihr näher stand. Sie mußte mir in diesem Falle auch schreiben, wie ich mich nach meiner Rückkehr zu verhalten hätte. Ferner ließ sie ihr Mann dann nicht allein fortreisen. Und begleiten konnte er sie nicht, weil er in der Stadt bleiben mußte, das wußte ich. Am deutlichsten aber gegen ein solches Bedenken sprach der Umstand, daß sie fortgereist war, damit ich ihr nicht schreiben könne. Das sollte heißen, daß in ihrer Abwesenheit alle Briefe in die Hände ihres Mannes fielen und ich ihr deshalb nicht schreiben könne. Denn das hatte sie mit mir ausgemacht. Daraus aber, daß es noch einer solchen Sicherstellung der Briefe bedurfte, ging hervor, daß „er" noch von nichts wußte. Kurz, eine solche Befürchtung war nach den Umständen ganz ausgeschlossen, und es blieb mir nichts übrig, als die neue Ueberraschung dieser seltsamen, unberechenbaren Menschennatur einfach hinzunehmen und ruhig einzugestehen, daß vor diesem Räthselwesen alle Erfahrung und Seelenkunde die Segel streichen müsse.

„Wer weiß," sagte ich mir, nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, „vielleicht schreibt sie mir von freien Stücken wieder, wenn ich mich stelle, als ob ich ihre Nachricht mit der größten Gelassenheit aufnehme." Es blieb mir auch nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie mußte es nur erfahren, daß ich Alles so gemüthlich hinnähme, und das schien der schwierigste Punkt, da alle Verbindungen abgebrochen waren. Ich nahm daher meine Geisteskraft zusammen, um ein Mittel zu finden, wie ich Irene überlisten könnte.

Nach langem Schwanken entschied ich mich dafür, auf meiner Rückreise durch die Schweiz in Zürich ihre Freundin aufzusuchen, mit der sie auf der Petersinsel gewesen und immer noch in brieflichem Verkehr stand. Durch sie würde es mir ein Leichtes sein, Irenens Aufenthalt heraus zu bringen. Denn bei meinen eigenen Bekannten und Verwandten wäre es zu sehr aufgefallen. Zudem würde ein Besuch bei ihrer Freundin auch ihre Neugierde aufs äußerste reizen, und diese Triebfeder, nahm ich an, müsse bei einer Frau stärker sein als jede Laune, Eigensinn, Eitelkeit, oder was immer bei Irene der Beweggrund ihrer Handlungsweise sein mochte.

Dieser Vorsatz und das schöne Frühlingswetter, das mich nun fortgesetzt begünstigte, brachten mich bald wieder in eine fröhlichere Stimmung, und als ich nach zehn Tagen in Zürich ankam, hatte ich den nöthigen Humor und die Kampfesfreudigkeit, um meine Kriegslist durchzuführen.

Das Fräulein, eine kleine, volle Blondine mit einem langen, dicken Zopf und einem ganz kleinen Mund, den sie in der Verlegenheit immer rund



zusammenzog, war im ersten Augenblick sehr erstaunt über den unerwarteten Besuch. Als ich ihr aber meine Grüße ausrichtete und sagte, daß ich durch meine Cousine mit ihrer Freundin sehr häufig zusammen käme, freute sie sich sehr und stellte mich ihrer Mutter vor. Diese sehr feine Dame mit früh ergrautem Haar lebte mit ihrer Tochter von einer bescheidenen Rente, die ihr Mann, der Arzt war, ihr hinterlassen hatte.

Natürlich war die erste Frage der Tochter, was ihre Freundin treibe, und wie es ihr gehe.

Ich antwortete „ausgezeichnet", mußte aber gleich darauf zugeben, daß ich sie seit fast vier Wochen nicht gesehen hätte und auch nicht wisse, wo sie sich gegenwärtig befinde. Ich begründete dies damit, daß es zuerst in meiner Absicht gelegen wäre, über die Schweiz nach Italien zu reisen, und ich mich erst später entschlossen hätte, die Reise umgekehrt zu machen.

Da ich nicht wußte, wann eine Nachricht von Irene eintreffen konnte, so erklärte ich, daß ich auf unbestimmte Zeit in Zürich bliebe. Es fiel mir ein, daß sich auf der Stadtbibliothek eine größere Handschriftensammlung befinde, und so gab ich an, diese zu studiren.

Ich sprach dann von der Poesie der Institutszeiten und Jugendfreundschaften und wußte die wenigen mir bekannten Erlebnisse der beiden Freundinnen mit solchem Zauber zu umgeben, daß das Fräulein bald diese Zeit für die schönste ihres Lebens und Irene für ihre einzige wahre Freundin erklärte.

Als ich aus dem Geklapper der Teller im Nebenzimmer schloß, daß nun die Mittagszeit der Damen sei, fing ich an, ein sehr spannendes Reiseabenteuer zu erzählen, und brach dann gerade, als das Wichtigste kommen sollte, mitten im Satze ab, indem ich voll Bestürzung auf die Uhr sah. Die Damen drangen darauf, ich solle doch weiter erzählen, aber ich sagte, ich hätte mit Schrecken bemerkt, daß es schon Essenszeit sei, und könne sie unter keinen Umständen mehr aufhalten. In Folge dessen wurde ich zum Essen dabehalten.

Während der Mahlzeit wußte ich den Jugenderinnerungen durch häufige Toaste noch einen besonderen Schimmer zu verleihen. Ich trank zuerst auf die Damen, dann auf das „unerwartete Zusammentreffen", dann auf die „kleine Welt" und zuletzt auf die gemeinsame Freundin, der ich dieses unerwartete Zusammentreffen mit den Damen in dieser kleinen Welt verdankte. Endlich machte ich den Vorschlag „aus Spaß" der Freundin sogleich eine poetische Ansichtskarte zu schreiben.

„Aber Sie wissen ja ihre Adresse nicht," warf das Fräulein ein.

„Ach so," erwiderte ich mit einem bestürzten Gesicht, als ob ich mich eben erst daran erinnerte.

„Und wenn wir die Karte einfach an ihre alte Adresse schickten," schlug das Fräulein hierauf vor.

„Dann bleibt sie liegen," sagte ich, „das weiß ich. Sie läßt sich ihre Briefe gewöhnlich nicht nachschicken, — hat sie meiner Cousine gesagt," fügte ich schnell hinzu. Dann fuhr ich sehr entschieden fort: „Nein, wenn sie die Karte nicht gleich bekommt, noch während meiner Anwesenheit hier, dann ist kein Witz dabei."

Das Fräulein stimmte mir bei: „Und wenn wir an Irenens Mann um die Adresse schrieben?"

„Sie meinen telegraphiren?" sprach ich schnell. „Denn sonst bekommen wir die Antwort nicht mehr, so lang' ich hier bin."

„Gut, telegraphiren Sie," sagte sie.

„Oder wir zusammen," warf ich ein.

Dann besann ich mich. „Oder warten Sie — nein. Das beste ist, Sie telegraphiren allein, d. h. ich in Ihrem Namen. Denn wenn Ihre Freundin das Telegramm nachgeschickt bekäme, wüßte sie sonst gleich, daß ich hier bin, dann wäre wieder kein Witz dabei. Sie soll aus unserer Schrift erst errathen, wer wir sind. Es ist auch einfacher wegen der Adresse."

Das Fräulein stimmte bei, und ich ging gleich nach dem Essen fort, um zu telegraphiren, damit wir die Antwort noch am selben Tag bekämen. Ich würde mir dann, sagte ich, gegen Abend erlauben, wieder vorzusprechen, um zu sehen, ob sie schon eingetroffen wäre. Inzwischen wollte ich auf die Bibliothek gehen.

Ich ging auch wirklich hin, nachdem ich das Telegramm mit bezahlter Rückantwort abgeschickt hatte, beschäftigte mich aber dort nur mit meiner eigenen Handschrift, indem ich einen Brief an Irene schrieb, dem ich nach erhaltener Rückantwort dann nur die Adresse noch beifügen mußte. Der Saal war zudem ruhiger als das Schreibzimmer im Hotel, und ich brauchte nicht zu lügen, ich war wirklich auf der Bibliothek[1]).

Der Brief, ein Muster von auserlesener Bosheit, lautete:

Liebe, gnädige Frau!

Ihr Brief traf mich im besten Wohlsein. Ich kam eben von Monte Carlo zurück, wo ich das Leben in vollen Zügen genossen und die einzige wehmüthige Empfindung hatte, daß Sie, die immer bestrebt waren, mich glücklich zu machen, nicht Zeuge dieses Glückes sein konnten. Ich setzte sogar auf Ihr Alter (wenigstens auf das mir bekannte) und gewann dabei zweimal in kürzester Zeit. Dies verursachte mir große Beschämung, da Sie selbst von mir in der langen Zeit unserer Bekanntschaft nichts als ein paar werthlose Skizzen erhielten. Ich war daher in gewissem Sinne beruhigt, als ich in Florenz Ihren Brief bekam, der mir deutlich zeigte, daß auch Sie die Empfindung hatten, schon zu viel für mich gethan zu haben, und daß Sie, um späterhin noch eine Steigerung zu ermöglichen, gar nicht anders konnten, als zu einem so gewaltsamen Mittel zu greifen. Ich will Ihnen aber dabei nicht verhehlen, daß mich Ihr Brief, wenn er mich unter anderen Verhältnissen getroffen hätte, sehr geschmerzt haben würde. Damit Sie jedoch sehen, daß ich Ihnen trotzdem nichts nachtrage, so hab' ich heute auf der Durchreise Ihre Freundin hier aufgesucht und mich bei Tisch mit ihr eingehend über Sie und Ihre gemeinsamen Jugenderlebnisse unterhalten. Es war so anregend, wie Alles, was ich hier erlebe, daß ich Ihnen lange Seiten darüber schreiben könnte, insbesondere wie ich über Ihre Freundin denke, und was diese über Sie

---

[1]) Sophist, Hypokrit!

gesagt hat. Sie scheint bei aller Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, mit der Sie von Ihnen spricht, doch ein kleiner boshafter Racker zu sein, vor dem man sich in Acht nehmen muß. Doch — das interessirt Sie nicht. Sie sind ja über solche Kleinlichkeiten erhaben. Sie könnten auch glauben, daß ich die Absicht dabei hätte, Ihnen Dinge zu schreiben, die Ihnen vielleicht nicht angenehm sind. Darum unterlasse ich es und schreibe Ihnen lieber noch von meinem Aufenthalt in Nizza, das ich von Monte Carlo aus einige Male besucht habe. Besonders fesselte mich dort ein Blumencorso, der zum Entzückendsten gehört, was ich je gesehen.“ (Anknüpfend daran schrieb ich 20 bis 25 Seiten, so viel wie von Genua aus und im selben leidenschaftlichen Ton über den Blumencorso und die schöne Tänzerin Otero, die, um die Blumen an ihrem Wagen zu zahlen, zwei russische Millionäre bankrott gemacht und einen französischen zum Selbstmord getrieben hätte. Dann schrieb ich noch über ein neues System, die Bank zu sprengen, und über die Königin von England, die gerade wieder in Cimiez sich aufhielt. Hierauf schloß ich):

Heute Abend wollen wir Ihnen noch eine Ansichtskarte schicken, und dann geht es wieder weiter. Wohin? — Wer weiß es? Auch der Zeitpunkt meiner Rückkehr ist so unbestimmt, daß ich Ihnen leider meine Adresse nicht angeben kann. Es genügt ja, wenn Eines von uns beiden immer weiß, wo das Andere zu finden ist. Mit herzlichen Grüßen Ihr E.“

Am Abend als ich annahm, daß das Telegramm eingetroffen sei, sprach ich noch ein Mal bei meinen Damen vor und erfuhr auch gleich, daß die Antwort schon da sei. Und das Ueberraschende dabei war — daß Irene sie selbst geschickt hatte. Sie war also offenbar gar nicht von Hause fort gewesen und hatte mich nur getäuscht. Darum freute ich mich jetzt doppelt, sie überlistet zu haben.

Die Sachlage blieb dadurch unverändert: Irene wollte eben unter keinen Umständen mehr einen Brief von mir. Sonst hätte sie nicht zu einem ihrer wahrhaften Natur so widerstrebenden Mittel gegriffen. Gleichviel. Wenn sie diesen Brief erst erhielt, nahm ich an, würde sie schon wieder umgewandelt werden, und wenn ich in ein paar Wochen zurückkäme, so hätte sein Inhalt und die Zeit inzwischen das Ihrige gethan, um ein desto zärtlicheres Wiedersehen herbeizuführen. Brief und Ansichtskarte waren jetzt eben an die alte Adresse zu schicken. Das schien mir die ganze Veränderung der Sachlage.

Die Karte trug ich schon bei mir, um nicht mehr aufgehalten zu werden. Denn ich hatte jetzt nichts mehr in Zürich zu thun und wollte gleich wieder abreisen. Ich schrieb also ein paar nichtssagende Worte mit dem Fräulein und erklärte dann den Damen zu ihrer größten Ueberraschung, daß ich entschlossen sei, noch am selben Abend abzureisen, weil sich meine Studien wider Erwarten rasch und günstig erledigt hätten. Auf der Bibliothek sei nur eine einzige Handschrift gewesen, die ich brauchen könne, und die stehe mir überall zur Verfügung.

Dann steckte ich die Karte ein, suchte noch einen möglichst guten Eindruck zu hinterlassen und empfahl mich unter Dankesbezeigungen und Entschuldigungen.

Im Hotel schrieb ich die Adresse, warf Brief und Karte in den Kasten, diesmal mit einem viel ruhigeren Gemüth als in Genua und reiste ab.

Ich trieb mich dann noch vierzehn Tage am Bodensee herum, und als ich glaubte, daß ich Irene durch mein Schweigen genügend gestraft hätte, kehrte ich voll Sehnsucht, sie wieder zu sehen, in meine Vaterstadt zurück.

Kaum angekommen, schrieb ich ihr in kühlem Ton einen Brief, worin ich mich stellte, als ob ich schon lange zurückgekehrt wäre, und nur gelegentlich erkundigte ich mich darin nach meinem genuesischen Brief, den ich, um sie zu ärgern, „der größeren Sicherheit wegen" zurückverlangte.

Darauf erhielt ich am nächsten Tag folgende Antwort:

„Geehrter Herr!

Alle Ihre Briefe sind längst verbrannt, und ich ersuche Sie, mich durch keine weiteren mehr zu belästigen. J."

Das hieß den Scherz doch zu weit getrieben, und mir wurde jetzt zum ersten Male unbehaglich bei dem Spiel. Ich hatte fest geglaubt, Irene würde nach meinem Züricher Briefe selber einlenken. Aber nach dieser Antwort war keine Hoffnung mehr.

In der Spannung, in der ich mich befand, entschied ich mich daher, lieber reumüthig Buße zu thun als das Wiedersehen, worauf ich brannte, durch Eigensinn noch länger zu verzögern.

In größter Eile, als ob ich dadurch die versäumten Wochen wieder hätte einholen können, fuhr ich nach der lang ersehnten Wohnung, fragte unter Herzklopfen nach der gnädigen Frau — und traf sie nicht zu Hause.

Langsam, auf jeder Stufe innehaltend, ging ich die Treppe wieder hinab, als ob ich Irene noch begegnen müßte, aber sie zeigte sich nicht, und „mit lahmen Flügeln und gesenktem Kopf", wie sie von der Bahn, schlich ich nun von ihrer Wohnung wieder nach Hause zurück.

„Noch einen Tag", sagte ich mir, und der schien mir jetzt in dieser Ungewißheit und Ungeduld länger als die letzten Wochen.

Am anderen Tag endlich wurde ich vorgelassen und stand wieder in dem alten, trauten Raum, nach dem ich mich so oft zurückgesehnt hatte. Mein Herz schlug noch ungestümer als am Tage vorher, und während ich athemlos auf einen Schritt oder Ton im Nebenzimmer lauschte, durchlief ich in Gedanken noch ein Mal den ganzen Zeitraum, der seit meinem letzten Besuche hier verstrichen war.

Aber ich wartete und wartete, und es kam Niemand. „Sie will mich strafen," sagte ich mir. „Aber lang wird sie's nicht aushalten können. Sie straft sich selbst am meisten damit."

Wieder vergingen lange Minuten. Noch immer hörte man nichts als das Ticken der Uhr im Nebenzimmer, und es kam mir vor, als ob es mein eigenes Herz wäre, das so schlüge.

Da endlich vernahm ich das Schließen einer Thüre und schnelle, aber schwere Schritte, und herein kam — wieder die Magd.

Mein erster Gedanke war: „sie läßt sich entschuldigen und mir sagen, daß sie im Augenblick komme, sie habe noch etwas Wichtiges zu thun."

Aber nichts von Allem. Sie ließ mir einfach sagen, daß sie nicht angezogen sei und mich nicht empfangen könne.

Das wirkte wie ein Keulenschlag. Ich traute meinen Ohren kaum. So nah bei ihr, nur noch durch ein paar Thüren getrennt, und sie nicht zu sehen, nach so langer Zeit, ihr nicht sagen zu können, was alles geschehen war, noch ein Mal warten zu müssen bis zum anderen Tag oder wer weiß wie lange! Das konnte doch kein Scherz mehr sein. Das war ja raffinirt grausam! Mich schon hoffen zu lassen, daß ich sie im nächsten Augenblick sähe, und mich dann abzuweisen mit den schroffsten Worten, ohne Entschuldigung, während sie vielleicht im Nebenzimmer hinter der Thüre stand und sich voll Schadenfreude an meiner Bestürzung weidete! Das war ja eine Megäre! Was hatte ich ihr denn gethan? Hatte sie vielleicht meinen Scherz mißverstanden und geglaubt, daß ich sie wirklich beleidigen wollte? Ah! das wäre ja, — „und es ist möglich," dachte ich immer bestürzter, „sogar wahrscheinlich, es ist die einzige Erklärung! Und ich kann das Mißverständniß nicht beseitigen! Sie läßt mich ja nicht einmal mit ihr reden! Wie soll ich denn — ich kann doch keine Gewalt anwenden und sie vor dem Dienstmädchen compromittiren! Es bleibt mir nichts übrig als wieder zu gehen, — so, in dieser Verfassung — das ist ja unmöglich!"

Während in meinem Kopfe all' diese Gedanken durch einander schwirrten, bemühte ich mich, dem Dienstmädchen gegenüber möglichst unbefangen zu erscheinen, zog mit einigen Worten des Bedauerns mein Visitentäschchen heraus, wühlte darin herum, fand immer die richtige Karte nicht, suchte dann in allen Taschen nach einem Bleistift und ließ mich endlich, um zu schreiben, an dem Tischchen nieder, wo ich so oft Thee getrunken hatte.

Aber was sollte ich denn auf diese kleine, offene Karte schreiben? Womit sollte ich anfangen, mit meiner Sehnsucht, meiner Entrüstung, meiner Erklärung? Das würde ja einen Brief erfordern, doppelt so groß als der von Genua. Ich konnte nicht einmal Andeutungen machen. Die Magd würde ja Alles lesen. Aber halt, — in ein paar dringenden Worten wollte ich sie wenigstens bitten, mir am nächsten Tag eine Zeit zu bestimmen, und damit die Magd es nicht verstünde, schrieb ich auf Französisch folgende Sätze:

„Il est absolument nécessaire que je vous parle. Tout est malentendu. Donnez-moi une heure, demain à temps quelconque, où je pourrai tout expliquer et vous dire que je n'ai jamais cessé d'être votre plus fidèle et devoué" E.

Dann ging ich und nahm wenigstens das beruhigende Gefühl mit, daß sie meinen Zustand kenne und mir umgehend schreiben werde.

Aber ich wartete wieder einen Tag, zwei und noch länger, in verzweifelter Ungeduld, und es kam nichts.

Da entschloß ich mich, noch ein Mal zu schreiben und Alles zu erklären in einem ausführlichen, dringenden, herzlichen Brief, und hielt mich jetzt wenigstens meines Erfolges für sicher. Aber nach einer halben Stunde kam der Brief wieder zurück durch denselben Dienstmann, der ihn hingetragen hatte, uneröffnet, nur in einem zweiten Umschlag mit meiner Adresse, ohne ein anderes Wort.

Da scheiterte meine Kunst. Was blieb mir jetzt noch übrig? Ich schrieb noch einmal mit verstellter Schrift und schickte den Brief durch die Post. Aber Irene mußte meine Schrift erkannt haben, — auch dieser Brief kam am folgenden Tag uneröffnet zurück.

Ich schrieb nun auf einer offenen Postkarte, die sie lesen mußte, daß ich sie wegen eines Auftrages, den mir ihre Freundin in Zürich gegeben, dringend sprechen müsse und sie bäte, mir gefälligst eine Zeit zu bestimmen, da ich immer das Unglück hätte, sie zu verfehlen.

Auf diese Karte erhielt ich endlich folgenden Brief:

„Ich bitte Sie so dringend als ich kann, versuchen Sie nicht mehr, mich zu treffen oder mir zu schreiben. Mein Mann weiß Alles. Haben Sie das nicht aus meinen Abweisungen gemerkt? Jeder Besuch, jeder Brief von Ihnen bringt mir viel Leid. Freuen Sie sich, daß es nun so gekommen ist, und gönnen Sie mir Frieden. J."

Das war eine Wendung, die ich nicht erwartet hatte. Ich glaubte, einen quälenderen Zustand als den der letzten Tage könnte es nicht mehr geben. Und nun! Das war alles Kinderspiel gegen die Zweifel, Kämpfe und Qualen, die jetzt kommen sollten. Hatte es sich vorher nur um einen Spaß, Neugierde und falsche Annahmen gehandelt, die man mit einigen Worten aus der Welt schaffen konnte, so war jetzt Alles tiefer Ernst, folternde Ungewißheit, nicht wieder gut zu machende Thatsachen. In diesem Maße wuchsen jetzt meine Sehnsucht, meine Vorwürfe gegen mich und Irene, meine Reue, mein Mitleid und meine Liebe. Am allerquälendsten aber war die Ungewißheit: Wie ist Alles geschehen? Wie hat er es erfahren? Was weiß er? Welchen Brief hat er gelesen? — Und dabei gab es kein Mittel, sie zu sehen und zu sprechen, gar keines. Nicht einmal den Versuch dazu durfte ich machen, wenn ich ihr nicht das größte Leid zufügen wollte. Sie bat mich ja so inständig. Wenn die Worte auch einfach waren, ich kannte den Ton.

Welches Licht fiel nun auf alle die unverständlichen Briefe! Wie thöricht war ich gewesen, wie roh und rücksichtslos wider meinen Willen! Wie hatte sie vielleicht leiden müssen, während ich Scherz mit ihr getrieben.

Aber das Unverständlichste blieb noch immer bestehen. Warum schrieb sie mir's nicht gleich? Was konnte sie davon abhalten? Nur „er"! Eine andere Erklärung gab es nicht. Vielleicht hatte er ihr die Briefe dictirt? Aber den letzten doch nicht. Darin konnte sie mir doch Alles schreiben oder wenigstens Andeutungen machen.

Daß sie ihm aus eigenem Antrieb nichts gesagt hatte, war klar, und ein Dritter wußte nichts. Er konnte also nur selbst Verdacht geschöpft und sich Beweise verschafft haben. Aber wie? Indem er einen Brief erbrach. Aber welchen? Wenn es nur nicht der war, den — aber das war gerade am wahrscheinlichsten, weil sie auf diesen hin den Verkehr mit mir abgebrochen hatte. O das wäre ja entsetzlich! Dieser Brief, der nur für sie und bei ihr nur für eine Stimmung berechnet war, den ich am liebsten ihr selbst nie gezeigt hätte, in dem ich Dinge schrieb, die ich keinem Anderen sagte, den hatte ein Dritter mit klaren Augen und nüchternem Verstande gelesen, ein ahnungsloser Mensch, ein Bureaukrat — „er"!

Daß das geschehen konnte, die bloße Möglichkeit versetzte mich in helle Raserei: Sich so in meine Geheimnisse einzudrängen und mich lächerlich zu machen, war mir der größte Schimpf, den mir ein Mensch anthun konnte, und ich dachte an nichts Anderes, als wie ich Genugthuung von ihm bekäme. Daß er das Recht hatte, sie von mir zu verlangen, kam mir gar nicht in den Sinn. Denn einen fremden Brief zu erbrechen, hielt ich unter allen Umständen für eine unerhörte Rechtsverletzung und Beleidigung, und wenn er ein Complott gegen sein Leben entdeckt hätte.

Die Wuth, die mich gegen ihn ergriff, drängte alle anderen Empfindungen zurück. Ich mußte Gewißheit haben von Allem, im Kleinsten, und wenn ich nichts durch Irene erfahren konnte, wollte ich es durch „ihn". Nahm sie keine Rücksicht auf mich und behandelte mich so grausam, so unerhört nach allem Vorausgegangenen, so brauchte ich auch keine Rücksicht auf sie zu nehmen.

Meine Wuth richtete sich nun in gleicher Weise gegen Irene. Denn wenn auch ich den unheilvollen Brief geschrieben hatte, so war doch sie durch ihre Halbheit und ihre falschen Maßregeln daran schuld, daß Alles so ausgegangen war. Sie hatte mich durch ihr Hin- und Herzerren und die künstliche Aufregung in diesen gereizten Zustand gebracht, sie hatte mich Alles an sie schreiben lassen, alle Vorsicht, die ich anwenden wollte, zurückgewiesen. Und jetzt, da ihre Halbheit und Schwäche sich gerächt hatte, ließ sie mich Alles entgelten. Ja, so war es. Sie war so feig, so halb und schwach wie alle Weiber[1]).

Bei dem Wort „halb" fiel mir ein, daß sie es selbst einmal gebrauchte, als ich sie küssen wollte. „Ach, das ist ja doch nur etwas Halbes," sagte sie damals. O und wie unschuldig klangen diese Worte! Sie sagte es so einfach, so kindlich und zart, mit einer so rührenden Wehmuth in der Stimme, als ob ich dem armen Kinde etwas versprochen und dann vorenthalten hätte! Wie ich jetzt die ganze süße, klagende Falschheit aus dem Ton heraushörte! Jetzt hätte ich ihr eine ganze Antwort auf die „halbe" gegeben!

Diese Wuth dauerte allerdings nicht sehr lange; auch war Irenens Charakter nicht so einfach mit ein paar Schlagworten zu erklären, wie ich es hier gethan. Sonst hätte sie mich wohl nicht so lange zu fesseln vermocht. Trotzdem hielt ich auch den letzten Brief für ein ganz berechnetes Kunstmittel, wodurch sie sich ferneren Unbequemlichkeiten entziehen wollte, und ließ mich deshalb durch ihn nicht abhalten, die volle Wahrheit zu erforschen. Ich schrieb darum noch ein Mal mit verstellter Schrift und noch dringender.

Darauf erhielt ich eine Antwort in drohendem Ton: Ihr Mann (jetzt nannte sie ihn immer so) würde ein ernstes Wort mit mir reden, wenn ich noch ein Mal schriebe.

O wie ich mich danach sehnte! Ich wollte ja, daß etwas geschehe, was es auch sei. Nur dieses unthätige, grübelnde Hinwarten in der Ungewißheit war mir entsetzlich. Zugleich ärgerte mich der Versuch, mich einzuschüchtern, mochte er von „ihm" oder von ihr ausgegangen sein, so sehr, daß ich umgehend einen

---

[1]) Bravo!

weiteren Brief schickte und dem „ernsten Wort“ mit größter Gemüthsruhe, ja mit freudiger Stimmung entgegen sah.

Aber es kam nichts. Kein ernstes, kein drohendes, kein bittendes Wort mehr, nichts. — Von Neuem ging das Warten, Hoffen und Zweifeln an. Und in weichen Stimmungen thaten mir die harten Worte, die ich geschrieben hatte, wieder leid. Aber es war keine Möglichkeit, sie gut zu machen. Ich trieb mich Tage, Wochen lang in den Straßen umher, besuchte alle Theater, Concerte, Ausstellungen, wo ich annehmen konnte, Irene zu treffen, — Alles ohne Erfolg. Ich sah sie zwar öfters, aber nie allein. Nie war es mir möglich, ihr auch nur einen Zettel zuzustecken. Sogar in die Zeitung ließ ich ein Mal ein Inserat einrücken, das nur ihr verständlich sein konnte. Auch hierauf erfolgte nichts. Nur ein Mal sprach ich sie einen Augenblick im Theater, als ihre Begleiterin, eine Verwandte ihres Mannes, die Garderobe holte, und fragte in einem Athemzug, ob sie meinen letzten Brief bekommen, ob „er“ ihn gelesen, warum sie mir nicht schreibe, ob „er“ die vorhergehenden Briefe gelesen, wie er Alles erfahren habe, und Anderes mehr.

Sie hatte nur Zeit, zu sagen, daß er den Brief erbrochen, und als ich fragte „welchen?“, erwiderte sie: „Natürlich den ärgsten.“ Dann kam die Begleiterin, und Irene brach so brüsk ab, daß es mir nicht möglich war, noch ein Wort zu sagen.

Das Aergste wußte ich jetzt zwar, aber alle anderen Fragen blieben unbeantwortet für immer, vor Allem die, warum sie mir denn nicht schrieb. Sie war ja den ganzen Tag allein Es hätte doch Niemand etwas gemerkt, und sie wußte, in welch’ quälender Ungewißheit ich lebte. Ich eilte ihr in der Dunkelheit nach, stieg ungesehen auf die Plattform derselben Trambahn, mit der sie fuhr, und hoffte immer, die Begleiterin werde sie verlassen, aber sie ging mit bis zum Hause und verschwand mit ihr in der Thüre.

Die Gewißheit, daß ihr Mann den genuesischen Brief gelesen, drängte einstweilen alle anderen Gedanken in mir zurück. Was hatte er dazu gesagt? Wie all’ das Unverständliche sich erklärt? Was hatte sie ihm gesagt? „Vielleicht hat sie mich selbst lächerlich gemacht, um sich zu vertheidigen“, dachte ich. Es war ja so leicht, dazu die Stimmung in diesem Briefe zu benutzen. Ein jeder richtiger Liebesbrief hat für einen Dritten etwas Lächerliches. Und wenn in diesem Fall der Dritte auch selbst betheiligt war, so waren doch seine Rechte nicht in Wirklichkeit verletzt, sondern nur in der Idee, wenigstens sein wichtigstes Recht. Vielleicht suchte sie ihn mit denselben Worten zu beruhigen, mit denen sie mich so aufgeregt hatte: „Ach, es war ja nur etwas Halbes.“

Der Gedanke, daß die ganze Liebesgeschichte so banal in den Sand verlaufen und alle Seelenkämpfe einen so kläglichen Abschluß finden sollten, war mir unerträglich. So durfte es nicht enden. Das war zu häßlich.

So lang’ „er“ den Brief nicht gelesen, war es etwas Anderes. Ich hatte ja selbst schon auf Irene verzichtet und wollte dem unseligen Zustand ein Ende machen. Aber jetzt hatte „er“ mich durch den Schimpf, den er mir angethan, zum Aeußersten getrieben und mir den Rückzug unmöglich gemacht. Jetzt mußte ich mein Ziel mit allen Mitteln, mit allen Opfern erreichen, wenn mir die Erinnerung an Irene nicht für immer entstellt werden sollte.



Aber was für ein Mittel blieb mir noch? Nur eines, an das ich nie vorher dachte, das mir zu heilig war, um es als Kaufpreis zu verwenden, — meine Freiheit.

Jetzt hatte ich nichts Anderes mehr, um zu siegen, als mich gefangen zu geben. Wie die römischen Frauen und Jungfrauen ihren goldenen Schmuck, die Pfänder ihrer Liebe dem Kriegsgott zum Opfer brachten, so warf ich meine Freiheit für Mars und Venus zusammen in die Opferschale. Und jetzt war ich sicher, daß ich der Stärkere sein und siegen würde. Denn nur so, wenn ich Irene entführte und heirathete, konnte ich ihr das „neue Leben" geben, nach dem sie sich so „wahnsinnig" sehnte. Dachte sie doch selbst schon ein Mal daran, mit mir fortzureisen, und damals in eine unsichere Zukunft. Wie sollte sie meinen Vorschlag jetzt zurückweisen, da ich meine eigene Zukunft ihr zum Opfer bringen wollte?

Zufällig befand sich um diese Zeit mein Freund F.[1]) in der Stadt, an den ich von frühester Jugend auf durch gemeinsame Erinnerungen und Geheimnisse gefesselt bin. Zuletzt hatte er mir etwas anvertraut, und darum war jetzt die Reihe an mir, ihm etwas anzuvertrauen.

Er lief mir gerade in den Weg, als ich über meinen Entschluß nachgrübelte, und da er einmal Jurist war[2]), so konnte mir bei meinem Plane, der mich auch mit dem Strafgesetzbuch[3]) in Beziehung brachte, Niemand als Mitwisser und Berather willkommener sein. Ich erzählte ihm meine Geschichte und wollte aus der Darlegung des Sachverhaltes ihm die Nothwendigkeit meines Entschlusses beweisen. Als ich aber gerade auf das Wichtigste kommen wollte, unterbrach er mich und sagte, er müsse in einer halben Stunde nach dem kleinen Gebirgsstädtchen T. fahren. Da ich so nicht abbrechen wollte, entschloß ich mich, wie ich war, ohne Gepäck und Ueberzieher, mitzureisen. Denn zum Nachhausegehen hatte ich keine Zeit mehr.

Diese Fahrt ist mir als die freundlichste Episode meiner ganzen Passionsgeschichte in Erinnerung geblieben. Empfand ich es schon als Wohlthat, Alles was ich bisher schweigend in mir herumgewälzt hatte, einem verständigen, weitherzigen Menschen[4]) anzuvertrauen, so kam noch der besondere Reiz der originellen Fahrt dazu, eine herrliche Juninacht, die kühlend durch das offene Fenster herein wehte, die matte Beleuchtung des leeren Wagens, in dem sich Niemand außer uns befand und der gleichmäßige Rhythmus der Räder, bei dem sich Alles, was auf der Seele lag, wie von selbst abrollte.

Mein Freund versuchte, wie Jeder in einem solchen Falle, mir mein Vorhaben auszureden. Zuerst sprach er davon, daß eine Ehe, die auf solcher Grundlage beruhe, keine Gewähr für Glück und Dauer biete. Ich entgegnete ihm aber, das biete überhaupt keine Ehe, und schlechter, als es mir jetzt außerhalb der Ehe gegangen sei, könne es mir auch nicht in derselben gehen. Was

---

[1]) Er meint mich.

[2]) Ist richtig.

[3]) D. R. St. G. § 172. Doch muß ich mich dagegen verwahren, daß ich gerade diesen Theil der Rechtspflege besonders studirt hätte.

[4]) Ich danke.

insbesondere die Begriffe „Glück“ und „Dauer“ anbelange, so sei man sich über den ersten überhaupt noch nicht einig, der zweite aber sei ganz relativ, da bei der Kürze des Lebens und dem beständigen Fluß der Dinge nichts an sich Dauer habe. Endlich sei, was er gesagt, ein Widerspruch, da der zweite Einwand den ersten wieder aufhebe. Denn wenn eine Ehe nicht glücklich wäre, so könne man nur wünschen, daß sie nicht von Dauer sei [1]).

Als mein Freund mit diesem Grunde nichts ausrichtete, versuchte er es mit der „öffentlichen Meinung“. Aber hier führte ich ihn noch entschiedener ab, denn ich war schlecht zu reden auf diese Einrichtung, die mich schon um so viel Freude im Leben gebracht hatte, ohne mir die geringste Entschädigung dafür zu bieten.

Als mein Freund endlich einsah, daß mein Entschluß unabänderlich feststand, freute er sich unmäßig [2]) darüber und ging mit mir zum praktischen Theil seiner Ansichten, zur Ausführung meines Vorhabens, über [3]).

Unter solchen Gesprächen kamen wir nach T., setzten sie dort in dem gemüthlichen Gasthaus beim Nachtessen fort und gingen dann noch bis 2 Uhr vor dem Hause auf und ab, wo statt der rollenden Räder ein plätschernder Brunnen die Begleitung zu unserem Gespräch übernahm. Das Endresultat war, daß ich mich entschloß, am anderen Morgen noch in T. den Brief an Irene zu schreiben, in dem ich ihr meinen Plan mittheilen wollte. Darauf schlief ich sehr gut und erwachte am anderen Morgen in der vergnügtesten Stimmung.

Im Zimmer war heller Sonnenschein und auf dem Platz vor dem Hause reges Leben. Als ich ins Frühstückszimmer kam, fand ich dort meinen Freund, ebenfalls in der heitersten Stimmung, am Clavier sitzen, wo er in den gewagtesten Uebergängen und Harmonien einen Walzer improvisirte. Er nannte ihn den „Oeffentlichen Meinungswalzer“, und ich pfiff dazu.

Während des Frühstücks kam noch ein Mal die Rede auf den Brief. Ich erklärte, daß ich ihn doch erst nach meiner Rückkehr in die Stadt abschicken würde, weil es von dort weniger auffallend sei; nur die Adresse wollte ich mir von einer fremden Person schreiben lassen, da Irene auch meine verstellte Handschrift erkennen würde.

Mein Freund rief darauf die Kellnerin herbei und erzählte ihr, wir hätten einen Witz vor. Wir wollten einer Dame eine Karte schicken, aber mit fremder Aufschrift, damit sie nicht wisse, wer der Absender sei.

Die Kellnerin ging sogleich auf den Witz ein, und ich zog sie mit an den Nebentisch, wo das Schreibzeug stand.

---

[1]) Eine merkwürdige Beweisführung.

[2]) Ist gar nicht wahr. Ich freute mich nur darüber, daß ich jeder Verantwortung überhoben war.

[3]) Wenn ich ihm praktische Rathschläge ertheilte, so geschah es nur, damit zu seinem unvernünftigen Entschluß nicht noch eine unvernünftige Ausführung hinzu käme. Meine Gründe gegen sein Vorhaben waren übrigens viel zahlreicher. Vor Allem widerrieth ich ihm deshalb, weil ich sah, daß es nicht allein die Liebe war, die ihn zu seinem Entschluß getrieben.

Sie fragte, was sie schreiben solle. Da ich aber Namen und Adresse vor meinem Freunde geheimhalten wollte, so sagte ich, ich würde sie ihr lieber aufschreiben, — sie brauche sie dann nur abzuschreiben.

Als ich aber dem naiven Wesen den Zettel hinstreckte, fing sie an den Namen laut zu buchstabiren.

Ich erschrak sehr und fiel ihr hastig ins Wort: „Sei'n Sie doch still! Er darf es ja nicht wissen!"

Das ging dem arglosen Geschöpf über den Verstand.

Ein Witz, den zwei machen, und den der Eine von ihnen nicht wissen darf, war ihr noch nicht vorgekommen. Sie schrieb aber doch nach einigem Nachdenken die Adresse, und mein Freund behauptete [1], er habe den Namen nicht verstanden.

So war der Zwischenfall gut abgelaufen.

Wir trennten uns bald. Mein Freund suchte den Bekannten auf, mit dem er sich verabredet hatte, ich fuhr mit dem nächsten Zuge nach der Stadt zurück.

Auf der Bahn setzte ich den Brief im Kopfe auf, schrieb ihn gleich nach meiner Ankunft nieder und schickte ihn noch am selben Tag ab.

Nachdem der Würfel gefallen war, befand ich mich in beinahe noch besserer Stimmung als vorher. Jetzt mußte die qualvolle Zeit des Wartens und unthätigen Hinbrütens enden. Jetzt fiel die Entscheidung. Jetzt durfte ich, mußte ich handeln, konnte ich nicht mehr zurück. Was kam, war mir einerlei: jedenfalls kam die Lösung. „Irene hat nur darauf gewartet," sagte ich mir. „Sie kann gar nicht anders als ihre jetzige Stellung festhalten, so lang' ich ihr keine neue zum Ersatz biete. Ich bin es ihr schuldig und führ' es aus, komme was da mag!"

Diese trotzige Kampfesstimmung erfüllte mich mit einer Art von Achtung vor mir, die ich früher niemals kannte. Ich war mir nie so frei, so unabhängig und charaktervoll vorgekommen als in diesen Tagen, wo ich eine nach allgemeinem Urtheil verwerfliche Handlung begehen wollte. Ich fragte weder einen Menschen nach seiner Meinung noch gab ich etwas auf die Meinung der Menschen, ich rechnete nicht, ich machte keine Geschäfte, ich sah nicht in die Zukunft, ich wollte nur etwas, jetzt, und dafür setzte ich Alles ein. Das war schön, das war Gegenwart, das war, — wenn auch nur für kurze Zeit — wirkliches Leben.

Am nächsten Tag schon endete Alles. Das Unerwartete trat ein. Irene wies meinen Vorschlag mit kurzen, schroffen Worten zurück. Man merkte ihnen an, daß sie absichtlich verletzen sollten. Jedes Wort war ein Hohn, eine Kränkung, eine Beleidigung. Die größte Bosheit aber bestand darin, daß sie schrieb, sie hätte den Brief aus Rücksicht für mich ihrem Mann nicht gezeigt. Denn sie wußte nur zu gut, daß ich die ganze Zeit ein Zusammentreffen mit ihrem Mann nicht nur nicht gescheut, sondern herbeigewünscht, daß ich auf ihre Drohung hin erst recht geschrieben hatte und täglich die Wege ging, die er gehen mußte. Vor Allem aber ersah sie aus meinem Vorschlag, daß ich größere Unannehmlichkeiten als eine Auseinandersetzung mit ihrem

[1] Nur zu seiner Beruhigung.

Mann nicht scheute. Mein Brief war überdies in ernstester, einfachster und würdigster Form geschrieben, so daß eine solche Antwort darauf geradezu unerhört schien. Ich war also wieder ein Mal über ihre Handlungsweise starr, wie vor den Kopf geschlagen, in meinen Berechnungen mehr getäuscht als je. Ich dachte zuerst, mein Brief sei in die Hände ihres Mannes gefallen. Aber dann hätte dieser ihn entweder ganz unterschlagen oder sich an mich wenden müssen[1]), aber diese Antwort mit Hinweis auf sich selbst konnte er nicht dictirt haben.

Das war also die Lösung, das Ende? Ja, das mußte es sein. So unmöglich es mir schien, daß Alles so abschließen konnte, so fest war ich entschlossen, keine weitere Einwirkung auf Irene mehr zu versuchen. Was konnte ich auch noch sagen und versprechen, nachdem ich ihr erklärt hatte, daß ich Alles für sie aufgeben wollte, und darauf von ihr höhnend zurückgewiesen worden war. Daß ich das Aeußerste gewagt und geboten hatte, tröstete und beruhigte mich jetzt zugleich. Ich hatte Alles gethan, was möglich war; wenn das nicht half, so traf mich keine Schuld, — es war höhere Gewalt.

Ich gab daher jetzt alle Versuche auf, sie zu sprechen oder ihr zu schreiben. Ich wollte überhaupt nichts mehr vom Schreiben wissen, besonders von Briefen, begann wieder eifrig zu malen und machte nur hie und da meiner Stimmung entsprechend einige Gedichte.

Als ich einen Cyklus beisammen hatte, in dem die verschiedenartigsten Gefühle zum Ausdruck kamen, schrieb ich sie in ein kleines, vergilbtes Büchlein und schickte sie als letzten bitteren Gruß ohne ein Begleitwort an den „gefangenen Vogel". Ich lasse die Gedichte, unter die ich auch einen Brief Irenens aufnahm, den ich mit nur geringer Veränderung in Verse brachte, hiermit folgen.

Lieder an den „gefangenen Vogel".

1.

Es war so warm in Deinem Nest
Im Wintertreiben,
Wie nur das Herz uns wünschen läßt:
Hier möcht' ich bleiben.

Voll leiser Trauer, wie der Schlag
Von Nachtigallen,
Hört' ich aus einem Blumenhag
Dein Stimmchen schallen.

Aus Bäumchen voll des Südens Frucht
Wie einst in Eden
Hast Du voll List mein Herz versucht
Mit süßen Reden,

[1]) Ich finde die Handlungsweise des Mannes sehr klug. Denn einmal traf er meinen Freund, wie aus seinen eigenen Worten hervorgeht, so am empfindlichsten, und dann vermied er dadurch einen öffentlichen Scandal. Uebrigens weiß man auch nicht, welchen Antheil die Frau am Benehmen des Mannes hatte.



Bis mir vor Deinem Räthselblick
Die Welt verstummte,
Und nur der Thee noch wie Musik
Im Kessel summte.

Vom Oeschen schien die rothe Gluth
Auf Deine Wangen.
Ich war Dir so von Herzen gut
Und voll Verlangen.

Ich küßte Deinen kalten Mund,
Der nur gewährte,
Weil Feuer mir von dieser Stund'
Das Herz verzehrte.

Nun hab' ich ihm das Nest gewärmt
Dem Andern,
Und da ich mich so tief gehärmt,
Nun darf ich wandern.

2.

Wenn ich jetzt gestorben wäre,
Hättest Du so schön gepiepst:
„Kehre wieder, Liebster, kehre,
Sage, daß Du mir vergiebst!"

O, dann hättest Du Erbarmen,
Wenn ich unterm Grase schlief
Und vielleicht in Todes Armen
Mir ein schönrer Vogel rief.

Unter Palmen und Cypressen
Fast wie einstens sängst Du mir.
Ich nur hätte Dich vergessen,
Und vergeben hätt' ich Dir.

3.

Ja, als es galt, mich anzuschwärzen
Und abzulenken den Verdacht,
Da hast Du mich „von ganzem Herzen"
Bei Andern lächerlich gemacht.

Spottdrossel ward aus Philomele,
Und Seele lag in Deinem Hohn.
Und daß Dich nicht Dein Lügen quäle,
Hältst Du es selbst für Wahrheit schon.

4.

Ein Vöglein flog in leichtem Schritt
Zur Bahn.
„Wenn Du allein bist, fahr ich mit,"
Kiwitt!
Papier nimmt Alles an.

Das Brieflein, drin so Liebes stand,
Zükü̈h!
Und daß ihr Herz nicht Ruhe fand,
Erhielt ich erst im fremden Land
Vom Kellner in der Früh'.

Gleich Raben sah ihr Augenpaar.
Gewegg!
Sie gab sich schriftlich ganz und gar
Und wenn man in der Nähe war,
Dann spielte sie Versteck.
Kukuk! Zükü̈h! Gewegg!

5.

Nein, nein! Du lügst! Denn Du hast nie gelebt.
Ich leide nur durch selbstgeschaffne Qualen.
Ich gab Dir Alles, um damit zu prahlen:
Geist, Anmuth, Trotz, der stolz das Köpschen hebt[1]).

Was mir in meinem Geiste vorgeschwebt,
Mit meinem Blute muß ich's selbst bezahlen.
Lebendiger als Apelles kann ich malen
Den Geier[2]), der nach meinem Herzen strebt.

O göttlich ist's, an seinem eignen Werke
Die Vögel picken sehn! Doch gleich Antäus
Dem Riesen, samml' ich meine größte Stärke,

Wenn ich im Schmerz die Erde erst berühre
Und größer als der Meister vom Piräus[3])
Im selbstgeschaffnen Trug mein Leben führe.

6.

Ach, und alle Poesie
Kann mein Herz nicht heilen.
Kann denn wahre Liebe nie
Auf der Erde weilen?

Muß sie an der Sonne Brand
Flatternd sich versehren,
Darf sie nur im Schattenland
Von Erinnrung zehren?

Hör' ich nie in frohem Licht
Lerche, Deine Lieder?
Stiegen denn die Götter nicht
Auf die Erde nieder?

---

[1]) Jeder Liebende stattet so die Dame seines Herzens aus. Darum ist jeder Mensch, so lange er liebt, ein Künstler und Phantast. Bei unserem Dichter ist nur merkwürdig, daß er diese Einsicht schon hat, während doch offenbar sein Rausch noch nicht verflogen ist.

[2]) Ein sonderbares Thier, dieser Vogel. Jetzt ist er schon zugleich Nachtigall, Spottdrossel und Geier.

[3]) Bekanntlich war Apelles in Kolophon geboren und kam nie nach Athen. Diese dichterische Freiheit wird man aber des schweren Reimes wegen dem Autor zu gute halten dürfen.

Ach, der Himmel ist verwaist,
Lieb' auf flücht'gem Sterne,
Und auf ihm der Menschengeist
Sucht sie in der Ferne.

7.

Daß ich Dir Alles sagte und geschrieben,
Auch wenn Dir's weh gethan, war Alles Lieben.

Und was Du Alles ungesagt gelassen,
Je mehr es Liebe war, war's tiefes Hassen.

8.

Wenn Andre von mir reden,
Schweig still und denke leis
(Auch wenn sie mich befehden),
Ein Todter sei im Kreis.

Nur wenn Du Dich entkleidest
Dann still bei Dir zu Haus,
Und wenn Du einsam leidest,
Sprich meinen Namen aus.

9.

Hätt' im Flug und freien Singen
Spatzenlärm Dich nicht geschreckt,
Liebe hätt' mit Adlerschwingen
Jeden Fehlflug sanft bedeckt.

Doch so niedres Spiel vertheidigt
Niemand, der die Wahrheit ehrt,
Geh nun hin und sei „beleidigt",
Wie das Anstandsbuch es lehrt.

10.

Schlaf, Herze, schlaf!
Sei folgsam, fromm und brav!
Im Käfig singt ein Vöglein:
„Schweig still. Denn ich will fröhlich sein,
Wein' Dich in Schlaf!"

Still, Herze, still!
Wie's liebe Vöglein will!
Wenn Wunsch um Wunsch zusammen brach,
Sei still! Der Schwächere gibt nach.
Still, eigner Will'!

Muth, Herze, Muth!
Es wird noch Alles gut.
Das Glück kommt einmal über Nacht
Im Schlaf, von dem man nicht erwacht.
Dann ist es gut.

11.

Dem Einen hast Du zugenickt
Und hast von meinem Brot gepickt.
Dann hörtest Du dem Dritten zu,
Und zu dem Vierten sprachst Du „Du",
Der Fünfte nahm Dich mit nach Haus[1]),
Und doch ging Alles „ehrbar" aus.

12.

Die Mutter, die mich geboren,
Die Freunde, die ich verloren,
Die Liebsten, die mich erkoren,
Sie brachten mir bittres Leid.
O Tod mit deinem Linnen,
Feindschaft und Ränkespinnen
Und feile Schläferinnen,
Bringt Ihr mir Süßigkeit!

13.

Ja, wenn ich sein Freund gewesen,
Wär' ich lange schon am Ziel,
Täglich gingen wir spazieren,
Würden gute Bücher lesen
Oder unser Herz curiren
Durch Musik und andres Spiel.

Aber außerhalb der Wohnung
Wär' ich tactvoll und bequem,
Ließ Andere scharwenzen
Und mit lässiger Betonung
Spräch' ich vor den Faschingstänzen:
„Ist es Ihnen angenehm?"

Und der böse Detective,
Der die Briefe jetzt erbricht,
Hätte nicht mehr Acht zu geben,
Und auf Reisen, wenn er schliefe,
Hätten wir das schönste Leben
Und er die Beweise nicht.

Wenn Dir Jemand lästig fiele
Auf der Straße so wie ich,
Würd' ich Dich vor ihm behüten
Und im reizendsten Asyle
Hülfreich Dir die Angst vergüten
Eine Stunde ritterlich[2]).

Und am Sonntagnachmittage
Gingen wir zu Dritt aufs Land,
Und wir zwitscherten im Grünen,
Flöteten im Rosenhage
Ueber Kunst und freie Bühnen,
Doch — ich bin kein Komödiant.

---

[1]) Er meint offenbar ihren Mann.

[2]) Worauf sich diese Anspielung beziehen soll, weiß ich nicht.

14.

Lied des gefangenen Vögleins.

(Nach ihren eigenen Worten übertragen[1]).

Nun dürfen Sie fort
In Wärme und Sonne
Zu neuem Leben —
Und ich bleibe wieder
Als arme Gefangene
Eingesperrt.

Es liegt wie Blei
Mir in allen Gliedern,
Es ist so kalt,
Und ich bin so allein.
Nun zieh' ich mich an
Und gehe zum Bahnhof
Und schau', ob ich einmal
Vielleicht Sie noch sehe,
Sie lächeln seh'
Wie so gern ich es mag.

Montag Nacht.

Der arme Vogel!
Er braucht nur voll Kühnheit
Den Flug zu wagen,
Da stürzt er wieder
Aus Himmelsbläue
Herab ins elende
Einerlei.

Wie eilt' ich zum Bahnhof,
Sie noch zu sehen —
Wie voll war mein Herz,
Ich flog nur so hin!
Da taucht ein Kopf auf
Vor mir am Portale —
Und hundert Fragen:
Was ich hier will.

Ach, was ich wollte! —
Da hört' ich es zischen.
Da gingen Sie hin
In die goldne Ferne,
Und ich kehrte heim
Mit gesenktem Kopfe
Und lahmen Schwingen —
Sie Glücklicher.

Wo sind Sie? Ach, wüßt' ich's!
Ich weiß nur und fühl' es,
Sie denken an mich.
O wär' ich bei Ihnen
Nur diesen Abend!
Sie würden lachen,
Wir wären beide
Doch endlich glücklich.
Ich fühl' es so gut,
Mir wird warm dabei.

Wie muthig ich bin!
Macht Sie's nicht lachen?
Nun fürcht' ich mich nimmer
Vor Ihrem Hohn —
Ich möchte Sie sehen,
Sie glücklich machen.
So war's, wenn Sie ferne
So oft mir schon.

Wie oft war ich Ihnen!
Und wenn Sie dann kamen,
Dann fürchtet' ich mich
Wie ein kleines Kind.
Und wenn Sie mich quälten,
Dann krampft' ich zusammen
Gleich einer Mimose
Und konnte nichts sagen.
Das that so weh!

Doch heute will ich
Mir einen Schimmer
Von Glück bewahren,
Nur Liebes denken
Und im Gefühle
Zur Ruhe gehn,
Als gäb' es nach Allem,
Was ich gelitten,
Doch auch für mich noch
Vielleicht ein Glück!

Und Sie, Sie träumen
Vom tiefblauen Himmel
Und neuem Leben —
Sie haben Recht,
Sie sind der Stärkre.
Und doch — Sie konnten
Nicht mit mir brechen.
Ich suchte fiebernd
In Ihrem Briefe
Nach einem Wort nur.
Und als ich fast schon
Verzagen wollte,
Da las ich's und jubelte:
„Schreibe mir!"
Und nun gute Nacht — Du!

---

[1]) Vergl. den Brief S. 360 u. 361.

15.

Du hast so süß gesungen
Und mir so weh gethan.
Nun ist Dein Lied verklungen.
Nun fängt das meine an.

Verzeih, wenn mir die Kehle
Zu zartem Sange fehlt.
Ich hatte eine Seele,
Die Du zu Tod gequält.

Ich hatte liebe Worte,
Die hast Du stumm gemacht.
Ich schlich um Deine Pforte,
Die hat der Hohn bewacht.

Ich wollte Dich erzwingen,
Die Waffe in der Hand,
Zum Opfer wollt' ich bringen
Dir Freund und Vaterland.

Und Du warst unerbittlich
Und kanntest meine Noth.
Du warst so stark und „sittlich",
Seitdem Dein Ruf bedroht.

Da warst Du edelmüthig
Und wolltest nur mein Glück.
Da gabst Du selbstlos gütig
Die Freiheit mir zurück.

Die Freiheit, neues Leben,
Die Du so heiß begehrt,
Ich wollte sie Dir geben,
Du warst nicht ihrer werth.

Leb wohl und singe Andern,
Du Vöglein, falsch und kalt!
Ich will jetzt gehn und wandern,
Bis mir Dein Lied verhallt.

Einige Wochen nach Absendung dieser Gedichte erhielt ich von Irene aus J., wo sie bei Verwandten einen Theil des Sommers zubrachte, folgenden letzten Brief:

„Lieber — —!

Ich wollte Ihnen nicht mehr schreiben. Es ist ja Alles aus zwischen uns. Aber ich kann nicht von Ihnen scheiden für immer, ohne Ihnen noch ein liebes Wort zu sagen. Ich habe mich so fürchterlich gequält in den letzten Monaten, um Ihnen weh zu thun. Denn ich wollte Sie frei machen von mir für immer, damit Sie wieder aufathmen könnten und sich ganz Ihren schönen Arbeiten widmen. Aber es ging über meine Kräfte. Nachdem ich mir den letzten Brief abgezwungen und abgerungen hatte, litt ich so sehr unter dem Gedanken, Sie verletzt zu haben, daß ich den Schwur, den ich mir gegeben, brechen und Ihnen noch ein Mal schreiben muß. Alles, was Sie mir Böses gesagt und gethan haben, auch in Ihren Gedichten wieder, ist ja dagegen leicht zu ertragen und kommt mir jetzt wie eine Entschuldigung meiner eigenen Härte vor. Ach, Sie wissen ja nicht, warum ich all' das leiden mußte; und um welchen Preis ich kämpfte! Sie kennen mich nur von den wenigen Andeutungen, die ich Ihnen über mich machte. Ich wollte Sie ja nicht nur von mir erlösen, sondern Sie mir auch dadurch für immer erhalten, so, wie es mir allein möglich ist, und wie ich Sie allein lieben kann, in meiner eigenen Welt. Ich habe Sie ja längst geliebt, eh' ich Sie kannte, vielleicht tiefer und wahrer noch als später, und damals gehörten Sie ganz mir an, so eigen, unentreißbar und unveränderlich, wie ich hoffe, daß ich Sie nun wieder für immer besitzen werde. Das, was Sie Besitz nannten und erstrebten, und weshalb wir so leiden mußten, hätte Sie mir für immer entrissen, wie schon die bloße Aussprache, die Wirklichkeit, die klare Lage, die Sie wünschten, unser Glück zerstörte. Wenn Sie glaubten, daß uns die Wirklichkeit näher

zusammen bringen konnte, so war das eine große Täuschung, und wenn Sie erst die letzte, größte erlebt hätten, so wären Sie sicher noch unglücklicher durch mich geworden. Als ich Sie kennen lernte, wirkte nur das jahrelange Zusammenleben in der Phantasie mit Ihnen noch in mir nach; meine Liebe wurde scheinbar noch heftiger im Augenblick, weil mir alles in der Phantasie Erlebte mit Ihrer persönlichen Bekanntschaft wieder plötzlich hell vor die Augen trat; aber es war eine Täuschung, nicht Sie haben diese Wirkung ausgeübt, sondern das Phantasiebild von Ihnen. Wie hätte ich denn das jahrelange einsame Leben und die Sehnsucht ertragen können, eh' ich Sie kennen lernte, wenn ich Sie nicht ganz und untrennbar damals besessen hätte, und wie später das wirkliche Leben, wenn ich es nicht für etwas Minderwerthiges, Scheinbares, Vergängliches gehalten hätte, an dem ich Sie gar keinen Antheil nehmen ließ. Nur so war es mir möglich, das Zusammenleben mit einem Manne zu ertragen, den ich nicht liebte. Nie kam es mir in den Sinn, daß er mich besitze und Sie nicht, daß ich ihm mehr gäbe als Ihnen. Es waren zwei getrennte Welten, die nichts mit einander gemeinsam hatten. Wie konnte das einen Werth für Sie haben, was ein Anderer mit Ihnen, vor Ihnen besaß, was überhaupt ein Anderer besitzen konnte! Mußte ich das, was Sie als ein Geschenk, als ein Opfer von mir begehrten, nicht für eine Erniedrigung, eine Beleidigung ansehen, die ich Ihnen zufügen würde? Nicht m e i n e Ehre hielt mich davon ab, sondern die Ihre, denn ich liebte Sie ja, ich hätte Alles für Sie hingegeben, wenn es ein Opfer gewesen wäre. Aber etwas, das mir täglich Ekel und Widerwillen einflößte, das mir durch Sie verhaßt geworden, wie soll ich Ihnen das geben können, ohne mich, Sie, die Vergangenheit, die Zukunft und Alles, was mich noch gegen das gemeine Leben schützt, zu entehren und zu zerstören? Wie suchte ich Sie immer von dieser anderen Welt fernzuhalten, von allen Menschen und Dingen, die Sie nur entweihen, herabziehen konnten, von Ihnen selbst, wenn Sie Ihr Bild und unser Glück frevelmüthig zerstören wollten! Darum stieß ich Sie so oft von mir in der größten Zärtlichkeit, die ich dem schönen Bilde vor mir bewies, das Sie plötzlich befleckten. Darum war ich so tief unglücklich, so entsetzt, so verstört, als Ihr Brief in die Hände meines Mannes fiel. O, damals haßte ich Sie, als Sie sich selbst in den Augen eines Menschen lächerlich machten, der nie im Stande war Sie zu begreifen, der auf immer diesen Eindruck behalten mußte, weil er kein anderes, stärkeres Bild von Ihnen kannte. Darum wollte ich Sie nicht mehr sehen, Ihnen nie wieder schreiben. Darum wurde es mir möglich, selber Sie herabzuziehen und lächerlich zu machen. Denn ich mußte Sie von mir und dem anderen Bilde fernhalten, ich durfte Sie nie wieder mit ihm verschmelzen, wenn ich nicht auch dies für immer verlieren wollte. Darum log ich, wie Sie in einem Ihrer Gedichte richtig sagen, und ich schäme mich nicht darüber. Denn Alles um mich her lügt, Sie selbst, jede Erinnerung an Sie, jedes Wort in Ihren häßlichen Briefen, die ganze Wirklichkeit, die Sie so heiß ersehnen. Nur die Schatten, die Vergangenheit, der Traum, die Einbildung sind wahr, und um sie mir zu retten, mußte ich mit dem gemeinen Leben lügen, daß eine ewige Scheidewand

zwischen beiden bliebe. Aber Sie, Sie haben nicht um der Wahrheit und Schönheit willen gelogen, sondern nur einer neuen Lüge wegen, die mich Ihnen wie Sie mir auf immer geraubt hätte. Aber, Gott sei Dank, es ist Ihnen nicht gelungen, Ihr Bild zu zerstören. Ich war stärker und habe es mir gerettet. Denn ich war die Ruhe und Sie die Leidenschaft, und die Ruhe ist immer die Stärkere. Erst Sie brachten die Leidenschaft in mein Leben. Es ist wahr, ich habe es mir selbst zuzuschreiben, deshalb klage ich Sie nicht an. Ich wollte Sie kennen lernen, ich habe Sie mir erzwungen. Aber ich ließ mich zuerst nur planlos in dem stillen Glück, das ich durch Ihre Bekanntschaft empfand, selig verträumt dahingleiten, ohne zu denken, bis Sie mich weckten. Dann war ich hülflos und machte es wie immer in meinem Leben: nach außen versagte ich mir Alles, und in meiner Welt innen träumte ich mein Glück weiter. Ich sagte Ihnen ja, daß dies die einzige Art ist, in der ich das Leben ertragen kann. Da bin ich frei und muthig und groß und glücklich, —, da kann ich Liebe geben. Je mehr mich Ihre Leidenschaft ergriff, um so tiefer flüchtete ich in diese innere unveränderliche Welt. Daher meine plötzliche Verschlossenheit und unvermittelte Kälte gerade in den Augenblicken, wo ich Ihren Wünschen am bereitwilligsten entgegenzukommen schien. Und da gerade, in solchen Stimmungen, verkannten Sie mich am meisten, da wählten Sie immer den falschesten Weg. Aus dem sicheren Hafen, in den ich mich geflüchtet, wo kein Sturm mich erreichen konnte, wollten Sie mich durch noch größere Leidenschaft heraustreiben und bewirkten nur, daß ich mich noch tiefer in meine stille Bucht zurückzog. Hätten Sie da in meine Welt zu dringen versucht, so wären wir bald wieder vereinigt gewesen und hätten uns viele Mißverständnisse und Leiden erspart. Merkten Sie denn nicht, daß ich Ihnen immer aus den Händen glitt, je größere Wellen Sie schlugen, und je mehr Sie die stillen Gewässer meiner Seele trübten? Ich war ja immer so nahe bei Ihnen und Sie sahen mich nicht. Je mehr Sie mich zu fassen suchten, je mehr Sie mich an sich preßten und zu besitzen glaubten, um so ferner war ich Ihnen. Wissen Sie noch die Scene in meinem Zimmer, nach der ich Sie nicht mehr empfing den anderen Tag? Sie glaubten vielleicht, weil mein weibliches Zartgefühl verletzt worden sei? O, wie haben Sie mich mißverstanden! Hab' ich Sie denn nicht selbst geküßt und an mich gedrückt, als ich Ihr Bild nicht zu schützen brauchte und mit der Wirklichkeit noch spielte wie ein Kind mit dem Feuer, von dem es nur den glänzenden Schein sieht und nicht seine zerstörende Kraft? Nur weil Sie mir in diesem Augenblick so fremd und unerreichbar waren, aus Kummer und Sehnsucht wollte ich diesen Eindruck nicht wieder erleben. — Verstehen Sie mich jetzt ein wenig? — Was soll ich Ihnen noch sagen? Was können Sie nach dem noch von mir wollen? Wir können ja nicht zusammen leben, wir haben uns immer nur weh gethan. Sie waren nach jedem Zusammensein mit mir enttäuscht, ich war jedesmal tief betrübt und fühlte, daß irgendwo in unserer Seele eine Stelle ist, die uns trennt. Sie würde uns immer trennen, und das wäre ein Unglück grenzenlos. Mit einem Manne leben, der einen gar nicht versteht, das kann man. Denn dann lebt man in seiner eigenen stillen

Welt wie auf einer glücklichen Insel und baut dort seinen Göttern Tempel. Aber mit einem Manne zu leben, den man liebt, und von ihm doch im Innersten der Seele getrennt zu sein, das ist nicht auszuhalten, das vermag ich nicht.

Und nun, geliebter Freund, leben Sie wohl und verzeihen Sie mir! Und freuen Sie sich Ihrer Freiheit, die mit zu Ihrer Kunst und darum zu Ihrem Leben gehört. Wie könnte ich das zerstören wollen, von dem ich selbst ein Theil bin?

Und fragen Sie mich nicht mehr, denn Sie werden nie mehr eine Antwort von mir erhalten. Sie würden dadurch nur neues Leid auf mich häufen, ohne von mir im Leben noch je etwas zu erreichen. J."

Während ich diesen Brief las, ging eine tiefe Wandlung in mir vor. Alle Bitterkeit und gekränkte Eitelkeit, Leidenschaft, Haß und Verlangen schwanden aus meiner Seele. Ich begriff nun Irene, und darum verzieh ich ihr und bat sie in Gedanken um Verzeihung. Bei anderen Menschen ist das Traumleben, das Leben der Einbildung eine Lüge, bei ihr das wirkliche. Darum ward ihr auch das Lügen so leicht, wenn das Bild, das sie von mir bewahrte, ins wirkliche Leben herab gezogen wurde. Zuerst, als sie mit mir noch ganz in ihrer Traumwelt lebte, war jedes Wort von ihr wahr und echt wie Gold, und ich hätte nie gewagt an einem zu zweifeln. Da brauchte sie mich auch nicht zu belügen, da besaß sie Alles, da that sie Alles, da hatte sie Muth zu Allem. Später aber warf sie mich mit der großen Lügenwelt zusammen, in der sie lebte und wir Alle, in der jedes Wort, jeder Blick eine Lüge ist. Ich erkannte auch, wie thöricht und verkehrt mein ganzes Handeln war. Was für ein neues Leben wollte ich ihr denn geben? Woraus wollte ich sie erlösen, befreien? Aus einer Welt, in der sie viel glücklicher war als in der, in die sie durch mich gebracht wurde. Indem ich sie befreien wollte, bewirkte ich nur, daß sie die Nähe ihres Mannes, den sie früher kaum bemerkte, erst fühlte und unter ihr litt, und daß sie mich, mit dem sie in ihrer Welt so glücklich zusammen lebte, beinahe verloren hätte.

Aber auch mein eigenes Leben wurde mir nach diesem letzten Briefe Irenens verständlicher. Ich begriff nun, daß auch in mir zwei Arten von Leben waren, die nichts mit einander gemein hatten. Und meine Thorheit und meine Qual bestand immer darin, daß ich diese beiden Welten vereinigen, mein Leben mit meiner Kunst in Einklang bringen wollte. Wie wäre überhaupt ein künstlerisches Schaffen möglich, wenn all' der Schmutz und die Häßlichkeit, die dem gemeinen körperlichen Leben anhaften, die in der menschlichen Natur liegen, in diese abgeklärte, feine, körperlose Welt eindringen könnten? Vielleicht sind sie sogar nothwendig, um durch den Gegensatz diese zweite, höhere Welt erst zu schaffen? Es gibt keine „Dichtung und Wahrheit", sondern nur Dichtung oder Wahrheit, und das Leben und das Kunstwerk eines Mannes sind immer so verschieden wie Wachen und Träumen, wie die sinnliche und die übersinnliche Welt. Schon der Eindruck, den man von einem Menschen bekommt, hat mit diesem Menschen selbst nichts mehr gemein, und wird dieser Schein noch einmal, bewußt oder unbewußt, von der

künstlerischen Phantasie abgespiegelt, was soll dann von der Realität noch bleiben? Wir können nur entweder mehr in der einen oder in der anderen dieser Welten leben — und danach unterscheiden sich die Menschen —, in beiden zugleich nie. Und die Welt der Phantasie kann die andere Welt zerstören, aber nicht umgekehrt. Denn die Phantasie ist immer die Stärkere.

Hiermit schloß Edgar sein Bekenntniß, und ich kann nun mit dem, was ich noch über ihn und seinen Aufenthalt auf der Petersinsel zu sagen habe, im Texte fortfahren, nachdem ich seine eigene Geschichte schon in den Anmerkungen zu kritisiren mir erlaubte. Ich hoffe, er wird es mir nicht übel nehmen, hat er doch in seiner Geschichte auch mich nicht immer geschont, obgleich ich meinen Namen dazu hergeben mußte, und er unter dem Vorwand der Discretion mit seinem Dilettantismus ganz incognito blieb. Trotzdem hat mich die Seelenanalyse dieser eigenartigen, fein organisirten jungen Frau sehr angesprochen, und sowohl die Art und Weise, wie sich mein Freund über seinen Stoff zu erheben wußte, als der stellenweise aufblitzende Humor, mit dem er sich selbst ironisirte, zeigten mir, daß er schon während seiner Arbeit sich nicht nur auf dem Wege der Besserung, sondern auch auf dem befand, ein wahrer Dichter zu werden.

Auf die Niederschrift seines Bekenntnisses hatte er mehrere Tage verwendet. Er schrieb die Nächte durch bis zum Morgen und schlief dann noch ein paar Stunden bis zum Frühstück. Dann machte er wie Rousseau der Aeltere einen Morgenspaziergang nach dem Tanzpavillon, zu dem hinter dem Kloster ein schmaler, von Hecken umzäunter Fußweg hinaufführt. Dieser kleine, achteckige Tempel mit den vier Fenstern und dem braunschindligen, geschweiften Kuppeldach steht auf der Terrasse, die gegen die Nordwestseite der Insel steil abfällt, inmitten eines großen Platzes und unter dem grünen Gewölbe mächtiger, breitästiger Eichen, zwischen denen hindurch die Sonne und der blaue See glitzern.

Hierher kamen zu Rousseau's Zeiten während der Weinlese am Sonntag die jungen Burschen und Mädchen von den gegenüber liegenden Ortschaften und verbrachten die Nachmittage mit Spiel und Tanz, bis die Nacht die heiteren Gäste zur Heimfahrt zwang und die Insel wieder in ihr altes Schweigen hüllte.

Jetzt war es still, und der Tanztempel geschlossen.

Edgar setzte sich jedesmal, wenn er kam, auf die moosbewachsene alte Steinbank und überließ sich seinen Träumen. Er dachte an Vergangenes und Gegenwärtiges, Geschichte und Sage, Eigenes und Fremdes. Aber das Eigene und Gegenwärtige blitzte hier nur von Zeit zu Zeit durch das Andere hindurch, wie die Sonne und der See, die Grundstimmung war das geheimnißvolle Halbdunkel der Geschichte und Sage, das den Besucher hier mehr als an den anderen Plätzen der Insel umgab.

Vom Tanztempel ging Edgar gewöhnlich noch eine kurze Strecke die große, breite Allee, die das Gehölz schräg durchschneidet, und schlug dann einen der zahlreichen kleinen Fußwege ein, um wieder nach der anderen Seite des Höhenrückens zu gelangen.

Manchmal aber brach er sich geradewegs durch das dichte Gebüsch und den üppig bewachsenen Waldgrund Bahn, und wenn dabei die Aeste unter seinen Füßen krachten und die Zweige ihm ins Gesicht schlugen, so glaubte er sich wie in einen Urwald versetzt, und die Sehnsucht nach fernen Weltgegenden und dem freien Leben der Naturvölker überfiel ihn.

Bei solchen Durchquerungen und Streifzügen kam ihm sein ganzes Verhältniß zu Irene wie eine Krankheit vor, und er suchte die Erinnerung an sie wie die spitzen Aeste und Dornzweige mit den Händen von sich fernzuhalten.

Vom Morgenspaziergang zurückgekehrt, setzte er sich wieder an die Arbeit und legte erst die Feder aus der Hand, wenn die übrigen Gäste des Hauses ihr Mittagmahl beendet hatten. Nach Tisch ging er die Pappelallee entlang nach dem kleinen Hafen, bestieg dort eines der Boote, die zur beliebigen Benutzung für die Inselbewohner bereit lagen, und ruderte sich hinaus in den See. Dort ließ er sich, wie Rousseau der Länge nach im Kahne ausgestreckt, von den Gedanken und Wellen treiben, nur manchmal von dem Bilde umgaukelt, das er eben mit der „Feder gezeichnet" hatte, und das mehr und mehr alles Persönliche für ihn verlor.

Nach seiner Rückkehr nahm er gewöhnlich im Hofe unter dem Nußbaum einen Imbiß zu sich und beobachtete dabei die übrigen Klosterbrüder, die mit Hängematten, Shawls und andern Ausrüstungsgegenständen von ihrer Waldfiesta wie von einer Landpartie zurückkehrten.

Nachdem er dann wieder einige Stunden geschrieben hatte, ging er noch einmal in der Abendstille zum See und setzte sich neben dem kleinen Hafen auf die Bank unter der mächtigen Platane. Dort lauschte er dem Plätschern der Wellen, eins mit der Natur und ihrem seligen Freunde, der in seinen „Rêveries du Promeneur Solitaire" die ganze schmeichelnde Sehnsucht und den Frieden dieser Abendstimmung wiedergibt.

Als Edgar den letzten Satz seines Bekenntnisses geschrieben hatte, begann es eben dunkel zu werden.

Er war entschlossen, am nächsten Morgen abzureisen, und wollte noch einmal einen Abendspaziergang um die ganze Insel machen.

In der Erregung, in die ihn der Abschluß seiner schriftstellerischen Arbeit versetzt hatte, eilte er mit elastischen Schritten die Treppe hinab und schlug den Weg durch die Reben nach dem nördlichen Ende der Insel ein.

Obgleich ihm dieser Zeitpunkt wie das Ziel einer langen Wanderung seit Tagen beständig vor Augen schwebte, so war er doch weniger heiter, als er sich vorgestellt hatte. Es war ihm fast leid, sich nun von der so lieb gewordenen Arbeit trennen zu müssen, aber gerade darin, daß er dies empfand, bestand der Erfolg seiner Arbeit. Er fühlte, daß ihm alle schmerzlich-süßen Empfindungen und Gedanken, die er noch einmal in abgeklärter Form durchlebt hatte, bald nur noch todte Buchstaben sein würden, etwas Abgelegtes, Fremdes, ein verstaubtes Manuscript oder im besten Falle ein Handelsartikel. Er war froh über einen schweren Abschied hinweg gekommen zu sein, aber wovon er Abschied genommen, war ihm doch lieb gewesen. Und es gab kein Wiedersehen, keine Erinnerung mehr.

Diese Empfindungen, die ihn auf seinem letzten Spaziergang begleiteten, waren das letzte Zucken eines Schmerzes, den die weiche Dämmerstunde noch einmal anfachte, und der mit dem hellen Tag für immer verloschen war.

Nachdem Edgar's Erregung nach ein paar hundert Schritten in der frischen Luft sich gelegt hatte, ging er langsam und nachdenklich den Wiesenweg zwischen Reben und See und bog dann an dem der Ankunftsstelle entgegengesetzten Ende um den Höhenrücken herum nach der Nordwestseite der Insel.

Auf einem reizenden Weg durch dichtes Gebüsch, immer unter dem bewaldeten Abfall hin kam er nach einigen Minuten an die Stelle, wo rechts ein kleiner Sandweg abbiegt. Den schlug er ein und sah bald zwischen Weiden und Gestrüpp den See durchschimmern. Inzwischen war es völlig Abend geworden. Die ganze Landschaft lag in einen grünlich-grauen Ton getaucht. Ein beständiges unbestimmtes Geräusch wie über einem Weiher war überall vernehmbar. Es klang manchmal, wie wenn man aus einer kleinen Entfernung in ein Rohr bläst, oder wenn Gas angezündet wird und die Flamme noch nicht recht brennt. Edgar ging zwischen den Weiden hindurch wie zwischen phantastischen Gestalten, die ernst und verhüllt am Wege standen oder sehnsüchtig aus der Ferne ihre dünnen Arme entgegenstreckten.

Als er aus dem Gestrüppe heraus auf den Sand kam, lag der feuchte Spiegel fast regungslos vor ihm. Nur ein dunkler Schatten am Ufer wie ein Einbaum bewegte sich leis, und als Edgar näher hinsah, gewahrte er am Rande des Fahrzeuges zwischen Schilf und Wasserrosen eine zarte, schlanke Gestalt mit offenen Haaren, in einem Lilagewande, wie er es für den Costümball gezeichnet hatte.

„Irene!“ rief er leise, wie man Geister anruft, und wollte sich ihr nähern.

Da trieb der Kahn wie von selbst langsam in den See hinaus.

„Ob sie meiner gedenkt,“ sagte er, „wenn sie mich erblickt und flüstern hört, ob sie nur vor mir flieht, um zu mir zu kommen in die stille Welt, in der ich sie nicht störe, wenn sie an mich denkt, in der ich sie nicht besitzen will, wenn sie eins mit mir ist, in der ich ihr nicht rufe, wenn sie bei mir ist? Ich glaub' es sicher, und ich will ihr nicht mehr rufen.“

Edgar ging nun den See entlang bis zu der großen Quadermauer, die zum Schutze des Ufers in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgebaut wurde. Hier verließ er den See und wendete sich wieder dem Höhenrücken zu, auf einem breiten Weg, der an einem Wiesenhang aufwärts in den Wald führt.

Als er den steilen Weg hinauf stieg, sah er plötzlich auf der Höhe dieselbe Gestalt, die auf dem Einbaum saß, aus dem tiefen Walde treten und auf ihn herab kommen. Er breitete seine Arme aus, um sie aufzuhalten. Als sie aber nur noch einige Schritte von ihm entfernt war, schwebte sie plötzlich über seinem Kopfe weg, „etwas über dem Erdboden“, wie sie das Leben und die Dichtung so gern hatte, und zerrann dann im Nebel.

Er war jetzt auf der Höhe und ging die lange, dunkle Allee in der Richtung gegen Erlach.



Ueberall war tiefste Einsamkeit. Nur ein Vogel rief in einem klagenden, ziehenden Ton, wie wenn man an einem eisernen Brunnen Wasser pumpt, und hie und da vernahm man ein Flügelschlagen im Dickicht wie das Ausstauben von Tüchern. Ueberm Walde hingen violette Wolken, die das letzte Licht an sich gezogen hatten, und zwischen den dunklen Stämmen stoben grüne Funken.

Da war sie wieder. In der Ferne schritt sie langsam über den Weg und verschwand im Dickicht.

Edgar kam jetzt auf den Platz mit dem Tanztempel. Da tanzte sie mit ihrem wallenden Gewande zwischen den hohen Stämmen, mit einem Eichenkranz im Haar. Da baute sie ihren Göttern Tempel.

Sie tanzte jetzt immer vor ihm her und zog ihn in einen schmalen Weg mit dichten Bäumen zu beiden Seiten, in den ganz in der Ferne durch eine Oeffnung Licht und ein Streifen des Sees fiel.

Plötzlich vernahm er ein Rauschen über sich an einer Stelle, wo die niederen, dichten Buchen und Fichten eine frei stehende, knorrige Eiche von gewaltiger Höhe unterbricht.

Ein Schwarm von vielen hunderten von Krähen flog wie eine Masse schwarzer Punkte zwischen den Spitzen der Bäume. Sie flatterten wie im Sturm vorüber und kamen nach ein paar Secunden wieder, und so einige Minuten lang.

Sie kamen jeden Abend von den umliegenden Ufern des Sees herüber zum Schutze gegen Marder und anderes Raubzeug und flogen mit Tagesanbruch wieder fort.

Ihr kurzes Gekrächze wurde aus der Ferne von einem einzigen längeren melancholischen Krähenton beantwortet.

Ueber den Weg flatterte ein Vogel, der einen Laut von sich gab, wie wenn man schnell hinter einander mit der Zunge schnalzt.

Wieder ein anderer saß auf einer feinästigen, schlanken Lärche, durch deren weiche Nadeln der zarte Rosaschimmer des letzten Abendlichtes schien, und pfiff in einem ganz hohen weichen Ton: Huitt — Huitt!

Edgar trat jetzt aus dem verzauberten Wald auf einen freien Platz am südlichen Ende des Steilrandes und sah unter sich den schmalen Landstreifen, der, gegen Erlach hinziehend, die Insel mit dem Festland verbindet. Vor dem Streifen wuchsen Schilf und Binsen, die wie dunkle runde Flecke im See aussahen.

Rechts unten lag die Landungsstelle, wo er vor wenigen Tagen mit dem kleinen Dampfer angekommen war.

Es schienen ihm Jahre seitdem vergangen. Jeder Augenblick, jeder Gegenstand hatte in dieser Einsamkeit für ihn Wichtigkeit bekommen. Jeder Platz, wo er gesessen, war ihm lieb geworden und jeder Eindruck tief und nachhaltend wie in der Kindheit. Und was er in Gedanken durchlebte, waren es nicht Jahre, von dem Tag da er zum ersten Mal von jener hübschen, eigenartigen jungen Frau gehört hatte, bis zu den schemenhaften Luftgebilden dieses Abends?

Edgar stieg wieder zu demselben Weg herab, den er bei seiner Ankunft auf der Insel gegangen war, und gelangte auf demselben in kurzer Zeit zum Kloster zurück, kaum eine Stunde, nachdem er seinen Rundgang angetreten.

Als er am anderen Morgen erwachte, kam ihm der ganze nächtliche Spuk und Alles, was er auf der Insel erlebt hatte, wie ein Traum vor.

Frisch und vergnügt wie schon lange nicht mehr ging er zum letzten Mal den Weg über den Tanzplatz nach der Uferstelle, wo der Einbaum wieder ruhig und still in der Sonne lag. Nirgends mehr ein Spuk, keine Erinnerung, keine Sehnsucht. Ueberall der hellste, lachendste Sommertag. Sogar sein Gepäck wurde ihm diesmal vom Fährmann, einem Sohn des Hauses, nachgetragen, und in einer Viertelstunde war er mit dem Nachen, noch von einem kleinen Schuljungen und dem Neufundländer begleitet, wieder in Ligerz auf dem Festlande.

Hier endet die Geschichte meines Freundes. Und sie hat auch nie wieder begonnen. Drei Jahre sind seitdem verflossen, und die anmuthige, dryadenhafte junge Frau ist ihm völlig gleichgültig und fremd geworden.

Nachdem er der zarten Blume all' ihren Duft und ihre Süßigkeit genommen, ist ihr nichts mehr geblieben, womit sie ihn je wieder reizen und fesseln könnte.

Wenn er ihr begegnet, ist es ihm nicht anders, als ob er eine Schauspielerin vor sich sähe, die ihn einmal in einer Rolle ergriffen und gerührt hatte, und die jetzt ihrem Bühnenbilde immer unähnlicher wird.

Und Sie? Sie ist durch alle Zeiten an ihn gefesselt. Denn die Wirklichkeit kann sein Bild nie mehr zerstören. Er war doch der Stärkere.

Die sibirische Eisenbahn.

Von

Eugen Zabel.

[Nachdruck untersagt.]

Die Wirren in China und der einmüthige Entschluß der Großmächte, für das verbrecherische Treiben in Peking mit der Waffe in der Hand Sühne zu verlangen, haben auch auf die Entwicklung und Bedeutung der großen sibirischen Bahn die allgemeine Aufmerksamkeit hingelenkt. Ihre bisherigen Leistungen bezogen sich auf die Eröffnung und Verkürzung wichtiger Handelswege sowie auf die allmähliche Colonisation des dünn bevölkerten Gebiets zwischen dem Ural und dem stillen Ocean. Zum ersten Mal werden aber auf diesem ungeheuren Gebiete größere Truppenmassen durch die Eisenbahn befördert und in die Nähe des Kriegsschauplatzes gebracht. Rußland ist die einzige Macht, die sich des Schienenweges bedienen kann, um von ihren beiden Hauptstädten Petersburg und Moskau, von den Ufern des schwarzen Meeres und den Bergen des Kaukasus Streitkräfte bis zum äußersten Osten Asiens und fast bis zur chinesischen Grenze gelangen zu lassen. Im Jahre 1891 legte der jetzt regierende Kaiser von Rußland, Nikolaus II., in seiner Eigenschaft als Großfürst-Thronfolger bei der Heimkehr von seiner Orientreise den Grundstein zu dem gewaltigen Unternehmen in Wladiwostok, nachdem sein Vater Alexander III. den Befehl erlassen hatte, mit dem Bau der sibirischen Bahn sofort zu beginnen und, wie es in dem Ukas ausdrücklich angegeben war, sie schnell, billig und dauerhaft zu vollenden. Seitdem hat die gebildete Welt die Ausführung dieses Entschlusses mit Recht als ein Ereigniß betrachtet, dessen Fortgang man mit gespanntem Interesse verfolgt. Niemand kann schon jetzt im Einzelnen angeben, zu welchen Resultaten im Einzelnen die Bahn führen, wie sie sich bewähren, welche Erfolge und Enttäuschungen man mit ihr erleben wird. In jedem Fall ist aber ein verheißungsvoller Anfang gemacht worden, der die Verpflichtung in sich schließt, das schwierige Werk über alle Hindernisse hinweg, die in der Länge der Strecke, den klimatischen Verhältnissen, der uncultivirten Bevölkerung und dem Kostenpunkt liegen, seinem Ende entgegenzuführen.

Gegenüber den Erfahrungen und Berichten von Reisenden, die theils Unmögliches verlangen, theils etwas Fertiges und Vollkommenes erwarten oder auf

dieser Strecke Alles absichtlich in ungünstigem Lichte erscheinen lassen, wird von russischer Seite etwa für das Jahr 1905 folgende Berechnung aufgestellt. Zunächst betont der Bericht, daß die sibirische Bahn nach ihrer Vollendung alle bisher gebauten Strecken in Bezug auf ihre Ausdehnung weit übertreffen werde. Die kanadische Pacificbahn umfaßt 4677, die Union Pacificbahn, die von San Francisco über Chicago nach New-York führt, 5357 Kilometer. Dagegen wird sich die sibirische Bahn oder, wie sie amtlich genannt wird, die „Magistrale", von der Grenze zwischen Europa und Asien bei Tscheljäbinsk bis nach Wladiwostok über ein Gebiet von 7112 Werst, also 7588 Kilometern erstrecken. Sie ist nach ihrer Fertigstellung keine isolirte Linie, sondern eine unendlich weite Ausstrahlung des gesammten europäischen Eisenbahnnetzes nach und durch Asien bis an die Ufer des stillen Oceans. Von Tscheljäbinsk führt sie westlich bis nach Moskau, von wo die Eisenbahnlinien nach allen Richtungen durch das europäische Rußland laufen. Im Norden gelangt man auf ihr nach Petersburg, im Süden nach dem Kaukasus und der Krim, im Westen nach Warschau und darüber hinaus nach Wien, Berlin, Paris, London. Man würde darnach innerhalb des russischen Reiches von der Grenzstation Alexandrowo bis nach Wladiwostok ohne Unterbrechung einen Weg von 10,211 Kilometern, also fast den vierten Theil der Linie zurücklegen können, die der Aequator um die ganze Erde zieht. Ferner stellt der officielle russische Bericht folgendes Exempel auf. Der Verkehr zwischen den Häfen Europa's und Ostasiens führt gegenwärtig durch den Suezkanal und wird, wenn man kleinere Schiffsgesellschaften außer Acht läßt, vom Norddeutschen Lloyd, vom Oesterreichischen Lloyd, von der Peninsular Company und den Messageries maritimes bewältigt. Bisher war Rußland für den Verkehr mit Ostasien auf die Linie über Odessa angewiesen. Die Reise nach Wladiwostok dauerte auf diesem Wege zu Land und zu Wasser vierzig Tage und kostete ungefähr 600 Rubel. Von Bremen oder London kann man die Reise nach Shanghai in ungefähr fünfunddreißig Tagen für einen Preis zurücklegen, der in der ersten Cajüte zwischen 1300 und 1800 Mark schwankt. Mit der Bahn würde man aber von London oder Paris nach Moskau in drei Tagen für etwa 150 Mark und von Moskau nach Wladiwostok für 100 Rubel und endlich noch weiter mit dem Dampfer in drei Tagen für 80 Rubel nach Shanghai gelangen können. Darnach kam man zu dem erstaunlichen Resultat, daß die sibirische Bahn die Reise von den europäischen Häfen nach dem stillen Ocean um die Hälfte der bisher erforderlichen Zeit verkürzen und höchstens den dritten Theil kosten würde.

So geschickt diese Angaben gemacht und die Schlüsse daraus gezogen sind, war es doch unvorsichtig, ein solches Exempel zu wählen, denn es steht zu einem guten Theil auf dem Papier und mußte die Kritik herausfordern, die denn allerdings auch nicht ausgeblieben ist. Namentlich war es Algernon Moreing, der in der „Daily Mail" die neu eröffnete sibirische Route in ihrer gegenwärtigen Verfassung, d. h. theils Wasser-, theils Schienenweg, als für den „Truppentransport nutzlos" erklärt hat und zu dem Schluß gekommen ist, daß Rußland seine Truppen für den fernen Osten wie bisher durch den Suezkanal schicken müsse. Dieser Bericht zeigt in allen Einzelheiten den Stempel der Voreingenommenheit und Uebertreibung, verdient jedoch in-

sofern Beachtung, als er die Anschauung einer großen russenfeindlichen Partei ausdrückt, die voll Eifersucht und Sorge das Wachsen und Werden des Unternehmens verfolgt. Vor Allem muß daran festgehalten werden, daß nur die Strecke von der europäischen Grenze bis Irkutsk vollständig fertig ist und den modernen Verkehrsverhältnissen entspricht, daß aber in der Fortsetzung dieser Linie kein Unbefangener zunächst etwas Anderes erblicken wird als einen Anfang und Nothbehelf, der immerhin einen wichtigen Einschnitt in ein weites, früher kaum zugängliches Gebiet bedeutet. Aber schon die bloße Thatsache, daß ein unbehinderter, regelmäßiger Schienenverkehr, wie wir sehen werden, mit allem modernen Reisecomfort, fast bis zum Baikalsee möglich ist, bedeutet ein erstaunliches Resultat innerhalb eines Zeitraums von neun Jahren, wenn auch der ungleich schwierigere Theil der Arbeit noch zu thun bleibt und in seiner Vollendung durch die Kriegswirren in China länger, als bisher zu erwarten war, aufgehalten werden dürfte. Möglicherweise kann Rußland, wie Moreing meint, bis jetzt wirklich nur zwölfhundert Mann wöchentlich oder fünftausend im Monat nach Wladiwostok schaffen. Es hat dadurch immerhin an militärischer Beweglichkeit im Osten Asiens gewonnen und den neu erschlossenen Wegen wird die Bevölkerung allmählich, aber unaufhaltsam folgen, sowohl für den Handelsverkehr wie für die Ansiedelung.

Sibirien hat schon jetzt viel von den Schrecken des Oeden, Leeren und Unwirthlichen verloren, die dem Lande in den Augen der Welt bis vor Kurzem ausschließlich anhafteten. Ein unabsehbares Landgebiet von der Größe Europa's, freilich so dünn bevölkert, daß es nicht mehr Einwohner zählt als unsere Rheinprovinz, verliert durch die Eisenbahn den Charakter des Starren und Wandellosen, wird von verschiedenen Punkten aus mit Culturfäden durchzogen, bereist und durchforscht, in deutlich sichtbare Schwingungen versetzt und zum Gegenstand des allgemeinen Interesses gemacht. Welchen Antheil daran die sibirische Bahn trägt, kann man nur beurtheilen, wenn man sich klar macht, wie sie geplant und begonnen wurde, was sie gegenwärtig leistet und für die Zukunft verspricht, worin ihre Licht- und Schattenseiten zu suchen sind. Die Amerikaner haben in den Vereinigten Staaten durch die Linien, welche den atlantischen mit dem stillen Ocean verbinden, mit Recht bewunderte Meisterwerke der modernen Eisenbahntechnik geschaffen. Ebenso groß ist die Anerkennung, die wir den Engländern für ihre Schienenwege im Sudan und in Uganda entgegenbringen. Wir dürfen aber nicht vergessen, welche Hülfe den Amerikanern durch die Gunst des Klimas und der Vegetation, durch die Tüchtigkeit des überall vorhandenen Menschenmaterials und den Engländern durch den Nil zu Theil wurde. Die sibirische Bahn mußte dagegen in Gegenden angelegt werden, in denen fast acht Monate hindurch strenger Winter herrscht, in denen man gezwungen war, fast das ganze Material von weither zu beschaffen, und die Arbeitskräfte des Landes kaum zu brauchen waren. Man unterschätzt offenbar die ruhige und gleichmäßig ausdauernde Kraft, mit der Rußland ans Werk gegangen ist, allen Hindernissen zum Trotz selbst unter schwierigen politischen Verwicklungen den Schienenstrang immer weiter in das östliche Asien hinein schiebt und die Bewohner der Steppe und des Urwaldes durch den Rauch

der Locomotive daran erinnert, daß die Zeit des trägen Naturzustandes für sie unwiederbringlich dahin ist.

Der Gedanke, das europäische und das asiatische Rußland durch eine Eisenbahn mit einander zu verbinden, ist merkwürdiger Weise fast so alt wie die Anwendung der genialen Erfindung Stephenson's auf das Verkehrsleben in Deutschland. Ein Landsmann von ihm, ein englischer Ingenieur, trat bereits 1837, also zwei Jahre, nachdem der erste Pfiff der Locomotive zwischen Nürnberg und Fürth gehört wurde, mit dem Plan hervor, zwischen Nischny Nowgorod und den stillen Ocean einen Schienenstrang zu legen, erreichte damit aber nur, daß man seinen Gedankengang nicht für ernst nahm. Nicht anders erging es amerikanischen Ingenieuren, die bescheidener auftraten, indem sie nur an die Linie zwischen Irkutsk und dem stillen Ocean dachten. Eine weit praktischere Idee verfolgte Mitte der fünfziger Jahre der Gouverneur von Ostsibirien, Graf Muraview Amursky, der es durch sein geschicktes und energisches Vorgehen erreichte, daß China die Amurmündung und Japan die Insel Sachalin an Rußland abtraten. Da die Amurmündung versandet ist, dachte er daran, vom Golf von De-Castri an der tatarischen Meerenge, die sich zwischen dem Festlande und Sachalin hinzieht, eine Verbindung bis zur Stadt Sofiisk am Amur herzustellen, zunächst als Fahrstraße, auf der später aber eine Eisenbahn angelegt werden sollte. In den nächsten Jahrzehnten tauchten immer neue Vorschläge auf, wie man einen Schienenweg durch Sibirien finden könne. Die Regierung verhielt sich nun nicht mehr unbedingt ablehnend wie früher, sondern setzte Commissionen ein, um sich über die Durchführbarkeit der großartigen Idee Klarheit zu verschaffen. Diese reifte allmählich ganz von selbst, je mehr Rußland sich durch sein Eisenbahnnetz dem Ural und damit der Grenze Asiens näherte. Im Jahre 1877 wurde die Bahn zwischen den Stationen Batraki und Samara nach Orenburg, also zwischen den Ufern der Wolga und des Ural eröffnet und damit ein wichtiger Handelsplatz an der Grenze Sibiriens erreicht, wo die Karawanen aus Buchara und Chiwa, Chokand und Taschkend zusammentreffen und die Erzeugnisse ihrer Länder, Baumwolle und Seide, Pferde und Schafe, Gold und Edelsteine, gegen Webstoffe und Metallwaaren, Getreide und Zucker eintauschen, sodaß die Umgebung der Stadt meilenweit einem unübersehbaren Jahrmarkt gleicht. Im Jahre 1878 wurde die Uraleisenbahn von Perm nach Ekaterinenburg in Betrieb gesetzt und fünf Jahre darauf bis nach Tjumen an der Tura verlängert, sodaß nunmehr bereits die großen europäischen Ströme Wolga und Kama mit einem Nebenfluß des Ob in Sibirien verbunden waren. Die Wolgabrücke zwischen Batraki und Samara, die im September 1880 vollendet wurde, war mit ihrer imposanten Länge von fast fünfzehnhundert Metern und ihren vierzehn steinernen Bögen ebenfalls ein bedeutender Schritt in der Richtung nach Asien. Der Bau der Eisenbahn von Samara nach Ufa, der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements am Ural und ihre Verlängerung nach Slatust an der schiffbaren Ai mit ihren berühmten, der Krone gehörenden Eisenhämmern und Gewehrfabriken folgten in den Jahren 1888 und 1890 und machten die Frage, ob und wie eine Bahn durch Sibirien geschaffen werden könne, zu einer brennenden.

Der Schienenstrang, der sich in der Richtung nach Asien bewegte, hatte im Norden Tjumen, im Süden Orenburg, und zwischen diesen beiden Städten in der Mitte Slatust erreicht. Daraus ergaben sich für die Fortführung der Bahn drei verschiedene Entwürfe, von denen jeder eifrige Fürsprecher fand. Man entschied sich schließlich für die mittlere Linie, weil sie die kürzeste war und durch Gebiete führte, in denen man, wenn auch innerhalb großer Zwischenräume, auf bewohnte Punkte stieß und die Bodenverhältnisse keine allzu großen Schwierigkeiten boten. Von vorneherein wurde der Grundsatz beobachtet, bei dem außerordentlichen Kostenaufwand, den das Unternehmen verursachte, mit der möglichsten Sparsamkeit vorzugehen und Alles so einfach wie möglich auszuführen. Die Anlage der Bahn war eingleisig. Man begnügte sich, von den großen sibirischen Strömen abgesehen, die Construction von Stein und Eisen verlangten, mit gewöhnlichen Holzbauten über die Flüsse. Man rechnete innerhalb eines Zeitraums von vierundzwanzig Stunden höchstens auf drei Paar Züge mit einer mittleren Geschwindigkeit von nur etwas über 21 Kilometer in der Stunde. Die Linie sollte sich mit Vermeidung größerer Krümmungen zwischen dem 50. und 60. Breitengrade ungefähr in der Mitte halten und die Städte Tscheljäbinsk, Kurgan, Petropawlowsk, Omsk, Kainsk, Tomsk, Atchinsk, Krasnojarsk, Nischeudinsk und Irkutsk, sowie den Baikalsee berühren und sich von hier über die Städte Stretensk und Chabarowsk nach Wladiwostok am stillen Ocean hinziehen. Nachdem in dieser Stadt, wie erwähnt, 1891 der Grundstein durch Nicolaus II. gelegt war, begann man am westlichen Ausgangspunkte, in Tscheljäbinsk, ein Jahr darauf, Juli 1892, ebenfalls mit dem Bau. Diese erste, dem europäischen Rußland zunächst gelegene Strecke bis Ob, die den Namen westsibirische Eisenbahn führt, sollte 1896, die sich daran bis nach Irkutsk anschließende mittelsibirische 1900, die Baikalbahn von Irkutsk nach Missowaja 1902, die Transbaikalbahn von hier bis nach Stretensk im Jahre 1902, die Amurbahn von Stretensk nach Chabarowsk wegen ihrer außerordentlichen Schwierigkeiten erst 1906 und der letzte Theil des Ganzen von Chabarowsk nach dem Ocean, die Ussuribahn, 1902 dem Verkehr übergeben werden. Die Ausführung des Unternehmens deckte sich nur zum Theil mit diesem Plan, der schließlich beim Betreten des ostsibirischen Bodens ganz umgestoßen und durch einen andern ersetzt wurde. Der Bau der Bahn wurde unter dem Verkehrsminister Hubbenet begonnen und von den Ministern Witte und Kriwoschein fortgesetzt. Seit dem Januar 1895 laufen alle Fäden der riesigen Arbeit in der Hand des Verkehrsministers Fürsten Chilkow zusammen, eines Mannes von ungewöhnlicher Tüchtigkeit und Arbeitskraft, der in Amerika gerade für die sibirische Bahn eingehende Studien gemacht und für die Brückenbauten und die Dampffähre über den Baikalsee eine Anzahl praktisch werthvoller Anregungen gegeben hat. Obwohl man sich an die Bedingung gehalten hat, daß Alles so einfach wie möglich auszuführen sei, haben die Baukosten schon jetzt weit mehr als eine Milliarde Francs betragen — auf den Kilometer kommen darnach durchschnittlich über 150 000 Francs — und dürften noch eine bedeutende Steigerung erfahren, bis Alles vollendet und auf die Höhe der modernen Technik gebracht sein wird.

Vor Kurzem ist ein großes, inhaltsvolles und reich illustrirtes Werk, freilich bisher nur in russischer Sprache, erschienen, das sich als „Führer auf der großen sibirischen Bahn“ zu erkennen gibt und im Auftrage des russischen Verkehrsministeriums von zwei competenten Männern, A. J. Dimitriew Mamonow und dem Ingenieur A. F. Zdziarsky, verfaßt wurde. Es ist ein schwerer Lexikonband von sechshundert Seiten und enthält mehrere Hundert Bilder von den Städten und Dörfern Sibiriens, den Flüssen, Landschaften und Volkstypen aus den verschiedensten Gegenden, sämmtlichen Einrichtungen der Bahn vom ersten Behauen des Bodens und Legen der Schwellen bis zum fertigen Eisenbahnzuge in allen seinen Theilen. Was ein solcher in Rußland Alles aufnehmen kann, erkennen wir aus zwei Bildern eines Eisenbahnwaggons, der die Einrichtung einer Kirche enthält. Wir erblicken zunächst den Wagen von Außen. Der Corridor, zu dem man auf einer kleinen Anlegetreppe gelangt, ist in einen Glockenthurm verwandelt. Dort steht der weiß gekleidete Geistliche mit seinen Gehülfen. Links und Rechts versammelt sich die andächtige Gemeinde, Männer, Frauen und Kinder auf und zwischen dem Geleise mit abgezogenem Hut. Auf dem anderen Bilde sehen wir in das Innere dieses auf Schienen gesetzten Gotteshauses mit einem Altar und einer zum Allerheiligsten führenden Bilderwand, mit Heiligenbildern an den Wänden und der ewigen Lampe an der Decke. Der Zar ist für die Russen zugleich Kaiser und Papst, und die Bahn, die geistiges Leben nach Sibirien bringen soll, führt darum auf den Schienen auch kirchliche Einrichtungen und geistlichen Trost mit sich. Von den Porträts, die das genannte Werk enthält, sind zunächst die des verstorbenen und des jetzt regierenden Zaren von Rußland vorzüglich getroffen. Ihnen reihen sich Vollbilder all der Persönlichkeiten an, die für das Entstehen der „Magistrale“ von ausschlaggebender Bedeutung waren. Das Buch kann gewissermaßen als eine Encyklopädie für Sibirien gelten. Die Geschichte des Landes, seine klimatischen und geographischen Verhältnisse, die Erzeugnisse des Bodens, die Charakteristik der eingeborenen und aus dem europäischen Rußland zuströmenden Bevölkerung bilden besondere Capitel. Mit großer Genauigkeit sind drei Eisenbahnkarten ausgeführt, welche die drei Strecken von Samara bis Tscheljäbinsk, von Tscheljäbinsk bis Irkutsk und von Irkutsk bis nach Wladiwostok veranschaulichen. Das Buch will aber zugleich auch Bädeker und Coursbuch für die sibirische Bahn sein. Alle Stationen werden der Reihe nach aufgeführt, die Städte und Haltestellen in fünf verschiedenen Rangstufen geschildert. Wir erfahren, welche Sehenswürdigkeiten, Hôtels und Restaurationen es in den einzelnen Orten gibt, zu welchen Preisen wir wohnen und speisen können. Die Fahrpläne geben sowohl bei dem Schnellzug wie bei den Personenzügen die Fahrpreise und Zeiten für Ankunft und Abfahrt genau an. Von Samara an gerechnet bildet Tscheljäbinsk bereits die sechsundfünfzigste Haltestelle. Dann beginnt eine neue Zählung bis zum Ob, wo die Ortschaft Kriwoschtschekowo die Nummer vierunddreißig aufweist. Auf der Bahn nach Irkutsk folgen nicht weniger als sechzig Stationen, und jenseits des Baikalsees bis nach Stretensk weitere vierunddreißig. An diesem Punkte beginnt der Schiffahrtsverkehr zunächst auf der Schilka, dann auf dem Amur, in den jene mündet, bis nach Chabarowsk und dem Anschluß an

die Ussuribahn, die nach Wladiwostok führt und mit neununddreißig Stationen, wesentlich früher als vorgesehen war, nämlich bereits im Jahre 1897 eröffnet werden konnte. Wenn der erwähnte Engländer Moreing den Amur auf einem kleinen Schleppdampfer befahren hat, so ist das lediglich seine Schuld. Die großen Passagierdampfer auf diesem Fluß sind zweckmäßig und bequem, gleichen in vieler Beziehung den amerikanischen Mississippi- und den russischen Wolgadampfern und sind sauber und gut geführt. Auf der Schilka hängt allerdings die Annehmlichkeit und Gleichmäßigkeit der Fahrt von der Höhe des Wasserstandes ab. Dieser Theil der Reise ist landschaftlich am interessantesten und bietet die meiste Abwechselung. Der Amur ist von Birkenwäldern eingefaßt, an denen kaum etwas sonderlich überrascht. Vom Baikalsee bekommt man bei der Ueberfahrt nur einen kleinen Theil zu sehen. Die übrige Strecke von Irkutsk nach dem europäischen Rußland ist ebenfalls eintönig. Man hat den hauptsächlichen Werth darauf gelegt, daß man so schnell vorwärts kommt, wie die augenblicklichen Verhältnisse es gestatten, und daß man für die lange Reise gut untergebracht und verpflegt wird.

Unter den Städten Sibiriens, auf deren weitere Entwicklung in Folge der Bahn man große Hoffnungen setzt, stehen Tomsk und Irkutsk obenan, beide mit etwas über fünfzigtausend Einwohnern. Tomsk liegt nicht unmittelbar an der „Magistrale", sondern an einer Nebenbahn, die sich von Taiga abzweigt, und auf der man noch fünfeinhalb Stunden fährt. Man findet in der Stadt viele hübsche, massiv gebaute Häuser, elektrisches Licht, ein Telephonnetz und gepflasterte Straßen, vor Allem aber eine Anzahl wissenschaftlicher Anstalten und Schulen, die Tomsk zum Mittelpunkte des gesammten geistigen Lebens von Sibirien machen. Hier wurde im Jahre 1888 eine Hochschule, die einzige im ganzen asiatischen Rußland, eröffnet, anfänglich nur mit einer Facultät, der medicinischen, zu der später aber noch eine juristische kam. Tomsk besitzt neben einer Anzahl Kliniken auch Museen für Zoologie und Botanik, für Mineralogie und Geologie, für Archäologie und Ethnographie. Sehr werthvoll ist die Bibliothek der Hochschule, die bereits an hunderttausend Bände zählt und schon wegen ihrer Zusammensetzung und Entstehung Interesse erregt. Sie ist aus den Bücherbeständen reicher Mäcene und bekannter Gelehrten des In- und Auslandes hervorgegangen. Wir finden darunter z. B. die Bibliotheken des Dichters Shukowsky, bekannt als meisterhafter Uebersetzer Goethe's, Schiller's und Bürger's sowie als Erzieher Alexander's II., ferner des Ministers Walujew, eines der feinst gebildeten Männer, die dem Thron des Zaren jemals nahe gestanden haben, sowie unseres berühmten Rechtslehrers Rudolph von Gneist, der allein mit 10 000 Bänden vertreten ist. In einem dreistöckigen steinernen Hause befinden sich Wohnungen für achtzig Studenten, denen nicht unbeträchtliche Stipendien ausgesetzt sind. Die Schulen und Unterrichtsanstalten, die Gesellschaften und Clubs, welche wissenschaftliche oder Unterhaltungszwecke verfolgen, sieben Tagesblätter und Journale, endlich ein hübsches Theater sprechen für die Bedeutung der Stadt. Irkutsk hat zwar ungepflasterte und schlecht beleuchtete Straßen, ist aber sonst eine der am freundlichsten gebauten und gelegenen Städte Sibiriens. In hohem Maße beachtenswerth ist das

Museum der russischen geographischen Gesellschaft in seinem palastartigen säulengeschmückten Gebäude am Ufer der Angara, namentlich wegen seiner Sammlung buddhistischer Alterthümer und der gelehrten Arbeiten, die periodisch aus ihm hervorgehen. Bei den übrigen Städten Sibiriens sinkt die Bevölkerungszahl bedeutend, bei Omsk auf dreißigtausend. Hier, in einer Festung mit fast ausschließlich einstöckigen, aus Holz gebauten Häusern, brachte einer der größten modernen Romandichter, F. M. Dostojewski, der Verfasser des „Raskolnikow", nachdem er wegen seiner Theilnahme an dem Petraschewsky'schen Geheimbunde zum Tode verurtheilt und erst im letzten Augenblick auf der Richtstätte begnadigt worden war, die Zeit von 1849—1884 mit Brennen von Alabaster und Drehen von Schleifsteinen als Sträfling zu. Die Erinnerung an diese schreckliche Zeit hat er in seinem unvergleichlichen Buche „Aus dem todten Hause" festgehalten. Das Gefängniß, in dem Dostojewsky lebte, ist übrigens nicht mehr vorhanden, sondern durch ein anderes Gebäude ersetzt worden. Wladiwostok, der Hafen am stillen Ocean und Zielpunkt der sibirischen Bahn, zählt 28000, Krasnojarsk 26000 Einwohner. Die Stadt Tschita in Transbaikalien erweckt düstere Erinnerungen an die Verschwörung der Dekabristen von 1825, deren Theilnehmer zu den ältesten Adelsfamilien Rußlands gehörten und, von ihren Frauen begleitet, in dem Gefängniß des damals kaum gekannten Ortes leben mußten. Nicht weit davon liegt Nertschinsk, eine Stadt, die früher als Verbannungsort gefürchtet war, bis man die Sträflinge nach Sachalin überführte. Die übrigen Stationen der Bahn sind vorläufig von noch geringerer Bedeutung, sinken bis zu kleinen Ansiedelungen herab und erwarten Alles von der Erschließung des Landes durch die Bahn. Fast überall ist der Winter gleichmäßig streng und beinahe dreiviertel Jahr lang, der Sommer kurz und drückend.

Seit etwa anderthalb Jahren verkehren zwischen Moskau und Irkutsk Luxuszüge der internationalen Schlafwagengesellschaft, vorläufig in der Woche nur einmal. Der Zug verläßt Moskau am Sonnabend Abend, erreicht Dienstag Nachmittag Tscheljäbinsk, wo die sibirische Bahn eigentlich erst beginnt, Mittwoch Abend Omsk, am Freitag Früh Taiga, wo die Bahn nach Tomsk abzweigt, Sonntag früh Krasnojarsk und Montag früh Irkutsk. Umgekehrt geht dieser Luxuszug Freitag früh aus Irkutsk ab und erreicht „Mütterchen" Moskau am Sonnabend Abend der nächsten Woche. Man ist also darauf angewiesen, acht Tage und einen halben auf der Eisenbahn zuzubringen, eine Zumuthung, die für den europäischen Reisenden etwas Erschreckendes hat. Auf einen hübschen Gedanken aber, die Reise nach Irkutsk, wenn man so sagen darf, populär zu machen und dem internationalen Publikum einen Begriff von der Beschaffenheit und Einrichtung des sibirischen Luxuszuges zu geben, ist man in der russischen Abtheilung der Pariser Weltausstellung, der gelungenen Nachbildung des Kreml auf dem Trocadero, gekommen.

Ein Theil des Gebäudes ist in eine Eisenbahnhalle verwandelt, und in ihm stehen vier Waggons der internationalen Schlafwagengesellschaft, genau solche, wie sie zwischen Moskau und Irkutsk hin- und herrollen, vollständig eingerichtet, gebrauchsfertig und nach dem Pullmannsystem durch Harmonikaverschluß mit einander verbunden, sodaß man von einem zum andern durch

die ganze Länge des Zuges hindurchgehen kann. Bei der Ausstattung dieses Zuges mußte auf die Eigenthümlichkeit einer Reise Rücksicht genommen werden, die länger als eine Woche dauert und der Einwirkung fremdartiger klimatischer Verhältnisse ausgesetzt ist. Sowohl gegen die Hitze und den Staub im Sommer, wie gegen die Kälte und Schneestürme des Winters mußten entsprechende Vorkehrungen getroffen werden. Der Luxus, der hierbei entfaltet wurde, sollte also nicht nur als Anziehungsmittel für die Reise dienen, sondern auch einen praktischen Zweck erfüllen. Zunächst fällt der Begriff enger gedrückter Coupés in diesen Zügen vollständig fort, sowohl in dem einen Wagen erster, wie in den beiden Wagen zweiter Klasse, aus denen sie sich zusammensetzen. Man glaubt in einen Salon zu treten mit einladenden weichen Divans, Sesseln, kleinen Tischchen, behaglichen Nischen und eleganten Fenstervorhängen, wobei die Wahl des zur Decoration verwendeten Stoffes sogleich an die Bestimmung des betreffenden Raumes erinnert. Der Damen- und Gesellschaftssalon weist helle Seidenstoffe auf, das Rauchzimmer ist in gediegenen Ledertapeten ausgeführt. Wir finden in einer Ecke ein Pianino, in einer anderen eine Auswahl von Büchern, wie sie dem Geschmack des Reisepublicums entspricht, das nach leichter Lectüre Verlangen trägt, ferner Schach-, Damenbrett- und Dominospiele und Vorrichtungen zur Erledigung der Correspondenz, die an den größeren Stationen abgeholt wird. Zu dem Zuge gehören natürlich auch ein Speisewagen, dieser für achtundzwanzig Personen, und ein Schlafwagen, in dessen Coupés sich Betten für je zwei Personen mit den entsprechenden Toiletteeinrichtungen befinden. In dem Modellwagen auf der Pariser Weltausstellung sieht man, daß die Betten nicht cabinenförmig über einander, sondern so aufgeschlagen sind, daß sie im rechten Winkel auf einander stoßen. Als einen besonderen Vorzug der sibirischen Luxuszüge muß man ferner ansehen, daß sie mit einer vollständigen Badeeinrichtung, Wanne nebst Douche, ausgestattet sind, was — unseres Wissens — in keinem anderen europäischen Zuge der Fall ist. Nicht minder willkommen dürften die gymnastischen Apparate sein, die sich im Zuge finden, damit sich die Reisenden während der langen Fahrt auch die nöthige Bewegung machen können. An langes Fahren gewöhnt man sich übrigens, wie Jeder aus Erfahrung bestätigen wird, in Rußland besser und schneller als irgendwo sonst. Die Züge bewegen sich äußerst ruhig, man vergißt oft ganz, daß man überhaupt fährt. Man empfindet das Bedürfniß, sich in seinem Coupé vollkommen häuslich einzurichten, und die Dauer der Reise bringt es von selbst mit sich, daß der Eine sich an den Anderen mehr oder weniger anschließt. Ebenso fällt die Unruhe des Ein- und Aussteigens bei den Luxuszügen fort, da die meisten Reisenden ungefähr dasselbe Ziel haben. Leise kommen die Züge auf den Stationen an, und ebenso leise fahren sie wieder ab, ohne viel Fragen, Laufen, Oeffnen und Schließen von Thüren. Man kommt sich von den Ortschaften, die berührt werden, ganz unabhängig vor, und meistens ist an ihnen auch nicht viel zu sehen. So glaubt man wie in einer Arche dahin zu schwimmen. Allerdings stellt sich zum Schluß doch dieselbe Empfindung ein, die man selbst auf den schönsten Schnelldampfern des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie hat. Man kommt zu keiner geistigen Ruhe und Sammlung,

bewegt sich immer in denselben Räumen und glaubt schließlich trotz aller Eleganz und allen Comforts, für die in verschwenderischer Weise gesorgt ist, in einem Gefängniß zu sein, das man endlich verlassen möchte.

Zu der Ausstellung des sibirischen Luxuszuges auf dem Trocadero in Paris gehört eine, wenn man will, Reclamemalerei allergrößten Stils. Man kann den Speisewagen der Schlafwagengesellschaft nicht nur besichtigen, sondern in ihm auch seine Mahlzeiten einnehmen, was an sich während des Pariser Hochsommers nicht viel Verlockendes hätte, wenn nicht eine Illusion hinzu käme, die halb als Scherz, halb als Belehrung an der internationalen Gesellschaft vorbeizieht, die sich in den Abtheilungen des Zuges regelmäßig zu versammeln pflegt. In der Pariser Weltausstellung sind eine Menge beweglicher Panoramen aufgestellt, solche, bei deren Anblick man von seinem Stuhl eine Reise von Marseille nach Algier oder durch die verschiedenen Provinzen Frankreichs zu machen glaubt, andere, vor denen man die Empfindung hat, auf dem Promenadendeck eines Schiffes zu sitzen und auf dem Meere zu sein oder in einem Luftballon aufzusteigen und die Erde unter sich verschwinden zu sehen. Zu diesen gehört auch das Panorama der sibirischen Bahn, das man aus den Waggons beobachten kann. Man darf natürlich keine künstlerisch durchgeführten Gemälde erwarten, wenn man erfährt, daß es sich um einen mit Farben versehenen Leinwandstreifen von 1000 Metern Länge handelt, zu dem noch ein Mittel- und Vordergrund hinzu kommen, die aber mehr als Coulissen dienen und beim schnellen Vorbeirollen Durchblicke auf die langsam dahinziehende Landschaft gestatten. Die Vorstellung, die durch das Panorama hervorgerufen werden soll, eilt den Thatsachen bedeutend voraus, denn während der Luxuszug vorläufig bereits in Irkutsk sein Ende erreicht, ist nicht nur seine Fortsetzung bis nach Wladiwostok, sondern gleich bis nach Peking vorweg genommen, ein Gedanke, auf den durch die neuesten politischen Ereignisse das Licht einer bitteren Ironie fällt. Vom landschaftlichen Standpunkte hatte der Maler Piassetzky keine besonders dankbare Aufgabe zu lösen, wenn man von den malerischen Partieen um den Baikalsee und einigen Punkten in Ostsibirien absieht. Er hat sich aber nach Möglichkeit geholfen durch einzelne Bilder von Städten, Brücken und Flüssen, er entwirft ein friedliches Bild der Mongolei, wo sich gegenwärtig Alles im wilden Aufruhr befindet und läßt zuletzt die hohen Mauern und bunten Häuser Pekings vor uns auftauchen.

Ungleich werthvoller als diese Spielerei ist in der russischen Ausstellung in Paris die Sammlung von Modellen, Zeichnungen und sonstigem wissenschaftlichen Material, die sich auf den Bau der sibirischen Bahn bezieht. Vor Allem fesseln die bildlichen Darstellungen der Brückenconstructionen über die sibirischen Flüsse, die aus dem Innern Asiens hervorbrechen und sich den Weg zum nördlichen Eismeer bahnen. Auch hier lagen die Verhältnisse für die Ingenieure ungemein schwierig. Im Sommer schwillt das Bett dieser Flüsse außerordentlich an, tritt über die flachen Ufer und überschwemmt das umliegende Land in weitem Umkreise. Das bedingte die Anlage von mächtigen steinernen Pfeilern, von hohen Brückenköpfen und weiten Bogenspannungen, wie sie sich namentlich bei Kurgan über den Tobol, bei Omsk über den

Irtisch, bei Krikoschtschekowo über den Ob und bei Krasnojarsk über den Jenissei hinwegziehen. Diese sechs- und siebenfachen, netzartig verbundenen Eisenwölbungen entsprechen ohne Frage durchaus den Anforderungen der modernen Technik und unterscheiden sich wesentlich von der leichten Bauart, in der man die sibirische Bahn an anderen Stellen, namentlich bei kleineren Flußübergängen, gehalten hat. Daß überhaupt manche Fehler und Uebereilungen vorgekommen sind, wird Niemand leugnen. Sie beziehen sich sowohl auf die Schwellenconstruction, die in zu großen Abständen vorgenommen wurde, wie auf die kleineren Brückenbauten, die keine Dauer versprechen und über lang oder kurz erneuert werden müssen. Man darf aber diesen und ähnlichen Mißgriffen gegenüber nicht vergessen, daß bei einem so colossalen Unternehmen Ueberraschungen mannigfacher Art nicht ausbleiben konnten, und daß es sich um das allmähliche Eindringen in Gegenden handelt, für die es selbst den russischen Forschern und Ingenieuren an genauerer Beobachtung und zuverlässiger Erfahrung fehlte.

Vor Allem häuften sich bald hinter Irkutsk, als man in die Nähe des Baikalsees kam, die Schwierigkeiten in solchem Maße, daß man alle bisher entworfenen Pläne umstoßen und auf ganz neue Auskunftsmittel bedacht sein mußte. Die Wasserfläche dieses Sees ist eine so ausgedehnte, daß er seiner Größe nach im asiatischen Rußland nur mit dem Kaspischen Meere und dem Aralsee verglichen werden kann. Er zieht sich von Nordwest nach Südwest sichelförmig hin, ist im Ganzen über 80 Meilen lang und an einzelnen Stellen an 15 Meilen breit. Das ganze umliegende Land, die Beschaffenheit des Klimas und des Bodens, der Strömungen und Erscheinungen in und auf dem Wasser sind bei Weitem noch nicht in dem Maße zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht worden, wie es nöthig ist, wenn man dieses Gebiet dem regelmäßigen Verkehr erschließen will. Die vulkanische Thätigkeit, der der See offenbar seine Entstehung verdankt, macht sich an ihm noch immer bemerkbar, wenn auch nur in mittelbarer Weise. Kaum irgendwo anders wird der Schiffer bei günstiger Witterung von Strömungen und Wellenbewegungen so tückisch überrascht, wie auf dem Baikalsee, während sich Sturm und Unwetter oft ebenso unvermuthet einstellen. Man kann sich diese Erscheinungen nur dadurch erklären, daß unter dem Wasser, dessen bedeutende Tiefe einen schlechten Ankergrund bietet, die Erde noch nicht völlig zur Ruhe gekommen ist. Um den See ziehen sich, zum Theil dicht an seinem Ufer, Höhenzüge hin, die aus sehr festem Gestein bestehen, aus Granit, Syenit oder Gneis, und sich bis 4000 Fuß über dem Wasserspiegel erheben. Sie bilden am westlichen Ufer zwei parallele Bergrücken, während sie am östlichen Ufer durch die beiden Zuflüsse des Sees, die obere Angara und den Bargusin, durchbrochen werden. Trotz des rauhen Klimas bedeckt sich der Baikalsee doch niemals vor Mitte December oder Anfang Januar ganz mit Eis, das dann allerdings die Dicke von einem Meter erreicht. Die räthselhafte Unruhe, die in der Luft wie im Wasser herrscht, erklärt bis zu einem gewissen Grade sowohl dieses späte Gefrieren wie eine andere merkwürdige Erscheinung während des Winters. Man sollte meinen, daß eine so starke Eisfläche mindestens bis zum April die beste und

zuverlässigste Schlittenbahn bilden und einen regelmäßigen bequemen Verkehr ermöglichen müsse. Das ist aber in keiner Weise der Fall. Das Eis bekommt, vielleicht wegen der Schneestürme, die darüber hinweg brausen, Risse, die bis sechs Fuß breit und mehr als eine Viertelmeile lang werden können. Es hat sich aus diesem Grunde unmöglich erwiesen, während des Winters eine Poststation auf dem Eise einzuführen, und die Ueberfahrt in Schlitten ist nicht selten mit großen Gefahren verbunden. Als man sich mit dem Gedanken trug, die sibirische Bahn zu bauen, bildete die Möglichkeit, das Geleise um den Baikalsee zu legen, den schwierigsten Punkt. Seit dem Jahre 1888 wurden zur Durchforschung des Terrains mehrere Expeditionen ausgerüstet, aber trotz aller Berichte und Vorschläge, die einliefen, ist man noch heute, nach zwölf Jahren, zu keinem bestimmten Entschluß gekommen. Von Irkutsk, der — wie erwähnt — vorläufig letzten Station des sibirischen Luxuszuges, fährt die Bahn nach Osten weiter und zieht sich am Ufer der unteren Angara hin, die als einziger Ausfluß des Baikalsees eine gefährliche Stromschnelle bildet, um alsdann in nordwestlicher Richtung dem Jenissei und damit dem nördlichen Eismeere zuzuströmen. Die Bahn erreicht bei der Station Baikal den See. Schon die Ausführung dieser kleinen Strecke war mit unverhältnißmäßig großen Kosten verknüpft, weil die rasche Strömung der unteren Angara dazu zwang, hohe Dämme zu errichten und sie mit Mauerwerk gegen die Gefahr einer Ueberschwemmung zu befestigen. Man ist gegenwärtig bemüht, den See in südlicher Richtung zu umfahren, aber noch immer stehen sich zwei Pläne gegenüber, ohne daß man weiß, welcher ausgeführt werden wird. Man schlug vor, den Schienenstrang von Baikalstation bis zu dem Dorfe Kuluk zu legen. Allein der Kostenpunkt ruft große Bedenken hervor, denn die Beschaffenheit des Terrains mit seinen schroff zum See abfallenden Bergen würde die Anlage einer ganzen Reihe von Tunnels und fester Dämme erfordern. Bequemer und billiger würde sich die Linie gestalten, wenn man sie bereits in Irkutsk beginnen, dem Laufe des Irkut folgen lassen und durch einen Tunnel von höchstens einer halben Meile Länge demselben Ziele zuführen wollte. Diese Anlage hätte aber einen geringeren praktischen Werth, weil sie nur von wenigen Zügen und mit wesentlich verminderter Geschwindigkeit befahren werden könnte. So befindet sich die Angelegenheit noch immer in der Schwebe, und nur eine kurze Strecke am östlichen Ufer des Sees, zwischen Myssowaja, der Anlegestelle für die Dampfer, und Perejomnaja, ist gegenwärtig wirklich fertiggestellt.

Inzwischen ist man auf einen ganz anderen Gedanken gekommen und schafft nunmehr die Züge, die man nicht um den See herum rollen lassen kann, zu Schiff über ihn hinweg. Das System der Dampffähren, die mehrere Eisenbahnwaggons aufnehmen können, so daß die Passagiere nicht umzusteigen brauchen, ist auch bei uns bekannt. Wir erinnern nur an die angenehme Ueberfahrt von Stralsund nach Rügen, die auf diese Weise bewirkt wird. Für den Baikalsee hätte jedoch eine Dampffähre gewöhnlicher Art nicht genügt. Man bedurfte eines großen und starken Dampfschiffes, das zugleich als Eisbrecher construirt war, um den Verkehr auch während des Winters zu ermög-

lichen. Ein solcher Eisbrecher, der den Namen „Baikal" erhielt, wurde von der Armstrong'schen Fabrik in England aus Siemens-Martinstahl hergestellt, in seine einzelnen Theile zerlegt und in Petersburg abgeliefert. Von hier brachte man die Stücke mit der Eisenbahn bis nach Krasnojarsk, der vorher erwähnten Station der sibirischen „Magistrale". In Krasnojarsk wurden sie auf Lastfuhrwerken und durch Pferde nach Irkutsk befördert, endlich auf einem Dampfer nach dem Baikalsee geschafft, wo man an einer vor Wind und Wetter verhältnißmäßig geschützten Stelle das stählerne Ungethüm wieder zusammensetzte und gebrauchsfertig machte. Es hat von Baikalstation nach dem gegenüber liegenden Ort Myssowaja eine Strecke von 76 Kilometern in dreieinhalb bis vier Stunden zurückzulegen. Auch von diesem Dampfer ist ein Modell auf der Pariser Weltausstellung vorhanden. Er hat eine Länge von 290 Fuß, eine mittlere Breite von 57 Fuß und wird durch 15 cylindrische Kessel geheizt. Drei Maschinen arbeiten auf ihm, von denen zwei die hinten liegenden Schrauben in Bewegung setzen, während die dritte vorn zugleich als Eisbrecher dient. Dieser hat sich trotz aller gegentheiligen Behauptungen in jeder Beziehung bewährt und Eis von 34 Zoll Stärke sowie eine darauf lagernde zusammen gefrorene Schneeschicht von 8 Zoll ohne große Mühe aus einander gebrochen, wobei es nur erstaunlich war, daß der vereiste Schnee sich schwieriger durchbohren ließ, als das Eis selbst. Man gibt sich der Hoffnung hin, auf diese Weise auch Eis von einem Meter Dicke herausbrechen und die Wasserstraße offen halten zu können. Um den Anprall der Eisschollen in ihrer Wirkung abzuschwächen und den Dampfer länger zu erhalten, hat man ihn mit einem Gürtel von hölzernen Keilen und Balken umgeben, die eine Stärke von etwa zwei Fuß haben. Im Ganzen hat der „Baikal" eine gewisse äußere Aehnlichkeit mit der „Fram", auf welcher Nansen seine bekannte Expedition antrat. Auf dem russischen Eisbrecher sind nebeneinander drei Geleise angebracht, denen ebensoviel Schienenpaare an den Anlegestellen entsprechen. Die Ein- und Ausschiffung wird auf besonders dazu construirten Brücken bewirkt, die dem Wasserstand des Baikalsees — er wechselt fast um 1¾ Meter — angepaßt werden können. Ueber der Plattform, auf welcher die Waggons stehen, ist noch Platz für 150 Passagiere der drei verschiedenen Classen und für 100 Mann Besatzung. Das Schiff ist das zweitgrößte dieser Art. Es enthält vier Schornsteine, die aber nicht der Länge nach dem Schiffskörper eingefügt sind, sondern ein Viereck bilden. Man hatte sich darauf verlassen, daß die Fähre 25 Waggons würde aufnehmen können. Es stellte sich aber heraus, daß alle drei Geleise nur bei ruhiger Fahrt zu brauchen sind, und daß es sicherer sei, sich nur auf die Benutzung des mittleren zu beschränken. Außerdem hat der „Baikal" noch einen jüngeren und kleineren Bruder zur Aushülfe und Unterstützung bekommen. Der größere Dampfer soll täglich zweimal, der kleinere einmal den See hin- und zurückfahren, wodurch man den Anschluß an die fahrplanmäßigen drei Eisenbahnzüge vom Westen her erreichen würde. Wird die Bahn um den Baikalsee, vielleicht erst nach Jahren, fertig, so sollen die beiden Dampfer für Handelszwecke und die Erforschung der Ufer anderweitige Verwendung finden.

Die Transbaikalbahn beginnt bei der Station Myssowaja am Baikalsee und verfolgt einen 1100 Meter langen Weg bis zu dem Punkte, wo auf der Schilka und dem Amur der regelmäßige Dampferverkehr in der Richtung zum sibirischen Küstenlande beginnt. Diese Bahn weicht infolge des bergigen Terrains, das sie zu überwinden hat, von der bisher befolgten geraden Linie ab und bewegt sich in einer Schlangenwindung vorwärts. Sie folgt zunächst dem östlichen Ufer des Sees nach Norden und zieht sich zwischen schneebedeckten Bergen im Thale der Selenga bis zur Station Werchneudinsk hin. Hier scheint sie sich plötzlich zu besinnen, daß die trotzig aufragenden Höhen ihr den weiteren Weg versperren und wendet sich kurz entschlossen südöstlich zur Kette des Tzagan-Da, die sie vorsichtig erklimmt, und macht dann wieder eine Wendung nach Nordosten, um diese fortan beizubehalten. Sie überwindet noch ein anderes Hinderniß, den Höhenzug des Jablonnoi, berührt den Fluß Tschita und die gleichnamige Stadt, erreicht Nertschinsk und kommt schließlich nach Stretensk. An dieser Station endet das Geleise der Eisenbahn, und die Passagiere, die noch weiter nach Sibirien vordringen wollen, müssen fortan den Wasserweg benutzen. Sie vertrauen sich zunächst den kleineren Dampfern auf der Schilka an und gelangen von ihnen zu den großen Dampfern des Amur, die sie bis nach Chabarowsk bringen. Von dieser Station führt eine Eisenbahn, die dem südlichen Laufe des Ussuri folgt, bis nach Wladiwostok, dem mühselig erreichten Ziele der langen Reise. Die Absicht, das europäische Rußland mit dem Stillen Ocean auf dem kürzesten Wege zu verbinden, schien damit ausgeführt zu sein. Man mußte sich aber doch gestehen, daß die Aufgabe, die man sich gestellt hatte, nur eine unvollkommene Lösung gefunden habe. Die Dampfer können nur während eines halben Jahres in Dienst gestellt werden, denn die ganze übrige Zeit hindurch ist infolge der außerordentlichen Strenge des Winters der Verkehr abgeschnitten. Auf diesem Gebiete die Bahn in absehbarer Zeit weiter zu führen, schien aber den Ingenieuren unmöglich. Man entschloß sich daher nach längerer Ueberlegung, den heimathlichen Boden zu verlassen und sich mit dem südlich gelegenen Nachbarreich in irgend einer Weise zu verständigen. Die Unterhandlungen führten im Jahre 1896 zu einem Vertrage mit der chinesischen Regierung, der es den Russen gestattete, die sibirische Bahn über die Grenze Transbaikaliens hinweg durch die nördliche Mandschurei zu führen, auf einer langen Strecke das Reich der Mitte zu durchschneiden und russisches Gebiet erst wieder kurz vor der Station Nikolskoje zu erreichen, die an der Ussuribahn und in der Nähe von Wladiwostok liegt. Zur geschäftlichen Durchführung dieses Unternehmens wurde die Russisch-chinesische Bank mit dem Hauptsitz in Petersburg und einer Filiale in Peking ins Leben gerufen. Ihre Verwaltung liegt nicht nur in den Händen von mehreren erfahrenen und leistungsfähigen russischen Bankiers, sondern ist auch einem der besten Kenner China's und Sibiriens anvertraut, der beide Länder, ihre Cultur und Geschichte unter den denkbar günstigsten Bedingungen studirt hat. Dieser Mann ist der Fürst Esper Uchtomsky, ein junger Gelehrter, der sich des besonderen Vertrauens des Kaisers Nikolaus II. erfreut und ihn im Jahre 1891 auf seiner Orientreise begleitet hatte. Die Fahrt

war für den Fürsten Uchtomsky mit einer ebenso ehrenvollen wie verantwortlichen Mission verknüpft. Er hatte den Auftrag, die Reise des damaligen Großfürsten-Thronfolgers in einem größeren Werke zu schildern, nicht nur als oberflächlicher Beobachter, der sich den Eingebungen einer leichten Feder anvertrauen durfte, sondern mit Hinzuziehung des gesammten wissenschaftlichen Materials, das er mit seinen eigenen Wahrnehmungen verbinden sollte. Der kenntnißvolle und gewissenhafte Mann hat sich dieses Auftrages in musterhafter Weise entledigt und darüber ein zweibändiges Werk veröffentlicht, das ebenso reich und belehrend in seinem Inhalt, wie geschmackvoll in seiner Ausstattung ist. Es ist im Verlage von F. A. Brockhaus auch in einer vortrefflichen Uebersetzung von Hermann Brunnhofer deutsch erschienen und mit sämmtlichen Illustrationen des Originals versehen, die es zu einem Prachtwerk ersten Ranges machen. Die Capitel, in denen Fürst Uchtomsky Sibirien behandelt, enthalten wichtige Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und sind in dem bedeutungsvollen Augenblicke niedergeschrieben worden, als durch den Großfürsten-Thronfolger der erste Anstoß zur Erschließung des ungeheueren Gebietes durch den Bau der Eisenbahn erfolgt war. Nach unserer Meinung hat das Quellenmaterial, das in der „Orientreise Seiner Majestät des Kaisers von Rußland Nikolaus II. als Großfürst-Thronfolger 1890/91" zusammengetragen wurde, noch nicht die genügende Beachtung gefunden. Es hätte sich vielleicht empfohlen, der großen und etwas unhandlichen Ausgabe in Form von zwei schweren Atlantenbänden noch eine kleinere, bequemere folgen zu lassen, wodurch dem Interesse weiterer Kreise ohne Frage sehr gedient wäre.

Dem Fürsten Uchtomsky ist ein wesentlicher Antheil daran zuzuschreiben, daß der Plan, den letzten Zweig der sibirischen Bahn durch die Mandschurei zu führen, zur Annahme gekommen ist, und er selbst durfte mit Geschenken des Zaren nach Peking reisen, um die Annahme des Vertrages zu beglaubigen. Die Linie beginnt an der Station Kaidalowo zwischen Tschita und Nertschinsk, und erreicht in der Nähe von Nagadan die chinesische Grenze. Sie war im Bau begriffen, als die chinesischen Wirren ausbrachen, und die Anlagen zum Theil wieder zerstört wurden. Im Innern der Mandschurei ist man über die Vorarbeiten noch nicht hinweg gekommen. Dagegen ist die Strecke von der Ostgrenze der Mandschurei bis zur Station Nikolskoje bereits beendigt. Immerhin dürfte es, auch wenn die Kriegsfackel in diesen Gebieten erloschen sein wird, noch eine Reihe von Jahren dauern, bis diese Linie dem Verkehr übergeben werden kann. Von weiteren Plänen und der Möglichkeit ihrer Ausführung möchte man in diesem Augenblick, wo ein großer Theil des chinesischen Reiches von wildem Aufruhr erfaßt ist, am liebsten gar nicht sprechen. Aber der Gedanke, der ihnen zu Grunde liegt, hat so viel Phantastisches und Verführerisches, daß man ihn wenigstens flüchtig streifen darf. Es besteht nämlich die Idee, von der Station Kharbin der Mandschureibahn eine andere Linie in südlicher Richtung bis zu dem neu erworbenen russischen Hafen Port Arthur und der dort begründeten Stadt Dalny für den Eisenbahnverkehr zu eröffnen. Sollte das möglich sein, so würde allerdings nichts mehr hindern, den Anschluß an den Schienenstrang nach Peking zu erreichen. Was

uns das erwähnte Panorama auf dem Pariser Trocadero vorgaukelt, würde dann zur Wahrheit geworden und die Hauptstadt China's mit den beiden russischen Hauptstädten Petersburg und Moskau verbunden sein. Aber es ist unmöglich, Angesichts des blutigen Schauspiels, das in der Bucht von Petschili vor sich geht, an diesem Zukunftstraum weiter zu spinnen. Er kann sich schneller erfüllen als wir erwarteten, er kann aber auch für absehbare Zeit von Grund aus vernichtet werden. Auch in ruhigen Zeiten geben die Beschaffenheit des Klimas, der Mangel an Baumaterial und tüchtigen Arbeitskräften nur geringe Hoffnungen auf eine gleichmäßig fortschreitende Ausführung des Unternehmens, abgesehen von den großen Ausdehnungen, innerhalb deren es sich bewegt. Die Eisenbahn in der Mandschurei würde über 1500, die Eisenbahn nach Port Arthur über 1000 Kilometer umfassen.

Je mehr die düsteren Vorstellungen, welche die Meisten mit dem Namen Sibirien verbinden, allmählich zurückweichen vor dem Gedanken an größere Beweglichkeit, frisches Leben und neue Cultur, wie sie der Bahnverkehr mit sich bringt, desto nothwendiger erscheint es, das Land seiner bisherigen traurigen Bestimmung vollständig zu entziehen. Daß Sibirien in Werchojansk an der Jana den kältesten Ort auf der Erde mit einer mittleren Januar-Temperatur von — 53 Grad C. enthält, daß es dort Gebiete gibt, die uns wie ein mit Schnee und Eis ausgefülltes Grab erscheinen und wo die Bevölkerung so dünn gesäet ist, daß auf einen Quadratkilometer nur ein Mensch kommt, hat für uns kaum so viel Erschreckendes wie der Gedanke an die dortigen Strafcolonien und den Aufenthalt der Verbrecher in den Bergwerken. Das Leben der Sträflinge und Verschickten ist für unsere Begriffe bisher mit Sibirien unlöslich verbunden gewesen. Es wird in Zukunft nothwendig sein, das Eine vom Anderen zu trennen, nachdem der Zar den Befehl erlassen hat, das hergebrachte System der Verschickung zu ändern, und die „Unglücklichen", wie man in Rußland die Verurtheilten zu nennen pflegt, anderswo, vorzugsweise vermuthlich auf der Insel Sachalin, unterzubringen. Auch die trostlosen Bilder des Transports zu Fuß, wobei die Sträflinge in Ketten oft ein Jahr lang marschiren mußten, werden allmählich verschwinden, und selbst die Ueberführung zu Schiff von Odessa aus muß sich in die Beförderung auf der Eisenbahn verwandeln, die so viel schneller vor sich geht. Ganz andere Menschenströme bilden sich jetzt aus dem Volk in den verschiedensten Gouvernements des europäischen Rußlands, aus Elementen, die sich von der heimathlichen Scholle freiwillig trennen und den Blick nach Osten richten. Das „Nach Sibirien!", das früher als schlimmste Drohung und Strafe erschien, ist jetzt zu einer Art Hoffnungsschimmer für alle Diejenigen geworden, die mit ihrer Lage unzufrieden sind, die sich ihr Schicksal selbst schaffen wollen oder in denen ein romantischer Drang zum Neuen und Unbekannten lebt. Die Zahl der Auswanderer nach Sibirien ist seit der Eröffnung des Bahnverkehrs in ganz unerwarteter Weise gestiegen. Im Jahre 1896 waren es 69 000 Personen, im Jahre 1897 sprach man von 78 000, im Jahre 1898 bereits von 133 000 und 1899 sollen es, so weit Berechnungen vorliegen, 200 000 gewesen sein. Stellte man den Auswanderern früher alle möglichen Schwierigkeiten entgegen, so sucht

man sie jetzt bei der Ausführung ihres Vorhabens in jeder Beziehung zu ermuntern und zu unterstützen. Die Uebersiedelungs-Commission läßt durch ihre Beamten feststellen, welche Gebiete Landes sich für die Colonisirung am besten eignen, und je nach dem Bericht, den Jene erstatten, wird die Bewegung in eine bestimmte Richtung geleitet. Die Bedingungen, die man an die Erlaubniß zur Uebersiedelung knüpft, lassen sich leicht erfüllen, wenn der Bauer seiner Gemeinde gegenüber keine Verpflichtungen hat. Von ihr geht der Bericht an den Gouverneur und durch diesen an die Uebersiedelungs-Commission, welche die Genehmigung ertheilt. Aus den einzelnen Köpfen werden Gruppen gebildet, die, zunächst umsonst und später zu einem ganz geringen Betrag Land zur Pacht erhalten. Man gewährt ihnen ferner auf der sibirischen Bahn billigere Preise und gibt ihnen sogar noch Unterstützungen, die im Verhältniß zu dem Ziel ihrer Auswanderung und der Gegend, wo sie sich niederlassen wollen, verschieden sind. Es läßt sich schwer sagen, welche Folgen diese Bewegung haben, ob sie nicht unter Umständen in der ganzen Bevölkerung eine bedenkliche Unruhe hervorrufen wird, an die man nicht gedacht hat. In jedem Fall ist sie vorhanden und nicht mehr aufzuhalten, seitdem der russische Bauer nach dem Tarif, der für ihn gilt, für wenige Rubel ins Innere Asiens gelangen kann.

Der jungfräuliche Boden Sibiriens wird die Einwanderung immer mehr anlocken und sie lehren, wie man die Unbilden des Klimas und einer kargen Natur überwindet. Die lange Fahrstraße führt nach Osten an das Weltmeer und zu Häfen, von denen der Verkehr nach allen Richtungen seine Fäden spinnt bis zu dem Räthsel, welches uns China mit seiner ältesten Cultur der Menschheit und seinem gegenwärtigen Verfall in die tiefste Barbarei bietet. Sibirien ist überaus reich an Erzen aller Art und wartet nur auf fleißige und geschickte Hände, die aus den Bergwerken ungeahnte Schätze heben werden. Im Sand der Flüsse findet sich Gold, das die Gewinnsucht und der Unternehmungsgeist nicht ungefördert lassen werden. Schon jetzt hat die große deutsche Bleistiftfabrik von A. W. Faber am Baikalsee ein umfangreiches Graphitlager erworben und für ihre Erzeugnisse nutzbar gemacht. Der weitere Ausbau der sibirischen Bahn wird zum mindesten zu einem interessanten wirthschaftlichen Kampf mit dem Schiffsverkehr durch den Suezkanal führen, wenn man an den kürzeren Landweg, die billigere Fracht und den Umstand denkt, daß die Oceanfahrt und das zweimalige Passiren der Linie für viele Waaren schädlich sind. Aus China kamen bisher über Kiächta jährlich einige fünfzig Millionen Pfund Thee nach Rußland. Man kann es für selbstverständlich halten, daß der größte Theil davon in Zukunft mit der Bahn befördert werden wird und daß sich neue Märkte und Handelswege im Verkehr mit China und der Mongolei bilden werden. Es besteht bereits der Plan, von der Mandschureibahn einen neuen Schienenstrang nach Kiächta und von hier durch die Mongolei und Dsungarei bis nach Taschkent zu führen, wodurch die sibirische Bahn mit der transkaspischen verbunden sein würde.

Die Hunderttausende von Auswanderern, die sich über ein größten Theils ganz unberührtes Gebiet vom Umfange Europa's zum ersten Mal ver-

breiten und Denen die Bahn die Wege weist, werden vom Kampf ums Dasein, von Gewinnsucht und Freude am Abenteuerlichen einem ungewissen Schicksal in die Hand gegeben. Sie denken naturgemäß nur an sich, dienen aber der aufwärts strebenden Civilisation als wichtige Kräfte. Die dürre Haide wird in Verbindung mit dem Flußlauf kommen. Eines Tages wird darauf das Grün der Wiese sprießen, die einem kleinen Viehbestand Futter liefert. Wo bis jetzt noch kein menschlicher Fuß Spuren in den Boden drückte, erhebt sich sicher in einiger Zeit eine Hütte, ein Dorf, vielleicht sogar eine Stadt. Mit der jetzigen Bahnlinie allein dürfte man schon nach einiger Zeit nicht mehr auskommen. Man wird Nebenlinien ausführen, denn der eine Keil, der in das bisher so starre Land getrieben wurde, um aus ihm Leben hervorgehen zu lassen, wird andere und vielleicht ebenso kühne Versuche zur Folge haben. Russische Kirchen, kirgisische Zelte, die armseligen Hütten der Burjäten und die Wohnungen habgieriger chinesischer Mandarinen werden Zeugen der immer weiter vordringenden Bewegung sein, wie sie durch die Eisenbahn in Sibirien hervorgerufen wurde. Unwillkürlich denkt man dreihundert Jahre zurück, als Sibirien noch so unbekannt war wie Amerika vor Columbus. Ein dreister Kosakenführer, Jermak Timofejew, der das Gebiet der Wolga unsicher gemacht und den der Zar Iwan IV. für seine Mordbrennereien zum Tode verurtheilt hatte, unternahm den tollkühnen Versuch, mit noch nicht achthundert Leuten über den Ural zu dringen. Er pflanzte dort die Fahne Rußlands auf, eroberte das Land, und erwarb sich dadurch nicht nur die Verzeihung des Zaren, sondern auch den Ruhm eines Nationalhelden. Er wird seitdem in Wort und Bild als einer der ersten Männer der Geschichte Rußlands geschildert. Wir sehen ihn vor uns, wie ihn der ausgezeichnete russische Bildhauer Antokolsky dargestellt hat, mit seiner wuchtigen Figur und der Axt, die er in der Hand schwingt, als könne er mit einem einzigen Schlage jeden Widerstand aus dem Wege räumen. Jermak Timofejew war der Erste, dessen Kraft jenseits des Urals zur Bethätigung kam. Wie wenig bedeuten zehn Jahre in der Entwicklung eines Volkes und wie staunenswerth ist das Resultat, auf das sich Rußland innerhalb eines noch geringeren Zeitraumes durch den Bau der sibirischen Bahn berufen kann! Sie ist entstanden und wird fortgeführt mit der Ruhe und Geräuschlosigkeit, mit der dort Alles nach dem Willen des Zaren geschieht, und nach einem Plane, dessen imponirenden Charakter Niemand bestreiten kann. Ueberschwängliche Russen stellen die Zukunft Sibiriens schon jetzt der Entfaltung der Vereinigten Staaten Amerika's an die Seite. Solche Phantasien haben keinen Werth und können die Bedeutung des groß gedachten und ernst ausgeführten Unternehmens nur abschwächen. Aber auch der ruhigste Beobachter wird nicht verkennen, daß die sibirische Bahn der modernen Culturbewegung eine neue, breite Bahn eröffnet hat und daß sich an sie große Erwartungen aus politischen und militärischen Gesichtspunkten ebenso wie für Handel und Industrie knüpfen.

Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung.

Von
Walther Gensel.

II.

Ueber die Sculptur auf der Ausstellung zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe. Die riesige Halle des Grand Palais birgt ein wahres Chaos, in dem man kaum zum rechten Genuß des einzelnen Werkes zu gelangen vermag. Fast alle großen Bronzen aber sind draußen in den Gartenanlagen, fast alle Büsten und Statuetten in den Gemäldesälen verstreut. Ferner wären alle Sculpturen an den Ausstellungsgebäuden zur Beurtheilung heranzuziehen, und endlich haben zwei Künstler, der Franzose Rodin und der Belgier Lambeaux, vor den Thoren Sonderausstellungen veranstaltet.

Kunstkritik wird immer persönlich sein. Ist es doch nicht zu vermeiden, daß uns das, was unseren eigenen Ideen von Größe und Schönheit am meisten entspricht, auch als das Bedeutendste erscheint. So stehe ich dem überschwänglichen Cultus, der augenblicklich mit Rodin getrieben wird, doch etwas fremd gegenüber. Ich habe fast stets den Eindruck einer hoch genialen Persönlichkeit, aber ich komme selten zu einem ganz reinen Genuß. „Maître Puvis, vous êtes un esprit bienfaisant," so redete einer der französischen Kritiker, die ich am höchsten schätze, den nun verstorbenen großen Maler nach der Vollendung seines letzten Werkes an. Bei Rodin ist von diesem „bienfaisant" nichts zu verspüren, eher vom Gegentheil. Wer von uns wird an einen Künstler den Maßstab einer engherzigen Moral legen? Fast alle großen Künstler waren sinnlich überschäumende Naturen, aber noch bei keinem nahm wie bei Rodin das „Musée secret" einen so großen Raum in seinem Lebenswerke ein, und noch nie hat einer so viel davon der Oeffentlichkeit preisgegeben. Und obendrein ist es nicht die gesunde Sinnlichkeit des Begehrenden, die hier herrscht, sondern die krankhafte des Mönches, der sich vorm Weibe fürchtet und ihm doch erliegt. „Erotischer Wahnsinn" und „bestialische Grazie" kehren in den Beschreibungen des Katalogs immer wieder. Aber wiederum welche Kraft, welcher Ausdruck in der Form, welche Beherrschung der Bewegung liegt in diesen wie im Fieber geschaffenen, nur



skizzirten oder ganz impressionistisch in Marmor ausgeführten Figuren und Figurengruppen! Daß ein so unruhiger und nie mit sich zufriedener Geist nur selten ein großes Werk zur Vollendung bringt, ist erklärlich. Der „Victor Hugo" und der „Balzac" befinden sich noch genau in dem Zustande, wie sie vor drei und zwei Jahren im Salon ausgestellt waren, und auch die vielbesprochene „Pforte zur Hölle" scheint nicht vorwärts zu kommen. Nur einmal hat Rodin, wenn wir von den wunderbaren Porträtbüsten absehen, ein ganz großes Meisterwerk geschaffen, das ist sein „Kuß", der nicht im Pavillon Rodin, sondern mitten in der großen Kunstausstellung steht. Es ist, als ob die beiden Marmorfiguren da vor uns, der Mann und das Weib, erzitterten und erbebten in seligem Liebesrausch. Bewunderung und Befremden mischen sich seltsam, wenn wir das Werk des Mannes überblicken. Wird die Nachwelt wirklich in ihm einen zweiten Michelangelo sehen? Jedenfalls wäre es ein Unglück, wenn er viele Nachahmer fände. Wohin die Nachahmung Michelangelo's führte, zeigt uns warnend die Kunstgeschichte.

Im großen Kunstpalast steht Frankreich nicht nur numerisch an erster Stelle. Zu allen Zeiten, auch in denen des Kunstverfalls, hat Frankreich kraftvolle und glänzende Bildhauer hervorgebracht. Und wenn jetzt auch die ganz großen Individualitäten nicht dicht gesäet sind, so finden wir dafür eine um so größere Anzahl tüchtiger und ehrlicher Talente. Sie zu gruppiren, ist nicht leicht, da sie nicht nur im Stoffgebiet, sondern auch in der Art der Behandlung häufig wechseln. Derselbe Larche, der so zarte, besonders in der Bronzeverkleinerung reizend wirkende Gruppen wie „Wiese und Bach" und „Veilchen" geschaffen hat, kommt uns plötzlich mit einem fürchterlichen Ungethüm „Der Sturm". Im Allgemeinen zeigt sich ein ziemlich ungebundener Naturalismus, weniger in der Stoffwahl — denn überall begegnen wir biblischen, mythologischen und allegorischen Motiven — als in der Durchbildung des menschlichen Körpers. Der kürzlich verstorbene Falguière, der sich zum Entsetzen seiner Lehrer alle Schulformen aus dem Kopfe geschlagen und seine Modelle genau so wiedergegeben hatte, wie er sie gesehen, scheint hier großen Einfluß gehabt zu haben. Ueberall sind an die Stelle der classischen weiblichen Gestalten echt moderne getreten, bald schlanke, schmalbrüstige Mädchen mit enger Taille und zierlichen Gliedern, wie die „Salammbô" von Ferrary, die „Juno" von Carlès, die „Geschichte" von Boucher, der auch wieder seine an Breton erinnernden Bäuerinnen ausgestellt hat, bald üppige Frauen mit breiten Schultern, starken Armen und gewaltig ausladenden Hüften, wie die „Hagar" von Sicard, die „Eva" von Captier und die Statue der Malerei am Eingang des Grand Palais von Lefèvre, um einige charakteristische Beispiele zu nennen. Andere, wie Felix Charpentier und Gustave Michel, nähern sich allerdings mehr einer idealisirenden Weise. Bei den männlichen Gestalten äußert sich eine ähnliche Strömung in der Bevorzugung von reifen Männern, ja selbst Greisen gegenüber den Epheben der classischen Kunst und ein Bestreben, eine starke seelische Bewegung nicht nur im Kopfe, sondern im ganzen Körper auszudrücken. Die wunderbar ergreifende Gruppe der „Verzeihung" (Der verlorene Sohn) von Ernst Dubois, „Der gute

Samariter" von Sicard, „Die besiegte Hoffnung" von Bernard, der „Hiob" von Desruelles und der „Diogenes" von Boisseau sind mir besonders aufgefallen. Seltener sind die Figuren aus dem Volksleben, doch seien Hugues mit seinem „Töpfer" und Gréber mit einem „Bergmann" („Schlagende Wetter") genannt. Zu bemerken ist übrigens, daß dieser Naturalismus oft mit einem Streben nach Einfachheit, ja selbst nach Größe verbunden ist, daß das eigentlich Barocke in der französischen Sculptur nach und nach abzunehmen scheint.

Die classische Richtung repräsentirt an erster Stelle immer noch der greise Guillaume mit unzweifelhafter Autorität. Seine „Andromache" ist seiner „Gracchen" und seiner „Römischen Hochzeit" noch vollkommen würdig. Aber er hat trotz seiner Stellung als Director der Akademie in Rom nur sehr wenig Einfluß gehabt. Auch der große Paul Dubois ist mit seinem Zurückgreifen auf die zarten Formen gewisser Meister der Frührenaissance fast ohne Nachfolger geblieben. Sehr ungünstig ist es auf der Weltausstellung mit den großen Denkmälern bestellt. Barrias' „Victor Hugo", der auf einem hohen und steilen, von allerlei weiblichen Gestalten umflatterten Felsen steht, tritt am meisten hervor, ohne irgendwie einen bedeutenden Eindruck zu hinterlassen. Wir haben hier denselben Aufwand an Mitteln und dasselbe geringe Ergebniß wie bei Dalou's riesiger „Republik", die im vorigen Jahre auf der Place de la Nation enthüllt worden ist. Eine Zusammenstellung guter Einzelheiten zu einem Riesenaufbau ist noch keine Monumentalität. Besser sind einige Einzelheiten, insbesondere einige knieende oder liegende Grabfiguren. Eine glänzende Ausnahme macht das wundervoll ruhige und, je öfter man es sieht, um so tiefer ergreifende Grabmonument, an dem Albert Bartholomé ein halbes Menschenalter lang mit der Inbrunst eines Inspirirten gearbeitet hat. Daß übrigens auch Dalou ein ganz großer Künstler ist, beweist die Vereinigung seiner besten Porträtbüsten in einem besonderen Raume. Keiner außer Rodin vermag das Essentielle in den Zügen eines Mannes in so eindringlicher nnd überzeugender Weise hervorzuheben. Auch unter den Thierbildnern behauptet er neben dem ungestümen Altmeister Frémiet und dem genialen jungen Gardet seinen Platz.

Die polychrome Plastik hat in den letzten Jahren zahlreiche Anhänger gefunden. Selten begnügt man sich mit einer bloßen Tönung des Marmors; meist setzt man die ganze Statue aus verschiedenen farbigen Steinarten zusammen. Das bedeutendste Werk dieser Art ist Barrias' sich entschleiernde Nacht, die hauptsächlich aus rothem Marmor und Onyx besteht. Carlier hat eine Schöne aus weißem Marmor mit einer Negerin aus Bronze, die einen Schurz aus Sarrancolinmarmor trägt, zu einer Gruppe vereinigt. Außerordentlich zahlreich sind solche polychrome Werke bei der Kleinplastik. Theodor Rivière stellt seine reizenden Bauern und Bäuerinnen aus Bronze, Elfenbein und Marmor zusammen; Ferrary hat bei seiner „Sulamith", seiner „Favoritin" und seiner „Leda" hauptsächlich Marmor, Elfenbein und Gold verwendet. Noch kostbarer sind die „Söhne Chlodomir's" von Boisseau und die „Jeanne d'Arc" von Levasseur, bei der außerdem Perlen, Rubine und Granaten zur

Verwendung gekommen sind. Alle diese Werke greifen schon stark in das Gebiet des Kunstgewerbes hinüber.

Ganz ausgezeichnet ist, wie es nicht anders zu erwarten war, die Ausstellung der Medaillen. Die großen Meister Chaplain, Roty und Daniel Dupuis haben in Alexander Charpentier, Patey, Peter, Vernon, Vernier und Anderen treffliche Nachfolger gefunden. Jene haben auch die von ihnen geschaffenen, seit zwei Jahren im Verkehr befindlichen neuen französischen Münzen ausgestellt, diese kleinen Meisterwerke, die in uns Deutschen ein Gefühl der Beschämung erwecken, wenn wir an unsere neuen Briefmarken denken.

Aber wir brauchen darum nicht zu verzagen. Die deutsche Sculpturen-Abtheilung wetzt nicht nur die Scharte wieder aus, die wir uns bei der Malerei zugezogen haben, sondern ist wirklich ausgezeichnet. Ich bin weit davon entfernt, in Begas und seinen Genossen, die hier Triumphe feiern, das höchste Ideal der Bildner zu erblicken, es gibt größer aufgefaßte Werke als den „elektrischen Funken" und tiefere als das Strousberg-Mausoleum, aber welches Leben, welche Freude am Handwerk und schließlich auch welcher Geschmack steckt in diesen Werken, die die Franzosen an ihre Girardon und Coysevox erinnern! Diez' „Sturm", Breuer's „Adam und Eva", Eberlein's „Pietà", Epler's „Zwei Mütter", Herter's „Meertyrann", Cauer's „Durst", Brütt's „Schwerttänzerin" finden allgemeinste Beachtung. Die strengere Richtung ist, da Volkmann und Klinger fehlen, nur durch Geyger's prächtigen „Campagna-Stier", Tuaillon's schöne „Amazone" und vor Allem durch die drei wundervollen Büsten Hildebrand's vertreten. Eine ganz vorzügliche Auswahl ist bei den kleinen Bronzen getroffen worden; die Franzosen sind höchlichst erstaunt darüber, daß ihnen auf einem Gebiete ebenbürtige Nebenbuhler erstanden sind, auf dem sie allein die Meisterschaft errungen zu haben glaubten. Näher auf diese Dinge einzugehen, ist nicht nöthig, da die Werke wohl alle in Deutschland bekannt sind.

Vorzüglich sind auch die Belgier vertreten. Wie in der Malerei, so herrscht auch in der Sculptur bei ihnen eine große, ernste und gesunde Volkskunst. Neben dem unvergleichlichen Meunier, der nur ein großes Relief „Die Ernte" eingesandt hat, treten Lagae mit seiner ausdrucksvollen großen Bronzegruppe „Die Sühne" und den Büsten „Vater und Mutter" und „Mutter und Kind", van Biesbroeck mit dem Grabmonument „Das Volk beweint ihn" und Braecke mit der Marmorgruppe „Die Verzeihung" in den Vordergrund. Eine Scene aus der Eulenspiegelsage, die in Vlaamland im Volke ja viel verbreiteter ist als bei uns, verkörpert Samuel in einer trefflichen Gruppe. Dillens und Dubois stehen mehr unter französischem Einflusse. Die flandrische Vollsaftigkeit der Rubens und Jordaens scheint in Jef Lambeaux wieder erstanden zu sein. Sein Riesenrelief „Die menschliche Leidenschaft" ist mit beispielloser Bravour und Kühnheit hingeworfen, erwärmt uns aber nur halb und ergreift uns fast gar nicht. Trotz der langen oder vielleicht wegen der langen Beschreibung tritt der Gedanke nicht klar hervor, fehlt das Einheitliche und Zwingende.

Bei den Russen kann ich mich für keinen der Bildhauer sonderlich begeistern. Des vielseitigen Antokolsky Porträts sind nicht lebensvoll, seine historischen Statuen nicht gewaltig, seine religiösen Werke nicht innig genug. Des Grafen Trubetzkoj interessante impressionistische Figuren reichen auch nicht entfernt an Rodin — Bernstamm's und Aranson's tüchtige Porträtbüsten nicht an Dalou und Dubois heran. Die Ausstellung in ihrer Gesammtheit aber bringt denselben Eindruck der Tüchtigkeit hervor, den wir auch in den russischen Gemäldesälen empfangen. Diese Tüchtigkeit vermissen wir etwas bei den südlichen Völkern. Des Italieners Biondi „Saturnalien", diese lebensgroße, tolle Schar bezechter Gladiatoren, Auguren und Dirnen, ist ein Bravourstück ohne Geschmack. Orazio Grossoni scheint dagegen, so weit man aus der einen Bronzestatue schließen kann, ein Künstler von eigenartiger und tiefer Empfindung zu sein. Das Bedeutendste sind wohl die lebensprühenden kleinen Köpfe von Gemito. In Rosso hat Rodin einen Schüler gefunden, der seine nebelhafte Manier auf die Spitze treibt. Bei den Portugiesen findet man einige sehr ausdrucksvolle Studienköpfe und Statuetten. Die Spanier besitzen einen sehr großen Künstler in Benlliure y Gil. Seine interessantesten Werke sind der Camin mit der Darstellung Dante's und Vergil's in patinirter Bronze und das barocke, aber brillant ausgeführte Grabmonument für den Tenor Guyarre. Daneben stehen mehrere lebensvollste Bronzebüsten. Alles Uebrige kommt dagegen kaum in Betracht. Bei den Oesterreichern drängen die Slaven mit ihren umfangreichen Arbeiten für den oberflächlichen Betrachter die Deutschen in den Hintergrund, die außer dem riesigen, von Löwen gezogenen Antonius von Straßer fast nur Büsten, aber Büsten ersten Ranges, von Tilgner, Hellmer, Rathausky und Anderen, ausgestellt haben. Bei den Ungarn scheint der Kunstwerth der Sculpturen im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Größe zu stehen. Mir wenigstens sind die Büsten von Strobl am sympathischsten und die Riesenstatuen von Zala am gleichgültigsten. Die drei nordischen Reiche und die Niederländer haben nur eine ganz geringe Anzahl Werke geschickt.

Es bleiben nun nur noch England und die Vereinigten Staaten. England bildet den eigenthümlichsten Gegensatz zu Frankreich. War dort das Nackte ganz naturalistisch behandelt, so stehen wir hier vor unsäglich zarten, knospenden Mädchen- und Jünglingsleibern. Während Dubois keine Nachfolger fand, haben hier die Aehnliches erstrebenden Onslow Ford und Thornycroft Schule gebildet. Ford selbst hat ein lieblich keusches „Echo", Brock eine ebenso zarte „Eva" geschickt, und selbst Drury's „Circe" hat etwas ganz Mädchenhaftes. Recht groß ist die Anzahl guter Büsten. Bei den Vereinigten Staaten drängt sich ein talentvoller, aber noch lange nicht zu den Großen gehöriger Künstler, Mac Monnies, über Gebühr in den Vordergrund. Seine riesigen Pferdegruppen und seine großen Hochreliefs „Heer" und „Marine" würden allein einen stattlichen Saal füllen. Viel vornehmer ist Saint-Gaudens, dessen inniges großes Bronzerelief „Amor Caritas" das Luxembourg-Museum vor Kurzem erworben hat. Lieber noch als seine großen Werke aber sind mir seine Medaillen und Medaillons; Saint-Gaudens ist fast der einzige aus-

ländische Künstler, der auf diesem Gebiete sich mit den französischen Meistern zu messen vermag. Beide Staaten sind jedenfalls lange nicht so reich und gut vertreten wie in der Abtheilung der Gemälde.

* * *

Ueber die überwältigend reiche und zum Theil ganz ausgezeichnete Ausstellung des Kunstgewerbes zu urtheilen, ist eigentlich die Zeit noch nicht gekommen. In allen Sätteln gerecht zu sein, vermag hier nur Der, der sich das Studium dieses Faches zur Lebensaufgabe gemacht hat. Und wie oft wird selbst das Urtheil des Kenners durch das des praktischen Fachmannes zu nichte gemacht! Es heißt, daß die Juroren diesmal nicht nur mit dem größten Sachverständniß, sondern auch mit der größten Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sind; ihre Berichte sind deshalb mit Spannung zu erwarten und mit Eifer zu studiren. Gewiß brauchen wir uns ihrem künstlerischen Geschmacke nicht überall zu fügen, aber wir müssen von ihnen lernen, in erster Linie die Art des Materials und seine Behandlung und die Bestimmung des Gegenstandes ins Auge zu fassen. Es ist hoch erfreulich, daß unsere Künstler sich nicht mehr zu gut dünken, Entwürfe für Gebrauchsgegenstände zu zeichnen, aber nur zu oft phantasiren sie noch ins Blaue hinein. Künstler und Handwerker müssen Hand in Hand gehen, Jeder muß auf den Anderen hören, nicht darf der Künstler sagen: „Dies hab' ich erfunden — nun sieh du zu, wie du damit zu Stande kommst." Und daraus ergibt sich noch Eins: Wir wünschen wahrhaftig nicht, daß der Handwerker auf den Schein hin arbeite, aber das Ergebniß muß den Kosten und der Mühe entsprechen. Ein Componist, der ein Instrument nur oberflächlich kennt, wird dem Spieler zur Erreichung eines kleinen Effects oft unsägliche Schwierigkeiten bereiten, während der mit den besonderen Eigenschaften des Instrumentes Vertraute aus verhältnißmäßig leichten Passagen glänzende Wirkungen erzielen kann.

Zu dieser Betrachtung haben mich hauptsächlich die Möbel in der deutschen Abtheilung angeregt. Nirgends zeigen sich verheißungsvollere Anfänge zu einem neuen Stil, nirgends eine reichere Phantasie als hier. Aber lohnt es sich, ein Stück Holz mit großer Mühe zu bearbeiten, um ihm schließlich das Aussehen eines unbehauenen Astes zu geben? Oder nehmen wir das Zimmer von Riemerschmied. Fügt der Tausende kostende Stuckfries von wunderlich verschlungenen Linien, der ja zunächst recht amüsant wirkt, der Wohnlichkeit des Raumes eine entsprechende Summe hinzu, oder wird er nicht auf die Dauer unerträglich werden? Noch vor Kurzem stand die bloße Linie auf dem Programm; jetzt empfindet man doch wieder das Bedürfniß nach Schmuck. Aber woran erinnern die neuen Schmucktheile? An den knorpeligen Stil des 17. Jahrhunderts, der bisher für einen Stil des schlimmsten Verfalles galt. Auch constructiv wird vielfach gesündigt. Einer unserer besten Künstler ist auf den Gedanken gekommen, einen Schreibtisch mit einem Bücherregal und zwei Stühlen zu verbinden. Aber der Aufwand von Holz steht in gar keinem Verhältniß zu den zu tragenden Lasten, der Raum für die Bücher ist äußerst

knapp bemessen, in den unbeweglichen Stühlen sitzt man wie in einem Gefängniß, und der Schreibtisch ist viel zu klein gerathen. Wohnliche und praktische Zimmer hoffte man zu finden, statt ihrer trifft man zumeist auf rein fürs Auge berechnete Ausstellungskojen. Die einzigen behaglichen modernen Einrichtungen in den so hoch gerühmten kunstgewerblichen Abtheilungen Deutschlands und Oesterreichs sind diejenigen der Darmstädter Künstlercolonie und von Niedermoser=Wien. Wenn man aber wirklichen Comfort — ich bitte, das Wort in der vollen Bedeutung zu nehmen, die ihm der Engländer gibt — haben will, so muß man zu Waring und Gillow aus London hinüber gehen. Allerdings sind die hier ausgestellten Zimmer nicht durchweg modern, sondern zum Theil freie Anwendungen älterer englischer Stile, und dreht sich der englische „modern style" seit einiger Zeit scheinbar im Kreise. Einen sehr gediegenen und ansprechenden Eindruck macht das aus röthlichem amerikanischem Holze ausgeführte Speisezimmer von Plumet und Selmersheim in der französischen Abtheilung. In Bing's Art nouveau, der wie Waring fast eine ganze Wohnung ausgestellt hat, erscheint das Ankleidezimmer als besonders gelungen. Allein die Ausstattung durch den jungen Künstler de Feure ist so verschwenderisch und kostspielig, daß sie auf Andere kaum befruchtend wirken dürfte, und überdies erscheint sie eher als der Abschluß denn als der Anfang einer Entwicklung. Wenn man dies alles bedenkt, wird man gegen unsere deutschen Künstler nachsichtiger; aus Unfertigem kann doch noch etwas Gutes werden.

Diese Nachsicht wäre den beiden königlichen Porzellan=Manufacturen gegenüber durchaus unangebracht. Es ist ein offenes Geheimniß, über das viel geredet wird, daß für sie beide nur mit knapper Noth erste Auszeichnungen erreicht werden konnten. Und in der That, wenn man die unvergleichlich schöne Ausstellung der Fabrik von Sèvres und die prächtigen Erzeugnisse der beiden Kopenhagener Fabriken mit ihnen vergleicht, kommt man zu einem betrübenden Ergebniß. Bei Meißen steht weder die Technik noch der künstlerische Geschmack auf der alten Höhe, bei Berlin ist die Technik wohl hervorragend, steht aber der Geschmack noch um eine Stufe tiefer. Solche Teller mit Abziehbildchen, um einen sehr scharfen, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, stellt keine andere Manufactur mehr aus. Im Allgemeinen scheinen die Tendenzen dahin zu gehen, die in der letzten Zeit allzu sehr bevorzugten Krystallglasuren nach und nach wieder aufzugeben, wieder Freude an der schönen weißen Masse zu wecken, im Decor zarte Blumenornamente in der Art Grasset's oder stilisirte Malereien in der Art der Kopenhagener Manufactur zu bringen, endlich bildhauerische Arbeiten aus glasirtem Porzellan herzustellen, aber nicht Nippesfiguren in der Meißener Art, sondern durchbrochene Vasen oder kräftige naturalistische Thiergestalten. Einige Künstler von Bing und Gröndahl in Kopenhagen, so besonders Dahl=Jensen, haben ganz prächtige Stücke der letzteren Gattung geschaffen. Die Biscuitfiguren scheinen dagegen immer noch das Monopol von Sèvres zu sein. Die herrliche Tradition der Kleinsculptur war in Frankreich eben nie ganz verloren gegangen; es scheint fast, als ginge sie einer neuen Blüthezeit entgegen. Als eine neue Erfindung

ist das ganz dünne und durchscheinende Porzellan der holländischen Fabrik Rozenburg zu erwähnen. Zwei französische Künstler, Le Royer und Naudot, setzen Emailcloisonnés in Porzellan ein und erzielen damit sehr hübsche Wirkungen.

Bei den übrigen Kunsttöpfereien ist eine starke Abnahme der Vorliebe für metallische Reflexe zu verzeichnen. In Frankreich herrschen hauptsächlich die in Form und Farbe sich an Japan anschließenden Gefäße mit im Feuer sich verändernden und verlaufenden Glasuren. Dammouse, Delaherche, Chaplet und Hoendschel stehen hier immer noch an erster Stelle. Versuche, in glasirter Thonwaare monumentale Wirkungen zu erreichen, stellen seit einigen Jahren besonders Müller, Bigot und die Manufactur von Sèvres an. Letztere hat mit dem großen, die Geschichte der Kunst darstellenden Friese von Joseph Blanc an der hinteren Fassade des großen Kunstpalastes einen höchst bemerkenswerthen Erfolg zu verzeichnen. In den übrigen Ländern, Deutschland, Oesterreich, England, Rußland, Belgien und Holland, lehnt man sich dagegen im Allgemeinen mehr an das ältere Bauernsteinzeug an. In Deutschland zeichnet sich besonders Max Läuger-Karlsruhe aus, der außer einer großen Anzahl von Vasen einige sehr ansprechende Camine mit schwarzem, braunem und blauem Decor auf grünen glasirten Kacheln ausgestellt hat. Schon im Jahre 1889 fielen die damals noch ziemlich neuen Rookwood-Töpfereien aus Cincinnati vortheilhaft auf, glasirte Vasen mit geschmackvollem, naturalistischem, leicht erhabenem Blumendecor in sehr schönen dunklen Farbenharmonien. Die Fabrik hat ihre Erzeugnisse seitdem stetig vervollkommnet und verwendet jetzt auch ganz helle Farben und eine neue Art metallischer Verzierung. Ganz neu sind die New-Yorker Fayencen von Grueby, matte grüne Vasen, deren Oberfläche an feine Blattmaserungen erinnert.

Bei den Kunstgläsern stehen immer noch zwei Künstler an der Spitze, der Amerikaner Tiffany und der Franzose Gallé. Seitdem Tiffany's schönste Werke Ehrenplätze in allen Sammlungen erhalten haben, werden sie natürlich eifrigst nachgeahmt, zum großen Theil in einer stark vergröbernden Weise, nicht ungeschickt von dem Münchener von Poschinger und einigen böhmischen Fabriken. Nächst den Beiden behauptet sich der Deutsche Köpping mit seinen reizvollen, nur allzu gebrechlichen Ziergläsern mit Ehren. Wundervolle Vasen, Tassen und Gläser aus in Gold gefaßten transluciden Emailstücken fertigen der Franzose Thesmar und der Norweger Tostrup.

Am geringsten treten die modernen Bestrebungen bei den Edelmetallwaaren in Erscheinung. Die meisten Stücke der überreichen französischen Abtheilung bewegen sich in überkommenen Formen, und ähnlich steht es in England, Amerika und auch in Deutschland, wo die Pforzheimer Bijouterie-Industrie und die Edelmetall-Industrie Schwäbisch-Gmünd mit großen Sammelausstellungen und außerdem eine beträchtliche Anzahl Berliner, Münchener, Dresdener, Karlsruher und Darmstädter Goldschmiede mit bemerkenswerthen Arbeiten vertreten sind. Das Prachtstück der deutschen Abtheilung, ein nach dem Entwurfe Otto Rieth's vom Bildhauer Amberg modellirter und von Bruckmann in Heilbronn hergestellter Zimmerbrunnen mit einer Allegorie

der Musik, ist etwas zu überladen, um einen wirklich vornehmen Eindruck hervorzubringen. In der Ausstellung des bekannten dänischen Hofgoldschmiedes Michelsen verdienen die nach Zeichnungen von Bindesböll und Anderen hergestellten Becher mit ihren sehr einfachen Zierformen mehr Beachtung als der große silberne Tafelaufsatz. Sehr eigenartige Wirkungen erzielt der Brüsseler Hoosemans durch Verbindungen von elfenbeinernen weiblichen Figuren mit Blüthenranken aus leicht getöntem Silber. Filigranarbeiten werden immer noch hauptsächlich in Italien, Böhmen, Skandinavien und Rußland hervorgebracht. Rühmend erwähnt seien die nach Entwürfen des Bildhauers Kautsch in den bosnischen Kunstgewerbeschulen hergestellten damascirten und ciselirten Gegenstände. Prächtige Fassungen von Gefäßen aus Nephryt, Jaspis und anderen edlen Gesteinen haben die kaiserlichen Manufacturen zu Petersburg ausgestellt. Bei den Schmucksachen hat Frankreich und insbesondere der große Künstler Lalique kaum einen nennenswerthen Rivalen. Es liegt das wohl zum Theil auch daran, daß in den übrigen Ländern noch keine genügende Abnehmerschaft für diese ungemein kostbaren Werke vorhanden ist. Die zahlreichen ähnlichen, aber weniger verschwenderisch ausgestatteten deutschen Bijouterien, bei denen sich besonders Pforzheim auszeichnet, haben daneben doch nur den Werth Hoffnung erweckender Versuche. Auch im Bronzeguß stehen die französischen Firmen noch unerreicht da. Doch kann erfreulicher Weise constatirt werden, daß die von Gladenbeck in Berlin und einigen Münchener Werkstätten hergestellten Arbeiten bei den französischen Sachverständigen viel Beachtung und Beifall finden. Auch bei den Zinngußwaaren erobert sich Deutschland eine höchst geachtete Stellung; insbesondere findet man unter den Arbeiten der Münchener Lichtinger und Mory manches außerordentlich gelungene Stück. Die Zinngeräthe der bekannten Firmen Kayser und Schmitz stehen als mehr industrielle Erzeugnisse auf einer anerkennenswerth hohen Stufe. Nicht minder günstig stellt sich das Ergebniß für Deutschland bei den Werken der Eisenschmiedekunst. Im Zusammenhang damit sei auch der eigenartigen und geschmackvollen Uhren der Münchener Werkstätten für Kunst im Handwerk Erwähnung gethan.

Bei den Teppichwebereien der Gobelins zu Paris und von Beauvais haben die modernen Bewegungen noch wenig Eingang oder zum Mindesten noch wenig Erfolge gefunden. Wohl ist man sich hier darüber klar geworden, daß die einfache Copie eines Oelgemäldes als Wandteppich ein Unding ist, allein es scheint an den richtigen Künstlern zu fehlen, um in freier Anlehnung an die alten großen Vorbilder wirklich decorativ wirkende Cartons zu schaffen. Mit bloßem Archaisiren, wie es Jean Paul Laurens gethan hat, kommt man hier nicht weiter. In der Nachahmung der alten Werke leisten einige Privatfabriken in Aubusson ganz Hervorragendes. Ein viel reicheres Leben herrscht hier in Skandinavien und Finnland. Die Norske Billedvaeveri zu Christiania, die Kunstgewerbeschule zu Drontheim und zwei schwedische Anstalten haben interessante Wandteppiche und Kissen nach Gerhart Munthe, Frida Hansen, Larsson und Anderen ausgestellt. Daß diese zum Theil etwas absonderlichen Erzeugnisse durchaus nachahmenswerth seien, wäre zu viel gesagt, — jedenfalls

aber befindet man sich hier auf dem richtigen Wege. Aeußerst beachtenswerth sind die im englischen Hause ausgestellten, von Morris ausgeführten Wandteppiche nach Burne-Jones. Endlich sei auf die von der Schule für Kunstweberei in Scherrebeck ausgeführten Teppiche nach Entwürfen namhafter deutscher Künstler hingewiesen. Auch bei den Handstickereien thun sich die Skandinavier — nächst den Japanern — besonders hervor, gefolgt von Deutschland. In Frankreich scheint dafür nur ein ganz verschwindendes Interesse vorhanden zu sein. Die Spitzenindustrie bewegt sich in Brüssel und Venedig wie in Frankreich, der Schweiz und Plauen in den alten Geleisen. Nur Aubert mit seinen märchenhaft schönen polychromen Arbeiten und die Wiener Kunstgewerbeschule haben mit schönem Erfolge neue Bahnen beschritten. Zum Kunstgewerbe sind zweifellos auch die zum Theil ganz unglaublich schönen Damentoiletten der großen Pariser Schneider zu rechnen. Auch hier schlägt Frankreich mit Leichtigkeit jeden Wettbewerb aus dem Felde. Bei den Lederarbeiten behauptet Hulbe in Hamburg seinen Ehrenplatz. Auf dem Gebiete des Bucheinbandes hat dagegen Deutschland den französischen Arbeiten von Marius Michel, Gruel und Anderen, den dänischen von Bindesböll und denen der Oxforder kaum etwas entgegenzusetzen.

Wollen wir aus dieser kurzen und unvollständigen Uebersicht einen Schluß ziehen, so bietet sich etwa folgendes Bild. Da Amerika, England und Belgien nicht ausreichend vertreten sind, Italien, Spanien und die osteuropäischen Völker kaum mitsprechen, so finden wir in der Hauptsache einen Wettbewerb zwischen Deutschland, Oesterreich und den skandinavischen Ländern auf der einen und Frankreich auf der anderen Seite. Bei den eigentlichen Luxusgegenständen zeigt sich dieses noch vollkommen überlegen; wo es aber gilt, den Geschmack fürs Tüchtige und Gute auch in weitere Kreise zu tragen, sind die anderen Völker mindestens ebenbürtig. Sie alle, und am stärksten vielleicht Dänemark, nicht zuletzt aber Deutschland, ringen nach neuen Formen und haben in diesem Ringen auch schon manches Gute erreicht, während man in Frankreich noch vielfach am Alten festhält. Die größten Anstrengungen hat jedenfalls Deutschland gemacht, und so schneidet es denn auch hier ganz besonders günstig ab.

* * *

Werfen wir nun noch einen Blick auf die retrospectiven Kunstausstellungen, die, wie schon gesagt, einen außerordentlich großen Raum einnehmen. Sie bilden eine wundervolle Ergänzung zu den Pariser Museen. Niemals noch ist es möglich gewesen, an einem einzigen Orte einen so umfassenden Ueberblick über die Kunstentwicklung fast sämmtlicher Culturvölker zu gewinnen wie diesen Sommer. Leider werden nur wenige Kunstfreunde über all' den anderen Sehenswürdigkeiten der Ausstellung die Muße finden, diese Gelegenheit voll auszunutzen.

Wenn wir von den Mumiengräbern des ägyptischen Palastes absehen, die keine sonderlich wichtige Ergänzung zu den Louvre-Sammlungen darstellen, finden wir die ältesten Kunstwerke in den Colonialausstellungen von Kam-

bodscha und Niederländisch-Indien. Bei beiden handelt es sich nur um Abgüsse, aber um ausgezeichnete, trefflich ausgewählte und gruppirte Abgüsse, bei der letzteren überdies fast ausschließlich um solche, die noch nie in einem europäischen Museum ausgestellt waren. Die Denkmäler der khmerischen Kunst sind in einem mächtigen, aus Cement erbauten Gewölbe unter der Nachbildung des Pnoms von Pnom-Penh vereinigt, die der javanischen in einem Tempel, dessen Außenwände den Fassaden des Tempels von Tschandi-Sari abgegossen sind, während die Innenwände andere Tempelfassaden wiedergeben. Viele Jahrhunderte liegen zwischen den beiden Epochen der Kunst, aber hier wie dort waren Hindus die ausübenden Künstler, Hindus, die unter dem Banne einer unerbittlichen Ueberlieferung standen. Nur ist in Kambodscha Alles größer und gewaltiger, in Java Alles zarter und raffinirter. Niemand wird sich dort dem Eindruck der leiblos-unbeweglichen Buddhastatuen, der phantastischen Drachen und Elephantenköpfe, der gewaltigen Tempelhüter entziehen können, Jeder wird hier die fein empfundenen Reliefcompositionen bewundern. Wir stehen vor den Aeußerungen einer großen Kunst, die für den Buddhismus das war, was die Gothik für das Christenthum, die aber nach und nach erstarrte und von den Mongolen und Mohammedanern vernichtet wurde, ehe sie eine Renaissance erlebte.

Im Anschluß an diese beiden Ausstellungen mag man in der nahe gelegenen japanischen Abtheilung die Nachbildung des Tempels von Nara besuchen. Er enthält eine nicht sehr umfangreiche, aber ausschließlich aus den allerwerthvollsten, zum Theil selbst für gut eingeführte Japanreisende unzugänglichen Stücken bestehende Sammlung von Waffen, Bronzen, Lackarbeiten, keramischen Erzeugnissen und Kakemonos. Nirgends kann man die Entwicklung dieser wunderbaren Kunst besser verfolgen, die mit der christlichen bekanntlich mehr als eine merkwürdige Parallele aufzuweisen hat. Allerdings werden wir, deren Empfinden selbst vor den gothischen Symbolen zuweilen versagt, nie die geheimsten Schönheiten der von den Japanern am höchsten geschätzten älteren hieratischen Kunstwerke auszukosten vermögen.

Im Mittelpunkt des Interesses stehen aber natürlich nicht diese asiatischen, sondern die beiden großen retrospectiven französischen Ausstellungen in den Kunstpalästen. Die des kleinen Palastes umfaßt die Denkmäler der französischen Kunst von den Anfängen bis zum Jahre 1800 und ist vorzugsweise dem Kunstgewerbe gewidmet; die des großen geht von 1800 bis zur Weltausstellung von 1889 und enthält fast ausschließlich Gemälde und Sculpturen. Diese verschiedenen Tendenzen erklären sich leicht, wenn man bedenkt, daß die erstere Ausstellung in der herrlichen Abgußsammlung des Trocadéro und im Louvre ihre völlig ausreichende Ergänzung findet, und daß in unserem Jahrhundert die französische Malerei und Sculptur führende Rollen spielten, während das Kunstgewerbe sich lange im völligen Niedergange befand. Beide Ausstellungen, ganz besonders aber die vom Conservator des Louvre, Emile Molinier, in mehrjähriger Arbeit zusammengestellte ältere, bieten ein unvergleichliches Studienfeld für die Geschichte der französischen Kunst. Nicht nur die Provinzialmuseen und staatlichen Schlösser, sondern auch eine große Anzahl der bekanntesten Sammler

und selbst die Kirchen und Kathedralen haben ihren werthvollsten Besitz zur Verfügung gestellt. So konnten in die Ausstellung Stücke wie die altberühmte, mit Rosetten, Gemmen und Emaillen überreich geschmückte Goldstatue der Sainte Foy aus dem 10. Jahrhundert aufgenommen werden, die, außer zu Processionen, noch nie den Kirchenschatz zu Conques verlassen hat. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß die Schätze des kleinen Kunstpalastes allein die Reise nach Paris lohnen. Durch Längswände, die den ein Trapez bildenden Außenmauern parallel laufen, und kurze Querwände ist dieser in zwei Reihen von Räumen getheilt worden, von denen die innere die meisten in Glasschränken und Kästen ausgestellten Gegenstände, die andere die Möbel, Bronzen, Bilder u. s. w., kurz alle zur Zimmereinrichtung gehörigen Stücke enthält. Und zwar sind dort die einzelnen Gruppen zusammengefaßt, während hier die Räume vom 15. Jahrhundert an bis zum Stil Louis XVI chronologisch auf einander folgen. Einen ganz besonderen Schmuck bildet die wundervolle Folge der Wandteppiche, vielleicht die hervorragendste Sammlung, die je an einem Orte vereinigt worden ist. Haben doch die Kathedralen von Angers, Reims, Sens, Aix, Beauvais, Narbonne, Troyes, Langres, Soissons und Le Mans, das Garde-Meuble und das Palais von Fontainebleau und mehrere Privatsammler ihre vorzüglichsten Stücke geschickt Die Serie beginnt mit dem Teppich der „Apokalypse", den Nicolas Bataille im Jahre 1377 nach einem Carton Johann's von Brügge für Ludwig I. von Anjou begann, und schließt mit den im 17. und 18. Jahrhundert nach den besten Meistern in den Gobelins hergestellten Werken. Eine herrliche Ergänzung findet sie in dem spanischen Repräsentationshause, in dem die Königin von Spanien „einige", d. h. 37 der kostbarsten Teppiche aus dem Kronbesitze ausgestellt hat, denen der Herzog von Sesto und der Graf von Valencia noch 23 weitere hinzugefügt haben. Fast alle stammen aus Flandern, wo Johanna die Wahnsinnige, Karl V. oder Philipp II. sie erworben haben. Wir finden hier die besten Werke des berühmten Pannemaker, darunter das „Abendmahl", die „Eroberung von Tunis" und die vier Passionsscenen, die schlichte und tiefe Serie der „Geschichte der Jungfrau", von der sich der Kaiser nach seiner Abdankung nicht trennen mochte, die beiden Teppiche der „göttlichen Sendung der Jungfrau" nach Roger van der Weyden, endlich und vor Allem den Baldachin Karl's V. mit der wunderbar frei componirten, tief ergreifenden „Kreuzigung". Ich glaube wohl, daß diese Räume, in denen außerdem nur einige der Prachtstücke der Armeria ausgestellt sind, den allerstärksten und nachhaltigsten Kunstgenuß der gesammten Ausstellung hervorbringen. Eine weitere äußerst werthvolle Reihe von Teppichen aus dem Besitze des Brüsseler Sammlers van Somzée enthält das belgische Haus. Schwerlich wird sich wieder eine so glänzende Gelegenheit bieten, diesen edelsten und großartigsten Zweig der decorativen Kunst zu studiren. Nächst den Teppichen werden in dem kleinen Palaste wohl am meisten die Emaillen, und zwar die Emailmalereien, und die keramischen Erzeugnisse, die Aufmerksamkeit fesseln. Alle großen Emailmaler des 16. Jahrhunderts, die Familien Pénicaud, Courteys und Laudin, Léonard Limosin, Pierre Reymond, Martin Didier, Pierre Colin, sind ausgezeichnet vertreten.

Von Monvaerni, von dem das Louvre gar nichts, das Cluny nur ein Stück besitzt, finden wir fünf Werke. Unter den Keramikern begrüßen wir zunächst den herrlichen Künstler und Menschen Bernard Palissy. Ganz besonders fallen hier die kleinen menschlichen Figuren auf. Welches Leben athmen diese Amme, dieser Leiermann, dieses alte Weib mit der Kürbisflasche! Wo befand sich damals in Frankreich noch ein Künstler, der so das Volk verstand! Die unendlich kostbaren Fayencen von Saint-Porchaire sind mit sechs Nummern vertreten. Und nun folgen die großen Fabriken Nevers mit 100, Rouen mit 200 Stücken, Moustiers, Bordeaux, Marseille u. s. w., dann die Frittenporzellane von Saint-Cloud, Chantilly, Mennecy und Sèvres. Nicht minder interessant und reichhaltig ist die Sammlung der Goldschmiedearbeiten und Schmucksachen mit der Nachbildung des galloromischen Silberschatzes von Chaource, der sich jetzt im British Museum befindet, den wichtigsten Schätzen des Kirchenschatzes von Conques, den unzähligen Reliquiarien, Krummstäben und Kußtafeln des Mittelalters und der Renaissance bis herab zu dem goldenen Geschirr, das Cousinet 1729 nach der Geburt des Dauphins für die Königin arbeitete, und der Suppenschüssel des berühmten Germain, mit den gallischen Schmucksachen, dem berühmten Schatze von Pouan, wo Attila vermuthlich 451 geschlagen wurde, bis herab zu den Etuis, Lorgnons, Puderbüchsen, Fächern, Uhren, Flacons und Souvenirs, diesen entzückenden Reliquien aus der Zeit Ludwig's XV. und Ludwig's XVI., die der Marquis von Thuisy, Bernard Frank und Andere gesammelt haben. Dazu kommen die Elfenbeinschnitzereien, von denen die verschiedenen Besitzern gehörige und zum ersten Male wieder zusammengestellte „Verkündigung" des 13. Jahrhunderts unauslöschlich sich ins Gedächtniß prägt, die Bronzen, Blei- und Zinnarbeiten, die Schmiedearbeiten und Waffen, die Holzschnitzereien, Lederarbeiten, Miniaturen und Fächer, endlich die höchst werthvollen Sammlungen von Münzen, Medaillen und Siegeln. Die Geschichte fast aller dieser Zweige des Kunstgewerbes in Frankreich würde sich nach den hier aufgestapelten Schätzen fast lückenlos schreiben lassen. Die Fülle ist so groß, daß man es den flüchtigen Besuchern der Ausstellung nicht verdenken kann, wenn sie gar nicht erst anfangen, sie zu studiren. Wann sollten sie aufhören? Wer aber hauptsächlich wegen dieser Dinge nach Paris gekommen ist, wird es nicht versäumen, auch der kunstgewerblichen Sammlung im ungarischen Pavillon einen Besuch abzustatten. Von magyarischer Eigenart ist allerdings wenig in ihnen zu verspüren; die meisten Gegenstände sind von italienischen oder deutschen Künstlern gefertigt oder tragen ein orientalisches Gepräge.

An Sculpturen und Gemälden ist, wie schon gesagt, das Petit Palais nicht reich. Unter den ersteren befinden sich obendrein viele kleinere Statuetten. Allgemeinstes Entzücken rufen natürlich die Marmorstatuetten und Terracotten von Falconet, Clodion und Pajou hervor und ganz besonders die Stutzuhr mit den drei Grazien von dem Ersteren aus dem Besitze des Grafen Camondo, für die das fabelhafte Angebot von 1½ Millionen Franken gemacht worden sein soll. Unter den Gemälden befinden sich zwei der schönsten Werke aus der in Frankreich an Gemälden so armen Zeit vor Beginn der Renaissance,

der „brennende Busch“ des Nicolas Froment aus der Kathedrale von Aix mit den Porträts des Königs René und seiner Gattin und Heiligen, und das lange einem italienischen Meister zugeschriebene Triptychon mit der thronenden Jungfrau und den Porträts Peter's II. von Burgund und seiner Familie aus der Kathedrale von Moulins. Für das 17. und 18. Jahrhundert hat man, mehr wohl zur Belebung der Wände bei den Zimmereinrichtungen, als um eine historische Galerie herzustellen, eine Anzahl Bildnisse von Rigaud, Largillière, Tocqué, Nattier, Chardin, Greuze und den anderen großen Porträtisten und zehn Landschaften von Hubert Robert aufgehängt und ihnen das Schild des Gemäldehändlers Gersaint von Watteau, ein zweites Exemplar des im Besitze des deutschen Kaisers befindlichen Bildes, und ein paar Schäferscenen von Boucher und Fragonard hinzugefügt. Aufsehen erregt eine wundervolle große „Badende“, die man Bestier zuschreibt und hinter der man das für einen Grandseigneur gemalte Porträt einer der Schönheiten der Zeit vermuthen möchte. Jedenfalls vermag aber diese Sammlung keinen Vergleich auszuhalten mit der, die auf den hochherzigen Befehl unseres Kaisers aus seinem Privatbesitz im deutschen Hause vereinigt worden ist. Alle diese Meisterwerke von Feinheit, Grazie, Liebenswürdigkeit, Lebensfülle und Tonschönheit zu charakterisiren, würde einen eigenen Aufsatz erheischen; das Beste herauszugreifen, hieße dem Vorzüglichen Unrecht thun. Jedes dieser einst so verachteten Bilder von Watteau, Pater, Lancret, Chardin, gewährt einen vollen und unvergeßlichen Genuß. Ihre Vereinigung ist ein Ereigniß, das man fast den Rembrandt- und Velasquez-Ausstellungen der letzten Jahre an die Seite stellen kann. Einen besonderen Dank verdient der Baumeister des deutschen Hauses, der die in den königlichen Schlössern vorhandenen Motive trefflich benutzt hat, um der Ausstellung einen ihrer würdigen Rahmen zu geben. Wollen wir die Fortsetzung dieser Kunst sehen, so dürfen wir nicht nach der französischen Jahrhundertausstellung hinüber gehen. Dort finden wir zwar den unvergleichlichen Prud'hon mit seinem „Zephyr“, einem wunderbaren, geheimnißvollen Frauenporträt, ein paar anderen Bildern und einer langen Reihe köstlicher Handzeichnungen, sonst aber nur ein kleines Gemälde des greisen Fragonard und ein paar Alterswerke von Greuze, unter Anderem ein Bildniß des ersten Consuls, bei dem man, so unglaublich es ist, an die Mädchenköpfe des Meisters erinnert wird. Im Uebrigen ist die Ueberlieferung so gut wie abgebrochen. Nein, die echten Erben der Meister des „Dixhuitième“ waren die Engländer. Im englischen Hause, bei Gainsborough, Wilson, Morland und ihren Nachfolgern, finden wir dieselbe malerische Auffassung, dieselbe freie Behandlung, dieselbe Tonschönheit. Als die Romantiker von 1830 bei Constable und Bonington in die Schule gingen, empfingen sie nur das zurück, was ihre Vorfahren den Engländern geschenkt hatten. Natürlich ahmte die starke und selbstbewußte englische Rasse das Fremde nicht sklavisch nach, sondern verarbeitete es mit Eigenem und Erinnerungen an van Dyck und die Venezianer zu etwas völlig Neuem. Auch die Schätze des englischen Hauses können nicht mit ein paar Worten abgethan werden; es sei nur gesagt, daß Gainsborough, Reynolds und Turner mit unvergleichlich schönen Werken an der Spitze stehen, und

daß Lawrence, Hoppner, Raeburn und Romney, Constable und Morland sich ihnen würdig anschließen. Ihrem mehrere Menschenalter jüngeren Landsmann Burne-Jones kann man nichts Rühmlicheres nachsagen, als daß er ihrer Gesellschaft keine Unehre macht.

Wer die französische „Centennale“ in der Hoffnung betritt, hier die Geschichte der französischen Malerei im 19. Jahrhundert studiren zu können, wird bald enttäuscht sein. Aus zwei Gründen ist dies unmöglich. Einmal hatte man schon 1889 die besten und berühmtesten Werke ausgestellt und mußte deshalb, wollte man sich nicht wiederholen, viele kleinere Bilder und selbst Skizzen bringen. Dann aber ist die Wahl nach einem scharf ausgesprochenen persönlichen Geschmacke getroffen worden. Zwei kleine Bilder von Horace Vernet und gar kein Geschichtsbild von Delaroche, daneben achtzehn Daumier und einundzwanzig Corot aufzunehmen, einen kleinen Cabanel neben dreizehn Manet zu hängen, heißt den Kunstfreund seiner Freiheit berauben, ihm seinen Geschmack octroyiren. Das „Werk der Gerechtigkeit“ würde werthvoller sein, wenn es der Beschauer selbst ausführen, wenn er die Bilder der einstigen Berühmtheiten mit denen der Verkannten vergleichen könnte. Für Den, der mit der Geschichte dieser Kunst einigermaßen vertraut ist, hat die Ausstellung dagegen einen sehr großen Werth. Er findet hier Gelegenheit, eine große Anzahl sonst schwer zugänglicher Bilder zu sehen und selbst mehrere Künstler kennen zu lernen, die noch in keinem Werke verzeichnet sind. Der verdienstvolle Veranstalter, Roger Marx, hätte deshalb in seinem Vorwort zum Katalog nicht von einer „Geschichte“, sondern von „Beiträgen zu einer Geschichte“ sprechen sollen. Die jüngste Vergangenheit hat uns gelehrt, daß selbst Männer wie Raffael und Velasquez noch im Urtheile der Geschichte schwanken; können wir uns da wirklich vermessen, über Werke der siebziger und achtziger Jahre „definitiv“ zu urtheilen? Ich füge hinzu, daß ich selbst Marx' Standpunkt im Allgemeinen theile, mit ihm liebe und verabscheue; aber ich hüte mich, zu sagen, daß ich in zehn Jahren noch genau ebenso denken werde. Das Verhängniß so vieler Kritiker besteht nicht darin, daß sie einmal mit ihrer Zeit und nicht gegen sie geschwommen sind, sondern daß sie sich auf einen Standpunkt festgelegt haben.

Wir finden den persönlichen Geschmack des Veranstalters gleich in den ersten Sälen, die uns weniger ein Bild der um 1800 herrschenden Kunst geben, als uns mit den ganz vereinzelten Künstlern bekannt machen, die sich ihrem Einfluß entzogen, wie Gamelin aus Carcassonne, eine Art französischen Hogarth's, wie Lemonnier aus Rouen mit seiner „Amme“, wie der brave Demarne, der seine vlämische Abstammung nie verleugnete. David selbst ist allerdings gut vertreten, aber hauptsächlich mit Bildern, die seiner Doctrin wenig entsprechen, den Porträts seines Arztes Leroy, der Madame Tallien und der mageren und bleichsüchtigen Vigée-Lebrun, die lange nicht so hübsch war, wie sie sich selbst hundertmal dargestellt hat. Neben David stehen Gros mit dem theatralischen großen „Abschied der Herzogin von Angoulème“, dem Reiterbildniß Bonaparte's und vor Allem der prächtigen Skizze zur „Schlacht von Nazareth“, die nicht zur Ausführung kam, weil Napoleon auf Junot

eifersüchtig war, und der Baron Gérard mit dem Porträt der Lätitia Bonaparte und zwei anderen Porträts. Géricault's Skizzen geben seinem Bilde keinen neuen Zug. Ganz reizend ist das „Bildniß meiner Schwester Pamela" von Eugène Larivière, einem Künstler, der mit zweiundzwanzig Jahren starb, und eine wahre Ueberraschung bereitet das lebensgroße Porträt des Herrn Sallandrouze von Court aus dem Jahre 1833. Wie mögen die Classicisten über den Gehrock und Cylinder gespottet haben! In Saal IV und V herrschen Ingres und Delacroix. 1889 schien der Letztere endgültig in dem von den Parteien lange über ihren Tod hinaus geführten Kriege gesiegt zu haben, jetzt nimmt Ingres seine Revanche, zeigt er sich als ebenbürtig, nicht in dem großen „Gelübde Ludwig's XIII." und erst recht nicht in den fast kindlichen historischen Skizzen, aber in den wundervollen Porträts. Bei Delacroix komme ich weder bei dem frühen „Griechenland auf den Trümmern von Missolunghi" (1827) noch bei dem späten „Guten Samariter" (1851) über eine gewisse Theatralik hinweg. Aber was für Perlen sind mehrere der kleinen Bilder, „Der Gefangene von Chillon", „Der Löwe mit dem Alligator", die „algerischen Frauen", „Der Abruzzenräuber", das prachtvolle „Stillleben" und die erstaunlichen „Indier", ein Manet vor der Schrift! Boilly, Flandrin, Decamps sagen uns nichts Neues, aber Chassériau enthüllt sich als einer der Großen. Wer dachte an Chassériau, während Moreau gepriesen wurde, der doch das Meiste und Beste von ihm gelernt hat! Und wieder eine Ueberraschung: ein ganz Unbekannter, Trutat aus Dijon, der mit vierundzwanzig Jahren starb. Was hätte aus dem Maler dieses weiblichen Actes und dieser lebensprühenden drei Porträts werden können! Im nächsten Saale finden wir Horace Vernet, Delaroche, Lami — auch Einer, der nie nach Gebühr gewürdigt worden ist —, Robert-Fleury mit einer „Jane Shore", die offenbar unter dem Einflusse der belgischen Coloristen entstanden ist (1850), den liebenswürdigen und schwachen Ary Scheffer, dessen Damenbildniß ganz unter Ingres' Einfluß steht, während der „Todesritt" nach Bürger's „Lenore" mit Delacroix wetteifert, Granet mit einem sehr merkwürdigen „Armenasyl". Dann kommt Courbet mit den coloristisch eigenthümlichen „Kornsieberinnen", dem famosen „Guten Tag, Herr Courbet!" aus dem Museum von Montpellier, einer großen Landschaft mit Kühen und anderen Bildern. Auch dieser Saal enthält einige Curiosa: das Porträt eines Marineofficiers von Millet und ein Interieur von Dupré. Von Ersterem sind außerdem noch vier Oelgemälde und einige köstliche Pastelle und Zeichnungen ausgestellt. Nebenan herrschen Tassaert, der ebenso pikant wie sentimental sein konnte, Lami und Daumier, der mit seinen caricaturenhaft charakteristischen und coloristisch höchst eigenthümlichen Bildchen als der Vorläufer einer der allermodernsten Bestrebungen erscheint. Und nun gelangen wir zu den vier kleinen Sälen, in denen uns die Entwicklung der modernen Landschaft bis zum Impressionismus dargestellt ist. Valenciennes, Bertin, Bidault, Dagnan eröffnen den Reigen, dann folgen die ersten „Intimen", von Georges Michel bis zu Dupré. Corot nimmt einen ganzen Raum für sich ein. Zu den vierundvierzig Meisterwerken der 89er Ausstellung neue hinzu zu finden, wäre bei einem anderen Künstler keine leichte Aufgabe gewesen, bei

Corot war es nicht schwer. Es folgen Rousseau, Diaz, Français, Roqueplan und der farbenglitzernde Monticelli, dann Troyon und Chintreuil und zum Schluß Daubigny und Lépine, die uns bereits mitten hinein in den Impressionismus führen.

Alle diese Gemälde sind im Parterre des westlichen Theils des Grand Palais untergebracht. Steigen wir die Treppe hinauf, so treffen wir auf die Maler des zweiten Kaiserreichs. Hier ist das Bild besonders unvollständig. Die Historienmaler und die Neugriechen sind so gut wie gar nicht vertreten. Ricard, Fromentin, Jules Breton treten am meisten hervor. Bei Meissonier liegt es an dem winzigen Formate, daß seine Bilder nicht mehr auffallen. Von Baudry sind außer einer sehr hübschen, aber wenig bußfertigen „Magdalena“ nur Porträts, darunter aber Werke allerersten Ranges aufgenommen worden. Amaury-Duval, der unzählige Kirchenwände mit Fresken bedeckte, bringt sich uns mit einem reizenden Mädchenkörper ins Gedächtniß, Chaplin mit einem entzückenden Bilde „Die Seifenblasen“. Der noch vor Kurzem wenig beachtete Cals — er ist 1880 gestorben — hat in der letzten Zeit auf einigen Auctionen Aufsehen erregt. „Großmutter und Enkelin“ aus der Sammlung Doria ist wohl eines seiner besten Bilder; es erreicht an Tiefe und Schlichtheit des Empfindens die besten Israëls. Der große Kupferstecher Gaillard zeigt im Porträt seiner Tante, daß er auch ein großer Maler war. Auch des Bildhauers Falguière „Kain und Abel“ und „Magdalena“ sind trotz ihres etwas mageren Colorits der vollsten Beachtung würdig. Ferner begegnen wir Moreau, Vollon, Regnault, Henner, Delaunay, Hébert. Alle diese Künstler sind wenigstens von den Kennern schon geschätzt worden. Wer aber kannte bisher Bonhommé, dessen „Kupferschmelzwerk“ ein so merkwürdiges Gegenstück zu unseres Menzel „Eisenwalzwerk“ bildet, — wer Dehodencq mit seinem „Negertanz“ und seinen „Zigeunern“, die doch 1865 im Salon ausgestellt waren, — wer den merkwürdigen Landschafter Guigou? Wer ahnte, daß Regamey so lebensprühende Bilder gemalt hat wie die „Trommler“ und die „Kürassiere“? Welcher Reichthum in drei nicht sehr großen Sälen! Aber die Ueberraschungen sind noch nicht zu Ende. Im nächsten Saale finden wir neben der reichen Folge der Manet, den man ja nicht zu lieben braucht, der aber ein großer, eigenartiger, zielbewußter und mit vornehmstem coloristischen Geschmack begabter Künstler war, seinen frühverstorbenen Zeitgenossen Bazille aus Montpellier, dann das „Ex-voto“ des großen Griffelkünstlers Legros aus dem Museum von Dijon, endlich die „Tafelecke“ von Fantin-Latour. Daß Dieser ein großer Künstler ist, wußte man längst; daß er einer der allergrößten des Jahrhunderts ist, hat uns erst die jetzige Ausstellung offenbart. Die Berliner können froh sein, daß für ihre National-Galerie zur rechten Zeit eines seiner besten Bilder erworben wurde. Und nun folgt die „scandalöse Zurschaustellung“ der Monet, Renoir, Pissarro und ihrer Freunde, wie einer ihrer unversöhnlichsten Gegner sich ausdrückte. Ich habe schon gesagt, wie ich mich zum Impressionismus stelle. Viele — sagen wir ruhig: die meisten — dieser Bilder werden noch bewundert werden, wenn der Name dieses Kritikers längst der Vergessenheit anheimgefallen ist. Die letzten Säle enthalten in der Haupt-

fache ältere Werke von solchen Künstlern, die auch in der „Decennale“ vertreten sind. Der letzte, eine Art Tribuna, vereinigt die besten Werke der siebziger und achtziger Jahre, um zu zeigen, was durch die in den vorhergehenden Räumen dargestellte Entwicklung gewonnen worden ist, und so zu der unmittelbar anschließenden Ausstellung der Kunst der Gegenwart überzuleiten. Akademiker und Secessionisten, Hellmaler und Dunkelmaler, Geschichtsmaler und Maler des Lebens hängen friedlich neben einander, Carolus-Duran mit seinem großartigen „Ermordeten“ neben Willette, Laurens mit der „Leichenfeier für Marceau“ zwischen Raffaëlli, Monet und Renoir, Besnard zwischen Manet und Fantin-Latour, Carrière zwischen Cazin und Puvis de Chavannes. Nicht eindringlicher konnte uns gezeigt werden, daß es nicht auf die Richtung ankommt, der Einer angehört, sondern auf die Persönlichkeit, die er besitzt. Was wir heute Persönlichkeit nennen, wird die Zukunft Stil heißen.

Die Sculpturen-Abtheilung bietet kein auch nur entfernt so hohes Interesse wie die der Gemälde, da hier die meisten Werke öffentlichen Museen entnommen, also schon bekannt sind und außerdem keine historische Anordnung versucht worden ist. Beide werden durch die im Pavillon der Stadt Paris vereinigten älteren Kunstgegenstände und die zahlreichen Jahrhundert-Ausstellungen der kunstgewerblichen Gruppen aufs Schönste ergänzt. Auch hier ist überall mit einer Liebe und einem Verständniß gearbeitet worden, die uneingeschränkte Anerkennung verdienen.

Preußen und Rußland
im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts.

Von
Paul Bailleu[1].

[Nachdruck untersagt.]

Die politisch-dynastische Verbindung zwischen Preußen und Rußland reicht in ihren Wurzeln bis tief in das 18. Jahrhundert hinein. Wenn König Friedrich der Große und Kaiserin Katharina die im Jahre 1764 geschlossene und 1769 erneuerte Allianz nicht durch das Band persönlicher Beziehungen festigten, so haben sie doch Sorge tragen wollen, das Bündniß ihrer beiden Staaten durch eine dynastische Verbindung über ihre eigene Lebensdauer hinaus zu sichern. Der Sohn und Erbe Katharina's, Großfürst Paul, erhielt die Schwester der Gemahlin des preußischen Thronerben zur Frau. Sie starb nicht lange nach der Heirath, aber eben dieser Todesfall schuf die Gelegenheit zur Anknüpfung von Familienbeziehungen, die in steigender Intimität über ein halbes Jahrhundert bestanden und durch eine abermalige Vermählung verjüngt noch auf spätere Generationen sich fortgepflanzt haben. Es war eine württembergische Prinzessin, die im Jahre 1776 wegen ihrer Verwandtschaft mit dem preußischen Hofe von Katharina und dem gerade in Petersburg anwesenden Prinzen Heinrich[2]) zur zweiten Gemahlin des Großfürsten Paul erwählt wurde; als Kaiserin Maria Feodorowna ist sie bis zu ihrem Tode 1828 eine Freundin Preußens und noch mehr des preußischen Königshauses geblieben. Die junge Prinzessin war schon mit dem

---

[1]) Aus dem uns freundlichst überlassenen Vorwort des demnächst erscheinenden 75. Bandes der Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven, „Briefwechsel König Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I.“. Nebst ergänzenden fürstlichen Correspondenzen. Herausgegeben von Paul Bailleu. Leipzig, Hirzel. 1900. — Der Herausgeber konnte für diese Publication außer dem geheimen Staatsarchiv zu Berlin und dem königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg auch das Archiv im Ministerium des Auswärtigen und das kaiserliche Familienarchiv in Petersburg benutzen. Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

[2]) Prinz Heinrich an König Friedrich, 27. April 1776: „Une union laquelle, je vous promets, sera comme un nœud indissoluble entre la Russie et la Prusse.“

Schwager des preußischen Thronfolgers versprochen, König Friedrich's persönliches Eingreifen löste dies Verlöbniß; aus seinen Händen, in Berlin, nahm der Sohn und Erbe Katharina's die neue Braut entgegen. Zwischen den beiden Thronfolgern aber wurde ein Freundschaftsbund geschlossen, der, nur wenige Jahre später, bei der Anwesenheit des Prinzen von Preußen in Petersburg, unter den Augen des Grafen Panin, des Hauptvertreters der preußisch-russischen Allianz, feierlich erneuert wurde und die Schwankungen der Politik wie den Thronwechsel des Jahres 1786 überdauerte. König Friedrich Wilhelm II. war glücklich, dem bedrängten Freunde gefällig sein zu können: bis zu einer Million Rubel stiegen die Summen, die er ihm in den Jahren 1787 und 1788 lieh, und deren letzte Reste erst durch Kaiser Alexander I. im Jahre 1802 — kurz vor Memel — zurückgezahlt wurden. Der Großfürst seinerseits, in einem geheimen Briefwechsel mit dem König, ließ keinen Zweifel, daß er die Politik seiner Mutter, den Bund mit Oesterreich, den Krieg mit der Türkei, die Spannung mit Preußen nicht billige, und die Rücksicht auf diese Gesinnung des Thronerben blieb nicht ohne Einfluß auf die Politik des Königs gegen Rußland, bis 1792 Katharina selbst mit Friedrich Wilhelm II. ein Bündniß abschloß. Mit der Thronbesteigung Kaiser Paul's und König Friedrich Wilhelm's III. kamen unter den rasch wechselnden Impulsen des russischen Kaisers Schwankungen und Trübungen in das Verhältniß der beiden Staaten und der beiden Dynastien; doch die alte Allianz wurde im Jahre 1800 erneuert, und eine im Frühjahr 1801 drohende neue Verwicklung löste sich rasch mit dem jähen Tode Kaiser Paul's.

Eine politische Allianz also mit dem Staate Preußen und ein verwandtschaftliches Verhältniß mit dem preußischen Königshause fand Alexander I. bei seiner Thronbesteigung vor; beide Beziehungen unter vielfachen Wechselfällen zu ihrer höchsten Intimität zu steigern, sollte dem neuen Kaiser beschieden sein. Und gleich in seinem ersten Briefe schlägt er den Grundton an, der nun ein Vierteljahrhundert hindurch in mannigfaltigen Abwandlungen wiederkehrt: Festigung der verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bande, Consolidirung der staatlichen Beziehungen.

Wenn Kaiser Alexander aber mit solchen Wünschen bei König Friedrich Wilhelm leicht und schnell Eingang fand, so hat ein ganz persönliches Erlebniß nicht wenig dazu beigetragen.

Noch unter Kaiser Paul's Regierung, im Januar 1801, war der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Ludwig, mit seiner Gemahlin, der zweiten Tochter Kaiser Paul's, am Berliner Hofe zu Besuch eingetroffen. Die jugendliche Anmuth der Großfürstin, die natürliche Liebenswürdigkeit ihres Wesens gewannen ihr rasch die schwärmerische Verehrung Friedrich Wilhelm's. Der zurückhaltende, schwerfällige König zeigte sich lebhaft und aufmerksam; nach der Abreise seiner Gäste, die erst im März erfolgte, wußte er seine Mißstimmung nicht zu verbergen. Kaum aber hatte die Großfürstin Berlin verlassen, als die Katastrophe ihres Vaters, die Thronbesteigung Kaiser Alexander's, bekannt wurde. An der Neigung für die Schwester belebte sich die Theilnahme für den Bruder. Die Großfürstin trug des Königs freund-

lichste Grüße, Aeußerungen des Interesses und der Bewunderung für den jungen Kaiser nach Petersburg; in ihren Händen liefen die Fäden zusammen, die sich jetzt zwischen den beiden Herrschern knüpften; in ihren und ihres Gemahls Unterredungen mit Alexander ist das erste Wort von einer Zusammenkunft gefallen.

So steht an der Schwelle dieser neuen Phase der preußisch-russischen staatlichen und dynastischen Beziehungen die anmuthige Gestalt der schönen Großfürstin Helena, umflossen von der rührenden Tragik eines frühen Todes, der sie hinraffen sollte, kaum ein Jahr, nachdem sie die Hände ihres Bruders und ihres Freundes in einander gelegt hatte.

Die Zusammenkunft, die von Kaiser Alexander angeregt, von König Friedrich Wilhelm bereitwillig angenommen wurde, braucht in ihrem Verlaufe hier nicht erzählt zu werden. Die Erörterung der Tagespolitik blieb den Diplomaten überlassen. Zwischen dem preußischen Königspaare und dem russischen Kaiser aber schloß sich ein Freundschaftsbund, in Schwärmerei und Gefühlsseligkeit eine verspätete Blüthe aus der Zeit der Empfindsamkeit, und doch eigenartig durch das Spiel der sich verflechtenden persönlichen Neigungen wie durch das Hineinwirken der politischen Interessen.

In dem Zaren schien beides harmonisch verschmolzen: der sieghafte Glanz einer liebenswürdigen Persönlichkeit und das höchste Ideal einer reinen und geläuterten Staatskunst. Seine Lippen flossen über von Tugend und Rechtschaffenheit, von Menschenliebe und Völkerglück — war es ein Wunder, daß die einfachen Herzen des preußischen Königspaares solchem Zauber erlagen? Aber auch Kaiser Alexander hat doch unter dem Banne dieser Tage gestanden. So geschah es, daß, während man König Friedrich Wilhelm mit seiner Neigung für Alexander's schöne Schwester neckte, Alexander selbst und Königin Luise sich einander in den gleichen Gefühlen herzlicher Freundschaft näherten, und daß Friedrich Wilhelm von Alexander's gewinnender Persönlichkeit angezogen wurde, während die Biederkeit des Königs, die offenkundige Zuverlässigkeit seines Wesens wiederum auf Alexander einwirkten.

Auf beiden Seiten nahm man es ernst und ehrlich mit diesem Freundschaftsbunde, und doch, wie sich bald zeigte, irrte man auf beiden Seiten. Jeder glaubte in dem Anderen nicht einen persönlichen Freund nur, sondern zugleich einen politischen Bundesgenossen gewonnen zu haben; Keiner dachte daran, das Wesen der eigenen Politik um des neuen Freundes willen zu ändern. Aus dieser unbewußten gegenseitigen Täuschung mußten Mißverständnisse, Zerwürfnisse hervorgehen: zu groß war die Verschiedenheit der beiden Männer, zu groß die Verschiedenheit der ihren Charakteren entsprechenden politischen Systeme, der rückständigen preußischen Territorialpolitik, der aufsteigenden russischen Weltpolitik.

König Friedrich Wilhelm's schlichte Persönlichkeit fand ihr stilles Glück in den Genüssen der Häuslichkeit, im Kreise seiner Familie, in dem patriarchalischen Regiment über sein Volk, das ihm wie seine weitere Familie erschien und von dem er Gehorsam und Ruhe landesväterlich heischte. Während ringsum Alles in schwindelnder Bewegung gährte und brandete, ging sein

Bemühen unablässig dahin, überall die Gegensätze auszugleichen, unruhige Nachbarn durch freundlich vermittelnde Worte zu beschwichtigen. Den Fluß der Entwicklung möglichst zum Stillstand zu bringen, den Zustand Mitteleuropa's, wie er aus den Revolutionskriegen hervorgegangen war, möglichst unveränderlich fest zu legen: das war das Ziel seiner Verhandlungen, der Zweck seiner Verträge. In der gesteigerten Intimität der Beziehungen zu Rußland und seinem Kaiser sah er vor Allem eine Bürgschaft mehr für den Frieden.

Neben der schlichten Einfachheit des Preußenkönigs, wie schwer zu erfassen ist der Russenkaiser in der schillernden Vielfältigkeit seines Wesens. Hochherzig und edelmüthig, schwärmerisch begeistert für alle menschenbeglückenden Ideale des 18. Jahrhunderts, dabei doch mißtrauisch und unzuverlässig, voll mystischer Tiefen in seinem Gemüthsleben und noch mehr in seiner Phantasie, und dabei doch eine ganz nach außen gewandte Natur, voll Bethätigungsdrang, eitel und ehrgeizig, ruhmsüchtig und beifallslüstern. Kaiserin Katharina, die dem Enkel den Namen gab, hatte ihm die Bahn der Eroberung nach dem Osten gewiesen; Kaiser Alexander, in Memel vielleicht noch friedliebend, glaubte sich bald zum Heiland der westlichen Welt berufen, zum sühnenden Erretter des vergewaltigten Polenthums, zum Befreier des von Frankreich geknechteten Europa, des von Napoleon geknechteten Frankreich. Selbst hingerissen und bezaubert von der Erhabenheit seines Zieles, achtete er wenig der Mittel: ein Meister der Diplomatie, die er zu verachten vorgab, griff er unbedenklich zu deren schlechtesten Waffen, zu Verstellung und Lüge, um sich nachher über die traurige Nothwendigkeit solcher Mittel gefühlvoll zu beklagen. Er zweifelte nicht, wenn die Entscheidungsstunde schlage, auch den preußischen Freund zu dem neuen Alexander-Zug nach Westen unschwer mit fortzureißen.

Empfindungen und Bestrebungen dieser Art sind es, die dem Verkehr beider Monarchen nach der Zusammenkunft von Memel das Gepräge geben: ein herzliches Freundschaftsverhältniß, dessen überschwängliche Aeußerlichkeiten doch einen echten Kern umschließen, in der Tiefe ein immer lebendiger ringender Gegensatz zweier grundverschiedener Individualitäten und Staatensysteme, die beständig auf einander wirken, sich anziehend trotz ihrer Verschiedenheit, sich abstoßend trotz ihrer Verbindung — so spiegelt sich das Verhältniß in den Briefen dieser Jahre, besonders wo die verschiedenen Fassungen uns einen Einblick in das persönliche Eingreifen der beiden Monarchen ermöglichen. König Friedrich Wilhelm beschneidet die üppig wuchernde Rhetorik seines Cabinetssecretärs; unter seiner Hand werden die Briefe kühler, nüchterner, knapper — knapper, aber darum keineswegs bestimmter. Vielmehr entfernt der König sorgfältig, was er an bindenden Zusagen in den ihm vorgelegten Entwürfen findet: er tilgt eine ehrenwörtliche Versicherung; er erschrickt vor den Hinweisen auf ein gewisses Ziel, auf einen bestimmten Zeitpunkt und beseitigt sie. Wie anders Alexander: die Betheuerungen freundschaftlicher Gefühle, so stark sie sind, sind ihm immer noch nicht stark genug: er erhöht und bekräftigt sie, und sei es auch nur durch ein eingeschobenes „ewig“; aber andererseits, ohne darum sein Ziel aus den Augen zu verlieren,

dämpft er den hochfahrenden Ton, mildert die drohenden Warnungen, bittet, wo der Entwurf fordert.

So sehen wir ein unaufhaltsames Näherrücken, Bitten und Schmeicheln, Drängen und schließlich Drohen auf der einen, bedächtiges Zurückhalten, vorsichtiges Ausweichen auf der anderen Seite; ein immer stürmischer werdendes Werben, dem der Umworbene spröde sich versagt.

Es drohte der Augenblick, wo gerade die Intensität dieser Beziehungen zu Reibungen, die Reibungen zu Zerwürfnissen führen zu müssen schienen. Schon ein Jahr nach der Memeler Zusammenkunft, bei dem Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England, war es zu Meinungsverschiedenheiten gekommen; Rußland hatte Preußen, dessen Einverständniß mit Napoleon es argwöhnte, von der Besetzung Hannovers zurückgehalten, jedenfalls die ohnehin vorhandene Abneigung des Königs dagegen bestärkt. Angebliche Rüstungen in Preußen hatten dann in Petersburg Mißtrauen erweckt und Auseinandersetzungen veranlaßt, bei denen der König die russischen Verdächtigungen persönlich und nachdrücklich zurückwies. Mit dem Jahre 1805 aber traten diese Beziehungen in die ernsteste Krisis, der sie je unterworfen gewesen sind. In zorniger Entrüstung über den hartnäckigen Widerstand Preußens gegen jede Theilnahme an der neuen Coalition, hauptsächlich aber aufgestachelt durch die Wühlereien seiner preußenfeindlichen österreichischen und polnisch-russischen Umgebung, ließ sich Kaiser Alexander zu dem Entschlusse treiben, seine Truppen über die preußische Grenze rücken zu lassen, um, wenn möglich, mit Preußen, wenn es sein mußte, gegen Preußen den Feldzug zur Befreiung Europa's zu eröffnen. Politisch und militärisch war Alles zur Ueberrumpelung Preußens vorbereitet. Wenn der Zusammenstoß dennoch vermieden wurde, wenn Rußland das schon zum Kampfe erhobene Schwert wieder sinken ließ, so hat dazu bei Kaiser Alexander doch das Gefühl einer über die Meinungsverschiedenheiten des Momentes erhabenen dynastischen und persönlichen Gemeinschaft mit Friedrich Wilhelm wesentlich beigetragen. Politische Gegensätze, vermeintliche und wirkliche, drängten zum Kriege; die persönlichen Beziehungen traten versöhnend dazwischen. Mochte der in Memel geschlossene Freundschaftsbund noch nicht stark genug sein, um positive politische Ergebnisse von weittragender Bedeutung hervor zu bringen, so erwies er sich jetzt immerhin stark genug, um den Ausbruch eines Zerwürfnisses mit unabsehbaren Folgen zu verhindern.

Nach Ueberwindung dieser Krisis, in der die seit Memel angesammelte und verschärfte Spannung zur Lösung kam, in den diplomatischen und militärischen Wechselfällen und Folgen des Krieges von 1805 sind die beiden Monarchen einander politisch und persönlich näher gerückt. Nicht so sehr in dem Besuche Alexander's in Potsdam, noch in dem Vertrage, der dort geschlossen wurde, kommt diese Annäherung zum Ausdruck: der Zusammenkunft wäre König Friedrich Wilhelm diesmal gern ausgewichen, wie er den Potsdamer Vertrag ohne eigentlich innere Ueberzeugung unterzeichnet hat, mehr dem Drängen Kaiser Alexander's freundschaftlich nachgebend. Vielmehr wie die Niederlage bei Austerlitz und der rasche Abfall Oesterreichs den russischen

Kaiser von der Unentbehrlichkeit der preußischen Allianz überzeugten, die er selbst durch eine neue dynastische Verbindung noch zu festigen dachte[1]), so wandelten sie unter dem furchtbaren Drucke der Napoleonischen Politik, die ihm den Schönbrunner und den Pariser Vertrag aufzwang, Gesinnung und Politik König Friedrich Wilhelm's. Er begann sich von den Fesseln des bisher so zähe festgehaltenen Neutralitätsgedankens wirklich innerlich zu befreien, die Nothwendigkeit der Abkehr von Frankreich, der innigsten Anlehnung an Rußland mit persönlicher Ueberzeugung in sich aufzunehmen. Jetzt erst beginnen persönliche Beziehungen und politische Verbindung in wirklich fruchtbarer Wechselwirkung sich zu durchdringen; das gegenseitige persönliche und staatliche Verhältniß tritt in eine neue Entwicklungsphase, die mit dem engen Zusammenschluß während der Freiheitskriege ihren Höhepunkt erreicht. Für das Jahr 1806 zeigt sich die beginnende Wandlung in der frei gewollten persönlichen Antheilnahme des Königs an dem preußisch-russischen Geheimvertrage von 1806, ebenso in dem von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchenden Plane, der den eigensten politischen Gedanken des Königs in sich schließt, in dem Plane, den übermächtigen Gegner durch anscheinende stille Resignation in Sicherheit zu wiegen und unter Sammlung aller Kräfte in heimlicher Rüstung eine umfassende und erdrückende Coalition gegen Napoleon vorzubereiten.

Der Krieg von 1806 brach aus, ehe diese Pläne über den ersten Entwurf hinaus gekommen waren; sie fielen zusammen; aber die Grundlage, auf der sie sich aufbauen sollten, das innigste Einverständniß mit Rußland und seinem Kaiser blieb auch in dem allgemeinen Zusammenbruch unerschüttert. Wie wenig verdiente König Friedrich Wilhelm das Mißtrauen, das die Briefe Alexander's zuweilen durchblicken lassen. Dem König entging es nicht, daß Napoleon, nicht befriedigt durch die militärische Ueberwältigung Preußens, dessen politische Verbindung mit Rußland treffen und zerstören, den preußischen Staat zum Werkzeug seiner eigenen Pläne gegen Rußland benutzen wollte. Zweimal trat Napoleon versuchend an den König heran: einmal mit dem Charlottenburger Waffenstillstand vom 16. November 1806, ein ander Mal nach der Schlacht von Eylau mit Vorschlägen zu einem Sonderfrieden. Beide Male hat König Friedrich Wilhelm seine Anträge abgewiesen, hauptsächlich doch aus Rücksicht auf die Allianz mit Rußland, in unbedingter, rückhaltloser Hingabe an Alexander. „Mein Vertrauen zu Ihnen wird so lange dauern wie mein Leben," schrieb er ihm, „ich werde nie eine andere Politik haben als die Ihre, nie ein anderes System als das einer unauflöslichen Allianz mit Rußland." Kaiser Alexander hat es an Versicherungen ähnlicher Art gegen den Freund, „der ihm durch sein Unglück nur noch theurer geworden sei", nicht fehlen lassen, und es liegt kein Grund vor, ihn dabei für minder aufrichtig zu halten als den König. Aber leise klingt doch schon

[1]) Briefwechsel des Kaisers mit Königin Luise vom Jahre 1806 über den Plan einer Vermählung des Prinzen Heinrich mit einer russischen Großfürstin. Freilich wird man dabei an den Napoleonischen Heirathsplan und dessen meisterhaft durchgeführte Vereitelung erinnert, so daß man an dem Ernst der Absichten Alexander's 1806 zu zweifeln berechtigt sein könnte.



aus seinen Briefen neben solchen Betheuerungen noch ein anderer Ton heraus, in dem Hinweis auf die Grenzen seiner Hülfsquellen, auf das Interesse seines Landes; die preußisch-russische Allianz war ihm eben nur „eine der Grundlagen" seines politischen Systems, nicht wie jetzt für Friedrich Wilhelm die eine und einzige. Sollte der König, bei dem persönlichen Verkehr mit dem Kaiser und seiner Umgebung im Frühjahr 1807, diesen Unterschied, der in den Machtverhältnissen wie in den Personen lag, unbemerkt gelassen haben? Sollten ihm die Kräfte, die an der Zerstörung des Bundes arbeiteten, verborgen geblieben sein? Als mit der Niederlage von Friedland der Tag der Prüfung auch für Rußland kam, und Kaiser Alexander die ihm entgegengestreckte Hand des Siegers nur zu bereitwillig ergriff, ist, wie mir scheinen will, Niemand weniger überrascht und betroffen gewesen als König Friedrich Wilhelm selbst. Er verkannte nicht die Zwangslage, in die Kaiser Alexander gerathen war, und die eine Verständigung mit Napoleon zu einer Nothwendigkeit des Augenblicks machte; er grollte nicht einmal über die Schwäche des Freundes, der sich ein Stück von den preußischen Abtretungen aufdrängen ließ, er war und blieb dankbar für das, was Alexander noch zu Gunsten Preußens zu thun vermochte; er mag, und vielleicht nicht mit Unrecht, ohne Alexander's Hülfe seines Hauses und seines Staates Untergang vor Augen gesehen haben.

Was kann verderblicher werden für den Bund zweier Staaten als gemeinsames Unglück im Kriege? Der Bund Preußens mit Rußland ist hieran nicht zerbrochen. Mit der Niederlage von Friedland und den Abmachungen von Tilsit zerriß das Band der alten Verträge, aber über alle Tractate hinweg wurde der Anschluß Preußens an Rußland, Friedrich Wilhelm's an Alexander nur noch enger. Es war doch nicht bloß ein durch die Bedrängnisse des Augenblicks auferlegtes politisches Gebot, es war auch der wahrhaftige Ausdruck eines ganz persönlichen Empfindens, wenn König Friedrich Wilhelm bald nach Tilsit ausrief: „Nein, von Alexander lasse ich nicht!"

Erwägt man unbefangen den Umschwung der russischen Gesammtpolitik, vor Allem die völlige Verschiebung der Machtverhältnisse, so wird man kaum sagen können, daß Kaiser Alexander's Stimmung und Haltung jenen Empfindungen Friedrich Wilhelm's nicht entsprochen hätten. Der Kaiser war vor der Uebermacht Napoleon's zurückgewichen, gegen die jeder Widerstand ihm zunächst aussichtslos erschien — von einer inneren Unterwerfung oder gar einer rückhaltlos freundschaftlichen Hingabe kann nicht die Rede sein; — er verlangte und erwartete von Preußen dieselbe Ergebung in den Schicksalswillen, die er selbst äußerlich zur Schau trug; allein, innerhalb des Systems der französischen Allianz, wußte er doch die Verbindung mit Preußen festzuhalten, die politische Erwägungen wie persönliche Rücksichten ihm wünschenswerth machten. Er widerstand der oft genug an ihn herantretenden Versuchung, das gelockerte Band ganz zu lösen, und entzog sich selbst nicht der Pflicht, gegen das Uebermaß der Anforderungen Napoleon's für Preußen einzutreten. In diesen Tagen der tiefsten Ohnmacht Preußen's war Alexander's Freundeshand die einzige, die sich von fernher dem gebeugten König zur Wiederaufrichtung darbot.

Eine neue Stärkung erfuhren diese Beziehungen, als König Friedrich Wilhelm und Königin Luise im Januar 1809 der persönlichen Einladung Kaiser Alexander's nach Petersburg folgten. In politischer Hinsicht überzeugte sich dort der König von dem ungeschwächten Bestande des russisch-französischen Allianzsystems, in dessen weltumspannendem Machtbereich Preußen doch seinen bescheidenen Platz behauptete. Für die persönlichen Beziehungen hatte der Aufenthalt in Petersburg die erfreulichsten Folgen; mit den russischen Kaiserinnen insbesondere, der Mutter und Gemahlin Kaiser Alexander's, knüpften sich innige Beziehungen, denen wir die schönen Briefe der Königin Luise verdanken. Es scheint selbst, daß nach Frauenweise damals schon Heirathspläne erörtert wurden, die, so weit sie in die Zukunft vorausgriffen, doch eines Tages ihre Verwirklichung finden sollten[1]).

Es kann kaum zweifelhaft sein, daß ohne den festen Anker dieses Verhältnisses Preußen in den Wirbelsturm des Jahres 1809 hineingezogen und vielleicht an Oesterreichs Seite mit zu Grunde gegangen wäre. Wie man weiß, gab es um die Mitte Mai einen Augenblick, wo auch König Friedrich Wilhelm trotz der in Petersburg empfangenen Eindrücke von der ihn rings umbrausenden Volksbewegung erschüttert und für den Anschluß an Oesterreich gewonnen schien. Kaiser Alexander's Haltung hauptsächlich hat das verhindert. Unter den Schriftstücken dieser Epoche sind wenige historisch bedeutsamer als das Schreiben vom 26. Mai, in welchem er mit Worten voll tiefen politischen Ernstes und voll warmer persönlicher Theilnahme dem König die Waffenerhebung widerrathen hat. Friedrich Wilhelm hörte auf die Warnung um so eher, als die Stimme seines eigenen Inneren damit im Einklang sprach; die Gefahr einer Trennung von Rußland ging bald vorüber.

Allein es schien, als solle die preußisch-russische Verbindung jede Möglichkeit der Abwandlungen erschöpfen, jeder Prüfung ausgesetzt werden. Zwischen Rußland und Frankreich brach ein Zerwürfniß aus, bei dem Preußen, in die Mitte beider Mächte gestellt, der einen befreundet, der anderen tributpflichtig, in die allerschwierigste Lage gerieth. Unter mannigfachen Schwankungen, wie sie aus dem Gefühl ohnmächtiger Schwäche gegenüber dem drohenden Weltbrande hervorgingen, neigte König Friedrich Wilhelm doch zum Kriegsbunde mit Rußland und würde ihn voraussichtlich vollzogen haben, wäre ihm nur für die Wahrscheinlichkeit eines erfolgreichen Widerstandes gegen die napoleonische Uebermacht einige Bürgschaft gewährt worden. In den Briefen dieser Tage, die, von Hardenberg geschrieben, des Königs eigenste Gesinnung wiedergeben, hat Friedrich Wilhelm den Freund in Petersburg nicht im Zweifel gelassen, daß, wohin auch seine Neigung gehen möge, doch das Staatsinteresse allein das letzte und entscheidende Wort zu sagen habe. Seinem politischen Lieblingsgedanken hätte es am meisten entsprochen, wenn man den Bruch hinausgeschoben, die eigenen Kräfte gesammelt und wiederhergestellt, eine allgemeine Coalition politisch und militärisch vorbereitet hätte. Mindestens wollte er,

---

[1]) Vergl. die Stelle in dem Schreiben der Kaiserin Maria Feodorowna vom 26. Januar 1816 nach der Verlobung des Großfürsten Nicolaus mit Prinzessin Charlotte: „Le vœu de mon cœur est rempli. Ce vœu fut formé l'année 9.“

wie 1809 nicht ohne Rußland, jetzt nicht ohne Oesterreich in den Kampf eintreten. Allein, nicht eine der Vorbedingungen, unter denen er seine Mitwirkung in Aussicht genommen hatte, ging von russischer Seite in Erfüllung.

Indem nun aber der König an die Seite Frankreichs gedrängt und in den Eroberungszug des Westens gegen den Osten mit hineingerissen wurde, fühlte er sich nach wie vor als der Feind seines neuen Verbündeten, als der Verbündete seines neuen Feindes. Wie charakteristisch für beide Monarchen, für ihre Auffassung der gegenseitigen Beziehungen sind die Schreiben, die sie in diesem Augenblick der Entscheidung gewechselt haben. Unter ernst und freundlich zusprechenden Worten vermag der russische Kaiser doch den Verdruß über die Entschließung des Königs nicht zu verbergen; die sonst so reich fließenden Betheuerungen beschränkt er jetzt kurz auf die Versicherung der Fortdauer seiner Freundschaft für die Person des Königs. Höher und freier ist der Standpunkt Friedrich Wilhelm's. Er versagt sich nicht, leise daran zu erinnern, wie auch der Kaiser einer Zwangslage einst erlegen sei; dann aber erhebt sich sein Blick von der Gegenwart über die ganze Weite ihrer Beziehungen in Vergangenheit und Zukunft: „Wir wollen nie vergessen, daß wir verbunden sind und eines Tages wieder Verbündete sein müssen." Ein Programm, in dem beider Staaten und beider Männer Zukunft lag. Selbstverständlich fügt der König die Versicherung hinzu, daß man sich im Kriege nur so viel Schaden thun wolle, als sich nicht vermeiden lasse. Kein Zweifel, daß er in diesem Sinne auch die Befehlshaber seiner Truppen angewiesen hat.

Ich möchte glauben, daß die Würde und Wahrhaftigkeit dieses Schreibens nicht ohne Eindruck geblieben ist, daß Alexander sich daran erinnert hat, als nach der Zertrümmerung der Armee Napoleon's seine siegreichen Truppen die preußische Grenze überschritten. Es bleibt doch ein Entschluß von hoher politischer und sittlicher Bedeutung, daß Kaiser Alexander in diesem Augenblick die Verständigung mit Preußen suchte, wenn auch, wie bekannt, nicht ohne Hintergedanken, doch mit dem ausgesprochenen und festgehaltenen Endziel der Wiederherstellung Preußens in seine einstige Größe. Hier braucht der diplomatischen Verhandlungen im Frühjahr und Sommer 1813, der Verträge, die aus ihnen hervorgingen, nicht näher gedacht zu werden; das Ergebniß war ein festerer Zusammenschluß Preußens und Rußlands, ein innigerer Freundschaftsbund Friedrich Wilhelm's und Alexander's, als er je bestanden hatte. Welch' ein Weg über Höhen und durch Tiefen von Memel bis Tilsit, von Tilsit bis Breslau. Ein Bündniß, eigenartig durch seine wechselvolle Vorgeschichte wie durch seine Zusammensetzung. Wer wollte sagen, ob es mehr politische oder mehr persönliche Elemente in sich barg? ob es den Interessen des einen oder des anderen mehr entsprochen und am Ende mehr gedient hat? Eben in dem Einklang politischer Interessen und persönlicher Neigungen fanden beide Monarchen ihre Befriedigung. Ganz besonders Friedrich Wilhelm. Nur freilich: Alexander ist der Stärkere, Festere, an dem Friedrich Wilhelm's zaghafte Bedenklichkeit Anlehnung sucht und findet. Gerade dies aber wiederum ist es, was Alexander's Ehrgeiz braucht: die volle Hingabe eines Freundes, der ihm vertraut, der an ihn glaubt. So leben sich, in der Vertraulichkeit

eines nur selten unterbrochenen täglichen Verkehrs, beide Monarchen in einander ein, trotz des tiefinneren Gegensatzes ihrer Persönlichkeiten, oder vielleicht eben deswegen. Und beruht nicht auch der Fortschritt in der geschichtlichen Entwicklung oft oder zumeist gerade auf dem Zusammenwirken grundverschieden gearteter Naturen? Dieser in den Stürmen eines Jahrzehnts gefestigte, in dem Feuer dreier Kriege gestählte politisch-persönliche Bund wird in dem Wirrwarr der sich kreuzenden und bekämpfenden Interessen und Gegensätze der Jahre 1813—1815 das unverrückbar feste Moment, in dem die vorwärts führende Entscheidung liegt: er leitet hinweg über die böse Krisis im Februar 1814, wie er sich behauptet unter den Angriffen und Versuchungen im November 1814. Beide Monarchen — die schönen Briefe des Jahres 1814 zeigen es — sind sich des Segens ihrer Eintracht voll bewußt gewesen. Der Bund Friedrich Wilhelm's und Alexander's, mag man darin mehr ein politisch-staatliches Verhältniß oder eine persönlich-dynastische Freundschaft sehen, erscheint, neben dem fortreißenden Freiheitsdrang und dem vaterländischen Schwung des preußischen Volkes, als die stärkste und fruchtbarste Kraft der Freiheitskriege.

Es war ein Zufall, — oder eine uns nicht wahrnehmbare immanente Nothwendigkeit? — daß eben in diesem Zeitpunkt die Allianz der beiden Monarchien noch durch ein neues dynastisches Band fester geschlossen wurde. Kaiser Alexander's Bruder, Großfürst Nicolaus, hatte bei der Durchreise durch Berlin die älteste Tochter König Friedrich Wilhelm's, Prinzessin Charlotte, kennen gelernt und eine tiefe, aufrichtige Neigung für sie gefaßt. Die junge Prinzessin erwiderte seine Liebe; während der Siegesfeste von 1815 wurde die Verlobung, 1817 die Vermählung gefeiert. „Dieser Bund,“ so konnte Alexander damals dem Freunde schreiben, „dieser Bund, der während eines denkwürdigen Kampfes mitten im Feldlager entschieden ist, vereinigt unsere beiden Familien zu einer einzigen und vollendet damit das Werk der unauflöslichen Allianz Preußens mit Rußland.“

Die politische Interessengemeinschaft der beiden Staaten, das freundschaftliche Einvernehmen der beiden Dynastien haben sich zu schönem Zusammenklang vereinigt. Der Entwicklungsgang hat die Höhe erreicht. Damit beginnt auch für diese historische Erscheinung die Zeit der Restauration, nach stürmischem Ab und Auf ein ruhiger, gleichmäßiger Fortgang in tief und fest gezogenen Geleisen. Der Briefwechsel der beiden Monarchen, an dem ungeheuren Wandel der Zeiten gemessen, zeigt in der Tonart kaum merkliche Aenderungen; nur zuweilen, wenn Alexander ihre Freundschaft „heilig“, Friedrich Wilhelm sie seine „Religion“ nennt, meint man leise Anklänge an die Sprache der heiligen Allianz zu hören. Sonst beobachten wir wieder, wie der Eine den Ton der Freundschaftsbetheuerungen verstärkt, der Andere ihn abdämpft. Aus dem Inhalt verschwinden mehr und mehr die großen Fragen internationaler Politik, die der mündlichen Besprechung auf den Congressen vorbehalten werden; nur die Handelsbeziehungen ihrer Staaten, vom Frühjahr 1813 an, wo Preußen um die Oeffnung der russischen Grenzen bittet, bis zum Abschluß des Vertrages von 1825, veranlassen einen regen Briefwechsel, in dessen Ver-

lauf beide Monarchen gelegentlich sich zeigen, wie wir sie auch sonst wohl kennen gelernt haben: Friedrich Wilhelm in schlichter Sachlichkeit, Kaiser Alexander in persönlichem Ueberschwang.

Einen um so breiteren Raum erobern sich nach und nach die persönlichen und dynastischen Beziehungen, besonders seit der Vermählung des Großfürsten Nicolaus mit der Prinzessin Charlotte. Das eheliche Glück des jungen Paares, das sich bald von reicher Kinderschar umgeben sieht, bildet einen immer sprudelnden Quell der Unterhaltung zwischen Berlin und Petersburg. Den Briefwechsel begleiten Besuche hüben und drüben; nach der Geburt seines ersten Enkels kommt König Friedrich Wilhelm selbst nach Moskau, um von der Höhe des Kremls herab die Stadt zu betrachten, deren Flammen für ihn und sein Volk das Feuerzeichen des Befreiungskampfes geworden waren. Kaum ein Jahr vergeht, ohne daß einer seiner Söhne als willkommener Gast die Verwandten und Freunde an der Newa aufsucht; kaum ein Jahr, ohne daß durch einen neuen Ehebund unter dem heranwachsenden Geschlecht oder durch einen neuen Zuwachs in der sich ausbreitenden Familie der Kette der politisch-dynastischen Allianz ein neues Glied eingefügt wird.

So fest greifen jetzt die politischen Beziehungen der beiden Staaten, die persönlichen der beiden Dynastien in einander ein, daß selbst der Tod Kaiser Alexander's auch nicht eine leise Erschütterung hervorruft. Ganz unverändert bleibt das politische Verhältniß; die persönlichen Beziehungen gestalten sich eher noch wärmer, noch herzlicher, seit König Friedrich Wilhelm's Schwiegersohn und Tochter die russische Kaiserkrone tragen. Nur wenige Jahre nach dem Tode ihres ältesten Sohnes sinkt auch Kaiserin Maria Feodorowna ins Grab, die lebendige Zeugin, die theilnahmsvollste Freundin der ein halbes Jahrhundert früher durch ihre Ehe geschlossenen politisch-dynastischen Verbindung. Eben in den Tagen aber, wo ihr der Tod naht, schließt sich in Weimar ein neuer Ehebund zwischen ihrer Enkelin und dem zweiten Sohne König Friedrich Wilhelm's, dem Prinzen Wilhelm, der zugleich ihr Pathenkind ist, und in dem sich die Verflechtung politischer Allianz mit persönlicher Freundschaft abermals um ein halbes Jahrhundert verlängert. Und noch eine andere Folge hat diese Vermählung: Enkelkinder König Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise und zugleich Enkelkinder Kaiser Paul's und der Kaiserin Maria sind es, die in Berlin wie in Petersburg gegenwärtig das Kaiserliche Scepter führen.

Mit jenen beiden Ereignissen mag unsere Briefsammlung vorläufig schließen. Kaiserin Maria's Tod weist in die Vergangenheit zurück, in die Anfänge der staatlich-dynastischen Verbindung; Prinz Wilhelm's Ehe in eine Zukunft, wo in ereignißvoller Zeit die preußisch-russische Allianz das Schicksal Europa's nochmals entscheiden half.

Eine Erinnerung an Karl Werder.

Von
Ferdinand Laban.

[Nachdruck untersagt.]

Zehn Jahre hindurch wurde mir das dankbar genossene Glück zu Theil, mit Karl Werder ununterbrochen in freundschaftlichem persönlichen Verkehr zu stehen. Es waren die letzten zehn Lebensjahre des am 10. April 1893 siebenundachtzigjährig heimgegangenen Weisen. Werder war weitaus die bedeutendste und reizvollste Persönlichkeit, der ich auf meinem Lebenswege begegnet bin. Er, der, unter fünf Königen Preußens lebend, drei Generationen an sich vorbeiziehen gesehen hatte, und der mit der dritten in derselben Jugendfrische, mit demselben hellen Kopf und mit demselben feurigen Gemüth das Leben lebte, wie mit der ersten, erschien mir immer als die verkörperte Widerlegung jenes schauerlichen antiken Chorgesangs, worin es vom Lose des Erdenbewohners heißt: am düsteren Ende nahe sich ihm, verachtet, öde, kraftlos, aller Freude leer, das Alter, dem sich jedes Wehe des Weh's gesellt hat. „Wenn der Hochbetagte umherwankt oder in einem Winkel ruht, nur noch ein Schatten, ein Gespenst seines ehemaligen Wesens: was bleibt da dem Tode noch zu zerstören?" — diese im Wetteifer mit den Sophokleischen Versen von Schopenhauer unternommene Beschreibung des Greisenalters zerstob bei dem Anblick der Wirklichkeit, die ich vor mir hatte, in alle Winde. Ich sah vielmehr, daß hier das Alter die reiffste und erquickendste Frucht war am Baume eines wohlangewendeten Lebens.

Meine Absicht ist es nicht, eine abgerundete Charakteristik Werder's zu liefern. Noch auch will ich den biographischen Versuchen von Otto Gildemeister (in der Vorrede zur Ausgabe der Gedichte Werder's) und von Albert Köster (in der „Allgemeinen Deutschen Biographie") umfangreichere Nachträge hinzufügen. Aus dem Schatze meiner Erinnerungen an diesen unvergeßlichen Alten will ich nur einen einzigen, epigrammatisch anmuthenden Zug mittheilen — zur Charakteristik einer anderen, unvergleichlich mächtigeren, die Gegenwart, sowie unabsehbare künftige Geschlechter mit ehrfurchts- und liebevollem Interesse beschäftigenden welthistorischen Greisengestalt.

Karl Werder, der Sohn eines Berliner Seidenfabrikanten, brachte es als Schüler Hegel's an der Universität nur bis zum Extraordinarius. Das war Anno 1838. Desto höher hob sich seine Laufbahn in einer anderen Richtung — wenn man bloß die Sache selbst ins Auge faßt und nicht etwa äußere Bestätigungen wie Titel und Würden. Denn auch hier blieb es beim schlichten Geheimrath. Zu Anfang der Vierziger Jahre wurde er, auf Ludwig Tieck's Betreiben und durch Alexander von Humboldt's Vermittelung, dem Könige vorgestellt. Er durfte Friedrich Wilhelm IV. im intimen Hofkreise sein Trauerspiel „Columbus“ vorlesen. Der König saß an einem Tischchen, vor sich ein Blatt Papier, in der Rechten den Bleistift, und entwarf, während der an einem anderen Tischchen ihm gegenüber sitzende Werder leise zu declamiren anhub, architektonische Skizzen. Werder, die getheilte Aufmerksamkeit des Königs gewahr werdend, befiel ein Bangen. Aber nur für einen Augenblick. Seiner an das Dämonische grenzenden Vortragsgewalt sicher, drang er mit unbeirrbarer Steigerung weiter vor. Und — der König legte den Griffel nieder, ließ die Hände in den Schoß sinken und hing, wie überwältigt, mit Seele und Sinnen an dem Munde des Dichters. Wer Werder einmal vorlesen gehört hat, wird nichts Besonderes darin finden. Denn er konnte das im höchsten Maße, was er selbst vom Schauspieler forderte: uns hinreißen und entzücken — rühren, erschüttern, begeistern, uns auf die Gipfel der Empfindungen und in die Tiefen der Affekte tragen, über unser Lachen und unsere Thränen die Gewalt haben — die Seelen binden und lösen! Von diesem Theeabende an zählte Werder zu den Intimen des Berliner Hofes; ohne Wanken würdigten ihn nacheinander die fürstlichen Ehepaare ihres vertrauten Umganges, lohnten Treue mit Treue und vergoldeten das Leben dieses kernbürgerlichen Preußen, dessen Gemüthswelt in den harten und herben Schollen der Zeiten der Freiheitskriege wurzelte, mit ihrer königlichen Freundschaft, bis der zuletzt Gekommene, Kaiser Wilhelm II., gleichsam über sein individuelles Empfinden hinaus zurückgreifend und einer von Generation auf Generation übertragenen Bethätigung edelster und selbstlosester Sinnesart ein weithinstrahlendes Siegel aufdrückend, Werder's Grabmonument mit dem Worte verklärte: „Amico Imperator“.

Jedem Menschen wird im Grunde zu Theil, was er in Wahrheit sucht. Werder's Leichenstein verkündet das auch. Werder ging bei Hofe jedem Amt ängstlich aus dem Wege, er verlangte nichts für sich, er, der Vielbeneidete, suchte keinerlei Einfluß, lebte nur seine Natur aus in einem idealen Verhältniß einziger Art. Und darum vermochte er den ihn in seiner altmodischen Junggesellenwohnung im Hause an der Ecke der Charlotten- und Französischen Straße aufsuchenden treuen Schülern als sein Lebensmotto den Spruch des Wallenstein'schen Reiters mit eigenthümlich frisch funkelnden Augen und unnachahmlich keck-graziösem Handgestus herzusagen:

> Frei will ich leben und also sterben,
> Niemand berauben und Niemand beerben
> Und auf das Gehudel unter mir
> Leicht wegschauen von meinem Thier.

Doch wiederum ernster und weicher setzte er dazu seinen eigenen Vers:

Klein sei Dein Loos,
Eng Deine Schranke;
Nur Dein Sinn sei groß
Und weit Dein Gedanke!

In diesen vier Reimzeilen liegt Werder's ganze Sinnesart eingeschlossen. So wenig er in seiner äußeren Lebensgestaltung erreichte und zu erreichen trachtete, so gering andererseits ist auch — rein äußerlich räumlich angesehen, — das geistig-literarische Erbe, das er hinterlassen hat. Doch mit diesem Wenigen war er überzeugt, an das Höchste zu rühren. Für ihn war die — Tragödie Alles! Er behauptete getrost, daß es nichts Fruchtbareres gäbe für die Betrachtung und Erkenntniß, in keiner Wissenschaft und in keiner sonstigen theoretischen Thätigkeit, — schlechthin nichts gäbe, was bildender, unserer Begabung und unseren Kräften gemäßer und darum reeller, fördernder, bedeutsamer und fruchtbarer für uns wäre, als das, was auf diesem Forum zur Sprache kommt, hier die Sache ist. Von diesem Centrum heraus — und dabei war er gleich weit entfernt von ästhetisirender Sentimentalität wie von pessimistisch-nihilistischer Verzweiflung — betrachtete er das Leben und die Welt, ihr Kleinstes und Größtes, das Bleibende wie das Vorübergehende. So verwandelte sich ihm das Dasein in ein überreiches, gehaltvolles, räthselhaftes und doch bis zu einer gewissen Grenze ergründbares, vom heiligsten Ernste getragenes Schauspiel. Die Freude am Theater, die Leidenschaft für dramatische Kunst, seine Bewunderung Shakespeare's wuchs bei Werder aus diesem ihm natürlichen Hange hervor, das Leben überhaupt des innigsten Ernstes für würdig zu halten. Mit dem Philosophen galt ihm als oberstes Ziel, über das Leben zur Besinnung zu gelangen, auszuschauen, soweit die Sehkraft des irdischen Auges reichen mag: nur wollte er von einem Gegensatz zwischen „Wesen“ und „Erscheinung“ nichts wissen. Voll der anschaulichen Welt zugethan, war ihm die Erscheinung eben das Wesen, und er blickte hinaus mit dem Auge des Dichters, des tragischen Dichters. Er wußte, daß es hierbei mit lediglicher Kopfarbeit nicht gethan sei: um hier an das Höchste zu rühren, müsse man vor Allem aus sich selbst her etwas sein. Werder's Vorlesungen über Hamlet, Macbeth, Wallenstein, Nathan den Weisen, diese von der landesüblichen philologisch-historischen Untersuchungsmethode so merkwürdig fremdartig abstechenden Bücher, — sie wären nicht möglich gewesen, wenn Werder nicht selbst die Ader des tragischen Dichters und den blutsverwandten Zug vom Helden in sich gehabt hätte. Mag auch Letzteres in Werder's Leben nicht so offenkundig zu Tage liegen, so wird Ersteres durch seine einzige dichterische Schöpfung um so klarer erhärtet. Nicht als ob ich Werder's „Columbus“ an und für sich für ein unsterbliches Werk hielte! Dazu gehören noch ganz andere Gaben des Talents, der künstlerischen Gestaltungskraft, als sie Werder in die Wiege gelegt waren. Und wer hierin nicht den ersten Preis erringen durfte, der muß nach kürzerer oder längerer Frist trotz alledem abtreten von der Bühne der Unsterblichen. Wohl aber beweist dieser „Columbus“ neben jenen Vorlesungen doch so viel, daß Werder nicht nur die Fähigkeit

besaß, die Werke der größten Dramatiker nachschaffend auszugenießen, sondern daß sein Gemüth Theil hatte an der ursprünglichen Kraft, die tragische Spannung aus sich selbst heraus zu erzeugen. Mag dieser „Columbus“ als Kunstwerk auch versagen, so steht doch soviel fest, daß er an Mächtigkeit, Tiefe und Größe tragischer Anschauung eigentlich kaum zurückbleibt hinter den Hauptmustern, die wir immer im Sinne haben, wenn von tragischer Dichtkunst die Rede ist. Edelstes Material, das, im Gusse, die Form verletzt! Im Grunde genommen freilich muß ja jedes Columbus-Drama mißlingen, und es sind auch in der That alle bisherigen mißlungen. Der Stoff eignet sich nicht zur dramatischen Bearbeitung, er verlangt durchaus nach epischem Nacheinander. Als Werder's Verdienst bezeichne ich nun aber — allen übrigen Columbus-Dichtern gegenüber — die Tiefe der tragischen Conception, die er in diesem Stoffe aufgegraben. Werder's Verhängniß war es denn, ein langes gedankenthätiges Leben hindurch den Zwiespalt in seinem Inneren zum Austrag bringen zu wollen, der darin bestand, daß er den großen Fund, mit dem er sich reich wußte, künstlerisch zu bergen sich — und viele Andere vergeblich abmühte. Die herzliche und neidlose Theilnahme, die Werder fremden Leistungen entgegenbrachte, die nahm er bei Anderen für seinen „Columbus“ in Anspruch. Karl Werder war es, der, als Richard Wagner nach der ersten Aufführung des „Fliegenden Holländer“ in Berlin am 7. Januar 1844 um Mitternacht verdüstert und niedergeschlagen sein Hôtel aufsuchte, diesen dortselbst bereits erwartete, als ein dem Componisten bis dahin gänzlich Unbekannter, — rein durch den Drang seines Herzens getrieben. Werder prophezeihte in jener denkwürdigen Nacht dem Dichter-Componisten enthusiastisch eine ruhmvolle Zukunft und ertheilte durch das Ueberzeugende seines ganzen Wesens dem Niedergedrückten neue Schwungkraft, so daß Wagner jener Berliner Mißerfolg nichts mehr anhaben konnte[1]). Wagner meinte später gesprächsweise, übrigens in voller Werthschätzung des ihm befreundet gebliebenen Dichters: in der Arbeit an dem einen „Columbus“ habe sich das Talent des „kleinen Männchens“ verzehrt. Die Arbeit an dieser Jugendconception begleitete Werder durch das ganze Leben: er kam niemals los davon,

---

[1]) In C. F. Glasenapp's „Leben Wagner's“, 3. Ausg., II. Bd., 1. Abth., Leipzig 1896, lesen wir auf S. 55: „War es doch gerade hier in Berlin, wo Wagner übrigens ganz unbekannt war, daß der junge Meister die erste bestimmte Genugthuung und Aufforderung zum weiteren Fortschreiten in der mit dem „Holländer“ eingeschlagenen Richtung empfing. Es geschah dies durch Begegnungen mit einzelnen Personen, die, ihm zuvor ganz fremd, durch den ungewöhnlich starken Eindruck seines Werkes ihm zugeführt worden waren. Er berichtet später von zwei Menschen, einem Manne und einer Frau, die ihm dies wohlthuende Gefühl der Genugthuung verschafft hätten. Er nennt die Namen beider nicht, deshalb sind sie uns bis heute unbekannt; daß es aber der arme Freund Gaillard (Herausgeber der „Berliner musikalischen Zeitung“) nicht war, und noch weniger dessen „geistreiche Gattin Auguste“ hat der Meister noch bei seinen Lebzeiten Herrn W. Tappert deutlich zu verstehen gegeben, weshalb dessen gelegentlich vorgebrachte, rein hypothetische Fiction endlich als abgethan betrachtet werden könnte.“ Welchen Zweck diese Geheimnißkrämerei verfolgt, bleibt vollständig unklar. Die Persönlichkeit, die hier einzig und allein gemeint sein kann, ist Karl Werder. Und dieser selbst hat, so oft er auf dieses Thema zu sprechen kam, nie ein Hehl daraus gemacht.



er berauschte sich selbst immer wieder daran und vermochte es nicht über sich, das aussichtslose Modeln an der Form einzustellen, so sehr hatte der tiefst-erfaßte tragische Gehalt des Stoffes Gewalt über ihn bekommen. Jeglicher, der in engeren Verkehr mit ihm trat, der in den Bezirk seines Denkens und Empfindens gerieth, mußte Fühlung nehmen mit diesem Hauptinteresse des jungen und des greisen Werder. Demgemäß hing denn auch, recht eigentlich als ein Wahrzeichen dieser Stätte, ein an sich ziemlich unscheinbares kleines Bildniß seines Helden über dem Platze in seiner Wohnung, auf dem er sich am liebsten niederließ, den Besucher auf einem Fauteuil sich gegenüber placirend, so daß dieser also Werder auf dem altmodischen Sopha und das Porträt des Columbus über dessen Haupte zugleich vor sich hatte. Eigentlich aber war das doch noch mit etwas Schelmerei verknüpft. Das Bildchen hatte keine Unterschrift[1]). Außer dem Bildniß des Columbus — dessen Züge ja überhaupt kaum sicher beglaubigt sind und gewiß nur Wenigen im Gedächtniß haften — war da als Randverzierung noch zu sehen: unten ein sehr in die Augen fallendes Segment der Erdkugel mit den Conturen von Spanien und Amerika, oben zwei recht unscheinbar ornamental herabhängende Ketten. Fragte nun ein Besucher, wen dieses an so bevorzugter Stelle aufgehangene Porträt darstelle, so forderte Werder zum Rathen auf. Natürlich kam nun Jeder nach einigem Besinnen darauf, daß an diesem Ehrenplatze nur für Columbus Raum sei. „Gut" — entgegnete Werder, hob bedeutungsvoll die Brauen, denen mitten im Silber noch ein letzter Rest von Schwärze geblieben war, und forschte weiter: „Gewiß ist es Columbus, und daß Sie den hier vermuthen, das liegt ja nahe genug. Nun sagen Sie mir aber auch, woran Sie ihn auf diesem Kupferstich erkannt haben?" Werder erzählte mir das öfters und offenbar mit großer Vorliebe, und sein Gesicht, das er mir voll zuwandte, überflog dann immer jener unvergeßliche, sprechende Ausdruck von Güte, Geist und Klugheit, wie ich das nur auf diesem Antlitz gesehen habe: „Da zeigen sie Alle mit den Fingern auf den Globus, daran erkennen sie den Columbus, ihren Columbus, den Schiffscapitain. Nur ein einziges Mal erhielt ich eine andere Antwort: Prinz Wilhelm war es, unser jetziger Kaiser Wilhelm II., der deutete sofort auf die Ketten, daran erkannte er den Columbus!" Bekanntlich vermachte Werder dieses Bildchen dem Kaiser testamentarisch als Angedenken.

Dies Alles zur besseren Einführung vorausgeschickt, komme ich nun zum eigentlichen Thema meines Aufsatzes.

Es fiel mir nachgerade auf, daß, so viele fremde, gute und böse, Meinungen und Ansichten über sein Drama mir Werder, aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens und von den verschiedensten Persönlichkeiten herrührend, auch mittheilte, doch niemals die Kritik eines außerordentlichen, ihm nahestehenden Mannes darunter war, dessen Urtheil mich schließlich schon deshalb besonders zu interessiren begann, weil es, wie mir das Schweigen

---

[1]) Es war — wenn ich mich recht entsinne — der Kupferstich des P. Mercuri vom Jahre 1843.

Werder's zu erkennen gab, wahrscheinlich überhaupt gar nicht ausgesprochen worden sein mußte. Auf meine directe Frage hiernach, erhielt ich von Werder eine Antwort, die mich mächtig überraschte. Sie gehört zu jenen lakonischen, unvorhergesehenen, gleich dem Blitz das Dunkel plötzlich durchhellenden, einfachsten und doch lange Gedankenketten hervorzaubernden Dingen, die man nie wieder vergißt.

Damit diese Antwort verstanden werden könne, muß man natürlich Werder's „Columbus“ gelesen und auch gut im Gedächtniß behalten haben. In Anbetracht der Hast, mit der die Welt nach Neuem und immer mehr nach Neuestem strebt, darf ich bei der Mehrzahl der jüngeren Leser und Leserinnen diese Voraussetzung freilich nicht machen. Auch glaube ich, mir den Dank recht Vieler zu verdienen, wenn ich kurz und bündig dasjenige, worauf es hier ankommt, aus Werder's halb vergessenem Trauerspiel heraus schäle, und man hierdurch Gelegenheit bekommt, zu erfahren, daß wirklich ein unverwelklicher Kern in dieser Dichtung steckt.

Columbus, seine unerhörte That anbietend, macht sie von der Bewilligung ebenso außerordentlicher Forderungen abhängig. Er fordert die Würde und Rechte eines Admirals des Oceans für seine Fahrt nach Indien, und eines Vicekönigs aller Länder, die er entdecken wird, sammt dem Zehnten allen Ertrages, sei er durch Handel oder durch Eroberung erworben. Die Forderung ist gerade so einzig wie das Unternehmen. Es handelt sich — sagt er — um den dritten Theil der Erde, einen Fund, der an sich schon jede andere Erwerbung, die je einer Krone zufiel, unendlich überragt. Für die Wissenschaft ist kein Problem hier zu erhärten, die ist fertig mit diesem Punkt. Auf eine That kommt's an; die thue Einer! Diese Sache ist kein Rechenexempel! Zu ihrer Größe gehört's, daß sie das Erbtheil ist, nicht nur des Wissens, sondern auch des Muthes. Was er begehrt, begehren muß er's — um des Geistes willen, der ihn in Eid und Pflicht genommen hat, solche Ehren für ihn zu fordern. Und daß er es sei, dem diese Sache übertragen ist, nun dies — so erklärt er — beweist er dadurch, daß er's mache. Wo läge denn hier ein Hemmniß, wo der Stein zum Anstoß? Einzig in dem niedern Mann. Daß der hervortritt plötzlich aus dem Dunkel und sagt: „Ich bin's!, dies Große sprech' ich an als meine Pflicht und mein Recht!“ Wie, weniger, als er fordere, hätte man erwartet, weniger — für eine Welt?

Man weist den Mann ab. Der König, Ferdinand der Katholische von Arragonien, will von ihm nichts wissen. Aber dessen Gemahlin und Mitregentin auf Spaniens Königthron, Isabella von Castilien, räumt die Hindernisse aus dem Wege und durch sie setzt Columbus seinen Willen durch. Es folgen nun, im mühsam und mit wechselndem Glück versuchten dramatischen Aufbau, die an diese That sich knüpfenden historischen Geschicke, die ja Jedem bekannt sind. Wir aber machen sofort den großen Sprung zum Ende des Stückes hin, wo sich der Ring, Anfang und Ausgang an einander bringend, schließt. Columbus, alt und gebrechlich, aber immer noch voll hell lodernden Feuers wie ein durch andere Schicksale eingefangener König Lear — Werder sagte mir einmal, ein Schauspieler, der den Lear zu spielen verstünde,

wäre gerade der rechte Mann für seinen Columbus — weilt mit seinen Getreuen im dürftigen Gemach zu Valladolid. Der König kommt vorbei. Columbus erfährt es, rafft sich empor und tritt trotzig vor die Thür heraus. Wie sich der König dem Columbus nähert, weicht das Gefolge zur Seite. Und nun erhebt sich, unter vier Augen, ein grandioser Waffengang in Worten, zwischen dem größten aller Entdecker, der sich um seine Rechte betrogen sieht, und einem gekrönten Haupte, das, an sich nicht eben von hervorragender persönlicher Bedeutung, durch die machtvolle Betonung seines Königthums, seines Herrscherberufs, seiner „Standesinteressen", wenn ich mich so ausdrücken darf, zu so gewaltiger Höhe emporwächst, daß man allerdings den Eindruck empfängt, das Rededuell zweier Ebenbürtigen zu belauschen.

„Faßt Euch! Ihr habt Anliegen an Uns, eröffnet sie!" — ruft der König gnädig dem Entdecker entgegen. Dieser aber meint schroff: Eröffnet habe er gar Vieles, aufgedeckt und aufgeschlossen, und Fassung gebe ihm ein Spruch, der sein Anspruch sei, und der all' sein Anliegen enthalte, jener Spruch, den ihm seine Könige ins Wappen geschrieben: „Für Castilien und Leon fand eine neue Welt Colon!" Was hätte er noch zu sagen, als: sein Name sei Colon — er sei der Mann.

Der König, sich beherrschend, mahnt ihn, vom Unerfüllbaren abzustehen. Zur Entschädigung bietet er ihm „in Gnaden" reiche Güter an in Castilien: Columbus möge in Frieden ausruhen, im Genuß des Ruhmes. Dieser aber fährt empor:

Auf Dornen
Der Schmach? Trophä'n verkaufen? ich? die meinen?
Um Hab' und Gut will ich nicht streiten; das
Stell' ich dem Urtheil sachverständ'ger Männer
Anheim und Eurer Majestät Gnad' oder
Willkür; sie gebe oder nehme mir,
Wie Ihr gutdünkt, von meinen Renten. Aber
Was meine Ehre anrührt: meine Würden
Und die Statthalterschaft in Indien, das
Sind Dinge höh'rer Art! das Rechte, die
Ich von der Gnade Dessen habe, der
Die Kronen austheilt und die Gaben — Schätze,
Die ihren Eignern so unnehmbar sind
Wie unveräußerlich, darum: weil sie
Gottesunmittelbar sind!

König.

Unsre Hand
Verlieh Euch Eure Würden.

Columbus.

Nur als Preis
Der Gaben, die der Kön'ge König mir
Verliehen!

König.

Unsres Gleichen dünkt Ihr Euch.
Wohl mehr noch. O, wir wußten's immer!

Columbus.

Nein.

Doch meine Dienste reichen über Taglohn
Und Sold hinaus. Ein Diener bin ich; doch
Ein solcher, der mehr seinem Herrn gab, als
Der Herr besaß. Dafür sind Hoheitsrechte
Der einzig würd'ge Lohn.

König.

Die Hoheit ist
Untheilbar.

Columbus.

Thut Vertretung, deren sie
Bedarf, ihr Abbruch? Und wem steht die zu,
Wie mir?

Der König hält dem Entdecker vor, daß er nicht vermocht habe, die neu entdeckten Lande zu regieren. Wäre Columbus selbst völlig schuldlos, das Volk, die Spanier, die sich unausgesetzt gegen ihn, den Fremden, empörten, ertragen ihn nicht. Wäre es weise oder thunlich nur, ihn Jenen als Stellvertreter der Königlichen Majestät aufzuzwingen?

Columbus.

Thunlich und weise? Was mir zugeschworen
Eu'r königliches Wort! Gibt's einen Eid,
Der stärker bände? Bricht Eu'r meut'risch Volk
Eu'r Siegel, löscht sein Athem Eure Schrift aus?
Steht in dem Briefe meiner Privilegien,
Er sei zerrissen, wenn ich falschen Knechten
Ein Dorn im Aug'? . . .

König.

Unser Wort
Ist keines, wenn es unser heilig Amt
Gefährdet, dessen Rechenschaft das Schwert ist,
Das über unsrem Haupt hängt. Euer Recht
Verfolgt Ihr — hütet Euch, daß Ihr nicht rührt
An Unsres! Nur ein Eid, ein einz'ger, bindet
Den König: das Gedeihen seiner Krone,
Die Wohlfahrt seines Reichs. Was ihr nicht taugt,
Und wär's zehnfach verbriefet, das zu brechen —
Wo er geirrt, zu bessern, rücksichtslos —
Das ist sein Vorrecht; seiner Herrscherpflicht
Vorrecht, weil sie die schwerste.

Columbus.

O, Eu'r Vorrecht
Ist Gnade! die das Recht nur beugt
Um Gottes willen; aber niemals es
Zu Schanden macht! Was sonst vor Recht geht, ist
Gewalt!

König.

Der schelte sie, der sie nicht hat.
In Eurer Sache ließen im Beginn,
Auch mit der Weisheit Aug', die Folgen sich
Nicht überseh'n. Jetzt sind wir klar und fassen
Die Zügel.

Der König erinnert daran, Columbus habe ja auch nicht gehalten, was er gelobt: die verheißenen Schätze der Entdeckungsfahrt seien Märchen gewesen. Columbus hinwieder weist den „undankbarsten Monarchen" auf die Bettelarmuth hin, in der er sich selbst befinde, auf die unwürdige Gefolgschaft, die man ihm mitgegeben, auf das Gesindel aus Gefängnissen und von Galeeren, die trotzigen Ritter. Er glaubt, noch vermöchte er, wenn man ihn wieder aussendete, unter Gottes Beistand, der ihm Alles verliehen, Alles zu retten. Und als der König allen Bitten taub bleibt, bricht er in die Worte aus:

Ich will nach Indien! Es ist mein! Der Herr
Gab mir's, damit zu schalten, und ich konnt'
Es geben, wem ich wollte!

König.

Lüge! Lüge
Des Hochmuths! Daß wir dieser Lüg' Euch strafen,
Das ist Eu'r Unglück. Sie allein
Hat Euch zu Fall gebracht. — Ein Reich nur konnte
Besitzen, was Ihr fandet; und kein andres
Unter der Sonn', als Spanien, sollt' es sein!
Wie Ihr zum Geben, also zum Empfangen
Erwählet waren Wir, von Ihm, dess' Gab'
Ihr lästert, wenn Ihr prahlt, sie hab' ein Spielball
Gelegen in der Willkür Eurer Hand.
Nicht Euer, Unser, unumschränkt, ist Indien!
Für Uns habt Ihr's gefunden, mußtet's finden
Für Uns. — Hört Unsren Schluß, der Euer Urtheil.
Fest steht er, unabänderlich; Vergang'nes
Ist wandelloser nicht als er. So lange
Hienieden Wir gebieten, geht Ihr nicht
An Unser Statt nach Indien. Niemals!
Dies ist nicht Haß, nicht Unbill. Wir sind mehr noch
Als nur Wir selbst. Hier waltet die
Nothwendigkeit der Lage und der Macht
Naturgesetz durch Uns. Nichts widerfährt Euch,
Als was Jedweden treffen muß und wird,
Der Aehnliches vollbringt wie Ihr. Die Herrschaft
In fern entleg'nen Ländern darf der König,
Wenn er ein König ist, dem unter Allen
Am mind'sten lassen, der nach ew'ger Schickung
Die Länder ihm erwarb. Dies war sein Dienst.
Die Herrschaft ist des Herrschers. Der ist Einer.
Und was die Andren sind und sollen sein,
Dazu macht er sie. — Mög' Euch Gott erleuchten!
Und mög' Euch die Hinfälligkeit des Leibes
Eu'r Maß zu finden hülfreich sein.
(Dicht an ihn herantretend.) Ihr wagtet
Den Gang mit Uns. Was Euer, habt es! Wahrt's
Nach Kräften und verwerthet's nach Gefallen —
Den Ruhm, der Welt Gedächtniß, unbenommen,
Die weite Zukunft. Das verlieh Euch Gott.
Uns gab er eine Krone — und mit ihr
Auch über Eure Thaten die Gewalt.

So lang' Ihr athmet unter unsrem Scepter,
Liegt unsre Hand auf Euch, dem Unterthan.
(Mit erhobenem Finger.)
Dem Kaiser, was des Kaisers.

Columbus.

Amen — Ich
Entsage! Nichts mehr will ich! Meine Ehre
Zerrissen und mein Recht zertreten — mürbe
Mein Leib, mein Herz gebrochen — Alles Euer —
Da liegt's, ein Häufchen Staub, zu Euren Füßen —
Nehmt's hin, streut's in die Lüfte!

Die Persönlichkeit, deren Urtheil über Werder's Tragödie mich, wie ich betont habe, unter den obwaltenden Umständen so besonders interessiren mußte, war — Kaiser Wilhelm I. Ihm huldigte Werder mit dem schönsten seiner Gedichte, nach meinem Ermessen zugleich dem würdigsten, leider aber so gut wie gar nicht bekannt gewordenen Liede, das zum Preise Wilhelm's I. gesungen worden ist, und dessen erste Strophen wenigstens hier darum Platz finden mögen:

Die Krone Friedrich's auf dem greisen Haupt.
Im Arm das Schwert, den Fuß in Gottes Wegen,
Stehst Du, vom eignen Lorbeer frisch umlaubt,
Und um Dich her liegt überreich der Segen.

Still schritt'st Du vorwärts — aufwärts — treu und schlicht,
Zum Thron empor, auf langem, strengem Pfade;
Der Sache Diener stets, der Mann der Pflicht,
Und nun, am Ziel, bist Du der Mann der Gnade!

Der Höchstberuf'ne! der die Ernte hält
Der ganzen Aussaat Preußens; — aller Werthe
Vermächtniß geltend macht und sicher stellt;
Heimschaffend, was das Beste, mit dem Schwerte.

Als Werder, hochbetagt, vom Hinscheiden seines greisen Kaisers Kunde erhielt, da klagte er seinen Freunden, ihm sei zu Muthe, als wäre die Sonne vom Himmel gefallen.

Es schien mir unmöglich, daß dieser Fürst, der Werder so viele Jahre hindurch seines Umganges würdigte, sich nicht über den „Columbus" geäußert haben sollte. Und als ich schließlich Werder direct frug, antwortete dieser: „Kaiser Wilhelm hat über Dinge, von denen er wissen mußte, daß sie für mich persönlich den größten Ernst bedeuten, selten unmittelbar zu mir gesprochen. Aber jedesmal kam ein Augenblick, wo er mir in seiner schlichten und geraden Weise zu erkennen gab, daß ihm, so Vieles und so Vielerlei er zu bewältigen hatte, auch diese Dinge sicher auf der Seele ruhten. Ganz unvermittelt trat er eines Tages auf mich zu, blickte mir fest ins Auge und sagte bedeutungsvoll zu mir: — „Ihr König hat doch recht!"

Es hieße, das Gewicht dieser Sentenz abschwächen, wollte man viel an ihr herum drehen und herum deuteln.

Der Reisesack.

Von

Isolde Kurz.

[Nachdruck untersagt.]

Es war ein gegenseitiges Erstaunen, als er zum ersten Male die Eisenbahn sah und die Eisenbahn ihn. Er bestand nämlich beinahe ganz aus einer sauberen, altväterischen Straminarbeit. Nur oben lief ein eiserner Bügel mit Ledergriff, der aber seiner Pflicht, den Reisesack zu verschließen, wegen hohen Alters nur noch unvollkommen nachkam. Seine Vorderseite nahm ein Wappenschild in ihrer ganzen Höhe und Breite ein. Auf dem Rücken dagegen war er völlig grün, wie die schönste Frühlingswiese, mit einem Rosenbouquet in der Mitte.

Seine Anfänge lagen weit zurück in der Dämmerung der Zeiten.

Eine Ahnfrau hatte ihn als Braut gestickt und mit zarten, weißen Händen das Wappen ihres Erwählten hinein gewirkt, ein sehr einfaches, weil uraltes Freiherrnwappen: drei rothe Schrägbalken im weißen oder, um es heraldisch zu sagen, im silbernen Feld und ein das Wappenschild überragender Helm mit zwei rothen und einer silbernen Feder.

Der Reisesack war gerade zu rechter Zeit fertig geworden, um ein feudales Liebesglück auf die Hochzeitsreise zu begleiten. Damals hatte er sich mit der Welt im Einklang gefühlt; ehrfurchtsvolle Dienerhände schnallten ihn auf den Reisewagen und holten ihn bei der Ankunft vorsichtig wieder herunter; die Gegenstände, die er enthielt, und seine ganze Umgebung paßten zu ihm; wohin er kam, da fand er sich von den Gegenden und den Baulichkeiten, von breiten Treppen, langen Corridoren, von waffenblinkenden Rittersälen, von feierlichen Vorzimmern, vom Wiehern edler Rosse, von den gestickten Hofuniformen der Herren und starrenden Seidenroben der Damen, und nicht zum wenigsten von den Menschen selber angemuthet. Zeit der Jugend und des Glanzes, deren er den ganzen Rest seines Lebens hindurch mit Wehmuth gedachte!

Dann kamen auch für ihn die Tage, von denen es heißt: „sie gefallen mir nicht." Er lernte gemeinsam mit seinem Herrn die Wandelbarkeit des Glückes kennen. Vorbei das vornehme Reisen in eigener freiherrlicher Carosse mit

dem lustigen Pferdewechsel an den Poststationen. Er mußte es lernen, im gemeinen Postwagen zu fahren neben den Mantelsäcken bürgerlicher Passagiere und sich von groben Postillonshänden hin und her schieben zu lassen. Das dauerte wieder ein Menschenalter; doch da er nicht gar zu oft auf Reisen ging, blieb wenigstens noch in seiner Erscheinung die angeborene Distinction haften.

Dann that er einen langen und tiefen Schlaf auf dem Dachboden einer Miethwohnung, und als er wieder ans Licht gezogen wurde, da war es mit seiner Herrlichkeit vorbei: die Motten waren an ihn gekommen und hatten eine Feder seines Helms und das Rosenbouquet auf seinem Rücken angefressen.

Von den frommen Händen einer alten Stiftsdame gestopft, trat er eine neue Reise an, und bei dieser Gelegenheit war es, daß er zum ersten Mal mit dem Getriebe eines Bahnhofs, mit dem Anblick der Locomotive, der Schienen, mit dem Rauch und Gerassel der Eisenbahn bekannt wurde.

An jene Reise konnte er nur mit Entsetzen zurückdenken, und so oft er seitdem das Wort „Eisenbahn" hörte, schüttelte ihn das Grauen. Und doch war dem vollen Kelche Wermuth noch ein Tropfen Süßigkeit beigemischt. Er befand sich wenigstens in adligen Händen, in Händen, die ein Siegelring mit demselben Wappen schmückte, das auch das seinige war. Und diesen Händen mußte er sogar sehr theuer sein, denn sie hielten ihn krampfhaft fest, sie ließen ihn während der ganzen Eisenbahnfahrt keinen Augenblick fahren. Er hörte eine Stimme sagen: „Stellen Sie ihn in die Ecke, Gnädige — es ist Platz genug."

Und darauf die ängstliche Antwort: „Ach nein, ach nein, ich will ihn lieber auf dem Schoße behalten; er könnte mir sonst gestohlen werden."

Ja, seinem wahren Werth, das fühlte er, hatte die gesellschaftliche Decadenz nichts anhaben können.

In seinem zwiespältigen Inneren trug er auf der einen Seite etwas feine, duftende Wäsche, mit der Freiherrnkrone gezeichnet, auf der anderen ein Gebetbuch und den Gothaschen Kalender.

Aber die Welt, wie war sie verändert, seit er sie zum letzten Mal vom Dach eines Postwagens aus gesehen hatte! Was für ein Wahnsinn war in sie gefahren! Es war, als befände sie sich in einer rasenden Fluchtbewegung; die Bäume und Häuser, die Felder und die Dörfer flogen nur so weg, Berge kamen und gingen, man sah sich auf schwebenden Brücken, durch deren Eisengitter breite Wasser blinkten, und gleich darauf waren Brücken und Wasser schon in weiter Ferne geschwunden; als schwarze, funkensprühende Colosse donnerten die Schnellzüge vorüber. Der Reisesack und seine Trägerin befanden sich in der gleichen wirbelnden Betäubung, und die beiden alten Leutchen klammerten sich an einander fest, um nicht den Schwindel zu bekommen.

Und so oft an der geöffneten Coupéthür der Schaffner erschien, wandte sich die alte Dame in namenlosem Bangen und zitternder Aufregung an ihn, ob sie auch ganz gewiß nicht in einen falschen Zug gerathen sei, wie weit sie noch bis zur Endstation habe, und was dergleichen besorgte Fragen mehr waren, die, kaum beantwortet, sich in neue Zweifel verwandelten, bis endlich

den Schaffner die Geduld verließ, daß er sie barsch anfuhr, worauf sie nicht mehr den Muth fand, ihre Fragen zu wiederholen, sondern als ein stummes Bild der Angst, den grünen Reisesack auf dem Schoß, in ihrer Ecke saß. Der schweigende Gefährte fühlte das unruhige Schlagen ihres Herzens, und aus beider Seelen erhob sich zu gleicher Zeit das stumme Gebet, kein zweites Mal vor diese Prüfung gestellt zu werden.

Wieder verging ein Jahrzehnt, während dessen seine Ruhe nicht weiter gestört wurde. Er schlummerte, voll gepackt mit Briefen, die alle mit Grafen- und Freiherrnkronen geschmückt waren und nach einer schöneren Vergangenheit dufteten, friedlich von alten Zeiten träumend, im Grund einer breiten und tiefen Truhe. Eher hätte er des Himmels Einsturz erwartet als das, was ihm noch bevorstand.

Eines Tages wurde er aus seinem Schlupfwinkel hervor geholt, der Papiere entledigt und vor die Aufgabe gestellt, ein junges Mädchen auf ihrem ersten Fluge in die Welt zu begleiten. Der alte Knabe weigerte sich nicht, trotz der Schrecken, die auf der letzten Reise über ihn ergangen waren, sondern gedachte der ritterlichen Devise: „Fay ce que dois, avvienne que pourra.“ Er ließ sich mit Toilettenutensilien und anderem Mädchenbedarf die beiden Taschen vollstopfen, biß die Zähne über einander und schickte sich zum Aufbruch an. Das ging aber nicht so rasch, denn zuvor mußte von Großmutter, Mutter und Tante Abschied genommen werden, und alle Drei hatten der jungen Reisenden noch viele Lehren und Ermahnungen ans Herz zu legen.

Die Großmutter sagte — und öffnete dabei den schon geschlossenen Reisesack, um noch rasch einen kleinen Gegenstand hinein zu stecken: „Wenn wir nur schon die Nachricht von ihrer glücklichen Ankunft hätten!“

„Wäre sie wenigstens um ein paar Jahre älter,“ setzte die Tante, die sich gleichfalls an dem Reisesack zu thun machte, seufzend hinzu. — „Mit Zwanzig weiß man sich schon eher Respect zu verschaffen, aber siebzehn Jahre und so ganz allein!“

„Darum habe ich keine Sorgen,“ versetzte die Mutter und schloß den Reisesack ab, dessen Schlüssel sie an den ledernen Griff hängte. — „Wenn nur die vielen Zerstreuungen der Hauptstadt nicht wären; die ziehen so einen jungen Kopf vom Lernen ab.“

Danach wanderten sie insgesammt zu Fuß nach dem nahe gelegenen Bahnhof, und den ehrwürdigen Reisesack trug das Dienstmädchen.

Vor der offenen Coupéthür ging das Abschiednehmen von Neuem an.

Zuerst zog die Großmama die junge Reisende bei Seite: „Ich habe Dir noch etwas Klingendes in den Reisesack gelegt; gib Acht, daß es nicht heraus fällt.“

„Danke, liebe Großmama.“

Dann kam die Tante: „In dem Sack steckt etwas, das Dir an kühlen Tagen gute Dienste thun wird. Schön ist es nicht, aber nützlich.“

„Sei bedankt, Tante.“

Und zuletzt die Mutter: „Damit Du nicht ganz in den Vergnügungen untergehst, habe ich noch eine ernste Lectüre für Dich eingepackt. Versprich mir, fleißig in dem Buch zu lesen; ich betrachte es als eine Art Talisman.“

„Gewiß, Mama.“

Endlich saß sie im Coupé. Jetzt hieß es: „Sei mir beim Aussteigen recht vorsichtig.“

„Ja, Großmama.“

„Und laß Dich nicht mit fremden Herren in ein Gespräch ein.“

„Nein, Tante.“

„Aber sei auch nicht unnöthig abstoßend, sondern wenn Dir Jemand behülflich ist, so bedanke Dich artig.“

„Ja, Mama.“

So ging es noch eine Weile fort mit „Ja, Mama“ — „Nein, Tante“ — „Ja, Tante“ und „Nein, Mama“, wobei das junge Mädchen gar nichts mehr dachte, denn ihr Inneres war hin und her gezogen zwischen Abschiedswehmuth und freudiger Reiseungeduld.

Als der Zug sich schon in Bewegung setzte, rief sie noch lächelnd durch das offene Fenster zurück: „Seid ruhig, es wird kein Wolf kommen und mich fressen.“

Aber der Wolf, an den sie nicht glaubte, saß ihr bereits gegenüber. Vorerst zwar schlummerte er noch friedlich in seiner Ecke. Er fuhr schon seit mehreren Stunden und hatte die kleine Station mit dem kleinen Intermezzo völlig verschlafen. Er war ein Corpsstudent in höheren Semestern, der von der alma mater nach der Universitätsstadt des Nachbarstaates fuhr — nicht Studirens halber, sondern um zu „pauken“. Die Couleurmütze, die sich ein wenig verschoben hatte, deckte einen nicht mehr allzu dichten Scheitel, und das wenig sagende, aristokratische Gesicht war von unzähligen Schmissen zerhackt.

Das junge Mädchen schenkte ihm indessen so wenig Beachtung wie den anderen Mitreisenden. So bald die kleine Station hinter ihr verschwunden und der letzte Abschiedsgedanke verweht war, glänzte sie auf wie eine junge Sonne in der entzückten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Sie hatte bis jetzt noch nichts von den Freuden des Lebens genossen, keinen Tanzsaal gesehen, kein Theater. Immer Sprachen studiren und Clavier üben, jeden Tag ihr abgemessenes Pensum, auf Befehl der gestrengen Mama, die sie frühe an den Gedanken gewöhnt hatte, einmal für sich selber sorgen zu müssen. Und jetzt die erste Fahrt ins Unbekannte, in die Freiheit!

Keinen so beglückenden Gedanken hing ihr stramingestickter Begleiter nach. Sie hatte ihn beim Einsteigen in das Netz über ihrem Kopfe geschoben, und er kehrte dem Publicum seine grasgrüne Rückseite zu, indem er sein freiherrliches Wappen mit einer Mischung von Scham und Hochmuth an der Wand verbarg. Er allein wußte, was er an diesem Wappen besaß, dessen Schlichtheit dem Kenner sein hohes Alter verbürgte: diese rothen Streifen im Silberfeld — so war ihm von seiner Urheberin zugeraunt worden — seien das Symbol des Ritterschlages: sie sollten, von rechts nach links laufend, die drei Finger des Lehnsherrn darstellen, der vor so und so viel Jahrhunderten mit dem Blute des erschlagenen Gegners den Silberharnisch des Siegers gezeichnet habe.

Aber was kümmerte sich dieses Eisenbahnpublicum um die heraldische Mär seiner Jugend! Und wer legte noch Werth auf das uralte Wappen-

schild, seit die Familie, die es geführt hatte, im Mannsstamm erloschen war! Seine junge Herrin gewiß nicht, die mit ihrem bürgerlichen Namen kein Anrecht mehr darauf besaß, und der jede lederne Handtasche neueren Datums lieber gewesen wäre als das ehrwürdige mütterliche Erbstück. Ein Glück für ihn, daß er nicht wußte, welche Kämpfe sein Mitgehen gekostet hatte. Selbst die gute bürgerliche Tante, der jungen Reisenden Vatersschwester, hatte sich auf die Seite der Nichte geschlagen und der Mutter vorgestellt, welches Aufsehen eine so vorsintfluthliche Ausrüstung im Eisenbahncoupé erregen mußte. Aber die Frau Mama, die alle überflüssigen Ausgaben haßte, war unerbittlich geblieben. Sie hatte nicht die Adelsvorurtheile abgelegt, um sich bürgerliche dafür aufhalsen zu lassen, — mochten die Leute denken, was sie wollten, sie als ein überlegener Geist, als Mutter, deren Erziehungsgrundsätze auf das Ernste, Wissenschaftliche gerichtet waren, that, was sie für gut fand.

Der Grüne empfand es selbst, daß er und sein junger Schützling nicht zusammengehörten, und das vermehrte seine Unlust. Auch machten die grauen Polster des Coupés so anmaßende Gesichter und konnten doch das Parvenuthum nicht verleugnen. Er wechselte im Geheimen feindliche Blicke mit ihnen, und man fand sich gegenseitig nicht comme il faut.

Plötzlich reckte sich der Wolf und riß die Augen weit auf, als er sein reizendes Gegenüber erblickte. Wo zum Teufel war das allerliebste Kind mit einem Mal hergekommen? Der Blick, mit dem er sie umfaßte, schien von ihrer ganzen Person Besitz ergreifen zu wollen.

Er zündete sich eine Cigarre an und drückte ihr sein Wohlgefallen zunächst dadurch aus, daß er ihr den Dampf breit ins Gesicht blies, wozu er reglementsmäßig ein Recht hatte, denn das Coupé war ein Rauchcoupé. Dann nahm er plötzlich die Cigarre aus dem Mund und fragte, ob der Rauch sie nicht belästige.

Sie verneinte höflich, aber als er ein Gespräch daran knüpfen wollte, brach sie kurz ab, eingedenk der Verhaltungsmaßregeln, die ihr die Tante gegeben hatte, und weil ihr auch der junge Mann nicht allzu anziehend war.

Eine lange Pause entstand, während deren er ihre Person und Habe aufs Genaueste musterte. Er konnte nicht mit sich ins Reine kommen, was für einen Schlag Mädchen er vor sich habe. Ihr Anzug war einfach und gediegen und erschien durch die reizende Gestalt, die ihn trug, sogar elegant. Aber die übrige Ausstattung, wie Schirm und Plaid, war dürftig, und das grüne Ungethüm über ihrem Kopf war geradezu lächerlich. Er wußte durchaus nicht, wo er diese Zusammenstellung unterbringen sollte.

Unschuld vom Lande? Dafür bewegte sie sich zu frei, und ihre Mienen waren zu selbstbewußt. In städtisch-bürgerliche Verhältnisse wollte sie ihm erst recht nicht hinein passen. Vielleicht ein Theaterkind? Aber dann wäre sie besser ausstaffirt. Und doch — in welchem anderen Stand läßt man ein so junges Geschöpf allein durch die Welt fahren?

Ihre Erscheinung beschäftigte ihn unaufhörlich, so daß von Wiedereinschlafen keine Rede war. Gedankenlos blieb er am Ende mit den Augen auf einer Stelle haften. Unterhalb des Halses trat das mit einem breiten

Matrosenkragen versehene Kleid ein wenig zurück und ließ ein verführerisches weißes Grübchen mit dem reizenden Ansatz der beiden Schlüsselbeinknochen erblicken. Diese Stelle zog seine Augen unwiderstehlich an.

Die Schöne fühlte sich durch die Beharrlichkeit seiner Blicke belästigt und machte eine halbe Wendung, um sich dem fortgesetzten Anstarren wenigstens zum Theil zu entziehen. Dabei glitt ein Handschuh, den sie ausgezogen hatte, zu Boden.

Ihr Gegenüber bückte sich und hob ihn auf. Sie wollte noch zuvorkommen, und beinahe wären sie mit den Köpfen zusammengestoßen. Das rasche Bücken und die kaum vermiedene Berührung trieben ihr das Blut zu Gesicht, so daß sich ein rosiger Schimmer bis in das weiße Halsgrübchen hinab verbreitete und sie noch zehnmal hübscher aussah als zuvor. Sie empfing den Handschuh aus seiner Hand, und da ihr die mütterliche Ermahnung einfiel, für jede Höflichkeit höflich zu danken, so that sie es. Aber ein neuer Versuch von seiner Seite, mit ihr in ein Gespräch zu kommen, scheiterte an ihrer Einsilbigkeit.

Sie hatte sich jetzt völlig weggewendet und sah zu ihrem schmalen Coupéfensterchen hinaus, indem sie ihm nur den anmuthigen Umriß der Wange und das kleine, rosige Ohr zukehrte.

„Eine raffinirte kleine Person," dachte er und lehnte sich wieder in seine Ecke zurück, aber auch mit geschlossenen Augen sah er immer das weiße Grübchen.

So fuhren sie eine lange Strecke. Die alten Passagiere stiegen aus, und neue stiegen ein, und die beiden saßen sich noch immer gegenüber. Sie hatte sich wieder gerade gesetzt, und auch er hatte sich aufgerichtet, um gleich wieder in sein altes Anstarren zurückzufallen.

„Will denn der Mensch niemals aussteigen?" dachte sie und verfiel dann gleich wieder in die angenehmen Träumereien, die sie auf der ganzen Fahrt beschäftigten.

Allmählich entleerte sich das Coupé. An einer kleinen Station stieg auch der letzte Mitreisende aus, und jetzt, Gott sei Dank, erhob ihr Gegenüber sich gleichfalls und trat gähnend, sich dehnend, auf den Bahnsteig. Sie sah ihm nach, wie er mit dem Gang eines Eroberers hinunter schritt. Der Schaffner schloß die Thür, und sie legte sich bequem in ihrer Ecke zurecht im behaglichen Alleinbesitz des Coupés. Aber sie hatte sich zu früh gefreut: nachdem schon abgerufen war, und der Zug sich eben in Bewegung zu setzen begann, wurde mit einem Fluch die Coupéthür aufgerissen, der Herr in Couleur sprang behende herein, zog die Thüre hinter sich zu und beugte sich tief hinunter, um selber abzuschließen.

Die Schöne bereute, ihren Platz nicht gewechselt zu haben, denn natürlich ließ er sich in seiner alten Ecke nieder, indem er diesmal einen Weindunst um sich verbreitete. Jetzt konnte sie nicht mehr weg, — das hätte Aengstlichkeit verrathen. Also verfiel sie auf den Ausweg, die Augen zu schließen und sich schlafend zu stellen.

Ihr Gegenüber war wacher als je. Er hatte den Aufenthalt von zehn Minuten benutzt, um im Bahnhofrestaurant eine halbe Flasche Wein zu trinken von der Sorte, für welche der Ort berühmt war. Ueber dem zweiten Glas war ihm ein Gedanke gekommen, und im Weine, glaubte er, sei die Wahrheit.

Es fiel ihm nämlich ein, daß eine Dame aus seinen Kreisen, von hoher Stellung, aber nicht vom besten Leumund, ihm gesagt hatte, unter vier Augen mit einem schönen Weibe zu sitzen und keinen Annäherungsversuch zu machen, sei eine Beleidigung.

Als er sich jetzt fast gegen sein Erwarten mit der jungen Reisegefährtin mutterseelenallein sah, kamen ihm sofort diese Worte in den Sinn. Seiner jugendlichen Ruchlosigkeit fehlte es noch an der Erfahrung, welche unterscheidet, und das bißchen Instinct, das er besaß, war im Wein untergegangen. Angetrunken war er nicht, aber lebhaft angeregt.

„Wenn sie es selber sagen —" dachte er.

Fort und fort ging es ihm durch den Kopf, sie auf das weiße Grübchen zu küssen, aber er fand nicht den Muth dazu; ein Etwas, von dem er sich keine Rechenschaft gab, hielt ihn im Bann.

Das Mädchen hatte die Augen wieder geöffnet, aber sie sah beharrlich an ihm vorbei. Ihre beweglichen Züge drückten zwar ein leises Mißbehagen aus, doch von den Gedanken, die ihm durch den Kopf schossen, ahnte sie nichts.

Ein Dritter aber ahnte sie, der von der Welt mehr wußte als eine Siebzehnjährige. Das war der mißachtete grüne Reisegefährte.

Er war auf der ganzen Fahrt nicht eingenickt, denn die schnippischen Gesichter der Grauen verhinderten ihn am Schlafen. Jetzt befand er sich außerdem in einer unbequemen Stellung: der eine der Passagiere hatte beim Aussteigen sein eigenes Gepäck etwas rücksichtslos unter ihm hervorgezogen und ihn dadurch aus seiner sicheren Lage gebracht. Er schwebte auf der Kippe und beobachtete still.

Eine neue Station. „Wird denn diese Fahrt ewig währen?" dachte die junge Reisende. Sie schaute auf die Uhr: es fehlte noch eine halbe Stunde bis zum Ziel. Nun, in Gottes Namen, diese halbe Stunde mußte auch noch zu überstehen sein. Aber sie wurde heimlich ihren Warnerinnen gram, daß sie sie durch allzu viel gute Lehren um ihre natürliche Unbefangenheit gebracht hatten. Besser, sie hätte sich von Anfang an mit dem fremden Herrn in eine höfliche Unterhaltung eingelassen, dann könnte sie sich jetzt unter irgend einem harmlosen Vorwand auf die andere Seite des Coupés setzen; aber mitten in diesem beklemmenden Schweigen war das Aufstehen eine Unmöglichkeit.

Bei dem Anderen war es unterdessen zu einer Zwangsvorstellung geworden, sie auf den weißen Fleck zu küssen, mochte daraus werden, was wollte. Jetzt aber fuhr der Zug aufs Neue langsamer, und darauf ein lang anhaltender Pfiff.

„Wenn wir auf der nächsten Station abermals allein bleiben, dann versuche ich's ohne Weiteres."

Nur drei Personen standen auf dem Bahnsteig, die alle nebenan in das Coupé für Nichtraucher stiegen.

Der Zug ging weiter. Die Schöne rückte unbehaglich hin und her. Das Coupé noch immer leer und sie diesem Menschen gegenüber festgenagelt. Sein Gesicht hatte jetzt einen fast gehässigen Ausdruck angenommen. Wie gerne hätte sie sich weggesetzt, aber ein unbestimmtes Gefühl, daß sie die Feindseligkeiten nicht eröffnen dürfe, hielt sie zurück.

„Ich bin ein Narr, daß ich mich so lang besinne," dachte der Andere. „Wer wird sie sein als ein Kammerkätzchen, das nach der Hauptstadt fährt, sich einen Platz suchen? — Es gibt auch feine — ja, sehr feine —." Seine Augen funkelten.

Aber ihr guter Engel wachte. War er auch von ihr mißachtet und zur Seite geschoben, ein Cavalier von der alten Schule vergißt das Noblesse oblige nicht. Er hatte auf der letzten Station eine Beobachtung gemacht, die ihn aufs Höchste beunruhigte. Der Schaffner war nämlich gekommen und hatte am helllichten Tage oben an der Decke ganz in der Nähe des Grünen eine Ampel angezündet. Er wußte nicht, was das bedeuten sollte, aber er hielt sich bereit.

Allmählich hatte er sich immer weiter auf den Rand des Netzes geschoben. Und jetzt — wie es zuging, konnte Niemand sagen; hatte der Zug bei der scharfen Curve einen Stoß gegeben, war's eine allmähliche Verschiebung des Gleichgewichts? — im Augenblick der Gefahr kam der Grüne plötzlich mit einem Kopfsprung herunter geschossen und warf sich mit seiner stolzen Vorderseite gerade auf den Feind. Die drei rothen Schrägbalken flammten wie Blutstreifen, und die Federn seines Helmes bäumten sich zornig.

Zum Glück war der Angegriffene selbst von adligem Geblüt, und die Sprache der Heraldik war ihm nicht fremd. Mit wortlosem Erstaunen blickte er den Standesgenossen an, der sich ihm so unerwartet enthüllt hatte. Er empfing ihn in den Armen und legte ihn achtungsvoll auf das Polster neben seine Besitzerin.

Da sein Schloß nicht mehr ganz fest war, hatte es sich beim Sturz geöffnet, und die drei zuletzt hinein gestopften Gegenstände waren ihm entflogen. Zwei davon hatte das junge Mädchen noch im Fluge aufgefangen: eine gehäkelte Börse, in der zwei Goldmünzen klirrten — der Reisepfennig der guten Großmama —, und ein paar wollene Pulswärmer, von der Tante gestrickt; aber das Geschenk der Mutter, ein gelbes Büchlein, war zu Boden gefallen.

Der Herr in Couleur hob es auf, und da die Discretion nicht zu seinen Tugenden gehörte, las er neugierig den Titel.

Es waren die Selbstbetrachtungen des Marc Aurel.

Er empfand das Bedürfniß, irgend etwas zu sagen, eine Höflichkeit, einen Gemeinplatz, jedoch es fiel ihm gar nichts ein. Er war völlig ernüchtert und zu sich selber gekommen, aber zugleich wie vor den Kopf geschlagen. Doch das Reden war auch überflüssig, denn soeben wurde es vor den Fenstern dunkel, und donnernd fuhr der Zug in den Tunnel ein.

Als er nach sechs langen Minuten wieder ans Licht kam, lehnte der Wolf friedlich in seiner Ecke und hatte wie zu Anfang die Augen geschlossen, Rothkäppchen saß neugierig-vergnügt am Fenster, und der Grüne lag mit sich selbst zufrieden wohl vollbrachter Dinge auf dem Polster.

Nach weiteren zehn Minuten war das Ziel erreicht. Ein ernst blickender Herr in Civil mit einer sehr eleganten Dame und ein junger Officier kamen auf das Coupé zugestürzt. Eine kleine Familienscene folgte. Die Dame schlang ihre Arme um die junge Reisende, und die beiden Herren küßten das schöne Kind mit brüderlicher Unbefangenheit auf die Wangen. Den Grünen hatte der Mitreisende höflich aus dem Wagen gereicht.

Sein Anblick erregte das lustige Lachen der Brüder. — „Ist der Alte auch noch am Leben?“ hieß es.

„Das greuliche Möbel,“ klagte die Schöne. „Denkt Euch, unterwegs ist ihm das Schloß aufgegangen und hat mich in die größte Verlegenheit versetzt.“

„Dem alten Herrn wackeln eben die Zähne,“ antwortete der jüngere von den Brüdern, an dem Verschluß des Reisesackes rüttelnd, bevor er ihn dem Dienstmann übergab.

Der Geschmähte hüllte sich schweigend in sein Verdienst. Die holde Jugend brauchte es nie zu erfahren, was der alte Ritter für sie gethan hatte.

Das aber hat er nicht um sie verdient, daß er noch selbigen Tages in eine feuchte Moderkammer zu Schimmel und Motten wanderte, nachdem mit dem Gold der Großmutter ein moderner Handkoffer angeschafft worden war.

Und um das Unrecht zu sühnen, habe ich ihm dieses Denkmal gesetzt. Er ruhe in Frieden.

Die chinesische Frage.

[Nachdruck untersagt]

Noch sind die Augen der ganzen civilisirten Welt auf den ersten Act des Kampfes gerichtet, der im fernsten Osten zwischen der modernen Cultur der christlichen Völker und der uralten heidnischen Civilisation China's entbrannt ist, und schon zwingt uns ein furchtbares Ereigniß, an die eigene Brust zu greifen und uns zu fragen, wie weit wir berechtigt sind, uns als die Träger der wahren Bildung zu betrachten und in ihrem Namen das zu vernichten, was Jahrtausende geschont haben. Nicht die Blutthat ist es, die Italien und die Welt eines edlen Fürsten beraubt hat, nicht die cynische Roheit des Mörders, der vergeblich versucht, sich auf das Piedestal einer politischen Ueberzeugung zu stellen, die uns zur Einkehr in das eigene Gewissen nöthigen: die Erörterungen der Presse sind es, die über dem noch nicht geschlossenen Sarge des Fürsten in widerlichster Weise persönliche und parteipolitische Streitigkeiten beginnt und auf den Gegner die Schuld an dem Ereigniß zu werfen sucht, zu dessen Möglichkeit auch sie das Ihrige beigetragen hat. Hier ist nicht die Stelle, auf die Frage einzugehen, wie der Wiederkehr ähnlicher Vorfälle vorzubeugen sein wird, für die die polizeiliche Repression allein sich in der Vergangenheit als ungenügend erwiesen hat und auch in der Zukunft erweisen muß; wohl aber sollen uns die That, und was sich daran knüpft, erinnern, wie viel wir selbst noch zu lernen haben, ehe wir Andere lehren können, und daß etwas Bescheidenheit und Demuth auch dem überzeugtesten Vertreter der Ueberlegenheit westlicher Civilisation wohl ziemen.

Die Nachricht von der Einnahme Pekings und der Befreiung der dort eingeschlossen gewesenen Fremden wird alle Diejenigen überrascht haben, die den Angaben über die Zahl der chinesischen Truppen, die angeblich den Weg nach Peking versperrten, den Glauben schenkten, den die Kenner chinesischer Verhältnisse ihnen von vornherein verweigerten. Schließlich hat es sich um eine verhältnißmäßig kleine Macht fremder Truppen gehandelt, die einer mäßigen Ueberzahl chinesischer Truppen gegenüber sich den Weg in die Hauptstadt zu bahnen gewußt hat, und man wird wohl thun, auch an die fernere Beurtheilung chinesischer Verhältnisse nicht den Maßstab hysterischer Uebertreibung, sondern den nüchterner Betrachtung zu legen. Daß die Gesandten und die in ihrer Begleitung befindlichen Fremden endlich nach zwei Monate langer Qual befreit worden sind, ist ein schöner und nicht hoch genug zu veranschlagender Erfolg; aber mit demselben ist die chinesische Frage leider durchaus nicht als gelöst anzusehen. Im Gegentheil wird dieser erste Sieg der fremden Truppen, weit entfernt, die widerstrebenden Tendenzen der einzelnen Mächte enger an einander zu ketten, voraussichtlich dazu beitragen, die Lage nicht allein für den Diplomaten, sondern auch für den Militär ernsthafter und schwieriger zu gestalten, als sie es vorher war.

In erster Linie kommen, was die Vorgänge in China anbetrifft, neben den Chinesen selbst England, Rußland, Japan und nicht zuletzt die Vereinigten

Staaten in Betracht. Mit Bezug auf China wird man gut thun, zwischen zwei Strömungen zu unterscheiden. Die Bewegung der Boxer ist unzweifelhaft aus dem in weitesten Kreisen vorhandenen Fremden- und Christenhaß hervorgegangen; wie weit zu der Entstehung und schnellen Entwicklung derselben auswärtige, d. h. nicht locale, sondern hauptstädtische Einflüsse und Hetzereien beigetragen haben mögen, muß für den Augenblick unentschieden bleiben. Es wird aber kaum einem Zweifel unterliegen können, daß man in Peking in dieser Bewegung vielfach eine zum mindesten nicht unerwünschte Unterstützung der auf die Aufrechterhaltung der Integrität und Unabhängigkeit China's gerichteten Tendenzen der Regierung gesehen hat. Ob und wie weit die chinesische Regierung durch die Bewegung fortgerissen worden ist, oder inwiefern die Besorgniß vor fremden Ein- und Uebergriffen sie zu Schritten getrieben haben mag, die von der Verzweiflung und dem Glauben eingegeben wurden, daß es sich für sie um einen Kampf für und um die eigene Existenz handle: auch das wird ebenfalls erst später mit Sicherheit entschieden werden können. Für den Augenblick muß man sich mit Vermuthungen begnügen, und mit Bezug auf diese bildet ein erst am 30. Juli von russischer amtlicher Seite veröffentlichtes Telegramm des Chefs der russischen asiatischen Bank in Peking, Pokotiloff, vom 15. Juni einen Beitrag von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Das Schriftstück, welches den zweiten Theil des Telegramms bildet und bis jetzt, angeblich wegen der bei der Dechiffrirung sich herausstellenden Schwierigkeiten, nicht veröffentlicht worden war, lautet folgendermaßen: „In Folge der Ankunft unserer verschiedenen Detachements haben auch die Japaner beschlossen, 2000 Mann herbeizurufen und so die Zahl der fremden Besatzungstruppen auf 8000 Mann zu erhöhen. Die Mehrzahl der Gesandten hat entschieden, wenn die Detachements ankommen, in Peking die Schaffung von fremden Niederlassungen, wie sie bereits in den geöffneten Häfen bestehen, zu verlangen. Herr von Giers (der russische Gesandte) wird sich bemühen, diese Forderung auf die Ernennung eines fremden Polizeicommissars unter dem Befehl der Gesandten zu beschränken. Verschiedene der Gesandten wünschen eine besondere Regentschaft über den chinesischen Kaiser einzusetzen und die Kaiserin-Wittwe von der Macht zu entfernen, aber Herr von Giers besteht darauf, die Kaiserin an der Macht zu erhalten, da irgend welche andere Combinationen einige der Gesandten veranlassen würden, für ihre Candidaten Sitze in der Regentschaft zu verlangen. Außergewöhnliche Schwierigkeiten müssen für China aus den ungeheuren Entschädigungsforderungen aller Mächte für die Zerstörung von Eisenbahnen und fremden Häusern und Kirchen entstehen."

Wenn etwas von den in diesem Telegramm angedeuteten angeblichen Plänen einiger fremder Vertreter zu den Ohren der Chinesen gekommen ist, so kann der Ausbruch der Bewegung in der Hauptstadt selbst kaum noch Wunder nehmen, so sehr man auch die Art und Weise, wie dieselbe sich entwickelt hat, bedauern und für strafbar erklären muß. Wichtiger vielleicht aber noch als der durch das Telegramm gewährte Einblick in das, was der Erhebung vorausgegangen, ist die Thatsache, daß dieses Telegramm, das an den russischen Finanzminister Witte, einen der hervorragendsten Staatsmänner, die Rußland und vielleicht Europa in diesem Augenblicke besitzen, gerichtet war, in dem „Amtlichen Anzeiger" veröffentlicht worden ist. Es liegt daher nicht fern, in demselben, neben einer Apologie für Rußlands frühere Politik gegen China, ein Programm für die zukünftig zu beobachtende Haltung zu erblicken, was in der That durchaus mit Herrn Witte's Ansichten, so weit dieselben bekannt geworden sind, und seiner bisherigen Handlungsweise übereinstimmen dürfte. Man wird daher wohlthun, anzunehmen, daß Rußland, wenn es auch für das, was in Peking geschehen ist resp. noch geschehen kann, in Gemeinschaft mit den anderen Mächten Genugthuung zu fordern nicht unterlassen dürfte, sich in seiner weiteren Haltung China gegenüber ausschließlich von den Interessen leiten lassen wird, welche seine geographische Lage und die Entwicklung Sibiriens, sowie die Rentabilität der transsibirischen Bahn ihm auferlegen. In England wird man nicht abgeneigt



sein, sich ebenfalls wesentlich von Verkehrs- und Handelsinteressen leiten zu lassen. Lord Salisbury hat seit Jahren eine ganz entschiedene Scheu vor jedem energischen Vorgehen gegen China gezeigt, das dieses in die Arme Rußlands treiben könnte, und er wird um so mehr an dieser Auffassung festhalten, als die englische Industrie und Finanzwelt bereits ernstlich unter den Zuständen in Ostasien zu leiden beginnen. Eine große Anzahl von Baumwollspinnereien und -Webereien haben ihre Arbeit einschränken müssen, die Verschiffungen nach China haben beinahe ganz aufgehört, und die Banken nehmen nur noch ungern Wechsel auf dort. Das sind Symptome, die in einem Lande, in dem man gewohnt ist, den Pulsschlag des Handels und der Industrie mit besonderer Aufmerksamkeit zu prüfen und in dem mehr und früher als bei uns in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört, die leitenden Staatsmänner nicht übersehen dürfen und werden, und die zu einem schnellen Abschluß mit China drängen. Auch in Japan wird man einer solchen, wenn auch nur partiellen Erledigung des Zwischenfalls nicht unsympathisch gegenüber stehen; man hat militärisch und politisch die Probe auf das Exempel der Bereitschaft und Bereitwilligkeit Europa's und der Vereinigten Staaten, einen activen Antheil an den Vorgängen in China zu nehmen, gemacht, und man wird in Tokio zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß, wenn in Amerika gar keine Lust zu einer solchen Betheiligung vorhanden ist, dieselbe auch bei den meisten europäischen Staaten eine nicht übermäßig große sein dürite. Ungelöst ist für Japan nur noch das russische X in dem chinesischen Räthsel, und es wird wohl auch noch für einige Zeit zu den unbekannten Größen gehören, da Rußland sich der unbestreitbaren Vortheile erfreut, keine Volksvertretung zu besitzen und Zeit zu haben. Dem Abschluß einer Verständigung zwischen den Vereinigten Staaten und China steht nur die Doppelzüngigkeit der chinesischen Regierung entgegen; wäre man in Washington über diesen Punkt beruhigt, so würde nichts nicht nur einer solchen Verständigung, sondern auch der Uebernahme der Vermittlung zwischen China und den anderen Mächten Seitens der Vereinigten Staaten im Wege stehen, und man würde in Europa Unrecht thun, die Bedeutung einer solchen Möglichkeit zu unterschätzen. In weiten politischen und commerciellen Kreisen Nordamerika's hat der Gedanke, daß der Stille Ocean dazu bestimmt sei, ein amerikanisches Meer zu werden, wie das Mittelländische Meer einst ein römisches war, festen Boden gefaßt, und wenn man vielleicht auch nicht gesonnen sein würde, zum Schwert zu greifen, um diesen Traum zur Wirklichkeit zu machen, so wird man doch jeden Fehler eines Gegners — und was sind die europäischen Mächte für Amerika anders? — benutzen, um ihn derselben näher zu führen.

In diesen Auseinandersetzungen sind die Gründe gegeben, die befürchten lassen, daß das, was bisher die verschiedenen Mächte zusammengehalten hat, nach dem Wegfall der Besorgniß für das Schicksal ihrer Landsleute anderen, mehr politischen und damit engsichtigeren Erwägungen weichen muß. Für den aufmerksamen Beobachter kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß man weder in Rußland noch in Japan, weder in England noch in den Vereinigten Staaten geneigt sein dürfte, über ein gewisses Maß der Anforderungen an China hinaus zu gehen; man ist auf der einen Seite bereit, Li-Hung-Chang als Friedensvermittler und Unterhändler anzuerkennen, während man auf der anderen, ganz besonders auf der russischen Seite an der Kaiserin-Regentin festhalten zu wollen erklärt. Diesen centrifugalen Tendenzen gegenüber wird die Stellung Deutschlands eine ganz besonders schwierige; man hat dort, wenigstens in einzelnen Kreisen, mit solcher Zähigkeit an der Ansicht festgehalten, daß ein Vorstoß auf Peking vor dem Herbst aussichtslos sei und daher unterlassen werden müsse, daß die Entsatzcolonne schließlich vor und in Peking angekommen ist, ohne daß ein einziger deutscher Soldat sich in ihren Reihen befunden hat. Daraus einen Grund für weitere, ausschließlich deutsche militärische Operationen ableiten zu wollen, dürfte um so bedenklicher sein, als das lose Gefüge des gemeinsamen Oberbefehls einem

solchen Verlangen kaum Widerstand zu leisten im Stande sein würde. Wir werden im Gegentheil gezwungen sein, mit den thatsächlichen Verhältnissen und der entschiedenen Kriegs- oder Conflictsmüdigkeit einer Mehrzahl der alliirten Mächte zu rechnen, wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollen, uns schließlich nicht nur der chinesischen Regierung, sondern auch einer oder der anderen der fremden Mächte, vielleicht sogar einer Coalition derselben gegenüber zu finden. Die Thatsache, daß die Kaiserin-Regentin und der Kaiser aus Peking verschwunden sein sollen, scheint allerdings dafür zu sprechen, daß die fremden Mächte sich für den Augenblick keiner Regierung oder nichts, was man als eine solche ansehen kann, gegenüber befinden; aber bei einigem guten Willen wird es nicht an der Möglichkeit fehlen, sich auf Grund der Vorstellungen Li-Hung-Changs eine solche zu construiren, die wenigstens dem Bedürfniß nach Abschluß einer Verständigung genügend erscheint. Es ist daher zum mindesten nicht unmöglich, daß der Generalissimus der vereinigten fremden Streitkräfte sich bereits bei seiner Ankunft in Nordchina einer centrifugalen Bewegung der Mächte gegenüber sieht, die durchaus geeignet erscheinen könnte, einerseits sein Obercommando und andererseits die besonderen deutschen Interessen auf das Ernsteste zu gefährden. Unter den Umständen wird es ganz besonders nothwendig sein, sich über die Ziele der deutschen Politik klar zu werden, da man die Kräfte des Deutschen Reiches für Fragen engagirt, über deren Bedeutung und Tragweite sich wenigstens die öffentliche Meinung in Deutschland durchaus nicht klar zu sein scheint. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,“ und das Wort paßt auch auf den Politiker, wenigstens auf jeden, der Anspruch auf den Namen eines praktischen Staatsmannes macht.

18. August 1900. M. von Brandt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, 18. August.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Trauerbotschaft von dem anarchistischen Verbrechen, dem König Humbert am 29. Juli zum Opfer gefallen ist, die gesammte civilisirte Welt. Wie nur je ein Herrscher erfaßte der nunmehr durch Mörderhand hinweggeraffte Sohn Victor Emanuel's II., des Begründers der italienischen Einheit, seine Aufgabe auf dem Königsthrone. Daß nun ein so edler Fürst, der mit jeder Fiber seines Herzens an seinem Volke hing, der nur die Wohlfahrt seines Landes als Lebensziel kannte, von einem italienischen Anarchisten zur Zielscheibe ausersehen, mitten ins Herz getroffen, im Todeskampfe jäh zusammenbrach — das zeigt die Unversöhnlichkeit und die jeder vernünftigen, menschlichen Erwägung unfähige Gesinnung jener Verbrecher, die die „Propaganda der That" auf ihr düsteres Banner geschrieben haben.

Tiefes Mitleid müssen wir mit der Lebensgefährtin des Königs, Margherita, empfinden. „Povera donna" nennt sie sich selbst in rührender Weise in einem Telegramm, in dem sie die Trauerbotschaft übermittelt. Und dieser „armen Frau" widmete einst Italiens größter lebender Dichter, Giosuè Carducci, eine seiner schönsten, am tiefsten empfundenen Oden, die zugleich zeigt, daß, wie ihr Gemahl, auch die Königin Margherita die ganze Liebe des italienischen Volkes gewonnen hatte.

„So blond und strahlend im diamantenen
Licht Deines Kronreifs gehst Du dahin; das Volk
Erfreut sich Dein und zeigt mit Stolz Dich,
Wie eine Tochter, die zum Altar geht.
Mit feuchten Augen lächelnd betrachtet Dich
Das junge Mägdlein, und ihre Aermchen Dir
Nachbreitend wie der ältern Schwester
Ruft sie Dich schüchtern: O Margherita!"

In dieser von Paul Heyse mustergültig übertragenen Ode kommt nicht etwa die Schmeichelei eines Hofmannes zum Ausdrucke, vielmehr ist gerade Giosuè Carducci, dessen starre Ueberzeugungstreue und Charakterfestigkeit in Italien gleichsam sprüchwörtlich sind, geraume Zeit hindurch von den Republikanern als Autorität bezeichnet worden. Was der Dichter über die Volksthümlichkeit der Königin Margherita sagt, entspricht eben vollständig den Gefühlen der Nation, und diese erstreckten sich nicht minder auf den König Humbert.

Vor eine schwere Aufgabe sieht sich der junge König gestellt. Mit großer Genugthuung muß es daher nicht bloß jenseits der Alpen, sondern in allen Culturländern aufgenommen werden, daß König Victor Emanuel III. feierlich erklärt, er werde die ihm durch die Ueberlieferung seines Hauses heiligen und von ihm als Italiener geliebten Institutionen, die das Glück und die Größe Italiens verbürgen, „mit fester und starker Hand" gegen jede Entartung und Gewaltthätigkeit, woher sie auch immer kommen mögen, schützen.

Mit fester und starker Hand — das muß in der That die Losung des jungen Königs sein. Denn bei aller Anerkennung der constitutionellen Gesinnung des Königs Humbert konnte doch das Bedenken nicht unterdrückt werden, ob nicht das zuletzt von ihm mit der Regierung betraute Ministerium Saracco der äußersten Linken allzu weit entgegen gekommen ist. Sicherlich entsprach es dem Staatsinteresse, den schweren parlamentarischen Conflict, der in der Obstruction der extremen Parteien zum Ausdrucke gelangte, aus der Welt zu schaffen. Daß dies aber durch die Erfüllung der von der äußersten Linken gestellten Forderungen geschehen mußte, nachdem General Pelloux, der frühere Ministerpräsident, in Uebereinstimmung mit den Anschauungen Crispi's und Sonnino's, die schärfere Tonart gewählt hatte, mag höchst zweifelhaft erscheinen. In der am 11. August nach der Eidesleistung im Senate und in Anwesenheit beider parlamentarischer Körperschaften verlesenen Thronrede betonte König Victor Emanuel III., daß er den Thron unerschrocken, guten Muthes und mit dem Bewußtsein seiner Rechte und Pflichten als König besteige. Nachdem er darauf hingewiesen hatte, daß keine menschliche Kraft im Stande sein werde, zu zerstören, was die Väter mit großer Entsagung aufgebaut haben, fügte er hinzu: „Wir müssen wachsam sein und alle unsere Kräfte entfalten, um die großen Errungenschaften der Einheit und Freiheit unangetastet zu erhalten. Ich werde stets unerschütterliches Vertrauen zu unseren liberalen Staatseinrichtungen haben, und es wird mir auch nicht fehlen an kräftiger Initiative und Thatkraft, um die ruhmreichen Einrichtungen unseres Landes, das kostbare Erbe unserer Vorfahren, energisch zu vertheidigen."

Der Gemeinderath von Mailand hatte, als König Humbert bei der Fahrt von Rom nach Monza Mailand passirte, in demonstrativer Weise abgelehnt, den Monarchen zu begrüßen. So mochte er wohl die radicale Tradition Felice Cavalotti's wahren, für die Versöhnlichkeit dieser Partei sprach jedoch ein solches Verhalten nicht.

Es bedarf keiner besonderen Prophetengabe, um jetzt bereits vorherzusagen, daß die äußerste Linke sich als die Herrin im Parlamente betrachten würde, wenn nicht eine starke Regierung ihr begreiflich machen sollte, daß auch diese Partei sich dem Rahmen der gesetzlichen Einrichtungen einfügen muß, die König Victor Emanuel III. „mit fester und starker Hand gegen jede Entartung und jede Gewaltthätigkeit" schützen will. Nicht nur bekennt ein Theil der äußersten Linken sich zu republikanischen Grundsätzen, sondern er schreckt auch nicht davor zurück, in aufreizendem Sinne zu wirken, so daß Straßentumulte wie die vor einigen Jahren in Mailand inscenirten sich erneuern könnten. Aehnliche Symptome waren es, die bei der Aufstellung von Zuchthäuslern als Candidaten für die Deputirtenkammer zu Tage traten. Italienische Wahlcollegien bekundeten dann, um die Begnadigung solcher Candidaten zu erreichen, große „Vorurtheilslosigkeit" bei der Bewerthung dessen, was ihnen als ein politisches Vergehen erschien. Auch in Zukunft wird die italienische Regierung nicht verhindern können, daß die äußerste Linke mit denselben Agitationsmitteln die öffentliche Meinung erregt. Nur erwächst dem Ministerium die Pflicht, nicht etwa dieselbe Nachgiebigkeit zu zeigen, wie sie bei Gelegenheit der Obstruction bethätigt worden ist.

Während in der aus Anlaß der Ermordung des Königs Humbert einberufenen Deputirtenkammer der Präsident Villa und der Leiter der Regierung, Saracco, am 6. August dem Schmerze der ganzen Nation Ausdruck liehen, konnte der republikanische Abgeordnete Pantano selbst bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, tumultuarische Scenen herbeizuführen. Auf einen Zwischenruf, wonach die Trauer der Republikaner im Hinblick auf deren ganzes Verhalten nur Heuchelei sein könnte, schleuderte Pantano, der bereits bei der Obstruction Führer der äußersten Linken gewesen war, der Kammermehrheit die Beleidigung ins Gesicht: „Wir speculiren nicht, wie Ihr, auf das Verbrechen!" Daß durch diese Worte ein Sturm entfesselt wurde, kann nicht überraschen, und wiederum zeigte sich, wie mangelhaft das vom

Ministerium Saracco an Stelle einer wirksamen Geschäftsordnung angenommene neueste regolamento ist. Nur mit Mühe gelang es dem Präsidenten Villa, die Ordnung wieder herzustellen.

Seinen Ausführungen stimmten alle Anhänger der bestehenden Einrichtungen zu. Nachdem er des Heldenmuthes des Königs Humbert, sowie der Trauer der Königin Margherita, der „ärmsten aller Frauen", gedacht hatte, führte Villa aus, daß durch die furchtbare That des Königsmörders, der noch dazu Italiener sei, der Schmerzensschrei des ganzen Volkes hervorgerufen wurde, daß aber der monarchische Gedanke durch die Unthat nicht erschüttert werden konnte. Vielmehr werde die Krone, durch das Blut des königlichen Märtyrers bespritzt, auf dem Haupte Victor Emanuel's III. dem Volke ein unentreißbares Kleinod bleiben. Bezeichnend ist, daß die socialistischen Deputirten sich der Abstimmung enthielten, als es galt, für König Humbert Ehrenbezeigungen zu bewilligen. Den von Giolitti und Zanardelli geführten Parteigruppen der Linken muß andererseits etwas unheimlich geworden sein bei der Erinnerung, daß sie bei der Obstruction gemeinschaftliche Sache mit der äußersten Linken gemacht hatten. Die Freiheit der Institutionen wollten sie damals nach ihren Versicherungen wahren, während sich nunmehr in sinnfälliger Weise gezeigt hat, daß es weit mehr darauf angekommen wäre, die Zügel der Regierung nicht am Boden schleifen zu lassen. Crispi, wenn er am Staatsruder gewesen wäre, würde den Gemeinderath von Mailand wohl unverzüglich aufgelöst haben, als dieser seinen gegen die monarchischen Institutionen gerichteten Beschluß faßte.

Im Pantheon zu Rom ist die feierliche Beisetzung des Königs Humbert erfolgt. Dort ruht er in der Nähe seines Vaters, des Re galantuomo. Wohl ist auch die Bestattung in der unweit Turins gelegenen Fürstengruft des Hauses Savoyen, der Superga, in Erwägung gezogen worden. Mit Recht ist jedoch die Entscheidung unter den obwaltenden Verhältnissen zu Gunsten des Pantheons ausgefallen. Mag es immerhin der geschichtlichen Entwicklung Italiens besser entsprechen, daß nur der Begründer der Einheit des Landes, der erste König Italiens, im Pantheon seinen Platz finden sollte, so können doch neben den politischen auch allgemeine Gründe für den nunmehr gefaßten Beschluß wirksam angeführt werden. Gleichsam als Blutzeuge für das geeinte Vaterland ist König Humbert gefallen, und wie die Nation bisher am 20. September eines jeden Jahres seit dem Einzuge der italienischen Truppen in Rom zum Grabe Victor Emanuel's II. pilgerte, wird sie nunmehr auch am Sarkophage Humbert's Kränze niederlegen und dieses Fürsten in treuer Verehrung gedenken.

In Deutschland ist die nationale Trauer des verbündeten Italiens empfunden worden, als ob es sich um einen eigenen Verlust handelte. Wie die Einheit Italiens hat auch die Deutschlands sich unter Schwierigkeiten und Wechselfällen jeder Art vollzogen, so daß es an Vergleichsmomenten nicht fehlt, gerade wie zwischen Piemont und Preußen, den Häusern Savoyen und Hohenzollern Parallelen gezogen worden sind. Das Bündniß zwischen Deutschland und Italien, das in der Tripelallianz eine Erweiterung erfahren, hat sich seither als eine so feste Friedensbürgschaft erwiesen, daß mit Zuversicht erwartet werden darf, es werde sich auch in Zukunft in derselben Richtung bewähren. In der Erwiderung auf das Beileidstelegramm des Kaisers Wilhelm spricht denn auch König Victor Emanuel III. die Hoffnung aus, daß das unauslöschliche Andenken seines Vaters die Italien und Deutschland einigenden Bande unabänderlich machen werde.

Unmittelbar nach der Ermordung des Königs von Italien mußte durch das in Paris verübte Attentat auf den dort als Gast der französischen Republik verweilenden Schah von Persien zunächst die Vorstellung erweckt werden, daß eine weit verzweigte anarchistische Verschwörung bestände. Erfreulicher Weise hat der Schah, der seine volle Kaltblütigkeit bewahrte, keinen Schaden erlitten; auch muß das Ergebniß der gerichtlichen Untersuchung abgewartet werden, ehe über

die Natur des von einem Franzosen unternommenen Attentatsversuches Klarheit gewonnen werden kann. Seltsam berühren muß nur, daß ein Theil der nationalistischen Presse in Frankreich nicht ermangelt, das Ministerium Waldeck-Rousseau und die bestehenden Einrichtungen zu verdächtigen; ja, es fehlt sogar im neu-boulangistischen Feldlager nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen lassen, der Urheber des Attentatsversuches gegen den Schah sei ein Schützling Waldeck-Rousseau's und des Polizeipräfecten, die sich seiner früher für unlautere Verrichtungen bedient hätten und nunmehr für seine Rettung Sorge tragen würden. Diese Ausstreuungen sind deshalb beachtenswerth, weil sie für die Kampfweise der Nationalisten Zeugniß ablegen. In Wirklichkeit muß gerade der gegen einen fürstlichen Gast der Weltausstellung unternommene Attentatsversuch dem Ministerium Waldeck-Rousseau als ein harter Schlag erscheinen, da zu befürchten steht, daß andere gekrönte Häupter nunmehr endgültig vom Besuch des großen Culturwerks zurückgehalten werden.

Mancherlei Verhältnisse mußten in jüngster Zeit jenseits der Vogesen die Befürchtung erwecken, daß dort der Gährungsproceß fortdaure. Mag es immerhin den Anschein gewinnen, als ob der Nachfolger des Generals de Gallifet, General André, durch eine Reihe von Personalveränderungen innerhalb des Militärdépartements den Ausgleich unter den Generalen im Wesentlichen wieder hergestellt habe, so fehlt es doch im Uebrigen nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, daß in der parlamentarischen Herbstcampagne die Gegensätze der Parteien in aller Schärfe wieder hervortreten werden. Selbst der glänzende Erfolg der Weltausstellung wird nicht verhindern können, daß Nationalisten, Bonapartisten und Orléanisten gemeinsam gegen das Ministerium Waldeck-Rousseau von Neuem Sturm laufen. Paul Déroulède hat freilich unlängst im Departement Deux-Sèvres eine empfindliche Schlappe erlitten, indem bei einer Ersatzwahl für die Deputirtenkammer der von ihm aufs Wärmste empfohlene Candidat Georges Thiébaud, der „Erfinder“ des Boulangismus, eine klägliche Niederlage erlitt. Allerdings hatte Déroulède in einem von San Sebastián aus erlassenen pronunciamento, in dem er sich mit Georges Thiébaud vollständig identificirte, zugleich seine Phantasien von einer „plebiscitären Republik“ in den Vordergrund gerückt, so daß Bonapartisten und Orléanisten sich nicht veranlaßt fühlten, eine solche Candidatur eifrig zu unterstützen. Alle diese Elemente werden sich jedoch wieder zusammenfinden, sobald der Ansturm gegen die bestehende Regierung in der Deputirtenkammer unternommen werden soll. —

Mit der Einnahme von Peking und der von der ganzen civilisirten Welt freudig begrüßten Befreiung der daselbst eingeschlossen gewesenen Gesandten und sonstigen Staatsangehörigen der Mächte ist wohl ein erster Schritt zur Lösung der chinesischen Frage gethan worden; aber man darf sich nicht verhehlen, daß, wie Herr von Brandt an anderer Stelle dieses Heftes nachgewiesen hat, die eigentlichen Schwierigkeiten nun erst beginnen werden. Um so mehr dürfen wir von der Ernennung des Generalfeldmarschalls Grafen von Waldersee zum Oberbefehlshaber erwarten. Hatte die englische Regierung den Wunsch gehegt, daß Japan mit einem Generalmandate von Seiten der Mächte betraut würde, so konnte zu Gunsten dieses Vorschlags wohl angeführt werden, daß der im äußersten Orient rüstig aufstrebende und sich kraftvoll entwickelnde Staat im Hinblick auf die geographischen Verhältnisse in der Lage wäre, größere Truppenmassen rasch nach China zu befördern. Mit Recht hätte jedoch das dem „Reich der Mitte“ gleichfalls benachbarte Rußland in einem solchen Generalmandate einen Eingriff in seine eigene Interessensphäre erblickt. Die deutsche Regierung lehnte denn auch den englischen Vorschlag ab, in St. Petersburg ein Generalmandat für Japan zu befürworten.

Inzwischen wurde in authentischer Weise festgestellt, daß, mit Ausnahme des deutschen Gesandten, Herrn von Ketteler, die übrigen Mitglieder des diplomatischen Corps, sowie die Fremden und der größere Theil der Schutztruppen trotz den von

Seiten der Chinesen unternommenen Angriffe noch am Leben seien, jedoch der Rettung dringend bedürften. Der Vormarsch nach Peking erschien daher als unabweisbare Nothwendigkeit. Selbst wenn die in der „Deutschen Rundschau" von Anfang an angezweifelte Meldung von der Ermordung sämmtlicher Gesandten und der übrigen Ausländer sich als richtig erwiesen hätte, würde der Einzug in Peking doch unabweisbar gewesen sein. Wäre darauf verzichtet worden, so hätte es sehr wohl wieder geschehen können, daß die Mandarinen in den entfernteren Provinzen, gerade wie nach den Niederlagen im Kriege gegen Japan, verbreiten ließen, es habe sich lediglich um locale Vorgänge gehandelt. Der gesammten chinesischen Bevölkerung mußte daher in sinnfälliger Weise die Schwere des verübten Bruches des Völkerrechts vor Augen geführt werden, und das konnte nur durch den glücklich vollbrachten Einzug in Peking selbst geschehen.

Doch macht sich jetzt mehr noch als zuvor die Nothwendigkeit einer einheitlichen Leitung geltend. Die mit Zustimmung der Mächte vollzogene Ernennung des deutschen Generalfeldmarschalls Grafen von Waldersee zum Oberbefehlshaber beweist nicht bloß das Zutrauen, das in Bezug auf die Tüchtigkeit und die Opferwilligkeit der deutschen Heeresleitung gehegt wird, sondern darf auch als die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Erfolg bezeichnet werden. Die militärische Begabung des Grafen Waldersee, der sich zugleich als Generalstabschef und als Corps-Commandeur bewährt hat, wird auch im Auslande in vollem Maße anerkannt. Andererseits wird dem Grafen Waldersee die Fähigkeit nachgerühmt, Spitzen umzubiegen, so daß er auch im Stande sein wird, Gegensätze, falls sie zum Vorschein kommen sollten, auszugleichen. Die ebenso maßvolle wie ihres Ziels klar bewußte Leitung der auswärtigen deutschen Politik, die in Herrn von Mumm einen vortrefflich bewährten Vertreter nach China entsendet hat, wird sicherlich dafür Sorge tragen, daß Alles sich innerhalb des durch das Interesse Deutschlands, sowie durch die internationalen Verhältnisse gezogenen Rahmens vollzieht.

Als ein großer Erfolg der auswärtigen Politik Deutschlands darf es bezeichnet werden, daß die Gegensätze, die in der Frage des Oberbefehls bestanden, ausgeglichen worden sind. Die besonnene Art, in der Graf von Bülow von Anfang an die guten Beziehungen Deutschlands zu den übrigen Mächten pflegte, ebnete das Terrain für diesen Ausgleich. Der Taktik der „kleinen Nadelstiche" in der auswärtigen Politik durchaus abhold, ging der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen unter Anderem bereitwillig und in Uebereinstimmung mit der eigenen Auffassung auf die Intentionen des Kaisers Wilhelm II. ein, wonach auch mit der französischen Republik ein gutes Verhältniß angebahnt worden ist. Dieselbe Verhaltungslinie war für den Grafen Bülow auch den anderen Mächten gegenüber maßgebend, so daß jetzt die Früchte einer so umsichtigen, ihres Zieles klar bewußten auswärtigen Politik sich zeigen.

Literarische Rundschau.

Neuere Musikliteratur.

[Nachdruck untersagt.]

1. Franz Liszt's Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Vierter Band: Briefe an die Fürstin Carolyne Sain-Wittgenstein. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1899.
2. Opern und Concerte im Hoftheater zu Hannover bis 1866. Von Dr. Georg Fischer in Hannover. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung. 1899.

Im Februar 1847 hatte Franz Liszt in Kiew concertirt und war hier mit der Fürstin Carolyne Sain-Wittgenstein bekannt geworden. Diese eigenthümliche und bedeutende Frau lebte in unglücklicher Ehe mit einem Manne, der für den weiten Kreis ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Bedürfnisse weder Verständniß noch Zuneigung hatte. Liszt nun besaß Alles, was sie am Gefährten ihres Lebens entbehrte: er war umstrahlt vom Glanz höchsten Künstlerruhmes, sein beweglicher Geist that sich in den verschiedensten Richtungen hervor, er zeigte Interesse für Literatur, bildende Kunst, Politik, Philosophie, und zu alledem besaß er das zarteste Gefühl und ein grundgütiges Herz. Was Wunder, daß seine Erscheinung wie ein Rausch auf Carolynens erregte Phantasie wirkte! Im Februar und im Herbst desselben Jahres war er ihr Gast in Woronince, und dann schlug die Liebe zwischen beiden in hellen Flammen auf. Die Fürstin verließ Rußland, reichte eine Scheidungsklage gegen ihren Mann ein und ließ sich auf der Altenburg in Weimar nieder. Dreizehn Jahre, bis zur Uebersiedelung nach Rom, wo sie den Consens des Papstes zur Ehe mit dem Erwählten ihres Geistes erlangen wollte, verlebte sie in dem stillen, anmuthigen Städtchen, das durch Liszt's Wirken zum Centrum der modernen musikalischen Bestrebungen geworden war. Und über diese dreizehn Jahre erstrecken sich die Briefe. Sie sind sämmtlich in französischer Sprache geschrieben.

Zuerst ist es nur ein leichtes Geplänkel: geistreiche Höflichkeiten, wie man sie einer geistreichen Dame wohl sagt, Plaudereien über Literatur und Kunst, sehr feine Betrachtungen über Welt und Menschen und dergleichen. Doch bald klingen wärmere Töne an. Schon im September 1847 schreibt er der Freundin: „Seien Sie ruhig und stark; das müssen ja Die sein, die alle Vernunft und alles Recht für sich haben. Lassen Sie sich nicht beugen und bekümmern ... da die Frühlingsblumen in so überreicher Fülle um Sie blühen, so werden Ihnen auch die Früchte des Herbstes nicht fehlen. Mit Herz und Seele der Ihrige." Und im Februar 1848, ein Jahr, nachdem er die Fürstin kennen gelernt hatte, schreibt er der Geliebten, anknüpfend an den Ausspruch eines seiner Freunde: Ich glaube an die Liebe, ich liebe die Hoffnung und hoffe auf den Glauben: „Dies letzte Wort kann ich mir nicht aneignen — denn, weiß Gott, ich glaube felsenfest an ein Wesen, auf das ich hoffe, und das ich liebe mit all' meiner Kraft und all' meiner Schwachheit." Und aus Weimar im März desselben Jahres: „Ja, ich will auf Sie warten, denn ich kann nichts Anderes denken und thun als Sie erwarten!" Dann

setzt die Fürstin ihre Flucht aus Rußland ins Werk. Von Krzyzanowitz, einem Besitz des Fürsten Felix Lichnowsky, zu dem sich die Fürstin begab, um mit Liszt zusammen zu treffen, seufzte er ihr entgegen: „Ich komme aus der Kirche von Krzyzanowitz. Werde ich Sie bald dahin begleiten? . . . O, könnte ich Sie bald wieder sehen, denn all' mein Herz und meine Seele, mein Glaube und meine Hoffnung sind in Ihnen, durch Sie und für Sie. Möge der Engel des Herrn Sie geleiten, Sie, meine strahlende Morgensonne." Damals erwähnte er auch diese Dinge gegenüber Franz von Schober, dem Freunde Schubert's, der in Weimar Legationsrath war, und dem auch Liszt sehr nahe stand: „Ungeachtet der Sperrung der russischen Grenze ist die Fürstin Wittgenstein, mit einer besonderen officiellen Estafette begleitet, durch Radziwillow und Brody glücklich passirt und seit vier Tagen in Schloß Grätz mit ihrer so liebenswürdig-interessanten Tochter etablirt! Da es für die Badesaison noch etwas frühzeitig ist, möchte ich sie persuadiren, vor der Karlsbader Kur ein paar Wochen in Weimar zuzubringen . . . Sehr würde ich mich freuen, wenn Du Gelegenheit hättest, die F. W. kennen zu lernen. Sie ist unzweifelhaft ein ganz außerordentliches und complettes Prachtexemplar von Seele, Geist und Verstand (avec prodigieusement d'esprit inclusivement, bien entendu")[1]). Endlich ist die Fürstin in Weimar angelangt, und vom „Erbprinzen" flattern Liebesgrüße zur Altenburg hinauf: „Guten Morgen, mein guter Engel! Sie werden geliebt und verehrt vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen," oder: „Sie werden mit Segenswünschen erwartet, theures, süßes Licht meiner Seele."

Bis in den Anfang der fünfziger Jahre sind die Briefe von einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit erfüllt, dann mäßigt sich die Temperatur im Allgemeinen; aber auch später noch bricht oft durch die Erzählung alltäglicher Erlebnisse ein Strom heißer Empfindung hervor.

Sieht man über den Gesammtinhalt des Bandes hin, so ergibt sich als Endresultat, daß diese Documente an Wichtigkeit hinter dem Briefwechsel mit Wagner und auch hinter dem mit Bülow zwar erheblich zurückstehen, daß sie aber doch manchen werthvollen Beitrag zur Charakterisirung des Künstlers und Menschen Liszt liefern, des Menschen weit mehr noch als des Künstlers.

Wenn tiefer gehende musikalische Fragen nicht erörtert werden, so hat dies einen sehr natürlichen Grund. Die Fürstin konnte an die Kunst nur mittels eines für diesen Behuf sehr unvollkommenen Organs heran kommen: durch den Verstand. Das intuitive, empfindungsmäßige Erfassen künstlerischer Aeußerungen war ihr versagt, und deshalb stand sie gerade der Musik, die dem Verstand nichts, dem Gefühl Alles enthüllt, ziemlich fremd gegenüber; ja, es scheint, sie ist im Grund ihrer Seele ganz unmusikalisch gewesen. Die Erkenntniß der Unmöglichkeit, ihrem Geliebten auch in seinem eigensten Heimathland Weggenossin zu werden, war ein Grund fortwährenden Kummers für sie, wie gelegentliche Parenthesen Liszt's erkennen lassen. So ist es begreiflich, daß Liszt sie im Wesentlichen von den Aeußerlichkeiten seiner Kunst unterhält. Aber es fallen dabei vortreffliche Bemerkungen.

Eigenthümlich ist es, daß der so vielseitige Liszt für die großstilige Kunst Haydn's keinen Sinn hatte. Mit Behagen berichtet er einen, wie er meint, „geistreichen" Ausspruch von Robert Franz über Haydn's „Schöpfung": „Also führt man noch diese Thierbude dem erbauten Publicum vor!" Und nach der Aufführung dieses Werkes schreibt er: „Was die ‚Schöpfung' anbetrifft, so gestehe ich, daß sie mich von Anfang bis zu Ende gelangweilt hat — vom ‚Chaos' an, das eher ein ‚Cacao' ist, bis zum Duett ‚Mit Dir, mit Dir', das uns schon in Jena so wenig erbaut hatte, nebst dem ‚Buffon in der Westentasche', den Arien Raphael's und Uriel's im zweiten Theil." Auch der „blasse Mondschein" von

[1]) Franz Liszt's Briefe. Gesammelt von La Mara. Bd. I, S. 72. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1893.

Schumann's „Paradies und Peri" ist nicht sehr nach seinem Geschmack, und Lortzing's „Zar und Zimmermann" nennt er ganz trocken eine „bévue". Aber Bach's „Matthäus-Passion" begeistert ihn: „Jedesmal, wenn ich mich wieder in sie versenke, gewinnt sie neue Reize." Die Passion und einen Band Cantaten, sowie — Mendelssohn's Psalmen studirt er, um sich auf die Composition eines Kirchenstückes vorzubereiten. Ich wüßte nicht, was bezeichnender für den Componisten Liszt wäre als diese Zusammenstellung und die Art, sich von außen anstatt von innen zum Schaffen anregen zu lassen.

Keiner von all' seinen Beurtheilern hat Liszt treffender charakterisirt als er selbst es thut, wenn er von sich sagt, er sei „halb Zigeuner, halb Franciscaner". Die Mischung von Weltkind und Säulenheiligem in ihm ist wirklich das Merkwürdigste, was man sich denken kann. Ohne Uebergang stehen oft beide Stimmungen schroff gegen einander. Jetzt plaudert er über die nichtigsten Dinge aus der Gesellschaft, im nächsten Augenblick schlägt er die Augen gen Himmel und spricht inbrünstig fromme Worte. Der stark religiöse Zug, den Liszt von Jugend auf hatte, verschärfte sich unter dem Einfluß der überaus bigotten Fürstin zu strenger Kirchlichkeit und führte ihn am Ende dazu, sich in den geistlichen Stand zu begeben. Doch hörte er nie auf, neben dem Priesterkleid den Gesellschaftsanzug mit Grazie und Würde zu tragen, was Bülow einmal veranlaßte zu sagen: „Mein Schwiegervater ist mir äußerlich zu viel, innerlich zu wenig Abbé. Wir verstehen uns nicht mehr" [1]).

Ueberhaupt hat die Fürstin mit fester Hand in Liszt's Leben eingegriffen, und ob diese Eingriffe im Allgemeinen heilsam waren, darüber werden die Meinungen getheilt sein. Mit all' der Anmaßlichkeit, die Verstandesnaturen gegenüber genialen Gefühlsmenschen auszuzeichnen pflegt, suchte sie ihn zu lenken; seine Lebensgewohnheiten schienen ihr verbesserungsbedürftig (s. das Capitel „Cognac" in seinen Briefen), sein nimmermüder Fleiß ungenügend — nannte sie ihn doch scherzhaft zwar, aber sehr ernsthaft gemeint „Faulpelz" — seine Devotion lückenhaft. So hält sie ihn an, die Messe zu besuchen; und die stille Besorgniß, in Erfüllung kirchlicher Pflichten ihren Anforderungen nicht genügt zu haben, drängt ihn in der schönen Schilderung von seines Sohnes Daniel letzten Stunden zu einem Fußfall vor ihrer Richterstrenge: „Wahrscheinlich werden Sie diesmal wie immer recht haben, wenn Sie finden, daß ich die geringe Zeit ausnutzen mußte, um Daniel auf die Mysterien des Todes vorzubereiten und ihn zu drängen, nach dem Sacrament der Kirche zu verlangen. Aber bedenken Sie, daß Daniel nicht mehr fähig war, seine Gedanken zu sammeln, und daß er schon früher, als seine Schwester ihm vorschlug, mit ihr das Abendmahl zu nehmen, dies abgelehnt hatte: er wollte es lieber auf Ostern verschieben."

Selten sind Auflehnungen gegen ihren Willen und ihre Ansichten, wie die Zurückweisung ihrer These, daß es leichter sei, genial zu sein als geschmackvoll, wobei er treffend sagt: „Der Geschmack ist etwas Negatives, das Genie aber bejaht und bejaht immerfort;" oder wenn er gegen ihre Nichtachtung der Gelehrten protestirt und es als ganz unangebracht bezeichnet, auf irgend eine Menschengattung so in Bausch und Bogen loszuschlagen, denn „die Spöttereien über die Gelehrten sind ebenso wenig neu wie die über die Schneider &c. In Ihrer Eigenschaft als Polin haben Sie an sich starke nationale Abneigungen, dazu eignen Sie sich gern noch als Begleitung einige nebensächliche Antipathien an — und da der ‚Gelehrte' immer mehr oder weniger ‚Niemec' ist, so wickeln Sie ihn in ein tiefes Gefühl von Langweile ein. Das ist ein unschuldiges Vergnügen, wenn es sich nicht zu oft wiederholt und etwa zur Gewohnheit wird — dann wäre es eine Ungerechtigkeit."

Auf den Reisen, die die Fürstin unternimmt, ist sie so zu sagen die Geschäftsführerin seines Ruhmes und seiner Erfolge. Sie sucht ihm überall den Boden zu

[1]) Briefe von H. v. Bülow. Herausgegeben von Marie v. Bülow. Band IV. Leipzig 1900. S. 303.

bereiten — dem Componisten natürlich, denn der Clavierkünstler bedurfte ihrer nicht — und er unterstützt sie dabei mit guten Rathschlägen. Als sie einmal in Berlin weilt, rühmt er ihr mit hohen Worten die Leistungen des Domchors, den sie um jeden Preis hören solle, und den er weit besser findet als den Petersburger „trotz der Thränen Madame Catalani's und der Phrasen Berlioz'!" Und er empfiehlt ihr, sich mit Alexander von Humboldt gut zu stellen. „Wie, wenn er die Güte hätte, mich beim König zu protegiren, der mir irgend eine Bestellung für den Domchor geben könnte? . . . Er würde damit ein gutes Werk thun, für das ich ihm aufrichtig dankbar wäre." Und noch später einmal kommt er hierauf zurück: sie solle es herbeizuführen suchen, daß der König ihm den Auftrag für ein kirchliches Werk oder die Musik zu einer griechischen Tragödie gebe. Ein Erfolg in dieser Richtung wurde nicht erzielt. Als Liszt dann selbst nach Berlin ging, um einige seiner Compositionen zu dirigiren, knüpfte er überall persönliche Beziehungen an, machte Dutzende von Besuchen, bezauberte Alle durch seine Liebenswürdigkeit — aber nach dem Concert mußte er die Enttäuschung erleben, daß die Kritik seine Musik schlicht ablehnte.

Es gab Freunde Liszt's, die sein Abhängigkeitsverhältniß von der Fürstin mißbilligten und es zu stören trachteten, weil ihnen seine Persönlichkeit darunter zu leiden schien. So that auch Wagner. Liszt schreibt der Fürstin im October 1859 nach Paris: „Hans [von Bülow] hat mir Wagner's Brief geschickt, dessen Inhalt Sie ziemlich errathen haben. Er drückt sich nicht ganz deutlich aus und befleißigt sich sogar einer Zartheit der Sprache, wie sie ihm sonst nicht immer eigen ist — aber so viel geht aus dem Brief hervor, daß er Die trennen will, die Gott zusammengeführt hat, nämlich Sie und mich. Er beklagt sich über meine Zurückhaltung, über das ungebundene Exemplar meines ‚Dante', das ich ihm sechs Wochen nach der Veröffentlichung geschickt habe rc. . . . . Kurz und gut, er sucht Hans zu überzeugen, daß Sie auf mich einen bedauerlichen Einfluß haben . . . . Jedesmal, wenn man versucht hat, mir diese Melodie zu singen, habe ich kurz Schluß gemacht — denn ich betrachte eine solche Falschheit als ein dreifaches Unrecht gegen mich. Wagner wohnt jetzt 16, rue Newton, avenue des Champs-Élysées. Vielleicht sehen Sie ihn. Ja, ich möchte Sie fast darum bitten. Aber behandeln Sie ihn ganz vorsichtig, denn er ist krank, unheilbar krank. Darum muß man ihn einfach lieb haben und ihm auf jede Weise zu helfen suchen."

Noch in einem späteren Briefe erinnert er sie ganz leise an Wagner, aber die Fürstin sucht ihn nicht auf — vielleicht, weil sie ihm grollte, noch eher vielleicht, weil sie dem Wesen und den Zielen seiner Kunst ohne Theilnahme und Verständniß gegenüber stand.

Um den Inhalt der reichen Sammlung nur einigermaßen auszuschöpfen, bedürfte ich vieler Bogen. Wen es interessirt, einen genialen Menschen von ganz nahe zu betrachten, den werden diese kurzen Auszüge gewiß zur Lectüre der Originalpublication anregen.

Fast noch schwerer als über dies durchaus subjective Buch läßt sich über die ebenso objective Arbeit von Fischer berichten, weil hier die Fülle des Materials noch größer und mannigfaltiger ist. Der Verfasser, vortheilhaft bekannt durch seine Ausgabe der Briefe Billroth's, gibt seinem Buche die Widmung mit: „Für hannoversche Musikfreunde von einem Dilettanten." Dilettant ist wohl ein nicht ganz recht gewählter Ausdruck. Daß Dr. Fischer kein Musiker oder Musikgelehrter von Fach ist, merkt man zwar an manchen Stellen. So spricht er einmal von der Arie „Lascia mi" aus „Rinaldo", „die Händel als ursprüngliche Tanzmelodie in Hamburg hatte kennen lernen". Gemeint ist die Arie „Lascia ch' io pianga", aber Händel hatte sie nicht als Tanzmelodie kennen gelernt, sondern vielmehr selbst als Tanzmelodie componirt, nämlich als Sarabande für die Oper „Almira". Auch daß die zwölf Concerti grossi Händel's die „sogenannten Oboe-Concerte" sind, stimmt nicht; Oboe-Concerte Händel's gibt es auch, sie haben aber mit diesen Stücken

nichts gemein. Und ähnliche Dinge kommen öfter vor. Aber im Ganzen macht das Buch einen sehr ernsten Eindruck und bereitet Dem, der historische Documente zu lesen versteht, große Genüsse.

Die Darstellung beginnt bei Melchior Schild und endet mit Josef Joachim. Wichtig sind gleich im ersten Abschnitt die Angaben über Agostino Steffani, dessen Geburtstag und -Jahr hier zum ersten Mal richtig als der 25. Juli 1653 festgestellt werden nach den Sterberegistern der hannoverschen katholischen Pfarrkirche und des Frankfurter Doms. Und an Stelle der fünfzehn italienischen Opern, die man bisher nach Chrysander als in Hannover vor zweihundert Jahren aufgeführt kannte, bringt Fischer zweiundzwanzig bei.

Die Theaterdirectionen von Schröder und Großmann im 18. Jahrhundert werden in ihren Leistungen ausführlich behandelt. Für unsere Zeit ist besonders merkwürdig eine Erklärung Großmann's, als das Publicum sich darüber beschwerte, daß er keine Stücke wiederhole. Er meinte, es sei seit neunzehn Jahren sein Grundsatz, solche Wiederholungen zu unterlassen, erstens weil das Publicum Neuheit und Abwechslung liebe, ferner weil Wiederholungen die Schauspieler einschläferten und sie nachlässig machten; außerdem besuche der müßige, nicht durch das Lernen neuer Rollen beschäftigte Schauspieler Kaffee- und Weinhäuser, verthue sein Geld, gerathe in schlechte Gesellschaft und werde verdorben. Wer denkt hierbei nicht an Serienaufführungen, wie sie das „Weiße Rößl" und ähnliche Kunstwerke erlebt haben!

Am wichtigsten sind die Beiträge, die das Buch für die Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts bringt. Für die Biographie Josef Joachim's werden manche Ergänzungen gewonnen, und auf die Anfänge von Albert Niemann's Künstlerlaufbahn fällt helles Licht. Von ganz besonderem Werth jedoch ist das reichhaltige Material zu Marschner's Lebensgeschichte.

Am 15. December 1828 wurde zum ersten Mal Marschner'sche Musik im Hoftheater aufgeführt: „Der Vampyr", dessen zweite Vorstellung Marschner selbst dirigirte. Das Werk fand großen Beifall. Da des Capellmeisters Präger Contract 1830 abgelaufen war und nicht wieder erneuert werden sollte, so bewarb sich Marschner um die Stelle und erhielt sie auch. Sein Gehalt betrug nur 1000 Thaler, außerdem bekam er ein Benefizconcert zugesagt. Am 5. Januar 1831 trat er sein neues Amt mit der Leitung von Mozart's „Don Juan" activ an, ohne daß sonderlich Notiz von ihm genommen wurde; Hannover ahnte gar nicht, daß ein Künstler an die Spitze der Hofcapelle getreten war, der als Componist bereits zu den ersten Deutschlands gehörte. „Templer und Jüdin" kam bald zur Aufführung: am 23. Februar, zum Geburtstag des Herzogs von Cambridge. (Hier schiebt der Verfasser dankenswerthe Nachweise über die Aufführungsschicksale des „Vampyrs" und des „Templers" ein.) Und nun zieht sich der Leidensweg von Marschner's Hannoveraner Wirksamkeit lang vor dem Leser hin. Leidensweg darf man wohl sagen, weil die Stellung, die Marschner in der Welfenstadt einnahm, nicht allein in keinem Verhältniß zu seiner Bedeutung als Componist stand, sondern auch aus anderen Gründen. Besonders kränkend für Marschner mußte es sein, daß seine sehr berechtigten Gesuche um Gehaltserhöhung nur langsam zu mäßigem Erfolge führten, während ein geschickter Routinier, wie Capellmeister Fischer, ohne Mühe dasselbe in weit kürzerer Zeit erreichte. Und dann: „Hans Heiling", Marschner's Meisterwerk, hatte in Berlin und Leipzig außerordentlich gefallen; als es in Hannover aufgeführt wurde, waren erster Rang, Parquet und Parterre fast leer. Sein „Adolf von Nassau" kam in Hannover überhaupt nicht auf die Bühne, wohl aber in Dresden und Hamburg, und J. Rodenberg's lyrisches Drama „Waldmüllers Margret", zu dem Marschner die Musik geschrieben hatte, wurde nach einer einzigen Wiederholung bei Seite gelegt. Mit dem Orchesterchef, Grafen Platen, der über Marschner's Kopf hinweg einschneidende Aenderungen in der Organisation des Orchesters vornahm, kam es zu so starken Differenzen, daß der gekränkte Künstler

seine Entlassung forderte. Er nahm das Gesuch indessen wieder zurück, und der König selbst ergriff in dieser Angelegenheit Partei für ihn: entgegen dem Vorschlag des Orchesterchefs stellte er ihn lebenslänglich und pensionsberechtigt mit 2000 Thalern Gehalt an und regelte die Competenzverhältnisse neu. Ueber diese und viele andere Ereignisse verbreitet sich der Verfasser mit eingehender Liebe, ebenso über die Verhältnisse nach Marschner's Pensionirung und über seinen Tod, der am 14. December 1861 in Folge eines Herzschlages eintrat. Zahlreiche Auszüge aus Briefen Marschner's — darunter zwei ganz unbekannte an Mendelssohn — und reiches Detail beleben die Darstellung. So wird Dr. Fischer's Buch für Alles, was Marschner's Aufenthalt in Hannover betrifft, auf lange hinaus der locus classicus bleiben. Mit dem Bericht über die Ereignisse des Jahres 1866 und des Königs Georg Flucht aus der Hauptstadt beschließt der Verfasser seine Arbeit, indem er hinzufügt: „Das Weit're verschweig' ich, doch weiß es die Welt, singt Figaro." Wer da weiß, aus welchem Zusammenhange das Citat genommen ist, würde es an dieser Stelle lieber nicht gesehen haben.

Carl Krebs.

E. T. A. Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

E. T. A. Hoffmann's Sämmtliche Werke in fünfzehn Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von Eduard Grisebach. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 1900.

Eduard Grisebach, ausgezeichnet als Dichter, Bibliophile und Textkritiker (Bürger, Kleist, Schopenhauer), hat sich durch diese Ausgabe von E. T. A. Hoffmann's Werken ein neues großes Verdienst erworben: sie ist in der That die erste vollständige Ausgabe, die wir besitzen; und mehr als das: sie gibt uns ein annäherndes Bild sowohl der literarischen Entwicklung Hoffmann's in der ursprünglichen Reihenfolge seiner Schriften wie auch dieser selbst in ihrer ersten Erscheinungsform. Reproducirt in vorliegender Ausgabe sind alle Originaltitelblätter; alsdann zwölf Illustrationen der ersten Ausgaben, nämlich: acht Kupfer nach Callott'schen Originalen zu „Prinzessin Brambilla", zwei zu „Kater Murr" nach Umschlagszeichnungen Hoffmann's zur editio princeps und zwei Zeichnungen von L. Wolf zu den „Irrungen" aus dem „Berlinischen Kalender von 1821"; ferner das (einzige von ihm in der zweiten Auflage der „Serapionsbrüder" veröffentlichte) Selbstporträt Hoffmann's aus dem Jahre 1819, endlich das interessante Facsimile mit dem tabakrauchenden Hoffmann als Unterschrift (nach Bonet's Autographenkatalog) und das Bildchen, welches Hoffmann und Devrient in einer „Sitzung" bei Lutter und Wegener darstellt (nach dem im Besitze des Herrn Carl Geibel in Leipzig befindlichen Original zuerst in Koennecke's „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Literatur"). Tritt uns daher in dieser Ausgabe Hoffmann — man möchte sagen: persönlich näher, so gibt die „Biographische Einleitung" eine Charakteristik des Dichters, eine gedrängte Uebersicht seines Lebens und Schaffens, die, wiewohl wenig mehr als hundert Seiten umfassend, doch nichts Wesentliches unberücksichtigt läßt und an innerem Werth unübertroffen ist. Man fühlt, wenn man sie liest, daß Hoffmann für Grisebach ein Gegenstand der Liebe gewesen sein muß, bevor er ein Gegenstand des Studiums für ihn ward; und daß die Neigung des Sammlers der Arbeit des Herausgebers vorangegangen ist. Daß er seinen Hoffmann in- und auswendig kennt, wiewohl auch das nicht gar so leicht ist, versteht sich; aber nicht nur erzählt er die Entstehungsgeschichte jedes einzelnen Stückes nach Anlaß und Zeitfolge, sondern weiß auch — was die größere Schwierigkeit war, —

den Schauplatz der Handlung und die auftretenden Persönlichkeiten, wo Hoffmann nach der Wirklichkeit gezeichnet hat, zu identificiren, so daß man zugleich eine deutliche Vorstellung gewinnt von Hoffmann's Arbeitsweise. Auf Grund seiner außerordentlichen Belesenheit in der einschlägigen, namentlich zeitgenössischen Literatur, zum Theil gestützt auf bisher unbenütztes handschriftliches Material der königlichen Bibliothek zu Berlin und zuvor ungedruckte Briefe aus eigenem oder fremdem Besitz, läßt Grisebach es sich angelegen sein, neue Beziehungen Hoffmann's (wie zu Pückler-Muskau) aufzuzeigen, aber auch Irrthümer zu berichtigen, die sich in die früheren Hoffmann-Biographien eingeschlichen haben und aus diesen in alle oder einige der späteren übergegangen sind (nur Ellinger macht eine rühmliche Ausnahme): so werden die stereotyp gewordenen Vorwürfe „grundsätzlicher Liederlichkeit", der Eitelkeit, des Egoismus auf ihr wahres Maß zurückgeführt, der des „Mangels an Patriotismus" und „schmählichen Verhaltens gelegentlich der berüchtigten Immediat-Untersuchungs-Commission vom Jahre 1819" in sein directes Gegentheil verkehrt. Gewiß war Hoffmann nicht von Fehlern frei, diese jedoch waren zumeist solche, die mehr ihm als Anderen schadeten: er war ein guter, wenn auch in mancher Hinsicht schwacher Mensch und ein ehrenhafter, liebenswürdiger Charakter. — Manche bisher verschollen gewesene Schrift Hoffmann's (wie z. B. „Der Dey von Elba") ist von Grisebach wieder aufgefunden und in dieser Ausgabe zum ersten Male neu gedruckt worden; desgleichen manche kleinere Dichtungen, Kritiken und obiter dicta, die sich in den „Vermischten Schriften" des 15. Bandes finden, so daß man wohl sagen darf, hier den ganzen Hoffmann, und zwar in quellenmäßig kritischer Genauigkeit, zusammen zu haben. Ein sorgfältig gearbeitetes Namen- und Sachregister erleichtert die Orientirung in Hoffmann's Werken und, da in diesen sehr viel Autobiographisches enthalten ist, auch in seinem Leben. Fortgewünscht hätten wir die Polemik gegen Scherer; sie scheint uns nicht hinlänglich substantiirt zu sein. —

J. R.

Zur japanischen Literatur.

Geschichte der japanischen Nationalliteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Tonitsu Okasaki. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1899.

Eine sehr schätzenswerthe Bereicherung unserer Kenntnisse der japanischen Literatur, die aber unzweifelhaft noch werthvoller sein würde, wenn der Verfasser sich von manchen seiner nationalen Eigenthümlichkeiten hätte frei halten können. So klingt es für Denjenigen, der da weiß, daß die erste Niederschrift eines japanischen Werkes, das Kojiki, angeblich nach mündlichen Ueberlieferungen, erst im Jahre 712 n. Chr. stattfand, zum Mindesten etwas befremdlich, wenn der Verfasser von den Anfängen japanischer Literatur sagt, daß sie noch weit über das ehrwürdige Alter der griechischen Classiker hinaus reichen! Schwerer aber als diese und andere ähnliche Uebertreibungen wiegt die Thatsache, daß dem Verfasser das Verständniß für manche Dichtungen seines Volkes versagt geblieben zu sein scheint. So, wenn er den Inhalt der aus dem zehnten Jahrhundert n. Chr. stammenden Geschichte des alten Bambushauers, des Taketori Monogatari in der Weise wiedergibt, daß der Heldin der Erzählung, Kakuya, die von dem Liebeswerben verschiedener Männer und auch des Kaisers verfolgt wird, der sie schließlich mit Gewalt an seinen Hof bringen lassen will, dadurch Rettung geworden sei, daß Gott einen Engel gesendet, um ihr zu helfen, und dieser sie mit sich in den Himmel genommen habe. Die Geschichte ist in Wirklichkeit ganz anders und unendlich viel poetischer. Kakuya

ist eine Mondbewohnerin, die wegen eines Vergehens verurtheilt worden ist, einige Zeit auf der Erde zu weilen. Sie bringt ihrem Adoptivvater, dem alten Bambushauer, der sie als spannenlanges Kind, von glänzendem Schein umgeben, in einem Bambus gefunden hat, Glück und Reichthum und wächst selbst zu einer an Schönheit und Klugheit gleich hervorragenden Jungfrau heran. Aber je älter sie wird, desto mehr erwacht in ihr das Gefühl, daß sie nicht von dieser Welt sei, und sie weist alle Bewerbungen theils mit List, indem sie unerfüllbare Forderungen stellt, theils, dem Kaiser gegenüber, mit der Erklärung zurück, daß sie nicht seine Unterthanin sei. Ihr Adoptivvater, dem sie schließlich sagt, daß ihre Eltern noch im Mondland lebten, daß sie selber nur für eine kurze Zeit zur Erde herab gekommen sei und bald wieder in ihre Heimath werde zurückkehren müssen, bittet den Kaiser, Soldaten zu senden, um die Entführung seiner Tochter zu verhindern. Aber obgleich die Umgebung und selbst die Dächer des Hauses mit Kriegern besetzt werden, erscheinen die Abgesandten aus dem Mondlande doch und führen die Gefährtin, deren Prüfungszeit zu Ende ist, mit sich fort, nachdem sie von dem Lebenstrank getrunken hat, der alles Irdische von ihr fortwäscht, und mit dem Federkleide der Feen bekleidet worden ist.

Das Eindringen chinesischer und buddhistischer Anschauungen in die japanische Literatur, der Widerstreit zwischen dem rauheren Norden und dem weichlicheren Süden (wäre der Gegensatz zwischen Yedo [warum „Edo"?] und Kioto nicht richtiger gewesen?) auch in Dichtkunst und Lebensauffassung und das schließliche Wiederaufblühen einer shintoistischen Literatur sind richtig geschildert, wenn auch der politische Hintergrund und der Zweck dieser Wendung nicht genügend betont wird. Ein treues Bild von dem Reiz der japanischen Poesie werden aber auch die Ausführungen des Verfassers kaum geben:

Fragt man Dich nach dem Geiste,
Der in dem wahren Sohne Japans
Fortwirkend lebt,
So weise auf die Kirschblüthe,
Die duftig in dem frischen Strahle
Der Morgensonne glüht.

Dies ist ein reizendes Wortgemälde, das auch dem Heiteren, Liebenswürdigen im japanischen Geiste gerecht wird; aber von dem nationalen Geiste Japans in seiner ganzen Größe, wie der Verfasser will, dürfte darin doch kaum etwas zu finden sein. v. B.

Eine neue Kant-Ausgabe.

Kant's gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. X. Zweite Abtheilung: Briefwechsel. Erster Band. 1747–1788. Berlin, Georg Reimer. 1900.

Die Beschäftigung mit der Kant'schen Philosophie nimmt innerhalb der modernen philosophiegeschichtlichen Forschung bei Weitem den größten Raum ein. Eine unübersehbare, sich leider oft in kleinliches Detail verlierende Literatur ist entstanden und vermehrt sich von Tag zu Tage. Neben die von Kant behandelten Probleme ist als ein Neues die von ihm gefundene Lösung, neben die rein philosophische ist die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung getreten. Hatte jene durch Hervorhebung der dem eigenen Standpunkte des jeweiligen Beurtheilers entsprechenden Ideen Kant's zu einer Meinungsverschiedenheit über den wahren Sinn der Kant'schen Lehre geführt, so versucht diese die Ursachen dieser Controverse

in ihr selbst nachzuweisen und weiterhin durch Darstellung des Entwicklungsganges seines Denkens die Bedeutung der in demselben zugleich vorhandenen Gedankenströmungen gegen einander abzuschätzen, um so schließlich die Frage nach der richtigen Interpretation zu lösen. Da die von Kant oder in seinem Auftrage veröffentlichten Schriften eine solche Lösung nicht enthielten, so mußte das Bedürfniß nach Erschließung neuen Materials sehr bald eintreten und wurde auch wenigstens zum Theil befriedigt durch Reicke's verdienstvolle Mittheilungen aus Kant's Nachlaß und B. Erdmann's mühevolle Veröffentlichung der Reflexionen Kant's, wie diese sich in den von Kant zum Colleg benutzten Compendien vorfinden. Auch Nachschriften nach seinen Vorlesungen, welche schon früher gedruckt, aber unbeachtet geblieben waren, wurden in einer allerdings nicht immer einwandfreien Weise verwerthet. Doch bald mußte sich der Mangel des Zusammenhanges aller dieser Veröffentlichungen geltend machen, und so war es denn ein dankenswerther Entschluß, als die königlich preußische Akademie der Wissenschaften auf Anregung Dilthey's daran ging, eine neue Kant-Ausgabe zu veranstalten. Alles, was von Kant's Hand geschrieben und noch erreichbar ist, soll in dieser veröffentlicht und zugleich sollen neue Materialien dem Studium seines Lebens und seiner Lehre dargeboten werden. Die Ausgabe wird in mehr als zwanzig Bänden vier Abtheilungen umfassen: Werke, Briefwechsel, Handschriftlicher Nachlaß, Vorlesungen. Für die verschiedenen Abtheilungen waren verschiedene Aufgaben zu lösen. Durch einen öffentlichen Aufruf und Anfragen bei Bibliotheken und Privatpersonen gelang es, das Material für den Briefwechsel und den handschriftlichen Nachlaß zu vermehren und eine größere Sammlung von Nachschriften Kant'scher Vorlesungen überhaupt erst zu schaffen. Die Werke aber werden vor Allem einer gründlichen textkritischen Prüfung unterzogen, woran es frühere Herausgeber besonders bei den naturwissenschaftlichen Schriften haben fehlen lassen. Dadurch, daß die Akademie Fachmännern die Edition der letzteren übertrug, wird diesem Uebelstande abgeholfen werden.

Nach langer, mühevoller Arbeit ist nun diese neue Ausgabe im Jahre 1900 in die Erscheinung getreten, und zwar hat man begonnen mit Veröffentlichung des ersten Bandes von Kant's Briefwechsel, den der um die Kant-Forschung hochverdiente Oberbibliothekar Rudolf Reicke in Königsberg nach Jahrzehnte langer, unermüdlicher Forschung zusammengestellt hat. Der vorliegende Band umfaßt die Jahre 1747—1788 und enthält 320 wirklich vorhandene und den Nachweis über 100 bisher noch nicht aufgefundene Briefe von und an Kant.

Den Werth dieses ersten Bandes oder gar des Briefwechsels überhaupt jetzt schon abschätzen zu wollen, wäre etwas verfrüht, zumal da der literarische und biographische Apparat noch manche wichtige Mittheilung enthalten wird. Ich verschiebe deshalb eine solche Besprechung auf eine spätere Zeit und will nur versuchen, kurz die Gesichtspunkte für die Beurtheilung dieses Briefwechsels anzugeben.

Rein äußerlich angesehen erfährt die Sammlung des Briefwechsels ihre größte Bereicherung durch die Briefe an Kant, von welchen nur wenige bisher mitgetheilt worden waren. Doch auch zu den schon veröffentlichten Briefen Kant's tritt eine Anzahl neuer von zum Theil bedeutsamem Inhalt hinzu. Diese doppelte Bereicherung ist nun vor Allem für zwei Zwecke nutzbar zu machen: einmal für die sich an die Entwicklungsgeschichte und Fortbildung der Lehre Kant's knüpfende Forschung, zweitens für die Erkenntniß seines Charakters und seiner Lebensumstände in weiterem Sinne. Die Zahl der neu aufgefundenen Briefe konnte, so weit die Lehre Kant's in Betracht kommt, naturgemäß nur eine begrenzte sein. Besonders ist dies für die vorkritische Periode der Fall. Die verhältnißmäßig große Zurückgezogenheit, in welcher Kant zu dieser Zeit lebte, und die Eigenart seiner Denkerthätigkeit überhaupt haben es mit sich gebracht, daß seine Correspondenz nur einen geringen Umfang annahm, welche, ihrem Werthe entsprechend, sehr bald eifrige Nachforschung an das Licht förderte. Günstiger ist das Ergebniß von Reicke's eifriger Sammelarbeit für die kritische Periode ausgefallen, wie es der vorliegende

Band schon zeigt, die folgenden aber in noch größerem Maße zeigen werden. Unter dem zweiten der oben aufgestellten Gesichtspunkte betrachtet, stellt sich uns aber nun der Briefwechsel als eine Publication von höchster Bedeutung dar. Kant's Persönlichkeit wird in eine andere Beleuchtung gerückt. Abgesehen von neu hinzugekommenen biographischen Notizen erhalten wir zum ersten Mal ein Bild seiner Lebensführung, der Eigenart seiner persönlichen und freundschaftlichen Beziehungen und seiner Stellung innerhalb des Jahrhunderts. In dieser Hinsicht wird man etwas umlernen müssen. Der einsame Alte war nicht so einsam, wie man häufig gemeint hat, er war im praktischen Leben und in der Beurtheilung menschlicher Vergehen nicht so rigoros, wie man wohl manchmal angenommen, und die begeisterte, auf rein persönlichem Eindruck beruhende Verehrung seiner Schüler, wie sie aus mehr als einem Briefe sich offenbart, muß Anlaß geben, den liebenswürdigen, rein menschlichen Eigenschaften Kant's mehr als bisher Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Imponirend aber ist seine Stellung innerhalb seiner Zeit. Kant, als der große Weise des Jahrhunderts, empfängt von allen Seiten Anfragen von in Zweifel befangenen Schülern und eifrigen Lesern seiner Schriften; sie danken ihm für die durch seine Lehre wieder gefundene Ruhe der Seele und gestatten uns, durch die Mittheilung ihrer Scrupel einen Einblick in ihr Inneres und damit zugleich in den Gesammtgeist des Jahrhunderts zu thun. Schon nach Erscheinen dieses ersten Bandes des Briefwechsels kann man sagen, daß in ihm der culturgeschichtlichen Forschung ein Material geboten wird, das in Zukunft nicht unberücksichtigt bleiben darf.

Mit Freude begrüßen wir dies große nationale Unternehmen einer Kant-Ausgabe und wünschen dem Herausgeber des Briefwechsels Glück zur Vollendung seiner Arbeit.

Paul Menzer.

ßε. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Fünfte Auflage. Neunzehnter Band. Jahres-Supplement 1898–1899. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

In diesen Jahres-Supplementen arbeiten sich ein Bedürfniß des Publicums und eine ohnehin unerläßliche Mühe des Verlags aufs Glücklichste in die Hände. Während der Verleger langsam eine neue Auflage vorbereitet und bald hier, bald da schon, je nach dem Laufe der Dinge, neue Artikel setzen, neue Bildertafeln zeichnen läßt, braucht der Leser nicht draußen zu warten, sondern genießt den Zuwachs schon während der Arbeit in Jahresraten mit. Für spätere Entwicklungsgeschichten der Cultur, die chronologisch vorschreiten wollen, haben die Bände zugleich Dauerwerth gerade wegen der zeitlichen Beschränkung. Wer das Meyer'sche Lexikon oft, und nur selten mit Widerspruch, benutzt, bemerkt übrigens gern, daß es sich nicht bloß um Nachwuchs an Actuellem handelt, sondern vielfach auch um Vertiefung des schon früher Gebotenen. Wir erwähnen als Beispiele für Letzteres die Spalten über Elektrochemie und über Anarchismus, die jetzt im Supplement zum ersten Male wirklich lesbar geworden sind. Im Ganzen hat die Elektricität wieder fünfzehn Seiten hinzu bekommen, ein guter Spiegel dafür, was sie unserer Zeit wird. Den breitesten Raum des Bandes nehmen sociale Werthe ein, Arbeiterschutz, Arbeiterstatistik, Armenpflege, Berufszählung und Verwandtes. Den Abschnitt über deutsche Literatur der Gegenwart möchte man, obwohl es ihm an Länge nicht fehlt, etwas weniger als Tabelle mit unzähligen Namen sehen, es thäte mehr eine knapp-scharfe Charakteristik des Augenblicks zum Zwecke noth. Wer der Naturforschung, besonders der Biologie und Astronomie, nur gelegentlich und von ferne zu folgen gewohnt ist, dem kann der Band nicht warm genug empfohlen werden als Uebersicht des jüngsten Fortschrittes, ganz abgesehen von allem engeren Lexikon-Charakter. Von der neuen Malariatheorie bis zu Flechsig's wichtigen Gehirnentdeckungen, von der neueren Pflanzensystematik bis zum Planeten Eros, der zwischen Mars und Erde eindringt, findet er hier alles Beste. Auch die schönsten neuen Bildertafeln dienen diesem Theile. Wir heben zwei Farbenskizzen aus der pelagischen Fauna (also schwimmende Meeresthiere) hervor, auf denen die Durchsichtigkeit und die wunderbaren Schwebeapparate in den Schranken unserer augenblicklichen Technik immerhin gut zum Ausdruck kommen.

ßλ. **Bonaparte en Italie 1796.** Par Félix Bouvier. Paris, Léopold Cerf. 1899.

Dieser Band, mit Karten, Bibliographie, Inhaltsverzeichnissen und Appendix, stellt sich die unparteiische Geschichte des Feldzuges in Italien zur Aufgabe, mit Berufung auf Clausewitz, der bereits die Unaufrichtigkeit und Mangelhaftigkeit aller Berichte über die italienischen Feldzüge, die Napoleon's mit inbegriffen, bezeugt hat. Félix Bouvier, bisher vornehmlich durch verschiedene Werke über die Geschichte der Vogesen bekannt, schreibt vor Allem, und zwar mit ausgiebigster Benutzung alles einschlägigen Materials, eine kriegsgeschichtliche Darstellung der Ereignisse auf der italienischen Halbinsel während des Jahres 1796. Allein das dritte Capitel, welches Italiens politische Zustände und geistige Verfassung zur Zeit der französischen Revolution schildert, sowie das Schlußcapitel über Bonaparte in Mailand verrathen eine gründliche Kenntniß der allgemeinen Weltlage und insbesondere der italienischen Angelegenheiten. Militärischen Schriftstellern allein steht ein maßgebendes Urtheil über des Verfassers Anspruch zu, nicht nur Thiers und Jomini, sondern Napoleon und Marmont, Chuquet und Sorel zu corrigiren und die erste erschöpfende und wahrheitsgetreue Darstellung der Campagne von 1796 in Italien geschrieben zu haben. Weder Apologet noch Gegner oder Verächter Napoleon's, ist Herr Bouvier der Ansicht, daß keine Kritik ihn jemals verkleinern wird, und daß die Verwirklichung der italienischen Einheit auf die französischen Siege von 1796 zurückführt. Welchen Preis sie kosteten, und welche Verwüstungen und Plünderungen Italien von seinen Befreiern zu erdulden hatte, ist rückhaltlos in dieser Darstellung zugestanden.

ßλ. **Die Colonialpolitik Napoleon's I.** Von Dr. Gustav Roloff. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1899.

Diese außerordentlich fleißige, mit guter Kenntniß der einschlägigen Literatur gearbeitete Studie verdankt ihre Entstehung dem durch Vandal's „Napoléon et Alexandre I" angeregten Gedanken, die Napoleonische Politik in Bezug auf seine überseeischen Pläne zu untersuchen und damit eine Lücke in der Geschichte derselben auszufüllen. Der deutsche Forscher gewann schon durch den auf die Colonien bezüglichen Theil der Correspondenz Napoleon's, vornehmlich mit seinem Marineminister Decrès, den Eindruck, daß den Kaiser „das Schicksal der Colonien zeitweilig ebenso beschäftigt hat wie alle anderen Zweige der Staatsverwaltung", daß nicht seine allumfassende Energie und Thatkraft, sondern vielmehr die seiner Historiker an der Bewältigung der Aufgabe gescheitert ist, der Colonialpolitik die entsprechende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die französischen Archivverwaltungen, die des Marine- und Colonialministeriums sind dem Verfasser aufs Bereitwilligste entgegengekommen, im Ministerium des Auswärtigen aber die Benutzung der Correspondenz zwischen dem Minister und den französischen Gesandten im Auslande ihm nicht gewährt worden. Mit dieser Einschränkung erreichte er seine Absicht, nicht etwa „eine eingehende Geschichte der französischen Colonien zur Napoleonischen Zeit zu geben, sondern zu zeigen, welche Rolle sie in Napoleon's Gedanken und in seiner Politik gespielt haben". Eine eingehende Besprechung über den Inhalt dieser interessanten Arbeit muß den historischen Zeitschriften überlassen bleiben. Die nothwendige Ergänzung vieler Fragen, die hier nur angedeutet werden konnten, gibt Mahan in seinem ebenso unentbehrlichen als noch immer

nicht genug geschätzten und gelesenen Werke „Der Einfluß der Seeherrschaft auf die französische Revolution und das Kaiserreich 1793 bis 1812."

αω. **Paris.** Studien und Eindrücke von Walther Gensel. Mit 15 Vollbildern und zahlreichen Skizzen von Alfred Sohn-Rethel. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhlung (Theodor Weicher). 1900.

Dieses gewiß sehr actuelle Buch besitzt den Vorzug, daß es, auch wenn die „Tickets" zur Pariser Weltausstellung ihren Werth verloren haben, noch immer und sicher noch für längere Zeit seinen Werth behaupten wird. Der Verfasser verwahrt sich dagegen, ein Concurrent von Baedeker sein zu wollen — doch hätte es dessen nicht bedurft; seine Aufgabe liegt auf einem ganz anderen Gebiete: er verzeichnet nicht, er schildert, und zwar mit großer Sicherheit in Bezug auf Beobachtung und Erfahrung. Er berichtet in geistreicher, prägnanter und klarer Sprache, so daß sein Buch zu einem sehr nützlichen Rathgeber für Diejenigen wird, die neben der Welt in der Ausstellung auch noch jene „Welt" für sich: „Paris", wenigstens in ihren Höhepunkten kennen lernen wollen, und dann auch für die große Schar Derer, welche Jahr für Jahr dieser besonderen Welt ihren Besuch abstatten. Doch Walther Gensel erzählt nicht nur, weist nicht nur Wege, er zeigt überall auch, worauf es hauptsächlich ankommt, auf das Wesen der Menschen und der Dinge. Den instructiven Aufzeichnungen des Schriftstellers gesellen sich die flott hingeworfenen, sehr charakteristisch wirkenden Vollbilder und Skizzen des Malers Alfred Sohn-Rethel, die dem Buche noch einen aparten Reiz verleihen.

ρ. **Durch den Schwarzwald.** Von Wilhelm Jensen. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1900.

Wie der Vermerk auf dem Titelblatt besagt, ist dieses handliche Büchlein dem Prachtwerk „Der Schwarzwald" entnommen und, wie wir aus dem Vorwort erfahren, auf Veranlassung der Verlagshandlung nach Maßgabe der mancherlei inzwischen eingetretenen Veränderungen in topographischer und touristischer Hinsicht neu durchgesehen worden. In dieser Gestalt darf es den Schwarzwald-Reisenden als guter Kamerad wohl empfohlen werden. Man kennt Jensen's Art, zu schildern und zu erzählen; er hat ein warmes Herz für die Natur, die ewig jung bleibt, und weiß, wo er von den Dingen der Vergangenheit spricht, immer den verwandten Ton zu treffen. Man wird von ihm kein gewöhnliches Reisehandbuch erwarten, obwohl seine Vorliebe für die Poesie seines Wandergebietes ihn nicht verhindert, ein zuverlässiger Führer auf Weg und Steg zu sein. Aber wenn er in eine mittelalterliche Stadt kommt, in den Burgen und Ruinen, an denen der Schwarzwald so reich, ist er in seinem wahren Element; ihre Geschichte kennt er, wie sie Wenige kennen mögen, und wenn er die alten Chronisten, in denen er so bewandert ist, selber reden läßt, dann meint man, die längst vergangenen Zeiten seltsam anheimelnd noch einmal auftauchen zu sehen. Gern folgt man ihm auf diesen entlegenen, von Dichtung und Sage umwobenen Pfaden, die doch immer wieder zur Gegenwart zurückführen und nicht selten in einem lobenswerthen Wirthshause alten Stils enden. — Daß in einem Schwarzwaldbuche auch des Dichters der „Schwarzwälder Dorfgeschichten", Berthold Auerbach's, gedacht werde, ist nicht mehr als billig; nur hätte der Druckfehler, der ihn (S. 172) „Ludwig" nennt, berichtigt und eine seiner berühmtesten Erzählungen: „Die Frau Professorin", nicht (S. 248) „Stadt und Land" genannt werden sollen. Die dramatisirte Bearbeitung der Charlotte Birch-Pfeiffer heißt „Dorf und Stadt".

γ. **Altdeutsch-lateinische Spielmannsgedichte des 10. Jahrhunderts.** Für Liebhaber des deutschen Alterthums übertragen von Moritz Heyne. Göttingen, Franz Wunder. 1900.

Die Spielleute (mimi) sind ein Stand, der sich vom römischen Alterthum in die germanische Welt hinüber gerettet hat. Sie lebten an den Höfen der Könige, der romanischen wie der germanischen, und unterhielten diese und ihre Höflinge durch ihre Späße und spaßhaften Erzählungen; sind sie an einem Fürstensitz mit ihrem Vorrath an Possen zu Ende — den sie aber fortwährend zu vermehren trachten — so ziehen sie einem anderen Hofe zu und fangen hier von vorne an. Ihre Vorträge waren natürlich derb und saftig, da sie die Lachlust wecken und dadurch den erhofften Gewinn steigern wollten; ihr Benehmen war dementsprechend vorlaut und wohl gar frech; die Herren ließen sich aber das gefallen, da es in gewissem Sinn zum Ganzen gehörte, „etwa wie man sich das Zutäppische eines Lieblingshundes gefallen läßt". Nun hat der Göttinger Altmeister der germanischen Philologie und Alterthumskunde sechs von den lateinischen Gedichten der Spielmänner (neben denen es zahlreiche deutsche gab) ins Deutsche übertragen, und zwar im möglichsten Anschluß an Wortlaut und Versmaß der ursprünglichen Texte. Der buntgemischte stoffliche Charakter dieser Bilder, die „Sagen und Märchen, Geschichtliches und Tagesklatsch, Zeitereignisse und Anekdoten" enthalten, tritt uns aus Heyer's Nachbildungen ebenso lebendig entgegen wie die dramatische Anlage, auf welche die mimi es der unmittelbaren Wirkung halber absahen. Auch culturgeschichtlich sind die mitgetheilten Proben interessant; sie vergegenwärtigen uns eine wenig gekannte und doch bedeutsame Zeit, „in der mächtig aufstrebende Anfänge künftiger Größe liegen". Bezeichnend ist, daß der Pfarrer, der zweimal auftritt, noch ebenso im Ehestande lebt wie der Ortsschulze und der Meier, und daß er sich Gottes und seiner seelsorgerlichen Pflichten nur dann erinnert, wenn Tod und Gericht ihm drohen. Von Justiz ist wenig die Rede; wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle, und wer betrogen wird, dem bleibt nichts übrig, als daß er sucht, wieder zu betrügen.

81. **Cinquante ans d'amitié** (Michelet-Quinet). Par Mme. Edgar Quinet. Paris, Armand Colin & Co. 1899.

Die berühmten Freunde, welchen hier die Pietät ein neues Denkmal errichtet hat, waren nicht nur durch eine innige, fünfzig Jahre hindurch kaum getrübte Neigung, sondern auch durch ähnliche Erlebnisse und Schicksale mit einander verbunden. Beide Schüler der École normale und Jünger des eklektischen Philosophen Cousin, glühende Anhänger der demokratischen Doctrinen und Gegner der clericalen Politik in jeder Form, wurden sie früh auf das Ausland, vornehmlich auf Deutschland und seine geistige Arbeit, verwiesen; sie vertraten beide durch bahnbrechende Werke die Doctrinen der geschichtsphilosophischen Schule, durch deren Erneuerung sie auch die des französischen Geistes erstrebten, und begeisterten, Jeder in seiner Weise, die Jugend der Julimonarchie für ihre Theorie der Revolution, an deren Weiterentwicklung sie durch Förderung idealer Zwecke, einer hohen Moralität und Empfehlung einer nationalen, durch weltliche Lehrkräfte vermittelten gelehrten Bildung arbeiteten. Sie hatten beide fünfzig Jahre erreicht oder überschritten, als sie, Wittwer geworden, zu zweiten Ehen schritten. Michelet fand mit der dreiundzwanzigjährigen Athenaïs Malaret ein spätes, leidenschaftlich bewegtes Glück; Edgar Quinet, der mit einer schönen und vortrefflichen deutschen Gattin in erster Ehe vermählt gewesen war, verband sich mit einer nicht weniger begabten Frau, der Verfasserin des vorliegenden Buches, zwanzig Jahre hindurch die Gefährtin seiner Verbannung, die nach dem Staatsstreich vom 2. December begann und sich bis 1870 fortsetzte. Sowohl Madame Quinet als Madame Michelet waren schriftstellerisch thätig und hervorragend begabt und wurden die Helferinnen ihrer Gatten. Die Eine wie die Andere haben das Glück und die Wechselfälle ihrer Ehen in einer Reihe biographischer Aufzeichnungen erzählt. Es kam der Augenblick, wo sie eine intellectuelle Spannung zwischen den Freunden nicht verhindern konnten. Die radicale religiöse Richtung von Michelet, der das Christenthum als einen überwundenen Standpunkt betrachtete, entsprach den Ideen Quinet's nicht mehr, der seinerseits die Haltung des Freundes dem zweiten Kaiserreich gegenüber viel zu schonend fand. Den Höhepunkt des Gegensatzes bezeichnet der Briefwechsel von 1868 (S. 319—325), der den gegenseitigen Vorwurf zum Ausdruck bringt, der eine Freund habe das letzte Buch des Anderen kaum mehr erwähnt. Nach mehr als vierzigjährigem Austausch bewundernden Lobes, das Quinet dem Verfasser der „Geschichte Frankreichs", Michelet dem Dichter des „Ahasverus", des „Napoleon", des „Prometheus" und seinem historischen Werk gespendet hatte, war das Schweigen bedeutsam genug. Die Katastrophe von 1870 führte Quinet und Michelet wieder zusammen. Die nie getrübte Liebe ihrer Seelen zu einander erstarkte im gemeinsamen patriotischen Schmerz. Quinet hat Michelet nur um ein Jahr überlebt. Um das vorliegende Buch, das fast ausschließlich auf ihre Persönlichkeiten sich beschränkt, ganz zu verstehen, ist eine genaue Kenntniß derselben vorausgesetzt. Sie waren beredtsam, begeistert, dichterisch veranlagt und von einem hohen Idealismus beseelt, Kampfnaturen, in welchen bei Quinet die Religion der Pflicht, bei Michelet die mächtigste Gestaltungskraft der Phantasie überwog. Madame Quinet macht die Unterscheidung zwischen ihnen, Michelet habe sich mit Worten gesättigt, wo Quinet Thaten verlangte. Er war von beiden der ernstere, consequentere Denker, unpraktisch, selbstlos, maßvoll, in allen materiellen Fragen des Lebens auf seinen geschickten und in weltlichen Dingen sehr erfahrenen Freund gestützt. Das Volk, das er schwärmerisch liebte, wollte er als Historiker und als Moralist erziehen. Michelet zog vor, es zu berauschen und die Magie seines Stils in den Dienst einer Kunst zu stellen, für welche zuweilen selbst die Geschichte zur Vision sich verflüchtigt. Aber zur Vision des Genius, mehr als einmal die Wahrheit durch Intuition entdeckend, die sich dem mühsamen Fleiß der Mittelmäßigkeit verschlossen hält.

89. **Politiker und Nationalökonomen.** Eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen. Herausgegeben von G. Schmoller und O. Hintze. I. Machiavelli. Von Richard Fester. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1900.

Ein neues Unternehmen, welches den lobenswerthen Zweck verfolgt, die Ergebnisse der Wissenschaft in dem weiteren Kreise der Leser zu verbreiten. Gelehrte und Schriftsteller haben sich zu monographischen Darstellungen des Lebens und der Bedeutung großer Politiker und Nationalökonomen vereinigt, frei von jeder parteimäßigen Tendenz und Gebundenheit. Ein ähnliches Unternehmen hat dieselbe Verlagsbuchhandlung bereits seit einigen Jahren als „Frommann's Classiker der Philosophie" in Gang gebracht. Von dem neuesten ist der vorliegende Band über Machiavelli der erste. Der Kerngedanke der Schrift ist durch die Widmung an das „Andenken des Fürsten Otto von Bismarck" bezeichnet: jenen vielgenannten großen Denker der Staatskunst als den Propheten der modernen Staatenbildung und ihres Realismus zu zeigen, der dem Denken der folgenden Jahrhunderte ebenso vorgearbeitet hat wie sein Vaterland durch Staat und Cultur dem übrigen Europa. — Das Zeitalter, die Jugend, das Leben, die Schriftwerke Machiavelli's werden von dem Herrn Verfasser (Professor der Geschichte an der Universität Erlangen) in anregender Weise behandelt. Neben dem älteren Hauptwerke, der dreibändigen Biographie von der Hand des Nestors der italienischen Historiker, Pasquale Villari, ein kürzeres, seinem populären Zweck dienliches, die neue Sammlung angemessen einleitendes Büchlein. Fernere Bände sollen Bodinus, Vico, Turgot, Adam Smith, Friedrich den Großen, Friedrich Wilhelm I., Cromwell, Niebuhr, Gladstone, Dahlmann, Treitschke, Karl Marx zum Gegenstande haben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bassermann-Jordan. – Die decorative Malerei der Renaissance am bayrischen Hofe. Von Ernst Bassermann-Jordan. Mit 16 Vollbildern und 100 Textillustrationen. München, F. Bruckmann. 1900.

Baumgartner. — Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner. Bis zur dreiundzwanzigsten Lieferung. 1900.

Berthold. – Die Judenfrage in Galizien. Von P. Berthold. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1900.

Brandes. — Aesthetische Studien von Georg Brandes. Charlottenburg, H. Barsdorf. 1900.

Bulle-Rigutini. — Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch von Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle. Achtzehnte (Schluß-)Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1900.

Burdach. — Walther von der Vogelweide. Philologische und historische Forschungen von Konrad Burdach. Erster Theil. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Cassini. — Famiglia Polaniesky di Enrico Sienkiewicz. Impressioni e note di G. M. Cassini. Genova, Fratelli Pagano. 1900.

Edition Illustrato Luzern. — 1. Gotthardbahn, 28 Ansichten. — 2. Engelberg, 32 Ansichten. — 3. Furka- und Grimsel-Pass, 24 Ansichten. — 4. Gemmi-Pass, 21 Ansichten. — 5. Zermatt, 32 Ansichten. Luzern, „Illustrato".

Ehekunst. – Zweite Auflage. Frauenfeld, J. Huber. O. J.

Erdmann. — „Nun aber weiter!" Das Endziel der kaiserlichen Flottenpolitik. Von Gustav Adolf Erdmann. Wittenberg, R. Herrosé. 1900.

Europäische Wanderbilder. — Nr. 254. Der Curort Walzenhausen (Ct. Appenzell). Von J. J. Arbenz. Nr. 255. Pontresina. Von Ernst Lechner. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. O. J.

Fraas. — Die Triaszeit in Schwaben. Ein Blick in die Urgeschichte an der Hand von R. Blezinger's geologischer Pyramide von Eberhard Fraas. Ravensburg, Otto Maier. O. J.

Freundesgaben für Carl August Hugo Burkhardt zum siebzigsten Geburtstag, 6. Juli 1900, von P. v. Bojanowski, O. Francke, K. Kehrbach, F. Sandvoß, A. Sauer, E. Schmidt, C. Schüddekopf, L. Seuffert, J. Trefftz, H. Weber, G. Weisstein, R. M. Werner. Berlin, Hermann Böhlau's Nachfolger. 1900.

Friesenberg. — Passionssträußchen, gesammelt am Fuße des Kreuzes für Kranke, Arme und Leidende von Frieda von Friesenberg. Dritte, vermehrte Auflage. Kassel, Ernst Röttger. O. J.

Fuchs. — Karl von Hase ein Bekenner des Christenthums und der Freiheit. Ein Erinnerungsblatt von Gerhard Fuchs. Leipzig, Gustav Fock. 1900.

Fuchs. — Das Elend. Eine sociale Tragödie von Hermann Fuchs. Weinheim (Baden), Fr. Ackermann. O. J.

Große. — Kunstwissenschaftliche Studien von Ernst Große. Tübingen, Freiburg i. Br. und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1900.

Haacke-Kuhnert. — Das Thierleben der Erde. Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Bis zur fünften Lieferung. Berlin, Martin Oldenbourg.

Hase. — Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche von Karl von Hase. Siebente Auflage. Bis zur zehnten (Schluß-)Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.

Heinze. — Die Beschlagnahme der deutschen Postdampfer durch die Engländer. Von Wolfgang Heinze. Heidelberg, Carl Winter. 1900.

Hemme. — Was muß der Gebildete vom Griechischen wissen? Eine allgemeine Erörterung der Frage nebst einem ausführlichen Verzeichniß der aus dem Griechischen entlehnten Fremd- und Lehnwörter der deutschen Sprache, herausgegeben von Adolf Hemme. Leipzig, Eduard Avenarius. 1900.

Henschke. — Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Zur Lectüre auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten zusammengestellt von Margarete Henschke. Mit vier Abbildungen. Gera, Theodor Hofmann. 1900.

Höfler. — Immanuel Kant. Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Neu herausgegeben mit einem Nachwort: Studien zur gegenwärtigen Philosophie der Mechanik. Von Alois Höfler. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1900.

Holzhausen. — Der erste Consul Bonaparte und seine deutschen Besucher. Ein Beitrag zur literarischen Würdigung des Consulats von Paul Holzhausen. Bonn, Selbstverlag des Verfassers. 1900.

Hopfen. — Die ganze Hand. Roman von Hans Hopfen. Stuttgart, J. Engelhorn. 1900.

Katalog, Ein, seltener Bücher und Manuscripte. Zur fünfhundertsten Wiederkehr des Geburtstages Johann Gutenberg's am 24. Juni 1900 herausgegeben von Breslauer & Meyer, Buchhändlern und Antiquaren in Berlin, Leipzigerstr. 136.

Köster. — Festrede zur fünfhundertjährigen Geburtsfeier Johannes Gutenberg's, gesprochen in Mainz am 24. Juni 1900 von Albert Köster. Leipzig, B. G. Teubner.

Kostersitz. — Die Photographie im Dienste der Himmelskünste und die Aufgaben der Bergobservatorien. Mit zwölf Gutachten von Fachgelehrten Oesterreichs, Deutschlands und Amerika's über das Project der Errichtung einer Sternwarte auf dem Schneeberg. Von Karl Kostersitz. Mit 23 Illustrationen und 2 Tafeln in Heliogravure. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1900.

Kresse. — Hülfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. Von Oskar Kresse. Viertes bis fünftes Tausend. Berlin, John Schwerin. 1900.

Kühnlein. — Otto Ludwig's Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik von Heinrich Kühnlein. Mit dem Bilde Otto Ludwig's. Leipzig, Commissionsverlag Gustav Fock. 1900.

Landsberg. — Los von Hauptmann! Von Hans Landsberg. Berlin, Hermann Walther. 1900.

Langwerth von Simmern. — England in Südafrika und die großen germanischen Weltinteressen. Von Heinrich Freiherrn von Simmern. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking. 1900.

Lebey. — Essai sur Laurent de Médicis dit le Magnifique par André Lebey. Paris, Perrin & Cie. 1900.

Lechner. — Das Oberengadin in der Vergangenheit und Gegenwart. Von Ernst Lechner. Mit 12 landschaftlichen Ansichten. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1900.

Lessing. — Jesus von Nazareth von Karl Lessing. Dritte, vermehrte Auflage. Eßlingen a. N., Commissionsverlag Wilh. Langguth. 1900.

Lory. — Edelmensch und Kampf ums Dasein. Ein Programm von Karl Lory. Hannover, Gebrüder Jänecke. 1900.

Marcks. — Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation. Von Erich Marcks. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Massarini. — Storia e fisiologica dell' arte di ridere. Di Tullo Massarini. Volume primo. Milano, Ulrico Hoepli. 1900.

Mazelière. — La peinture allemande aux XIXe siècle. Par Mis de la Mazelière. Paris, Librairie Plon. 1900.

Misch. — Der todte Musikant. Humoristischer Roman von Robert Misch. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Möller. — Die Tragödie der Liebe. Eine Bühnendichtung von Alfred Möller. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Moeller-Bruck. — Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Von Arthur Moeller-Bruck. Band VI: Richard Dehmel. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1900.

Molmenti. — Antonio Fogazzaro. La sua vita e le sue opere. Di Pompeo Molmenti. Milano, Ulrico Hoepli. 1900.

Moser. — Wandlungen der Gedichte Conrad Ferdinand Meyer's. Mit zahlreichen Erstabdrücken und Zwischenfassungen und den zum ersten Mal gesammelten Gelegenheitsgedichten. Von Heinrich Moser. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1900.

Najmájer. — Der Stern von Navarra. Historischer Roman in zwei Bänden von Marie von Najmájer. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1900.

Nauticus. — Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Von Nauticus. Zweiter Jahrgang 1900. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Obst. — Karl Ewald Hasse, der Nestor der deutschen Kliniker. Von Hermann Obst. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Ompteda. — Die Radlerin. Geschichte zweier Menschen. Von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Oordt. — Paul Krüger und die Entstehung der südafrikanischen Republik. Von J. F. von Oordt. Bis zur neunten Lieferung. Basel, Benno Schwabe. 1900.

Ott. — Der Schürzenbauer. Roman aus dem Hochgebirge von Adolf Ott. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Fünfter Band, erstes bis sechstes Heft. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Padovani and Gallo. — Illustrated guide to the Valleys of the Biellese region to the south of Monte Rosa by Pia Padovani and Emilio Gallo. Turin, F. Casanova. 1900.

Perron. — Des reliefs en général et du relief au 1/100000 de la Suisse en particulier. Par C. Perron. Mémoire adressé au jury de la cartographie à l'exposition universelle de 1900 à Paris. Genève, Librairie Stapelmohr. 1900.

Pestalozzi's sämmtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. Fünfter Band. Liegnitz, Carl Seyffarth. 1900.

Petzold. — Fremdlinge. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Petzold. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Plan général de l'exposition universelle 1900. Paris, A. Taride. 1900.

Preser. — Der Soldatenhandel in Hessen. Versuch einer Abrechnung. Von Carl Preser. Marburg, N. G. Elwert. 1900.

Pröll. — Kriegsvolk und Rodvolk. Bunte Geschichten von Karl Pröll. Berlin, Thormann & Goetsch. 1900.

Raymond. — The representative significance of Form. An essay in comparative æsthetics by George Lansing Raymond. New York and London, G. P. Putnam's sons. 1900.

Recht, Das, der geistigen Bahnbrecher der Menschheit auf materielle Förderung durch die Allgemeinheit. Ein bedeutsames Capitel der socialen Frage. Mit besonderer Berücksichtigung der neuen Aera sittlich-geistigen Lebens, herbeigeführt durch Dr. Grabowsky's Entdeckungen und deren Aufnahme von Seiten der Zeitgenossen. Leipzig, Max Spohr. 1900.

Roth. — Schutzmittel der Pflanzen gegen Thierfraß und der Blüthen gegen unberufene Gäste. Von E. Roth. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Rückblicke und Erinnerungen, anlässlich ihres 25jährigen Jubiläums herausgegeben von der Buch- und Kunstdruckerei Knorr & Hirth, Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten. München, Knorr & Hirth. 1900.

Sachs. — Worte der Seele. Ein Gedichtbuch. Von Erich Sachs. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Sammlung klinischer Vorträge, begründet von Richard von Volkmann. Neue Folge Nr. 271. Wintercuren im Hochgebirge von Wilhelm Erb. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.

Scholz. — Die Juden in Russland. Urkunden und Zeugnisse russischer Behörden und Autoritäten. Aus dem Russischen übersetzt von August Scholz. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1900.

Schröder. — Goethe und die Professoren. Kaisergeburtstagsrede von Edward Schröder. Marburg, N. G. Elwert. 1900.

Schultze. — Freie öffentliche Bibliotheken. Volksbibliotheken und Lesehallen. Von Ernst Schultze. Stettin, Dannenberg & Co. 1900.

Schupp. — Die „Mucker". Eine Erzählung aus dem Leben der deutschen Colonien Brasiliens in der Gegenwart. Von Ambros Schupp. Paderborn, Verlag der Bonifacius Druckerei. 1900.

Schwabe. — Vielleicht. Von Georg Schwabe. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Seidel. — Erzählende Schriften von Heinrich Seidel. Bis zur dreißigsten Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Söhle. — Musikanten und Sonderlinge. Neue Musikantengeschichten. Von Karl Söhle. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1900.

Sperl. — Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers bearbeitet und herausgegeben von August Sperl. Zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1900.

Spielmann. — Die Taiping-Revolution in China (1850—1864). Ein Kapitel der menschlichen Tragikomödie. Nebst einem Ueberblick über Geschichte und Entwicklung Chinas. Von C. Spielmann. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1900.

Stern. — Ueber Psychologie der individuellen Differenzen (Ideen zu einer „differentiellen Psychologie") von L. William Stern. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1900.

Sternfeld. — Zur Einführung in Beethoven's Missa solemnis. Von Richard Sternfeld. Berlin, Harmonie-Verlagsgesellschaft. O. J.

Sticker. — Gesundheit und Erziehung. Von Georg Sticker. Gießen, J. Ricker. 1900.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Fünfzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Thurnhofer. — Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Humanist und Luther's Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenspaltung in Deutschland. Von Franz Xaver Thurnhofer. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1900.

Volkelt. — Arthur Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube. Von Johannes Volkelt. Mit Bildniss. Stuttgart, Fr. Frommann. 1900.

Vorreden und Einleitungen zu classischen Werken der Mechanik: Galilei, Newton, d'Alembert, Lagrange, Kirchhoff, Hertz, Helmholtz. Uebersetzt und herausgegeben von Mitgliedern der philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1899.

Wallersee. — Eine arme Königin. Roman von Marie Freiin von Wallersee, ci-devant Gräfin Larisch. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Weck. — Haus Hohenzollern. Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav Weck. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Wedekind. — Der Kammersänger. Drei Scenen. Von Frank Wedekind. Zweite Auflage. München, Albert Langen. 1900.

Weil. — Études sur l'antiquité grecque. Par Henri Weil. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1900.

Wichert. — Die ewigen Räthsel. Populär-philosophische Vorträge von Rudolf von Wichert. Dritte Serie. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1900.

Wiegand. — Lorenzo il magnifico. Schauspiel in fünf Aufzügen von F. Wiegand. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1900.

Zapp. — Die Klugen und die Schlauen. Roman von Arthur Zapp. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Zopke. — Die Weltausstellung in Paris 1900. Der Telephonograph. Von Hans Zopke. Berlin, F. C. Glaser. 1900.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.




UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109564861